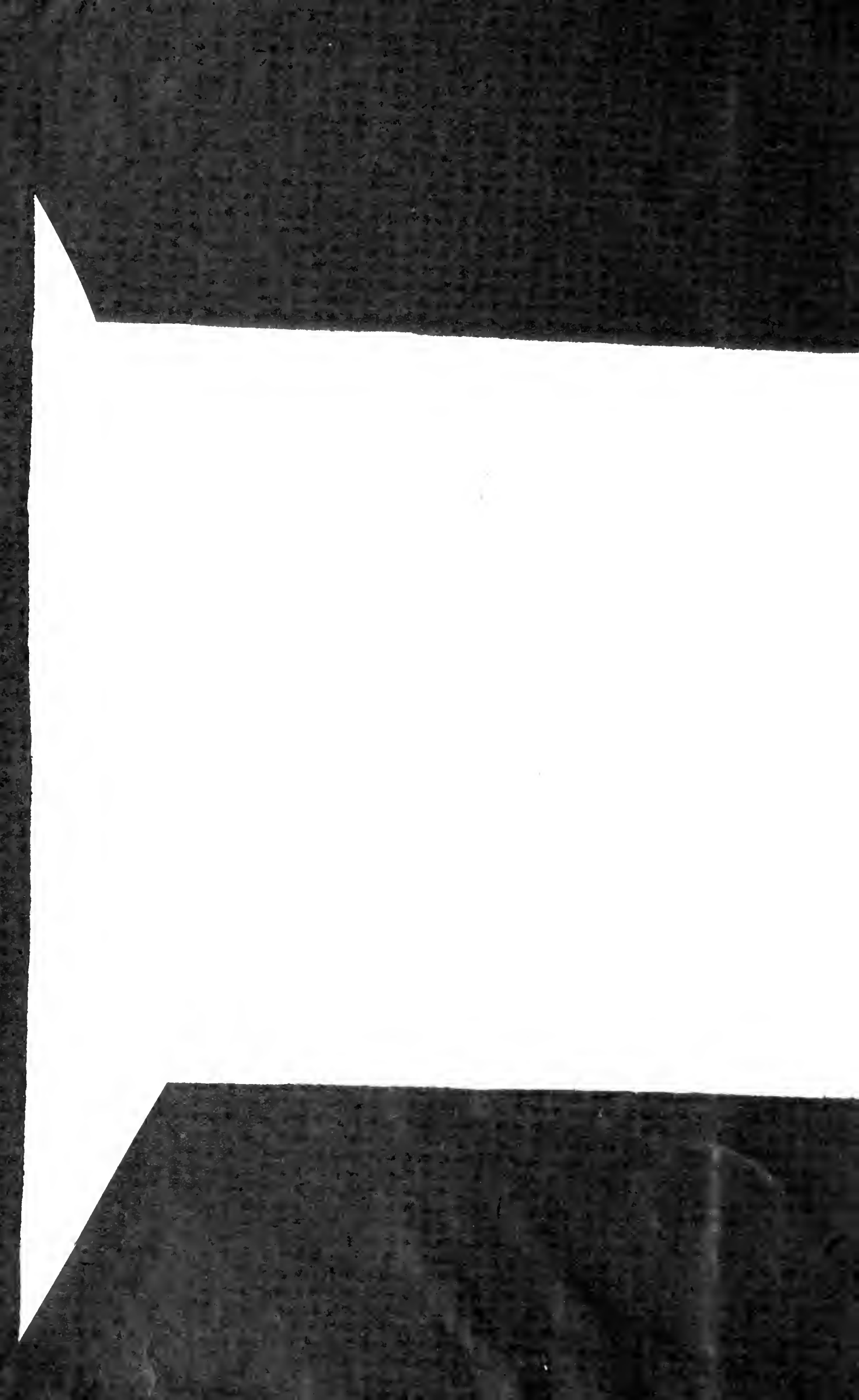






# Stimmen aus Maria-Laach.

## Katholische Blätter.

Fünfundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1883.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.




Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.




# Inhalt des fünfundzwanzigsten Bandes.



## Recensionen.

## Miscellen.

# Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

## 1. Die Vorzeit.

„Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt."

Schon Ambros glaubte, diese paar Verse aus Göthe's Faust einem seiner geistvollen Aufsätze über R. Wagner an die Stirne setzen zu können, da ja dieser selbst sich charakterisirt habe als einen, dem „der nie zufriedene Geist, der stets auf Neues sinnt", zu Theil geworden. Jetzt ist für das „auf Neues sinnen" und das „immer vorwärts dringen" auf Erden ihm kein Platz mehr. Richard Wagner ist nach einem langen, ruhelosen Leben gestorben, und wie einen König haben sie ihn in seinem „Wahnfried" begraben. In der welschen Lagunenstadt, wo er vor mehr als 30 Jahren die Tondichtung zu seinem Nibelungenwerk begonnen, traf ihn am Nachmittag des 13. Februar ein schneller Tod. Im fränkischen Olympia, wo er seine wichtigsten Wünsche verwirklicht sah, wo er vor wenigen Jahren mit diesen seinen Nibelungen die höchsten Triumphe gefeiert hat, muß er nun ruhen und rasten von allem seinem „Wähnen".

Das ist wahr, in einer Sache wenigstens sucht Wagner in der Geschichte seiner Kunst umsonst nach Seinesgleichen. So wie er ist unseres Wissens nie einer ihrer Meister verherrlicht, verhimmelt und vergöttert worden. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß, wenn Ruhm und Erdengut den Menschen glücklich machen, in Bayreuth der Glücklichsten einer begraben liegt.

Noch bevor Richard Wagner starb, war es unsere Absicht, sein letztes der Welt vorgeführtes Werk, Parsifal und das Bayreuther Bühnenweihfestspiel, hier zu besprechen. Das Kunstwerk selbst nach Inhalt und Zweck, die Beurtheilung, welche es da und dort gefunden, die nicht zu läugnenden culturgeschichtlichen Momente, die es selbst und seine Auf-

führungen dem aufmerksamern Beobachter in Fülle bietet — dieß Alles gibt Grund genug, Parsival in einer katholischen Revue nicht unbeachtet zu lassen. Hatten ja außerdem die Bayreuther Blätter schon in den ersten Tagen des Jahres allen Verehrern des Meisters die frohe Kunde gebracht, daß auch für den nächsten Sommer die Parsifal-Aufführungen wieder gesichert seien. Nun der Meister todt ist, schien es geboten, den Rahmen zu erweitern und auch von ihm selbst und von seinem Schaffen und seinen Werken mehr im Allgemeinen zu sprechen.

Eine Autobiographie des großen Wort- und Tondichters — wie Wagners officieller Titel im Bayreuther Adreßbuch lautet — besitzen wir nicht. Nach seinem Tode hieß es, Wagner habe in der letzten Zeit seines Lebens[1] an einer solchen gearbeitet. Dem gegenüber trat freilich eine andere Nachricht auf, der zufolge eine „vierbändige" Autobiographie des Dichter-Componisten bereits fix und fertig, und in Basel gedruckt, vorliege, aber nur in drei geheim gehaltenen Exemplaren.

Über einzelne Abschnitte seines wechselvollen Lebens hat Wagner allerdings in kleineren Producten seiner reichen schriftstellerischen Thätigkeit berichtet; aber es sind meistentheils entweder nur bizarr hingeworfene Contouren oder romantisch aufgeputzte Causerien, aus welchen der einfache geschichtliche Kern nur mit Vorsicht loszulösen ist. Eine schlichte Erzählung seiner bisherigen Lebensschicksale hatte Wagner in Laube's Journal: „Die elegante Welt" (1843, Nr. 5 u. 6) gegeben. Ihr Faden „zieht sich durch" und ist ausgesponnen in C. Fr. Glasenapps Festgabe zur Eröffnung der Bayreuther Festspiele[2].

Herr Glasenapp ist nun allerdings ein großer Verehrer Wagners; aber seine Biographie des Gefeierten sollte doch solidere und bessere Waare bieten, als sie es, selbst bescheidenen Ansprüchen gegenüber, wirklich thut. Wenn man auch Wagner nicht in solche olympische Höhen entrückt, wie sein „freislich" und „neidlich" bezaubertes „Ritter-Ge-

---

[1] Zugleich verlautete, Wagner habe ein neues Werk unter Händen gehabt, welches den Kreis der Nibelungen und des Parsifal schließen werde und „Buddha" sein und heißen solle. Nach anderer Lesart wäre des Werkes Name: „Die Büßer". Die Idee sollte eine Verherrlichung der Seelenwanderung sein. Wenige Tage vor seinem plötzlichen Tode soll Wagner geäußert haben: „Wartet nur, ich sterbe nicht eher, ich will nicht eher sterben, ehe ich nicht euch Allen eine große Überraschung bereitet habe!" Der Mensch denkt und Gott lenkt.

[2] R. Wagners Leben und Wirken in sechs Büchern dargestellt von Karl Fr. Glasenapp. Kassel und Leipzig, Karl Maurers Verlags-Buchhandlung, 1876. — Inzwischen ist eine neue, „vermehrte" Ausgabe erschienen.

sipp" Wolzogen, Hagen, Hausegger, Glasenapp u. s. w., das werden doch Viele, ja Alle, zugeben, daß der Meister ein hochbegabter Mann gewesen, daß er eine ungewöhnliche geistige Spannkraft, eine riesige Willensstärke besessen, daß er als der größte schaffende Musiker der Gegenwart gegolten habe. Da wäre es wohl interessant gewesen, den Entwickelungsgang dieses Mannes genau dargelegt zu sehen. Dieß um so mehr, als es sonnenklare Thatsache ist, daß Wagner auf ganz eigenen, höchst exorbitanten Bahnen zu solcher Höhe gelangte; daß er sich Ziele gesetzt und Kräfte zugetraut habe, die ihm wirklich versagt waren; daß er aber auch das erreicht hat, was er selbst, die verkörperte Prätension, nicht einmal hoffen wollte. Nun, von allem dem findet sich bei Glasenapp nur wenig, und dieses Wenige muß erst noch herausgewaschen werden wie Gold aus dem Rheinsande. Glasenapps ganzes Werk zeichnet Wagner nach dem Vorwurfe jener paar Verse desselben, welche als poetisches Leitmotiv dem vierten Buche voraus gesetzt sind:

„Was in mir rang nach freien Künstlerthaten,
Sah der Gemeinheit Loose sich verrathen."

Wer anders denkt und sagt, ist entweder die eingefleischte Bosheit oder die personificirte Bornirtheit. Das hat nun freilich Herr Edmund von Hagen noch freislicher ausgesprochen, wenn er im Vorwort zu seinen „Beiträgen zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst" ad verbum erklärt: „Für unzarte und rohe Naturen, für kleinliche, unbesonnene und unweise Menschen ist das Ästhetische nicht lehrbar. Möchten daher doch alle groben und rohen Menschen der Kunst überhaupt fern bleiben, namentlich die ‚deutschen Flegel', sowie auch die sogenannten vornehmen Frauen, welche dem zarten, wahrhaft gebildeten und milden (!) Philosophen gegenüber rüde Knotinnen sind." Wir müssen zu besserem Verständnisse noch bemerken, daß nach Herrn von Hagen die Wagner'sche Kunst als „einzige Kunst angesehen werden muß, welche ganz auf Besonnenheit, Vernunft und Geist beruht".

„Der erste Schrei, mit dem der jüngste Sproß des Polizeiactuarius Wagner die Welt begrüßte, die ihm eine Künstlerlaufbahn, reich an Triumphen, aber auch an Wechsel und Sorgen zu bieten im Begriff war, geschah am 22. Mai 1813." So berichtet in feinster Anspielung auf des Wunderkindes künftige musikalische Leistungen Herr Glasenapp Richards Eintritt in diese Welt. Er versäumt auch

nicht, zu erklären, daß zum Sonntagskinde zwar einige Stunden gefehlt hätten, dafür aber seine Geburt „der guten Auspicien" des Wochentages genießen konnte, „an welchem einst der Herr bei Betrachtung seiner Werke gewahr ward (!), daß Alles gut war". Neben dieser weihevollen Bemerkung findet sich bald darauf eine andere höchst sinnige in Bezug auf die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813, die bei der Vaterstadt Wagners, wenige Monate nach seiner Geburt, in der dreitägigen Völkerschlacht von Leipzig ihren Höhepunkt erreichen sollten. „Dem combinirenden Scharfsinne eines musikalischen Fachgelehrten" will es Glasenapp überlassen, die schwierige Aufgabe zu lösen, ob und welcher Causalnexus obwalte „zwischen dem Kriegslärm der Befreiungsschlachten und der dem Tondichter oft genug vorgeworfenen geräuschvollen Instrumentation". Er selbst will sich des Urtheils enthalten. Wir auch. Doch auf einen andern etwaigen Causalnexus wollen wir hindeuten. Aus einer genealogischen Tabelle am Ende des zweiten Bandes, welche das Geschlechtsregister des Wagner'schen Hauses bis auf den Großpapa Gottlob Friedrich Wagner hinaufführt, erfahren wir, daß Wilhelm Richard Wagner durch Magister Eulenstein am 16. August 1813 getauft worden sei. Also nahezu drei Monate nach der Geburt. Das scheint eben nicht auf ein besonders reges religiöses Bewußtsein und Leben in der Wagner'schen Familie schließen zu lassen. Auch sonst finden wir keine weiteren Notizen über religiöse Lebensäußerungen im Knaben- oder ersten Jünglingsalter Richards [1]. Dem gläubigen Protestanten gilt doch die Confirmationsfeier als ein heiliger Markstein in seinem Leben. Bei Richard scheint sie, wenigstens in der Auffassung seines Biographen, diese Bedeutung nicht gehabt zu haben. Wir schließen aus solchen Anzeichen, daß die frühesten religiösen Anregungen und Einflüsse auf den Knaben spärlich und dürftig waren. Es mußte dieß aber für die spätere Entwickelung desselben, für das Leben und die Anschauungen des großen Künstlers von entscheidender Bedeutung sein. Aus einzelnen Stellen seiner Werke spricht eine religiöse Empfindung heraus, die wohl auf einen tiefern Fond schließen läßt, dem aber die unversiegbaren Quellen der Kindheitseindrücke mangelten, so daß er späterhin nur cisternenartig spenden konnte. Wenn sie auf Richard Wagners Sarg ein Kreuz

[1] Selbst die ausführlichen Mittheilungen über Wagners früheste Jugend von Ferdinand Avenarius: „Richard Wagner als Kind" (Allg. Ztg., 1883, Nr. 73, Beil., und Nr. 74, Beil.) enthalten keine Andeutung über irgendwelche Bethätigung des religiösen Lebens.

hefteten, wenn sie, ehe der Sarg in die Erde gesenkt wurde, dieses Kreuz noch ehrfurchtsvoll geküßt haben, so konnte es in der Denkweise des Verstorbenen nur den einen Sinn haben: sie tragen mit anderm Wähnen auch diesen Wahn zum Frieden der Vergessenheit und des Nichts. „Den Bronnen, den uns Wolfram nannte", hatte Wagner in jüngern Tagen und wohl auch noch später erschaut; aber erschlossen hat sich ihm „die heil'ge Quelle" niemals. Schon als Kind hätte er mit Gurnemanz klagen können:

„Die heil'ge Speisung bleibt uns nun versagt,
Gemeine Atzung muß uns nähren."

Wie bestimmend aber für ihn früheste Eindrücke waren, zeigen ein paar Züge aus seinem Knabenalter. Richards Vater war schon wenige Monate nach dessen Geburt gestorben. Zwei Jahre später hatte sich die Mutter mit dem Portraitmaler, Schriftsteller und Schauspieler Ludwig Geyer vermählt. Auch den Stiefvater verlor der Knabe, als er erst sieben Jahre alt war. Einen Tag vor seinem Tod hatte ihm Richard auf dem Klaviere im Nebenzimmer den damals nagelneuen Jungfernkranz vorgespielt, und gehört, wie der Sterbende mit schwacher Stimme zur Mutter sagte: „Sollte er vielleicht Talent zur Musik haben?" Am frühen Morgen darauf, als der Vater gestorben war, sagte die Mutter dem Knaben: „Aus dir hat er etwas machen wollen." Das haftete fest. Er wußte nun, daß etwas aus ihm werden sollte. Was? das war ihm noch lange nicht klar. Der Sterbende hatte nicht umsonst sein vielleicht hinzugesetzt. Er hatte Richard zum Maler bestimmt. Der Knabe hatte sich dazu wenig anstellig gezeigt. Die Technik des Zeichnens war ihm ganz und gar zuwider. Auch in der Musik wollte die Sache nicht voran. Besonders der Fingersatz und die entsprechenden Übungen schienen ihm die leidigste Pedanterie und Menschenquälerei. Er gab seinem Lehrer in dieser verzweifelten Kunst den Abschied und übte nun auf eigene Faust „mit dem greulichsten Fingersatze" die Freischützouverture ein. Überhaupt hätte ihn diese Oper nahezu zum Wissenden gemacht, wie der Kundry-Kuß seinen Parsifal. Mit ehrfurchtsvoller Scheu beschaute er sich C. M. v. Weber, wenn er, aus der Opernprobe kommend, am Wagner'schen Hause vorüberging. Er erinnerte sich noch später, daß er als Kind auf einen recht diabolischen Ausdruck in Stimme und Action für den Vortrag von Kaspars — ziemlich liederlichem — Trinklied studirt habe. Er empfand „Neigung zum Komödienspiel", lernte sogar auch Englisch, nur um Shakespeare lesen zu können.

Damals war Richard schon Schüler der Dresdener Kreuzschule und that sich als „guter Kopf in litteris" so sehr hervor, daß sein Lehrer Dr. Sillig in ihm den zukünftigen Fachphilologen prognosticiren zu können glaubte. Besonders gefiel Homer dem kleinen Tertianer, der überhaupt den Eindruck der Antike, welchen er auf dem Gymnasium erhielt, frisch und fertig mit in's Leben nahm. Überrascht es einen doch selbst noch im Parsifal, auf einmal einer Reminiscenz an den Chor der griechischen Tragödie zu begegnen, die ihren Eindruck nicht verfehlt. Schon als Knabe trieb es ihn an, sich allgemeine Bildung zu verschaffen, was offenbar den frühen Grund zu jenen umfangreichen Kenntnissen legte, wodurch er sich vor den übrigen größten Meistern seiner Kunst eminent auszeichnet. Da fing er auch zu dichten an. Eine riesige Tragödie wurde angelegt, in welcher der Tod seuchenhaft herrschte, so daß gegen Ende die zur Führung des Dialoges nöthigen Personen fehlten. Doch der jugendliche Dichter wußte Rath. Er ließ die meisten als Geister wieder kommen und das Stück zu Ende plaudern. Sechzig Jahre später hätte er sich vielleicht mit der Seelenwanderung geholfen. Noch während er sich mit dieser grausamen Dichtung herumtrug, zog die Mutter mit ihren jüngern Kindern wieder nach Leipzig. Richard kam dort an die Nikolaischule, wurde aber, nachdem er in Dresden schon auf Secunda gesessen, nach ziemlich flüchtiger Prüfung nach Tertia zurückversetzt. Dieß verletzte ihn so, daß er von seinem früheren Interesse und Eifer das Beste und Meiste verlor, „faul und liederlich" wurde und nur noch an seiner Tragödie arbeitete. Doch auch diese genügte ihm, sowie sie fertig dalag, allein nicht mehr. Es war ein neuer Factor in das Geistesleben des Knaben eingetreten. Leipzig ist schon lange eine berühmte Stätte classischer Musik. In den Gewandhaus-Concerten hatte der fünfzehnjährige Richard Beethovens Symphonien und Musik zum Egmont gehört. Um keinen Preis der Welt hätte er nun sein dramatisches Opus hergeben wollen, es sei denn durch solche Musik erklärt und verklärt. Es war die Idee des musikalischen Dramas in ihm aufgedämmert und von ihm aufgegriffen worden. Ohne es zu ahnen, stand er vor dem Werke seines Lebens. Daß er fähig sei, eine solche Musik zu schreiben, zweifelte er nicht. Er glaubte in kürzester Zeit Kenntnisse genug erlangen zu können, um an's Werk zu gehen. Freilich sah er sich darin enttäuscht; aber entmuthigen ließ er sich nicht. Die Schwierigkeit der Sache reizte nur seine Energie. Dabei wurde seine Phantasie so sehr erregt, daß er am hellen Tage wie im Halbtraume Grundton, Terz und Quint leib-

haftig vor sich zu sehen wähnte und ihm ihre Bedeutung erklären hörte. Ein Schüler, der Gestalt und Gewalt der Tonwelt sich so objectivirte, brachte natürlich den Musikus Gottlieb Müller, welcher ihm jetzt förmlichen Unterricht gab, schlechterdings in Verzweiflung und zum Urtheil, daß auch hier nichts Gescheidtes aus ihm werden würde. Die Seinigen wurden dadurch um so schwerer betroffen, als es mit den Gymnasialstudien nicht besser ging, obwohl er 1830 an die Thomasschule übergetreten war. Dieses Jahr ist in seinem Leben überhaupt von Bedeutung. Zum ersten Male wurde damals eine von ihm componirte Ouverture aufgeführt. Sie fiel durch. Ein Paukenschlag, der durch das ganze Opus hindurch mit hartnäckiger Beharrlichkeit alle vier Takte und zwar fortissimo wiederkehrte, setzte die gesammte Zuhörerschaft erst in Verwunderung, dann in gelinde Verzweiflung und schließlich in eine resignirte Heiterkeit, welche dem 17jährigen Componisten heillosen Ärger verursachte. Wagner war eine höchst empfindliche Natur, und es ist gar nicht unmöglich, daß gerade dieser Mißerfolg den psychologischen Übergang bildet zu dem andern Factum des Jahres 1830. Er wurde Revolutionär. Die Pariser Juli-Revolution hatte ihn zur Überzeugung gebracht, „jeder halbwegs strebsame Mensch erweise sich als solcher erst durch lebhafte Antheilnahme, wenn nicht ausschließliche Beschäftigung mit der Politik“. Nur noch im Umgang mit politischen Literaten fühlte er sich wohl, und in einer Ouverture sollte ein politisches Thema musikalisch behandelt werden. Zugleich waren seine Gymnasialjahre zu Ende, und die ersehnte Freiheit des akademischen Lebens lag vor ihm. Richard griff mit beiden Händen darnach. Einem Facultätsstudium wollte er sich jedoch nicht widmen. Er hatte sich für die Musik entschieden. Was dazu stimmte, sollte Gegenstand seiner Universitätsstudien werden. Doch die Vortheile derselben konnten keine bedeutenden sein. Er überließ sich den Ausschweifungen „der phantastischen Liederlichkeit des deutschen Studentenlebens“. Nach Herrn Glasenapp mußte das so kommen, „damit ihm nichts Menschliches fremd sei“. Eine Glosse ist hier überflüssig. Glaubt denn der ruhmredige Biograph Wagners alles Ernstes, daß eine durch die „Ausschweifungen phantastischer Liederlichkeit“ verirrte und entweihte Jugendzeit für das Leben — und vorab für das Künstlerleben — keine Bedeutung habe? Oder soll das etwa der erste Firniß sein, der des Dichtercomponisten Jugendzeit ähnlich herauswichsen muß, wie die hundertfachen Göthe-Idyllen die „phantastischen Liederlichkeiten“ des Altmeisters der Poeten?

Wir würden jedoch Wagner unrecht thun, wollten wir ihn hier so einfachhin mit Göthe in Parallele ziehen. Wagner hat Zweck und Werk, Streben und Arbeit der Kunst viel ernster und tiefer aufgefaßt, viel ernster und kraftvoller aufgenommen. Darum entriß er sich auch bald dem losen Taumel und begann ein geregeltes Studium der Musik, die er inzwischen fast gänzlich hatte liegen lassen.

Damit trat er auch in die zweite Periode seines Lebens. Das geistige Gähren und Schwären, das im Knaben schon begonnen hatte, leider aber ohne religiöses Ferment und ohne die nöthige Nachhilfe einer verständigen, klärenden und wehrenden Erziehung vor sich gehen mußte, macht diese Periode des Wagner'schen Lebens und Wirkens zu einer psychologisch ungemein interessanten Erscheinung. Wenn wir zunächst nicht den Künstler, sondern den Mann überhaupt zum Mittelpunkte dieses Essai's machten, so müßten wir den zweiten Abschnitt von Wagners Leben mit seiner Flucht aus Dresden (Mai 1849) schließen [1]. So aber bildet diese „Mißwende" einen zwar einflußreichen, aber doch nur äußerlichen Punkt des künstlerischen Entwicklungsweges unseres Dichtercomponisten. Wir sehen eine tiefer einschneidende Scheidungslinie da sich ziehen, wo er von seinem Genius sagen kann, was er Loge vom Rheingold singen läßt:

„. . . ward es zum runden
Reife geschmiedet,
Hilft es zu höchster Macht,
Gewinnt dem Manne die Welt."

Zehn Jahre kaum ist die erste Glückswende geschehen, und der Dichter singt von sich selbst:

„So wandl' ich stolzbeglückt nun neue Pfade
Im sommerlichen Königreich der Gnade."

Es sind fast 25 Jahre, welche wir zusammenfassen, und dreifach ist die Richtung, nach der sich des Künstlers Sinnen und Streben und Mühen während dieser bethätigt. Die erste gilt seinem Kunstschaffen. Ziemlich scharf scheidet sie sich wiederum zweifach. Zunächst ein Schaffen, das sich in Conception und Gebilden den gegebenen Thatsachen anschmiegt, dann

---

[1] Herr Glasenapp wird an diesem delicaten Punkte seines Werkes sehr compendiös und tritt sogar hinter den Schleier und die Schanze documentarischer Quellenforschung. „Ob Wagner selbst wie Kinkel die Fahne des Aufstandes seiner Schaar vorangetragen, wissen wir nicht; die Acten seines Processes sind nicht bekannt geworden."

ein Schaffen, das sich eigene Ziele setzt und das Gounod treffend mit den Worten charakterisirte: „Hätte dieser seltene Mann die Wege weiter verfolgt, auf welchen er mit Tannhäuser und Lohengrin sogleich die Herzen seiner Landsleute und die der ganzen gebildeten Welt eroberte, dann hätten wir heute eine Erscheinung vor uns, wie sie vielleicht die Welt nie gesehen."

Die zweite Richtung gilt seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Sie ordnet sich allerdings der ersteren gewissermaßen unter, greift aber auch weiter und erhält ihr eigenes scharf abgegrenztes Gepräge.

Die dritte Richtung gilt seiner Existenz, und dieses nicht bloß in Bezug auf die Aufnahme seiner Werke, sondern auch wiederholt in des Wortes härtestem Sinne. Von Anfang an daran gewöhnt, die Grundsätze nach den Eindrücken und nicht diese nach jenen zu beurtheilen, wurde Wagner durch diesen bittern Kampf um's Dasein in den Pessimismus Schopenhauers hineingedrängt, wozu die Bekanntschaft mit den Schriften Feuerbachs entsprechend vorbereitete. So mag sich auch erklären, wie Wagner, noch ehe er von Schopenhauers Philosophie gewußt, doch von den Ideen derselben „geradezu greifbar" beeinflußt wurde [1].

Warum auch nicht? Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" erschien 1869. Zehn Jahre zuvor, da der Philosoph des Unbewußten noch im Garde-Artillerie-Regiment stand, ließ Wagner schon seine sterbende Isolde singen:

„In dem wogenden Schwall,
In dem tönenden Schall,
In des Weltathems wehendem All
Ertrinken, — versinken, —
Unbewußt — höchste Lust!"

Der Leser möchte nach dem oben Angedeuteten wohl noch fragen, warum wir nicht auch von einer politischen Richtung der Thätigkeit Wagners sprechen. Wir unterlassen es nicht, weil keine bestand, sondern weil sie in den andern aufging. Die revolutionären Ideen und Actionen Wagners sind eigentlich wieder nichts Anderes als eine gewaltsame Umsetzung seiner künstlerischen Ideen. Er hatte eine Reform des Musikwesens in Anregung gebracht, wie Andere Verfassungsreformen. Da ihm kein

[1] Hausegger, Richard Wagner und Schopenhauer (S. 4), wo allerdings sogar als „überraschend" behauptet wird, daß die Beeinflussung der Schopenhauer'schen Philosophie „greifbar" erscheine, bevor Wagner mit ihr bekannt geworden.

Genüge geschah in seiner Sache, wie jenen in ihrer keines gewährt wurde, so gehörte ihm seine Sache zu der ihrigen. Was seinem stets unzufriedenen Geiste zuwider war, sollte auf einmal nothwendig ein Schaden der gesammten Menschheit sein, ein Zustand, der um jeden Preis geändert werden mußte.

Einmal fortgerissen, kannte er kein Maß mehr, weil er wirklich in sich keines vorfand und in der Verworrenheit und Unklarheit seiner Begriffe auch keines finden konnte. Die Schrift: „Die Kunst und die Revolution" (1849) beweist unsere Behauptung auf jeder Seite. Wenn damals das Dresdener Journal der Ansicht war, R. Wagner wolle in dieser Broschüre die Dresdener Barrikadensteine zu Bausteinen für den Dom der Zukunft verklären, so hatte es wohl ebenso Recht, als Herr Glasenapp Unrecht hat, wenn er in dem „warm geschriebenen" Buche nur den echt künstlerischen Geist erkennt, der „von einer rein politischen oder rein gelehrten Mitwelt" sich aus innerstem Bedürfnisse abwendet. Übrigens ist diese Broschüre nur die gezeitigte Frucht von der „tropischen Vegetation" aus dem Zaubergarten der ersten Jugend unseres Künstlers, wie ihn aus der Wüste religiöser Vernachlässigung und ungebändigter Leidenschaft sein „nie zufriedener Geist" schuf und mit „schönem Geteufel" reichlich bevölkerte. Es sind die Reminiscenzen gänzlich ungeklärter Jugendeindrücke, wenn er auf den Trümmern der bestehenden Ordnung durch die Kunst das neue Geschlecht des starken und schönen Menschen erstehen lassen will [1], dem Jesus die Bruderliebe, dem Apollo die Verklärung gibt [2].

Der Art stürmisch und blasphemisch äußerten sich die eingesogenen Ideen freilich noch nicht, als der Jüngling wieder mit Ernst an's Werk ging, sich zum Musiker heranzubilden, und in dem Cantor an der Thomasschule — Theodor Weinlig — einen Lehrer fand, der ihn in gründlicher Weise mit der Contrapunktik vertraut machte. Nicht ein volles halbes Jahr genoß er die Lehre, als ihn sein Meister schon für tüchtig hielt, die schwierigsten Aufgaben dieser Kunst sicher und leicht zu lösen. Es ließ nun das Schaffen auch nicht länger auf sich warten. Mozart

---

[1] „Dieses Ziel ist der starke und schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit" (Kunst und Religion, S. 44).

[2] „So laßt uns denn den Altar der Zukunft ... den zwei erhabensten Lehrern der Menschheit errichten: Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudenvollen Würde erhob!" (S. 60.) So schrieb Richard Wagner schon im Jahre 1849.

und Beethoven gaben dazu die Vorbilder. Es entstanden zunächst zwei Opern: „Die Hochzeit“ und „Die Feen“. Zu beiden war das Libretto sein eigenes Werk. Die erstere gab er bald selbst auf, weil das Textbuch seiner bühnenverständigen Schwester nicht entsprach. „Die Feen“ vollendete er, gab sich aber verlorene Mühe, ihre Annahme in Leipzig zu erwirken. Dafür sah er dort die hochgefeierte Wilhelmine Schröder-Devrient, und durch ihr künstlerisches Spiel lernte er die hohe Bedeutung des dramatischen Ausdruckes kennen. Der Eindruck war ihm unauslöschlich. Was sie in der Darstellung gezeigt, das wollte er in der Composition erreichen. Und er hat es erreicht. Im dramatischen Ausdruck ist er jedenfalls der eigentliche Meister geworden. Ein Anderes aber sah er der Künstlerin nicht ab: das künstlerisch-weise Genügen und Mäßigen. Die Schröder-Devrient hatte keine außergewöhnlich starke, noch umfangreiche Stimme. Sie war aber ihrer eigenen Mittel sich völlig bewußt, überbrauchte sie nie und schuf deßhalb immer Vollendetes. Wagner hat das Erstere nicht selten vergessen und so das Andere bisweilen geradezu vereitelt. Das war ihm aber jetzt schon klar geworden, daß der werde Meister sein, „der weder italienisch, französisch — noch aber auch deutsch schreibt“. Die deutsche Gelehrtheit in der Musik war ihm so zuwider geworden, daß er sich sogar „das Wahre“ der Welschen noch eher wollte gefallen lassen. Unter solchen Eindrücken und Stimmungen entstand seine Oper: „Das Liebesverbot“. Den Stoff dazu lieh ihm Shakespeare's „Maß für Maß“. Doch den Ernst des englischen Dichters glaubte er dahin modeln zu müssen, daß, wie Herr Glasenapp sich ausdrückt, die freie, offene Sinnlichkeit rein durch sich selbst den Sieg erhielt über die puritanische Heuchelei. „Dem heiligen Ernste seines ursprünglichen Empfindungswesens trat hier, durch Eindrücke in Kunst und Leben veranlaßt, eine kecke Neigung zu wildem, sinnlichem Ungestüm entgegen.“ Der Ausgleich dieser kämpfenden Elemente, schließt der Biograph, sollte das Werk von Wagners künstlerischer Entwickelung sein. Er war es auch wirklich, aber nicht zu Gunsten des ersteren Elementes, das auch im letzten Werke des Meisters nicht unbestritten sieghaft wird.

Die erste Aufführung der Oper[1] auf der Bühne des Magdeburger Stadttheaters (29. März 1836) hatte wenig Erfolg. Des Componisten Ungestüm und die drängende Kürze der Zeit bewirkten, daß die ganze

[1] Um die Magdeburger nicht zu sehr aufzuregen, hatte man den Titel in „Die Novize von Palermo“ abgeändert. Und Magdeburg blieb ruhig.

Sache übereilt wurde und die Wiedergabe deßhalb sehr mangelhaft ausfiel. Eine zweite Aufführung mußte gänzlich unterbleiben wegen — einer förmlichen Schlägerei, welche zwischen dem Herrn Gemahl der Isabella und dem zweiten Tenor kurz vor Beginn der Vorstellung hinter den Coulissen in Scene gegangen war. Sehr bald darauf verließ er Magdeburg, bemühte sich aber in Dresden und Berlin vergebens, sein „Liebesverbot" auf die Bühne zu bringen. Wenn wir eine etwas gereizte Bemerkung seines Biographen recht interpretiren, lag der Grund davon doch in dem bessern „Sittlichkeitsgefühl" der betreffenden Theaterdirectionen. Die Aufführung einer Spontini'schen Oper in Berlin war für ihn insofern höchst lehrreich, als hier die genaueste Pünktlichkeit der scenischen Evolutionen ihm auch die Wirkungen dieses Theiles der Oper zum ersten Male klar werden ließ. Er war aber in die dringendste pecuniäre Noth gerathen, und fand daraus auch nicht Erlösung, als er 1837 Musikdirector in Königsberg wurde. Denn das Königsberger Theater verkrachte noch rascher als das Magdeburger. Die Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit seiner Verhältnisse entwickelte in ihm einen Drang, sich ihnen gänzlich zu entziehen, der bald sich bis zur „zehrenden" Sehnsucht steigerte.

Damals schon wollte er sein Glück in Paris selbst suchen, dort wo eben Meyerbeer wirklich reichen Ruhm erntete. Zunächst aber ging er als Kapellmeister nach Riga, wo Holtei Director war. Als dieser (Ostern 1839) von seiner Stellung zurücktrat, griff auch er wieder zum Wanderstab: Paris war sein Ziel. Von Pillau aus ging's zur See erst nach London. Bei der stürmischen Durchfahrt durch die norwegischen Scheeren gewann in seiner Phantasie das Bild vom fliegenden Holländer Umriß und Gestalt. Von London nach Frankreich gelangt, machte er in Boulogne-sur-Mer die persönliche Bekanntschaft des Componisten der „Hugenotten" und erhielt dessen Empfehlungen für Paris. Dort aber wartete seiner die herbste Noth. Er mußte sich um geringen Verdienst mit Opernarrangements beschäftigen, componirte auch französische Romanzen, welche aber den Franzosen zu schwierig schienen. Wichtig wurde für seine ganze Richtung, daß die Noth ihn auch zwang, literarisch thätig zu werden und ihn so auf einen Weg drängte, der nach dem musikalischen jedenfalls der bedeutendste seines Lebens wurde. Für sein Kunstwerk der Zukunft gaben ihm die Leistungen der großen Oper die vollendeten Typen einer sorgfältigen mise-en-scène und einer raffinirt-reichen Decorationskunst, während ihn das Conservatoire de musique ein

Orchester hören ließ, dessen vortreffliche Leistungen ihn zum Geständnisse brachten: „Hier fiel es mir wie Schuppen von den Augen, was auf den Vortrag ankäme.“

Unter diesen Eindrücken, mitten in Bedrängniß und Noth, vollendete er die erste Oper, welche ihm zu besseren Tagen und glänzenderer Entfaltung seiner Kräfte die Bahn eröffnen sollte. Die Gestalt Rienzi's, des letzten der Tribunen, war ihm schon frühe sympathisch entgegengetreten. Bulwers gleichnamiger Roman, den er (1837) in Dresden kennen gelernt hatte, spornte ihn an, sich an's Werk zu machen und den Stoff zu einer großen tragischen Oper zu verarbeiten. Im Frühjahre 1839 waren in Riga die beiden ersten Acte vollendet und die Partitur wanderte mit nach Paris, wo der Künstler im November 1840 sie zu Ende führte. Er sendete sie nach Dresden, für dessen neues Hoftheater er die Oper bestimmt hatte. Es war aber seine finanzielle Lage äußerst traurig; sie fand in einer von ihm für die Gazette musicale geschriebenen Kunstnovelle: „Das Ende eines deutschen Musikers in Paris“, ihren eigenthümlichen Ausdruck. Da kam die Nachricht, daß Rienzi in Dresden zur Aufführung angenommen worden sei. Das war der erste Hoffnungsstern. Wagner begann Dichtung und Composition des „Fliegenden Holländers“. In sieben Wochen war die letztere vollendet. Nur vom Niederschreiben der Ouverture wurde er noch zwei Monate durch Arbeiten für seinen nöthigsten Unterhalt zurückgehalten [1]. Am 7. April 1842 verließ er Paris; am 20. October fand in Dresden die erste Aufführung des Rienzi statt. Man sagt, Rienzi sei später vom Meister selbst als nicht ebenbürtig desavouirt worden. Das wäre zum mindesten undankbar gewesen. Richtig ist, daß die Oper noch auf dem alten Boden steht, daß ihr Libretto noch die „vorgefundenen Formen“ bietet. Jedoch der Wagner'sche Zug und Riß geht auch schon durch sie. Zunächst ist der Stoff ein Beweis feiner Findigkeit des Dichtercomponisten. Wenn je eine historische Persönlichkeit, so ist gewiß der romantische Cola Rienzi angelegt, in ein musikalisches Bild aufgelöst und gleichsam verflüchtigt zu werden. Sodann bietet der Stoff den Leistungen der

[1] Er hatte nicht einmal ein Piano, und zur Composition des „Holländer“ miethete er sich eines. Geradezu meisterhaft ist seine eigene Schilderung von dem Eindrucke, den dieses Ereigniß auf ihn machte: „Als es angekommen, lief ich in wahrer Seelenangst umher; ich fürchtete nun, entdecken zu müssen, daß ich gar nicht mehr Musiker sei. Mit dem Matrosenchor und dem Spinnerliede begann ich zuerst; Alles ging mir im Fluge von Statten und laut auf jauchzte ich vor Freude bei der innigen Wahrnehmung, daß ich noch Musiker sei.“

Bühnenkunst, wie sie Wagner in Paris studirt hatte, ein ausgiebiges Feld. Die Musik ist allerdings noch kein hochtechnisches Kunstgewebe von Leitmotiven, aber daß sie das Prestige eines echten Musikers gibt, kann nicht geläugnet werden. Wagner's bedeutendster Vorzug — echt dramatischer Ausdruck — sticht trotz der spröden conventionellen Formen überall hervor. Selbst kleine Züge, ihm so ganz eigene Fiorituren, spielen schon ihre Rolle. Wem wird nicht sogleich am Anfang der Ouverture der charakteristische Aufjauchzer in die Obersext auffallen, der noch im Parsifal seinen glitzernden Springquell aufsteigen läßt! Übrigens ist die ganze Ouverture ein gelungenes musikalisches Stimmungsbild, das der famose Trompetenruf [1] auf dem a ebenso eigenartig einleitet, wie es das multo più stretto mit dem Zusammenklang auf d kraftvoll abschließt. Rienzi hatte bei seiner Premiere, trotz der sechsstündigen Dauer, einen großen, glänzenden Erfolg. Seinem Meister brachte er nach sechs schweren Jahren ein neues besseres. „Er ward — froh und freudig! königlicher Kapellmeister!" — Ende Januar 1843.

Anfangs dieses Monates hatte auch die erste Vorstellung des Holländer stattgefunden. „Seit Byron" — sagt Liszt von dieser Dichtung Wagners — „hat kein Poet ein so bleiches Phantom in düsterer Nacht aufgerichtet." In seinem musikalischen Theil geht aber trotz aller düsteren Nacht doch der neue Tag auf, den des Meisters neckische Feinde „Zukunftsmusik" genannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

**Theodor Schmid** S. J.

---

[1] Edmund v. Hagen hat dieses „Trompetensignal der Freiheit" „in ästhetischer und politischer Bedeutung gewürdigt". Was ein echter Wagner-Enthusiast leisten kann, zeigt eine „blühende" Anmerkung S. 157 der „Beiträge", die wir den Leser theilweise genießen lassen wollen: „Die erste Note der ersten veröffentlichten Oper Wagners, dieses a, sagt uns: Wagner ist ein organisch schaffender Künstler." . . . — „So enthält dieser Ton in nuce Wagner nach Form und Gehalt. Dieß muß der Trompeter, welcher das a zu blasen hat, wissen. Er muß sich bewußt sein, was er in diesem Ton bläst; er muß davon durchdrungen sein, daß dieser Ton der Freiheit gilt. Falls der Trompeter diesen Ton bloß als Musiker auffaßt und sich darauf beschränkt, denselben musikalisch correct zu blasen, so möge er nur von dannen gehen." — „Die Kunst Wagners erfordert denkende Künstler, welche Ernst, Verstand und Vernunft besitzen, weil eben diese Kunst selbst ernst, verständig und vernünftig ist." — Meint denn Herr v. Hagen, Mozarts Kunst sei unverständig und unvernünftig und Don Juan könne von Finken, Kanarienvögeln und Affen aufgeführt werden?

# Die neue Schule des hl. Bonaventura.

---

Besteigen wir in Florenz, dem Athen der Mediciäer, auf dem prächtigen Platz vor der alten, berühmten Dominicaner-Kirche Sta. Maria Novella den Dampf-Tramway. Ein Pfiff, und keuchend und rasselnd bewegt sich der Zug durch ein paar Straßen, erreicht bald das Freie und saust nun an den die Stadt umgebenden Gärten und Landhäusern vorbei in die weite Ebene hinaus. Am Ende eines kleinen Dörfchens verlassen wir den Zug, biegen ein paar Schritte von der nach Brozzi führenden Hauptstraße ab und stehen vor einer ziemlich hohen Umfassungsmauer, welche in Quadratform ein beträchtliches Stück Landes umschließt. Aus der Mitte desselben ragt ein ansehnlicher Bau über die Mauer empor. Freundlich öffnet uns der Pförtner das Thor der Umfassungsmauer, und wir befinden uns in dem großen, das Haus rings umschließenden Garten, dessen üppig aufsprossendes Grün die Fruchtbarkeit des Erdreiches und die unermüdliche Arbeitsamkeit des Gärtners bekundet.

Bald stehen wir vor dem stattlichen Hause: dem Collegium des hl. Bonaventura von Quaracchi (apud Claras Aquas) — einer Anstalt, die trotz ihres jugendlichen Alters bald einen Weltruf erlangt haben wird. Der Bau ist in Hufeisenform aufgeführt. Er stammt aus guter, alter Zeit und könnte uns ein schönes Stück Florentiner Geschichte erzählen. Ein Sprosse des berühmten Geschlechtes, derer von Ruscelai, dessen Name auch auf der Façade von Sta. Maria Novella prangt (Auricellarius), baute sich hier eine Sommerfrische. Später stand das Haus lange leer, und es war einer Ruine ähnlich, als es von seinen jetzigen Bewohnern erworben wurde.

Auf dem hochaufragenden Erdgeschoß, welches die Kapelle, den Speisesaal, die Küche u. s. w. enthält, erhebt sich ein einziges Stockwerk, das für die stattliche Bibliothek und eine Reihe freundlicher Zellen Raum bietet. In der innern Seite des Hufeisens läuft ein schöner, hoher Bogengang die drei Seiten des Hauses entlang und schließt, die Endpunkte der beiden Seitenflügel verbindend, die Öffnung des Hufeisens ab. Unten bietet der kühle Kreuzgang Schutz gegen die stechende Sonnenhitze, während die darüberliegenden freien Terrassen, auf welche man von den Zellen

unmittelbaren Zutritt hat, den von seinem mühsamen Tagewerk ermüdeten Gelehrten von seinen Büchern in die frische Abendkühle locken.

Doch seit Jahresfrist sind die weiten Öffnungen des Kreuzganges mit großen Fenstern gegen den Hof hin abgeschlossen und ist in den so gewonnenen kühlen und luft- und lichtreichen Räumen die schöne Ordensdruckerei eingerichtet. Die stattliche Maschine sammt dem wackern Maschinisten kamen von den Ufern des Rheines; die übrige Mannschaft, ein Director nebst vier Setzern und einigen Hilfsarbeitern, wurde aus Italien verschrieben.

Die Gründung dieser Anstalt, die Vollendung des ersten, vor Kurzem versandten Bandes der Werke des hl. Bonaventura sind für die theologische Welt, für die Geschichte der theologischen Wissenschaft wichtige und weittragende Ereignisse. Bedeuten sie doch die Gründung einer neuen Ordensschule. Ja wir glauben annehmen zu müssen, daß auch in den weiteren Kreisen des gebildeten Lesepublikums ein solches Vorkommniß Beachtung findet und daher ein orientirendes Wort über dasselbe nur erwünscht sein kann.

Wenn wir den Ausdruck „Schule" in seiner engern und eigentlichen Bedeutung nehmen, so müssen wir sagen, daß bisher eine Schule des hl. Bonaventura noch nie bestanden habe. Wir sprechen in diesem Sinne von der Schule des hl. Thomas, welcher außer dem Dominicaner-Orden eine Reihe anderer religiöser Genossenschaften angehören, von der des Duns Scotus (Franziskaner), des Ägidius de Colonna (Augustiner-Eremiten), des Johann Bacon (beschuhte Carmeliter), des Heinrich von Gent (Serviten), indem die Mitglieder dieser Orden, die einen strenger, die anderen loser, an die Doctrin der genannten Lehrer statutenmäßig gebunden waren. In dieser Weise war bisher Niemand auf die Lehrsätze des hl. Bonaventura verpflichtet; es war daher in diesem Sinne eine Schule des seraphischen Lehrers nicht vorhanden.

Es genügt, dieß in Bezug auf den Franziskaner-Orden nachzuweisen. So viel uns bisher bekannt ist [1], bestand für die Mitglieder dieser großen Genossenschaft bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nur die eine Bestimmung, „sich an die Doctrin der alten und erprobten Lehrer zu halten, so wie sie es vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könnten" [2].

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1880, Bd. XVIII. S. 293.

[2] „Dictis antiquorum et approbatorum Doctorum, prout secundum Deum et veritatem poterunt se conforment" (Chronologia historico-legalis Seraphici Ordinis Fratrum Minorum S. Franc., tom. 1. Capitula gen. usq. ad an. 1633 complectens. Neapoli, 1650. p. 51).

Von der ihnen gestatteten Freiheit machten dann auch die Franziskaner-Lehrer vor 1500 ergiebigen Gebrauch. Manche der Scotus noch nahestehenden Auctoren verfuhren eklektisch und wahrten sich ihre Selbstständigkeit; einige gehören der nominalistischen Schule an, manche erwählten Scotus zu ihrem Gewährsmann, nur wenige wandten sich im 15. Jahrhundert dem hl. Bonaventura zu. Es bildeten also — wenigstens in der Zeit zwischen 1300 (Scotus) und 1500 — die Franziskaner-Lehrer nicht einmal eine einheitliche Schule, und wir können daher für diese Periode nicht von einer Franziskaner-Schule sprechen.

In der im Jahre 1500 auf dem General-Capitel von Terni veröffentlichten Studienordnung nimmt Scotus schon neben den andern Lehrern (Alexander de Hales, hl. Bonaventura, Franziskus Mayronis, Richardus de Mediavilla), deren Studium vorgeschrieben wird, eine hervorragende Stelle ein[1]; aber erst ein Decret des Ordens-Capitels von Valladolid 1593 machte Scotus zum „Doctor Ordinis", dessen Lehre allein für die Zukunft vorgetragen werden durfte[2]. Es wetteiferten daher von nun an die beiden Zweige der großen Ordens-Familie: die Observanten und die Conventualen, miteinander in der Erklärung des großen nordischen Denkers. Den Ersteren insbesondere verdanken wir außer einer Reihe trefflicher Commentare auch die schöne — einzige — Gesammtausgabe der Werke des Scotus.

Wenn wir dagegen das Wort „Schule" in einem etwas weiteren Sinne nehmen, können wir für die vor Scotus liegende Periode von einer Franziskaner-Schule sprechen und dieselbe nach dem hl. Bonaventura benennen. Es zeigen nämlich die Franziskaner-Lehrer des 13. Jahrhunderts in der Wahl ihrer Lehrsätze ziemlich deutlich ein gewisses gemeinsames Gepräge. Dasselbe ist auch beim hl. Bonaventura erkennbar trotz seiner Zurückhaltung; viel deutlicher freilich sticht es bei seinen zahlreichen Schülern hervor. Eine nicht unbedeutende Reihe von freilich meistens mehr nebensächlichen Fragen wird von ihnen im Gegensatz zu den übrigen Lehrern im Wesentlichen in derselben Weise beantwortet. Der hauptsächlichste Träger und berühmteste Vertreter — wenn auch nicht der Urheber — dieser Vereinigung war der seraphische Lehrer. Als solcher galt er schon nach Ausweis ihrer Schriften den diese Schule bildenden Lehrern, und dieses ihr Urtheil erhielt später von der höchsten

[1] Vgl. diese Zeitschrift a. a. O.

[2] Vgl. diese Zeitschrift a. a. O.

kirchlichen Stelle eine glänzende Bestätigung durch die Heiligsprechung des großen Theologen und dessen Erhebung zum Kirchenlehrer.

In diesem Sinne bezeichnen wir die mit Alexander von Hales beginnende und bis zu Scotus fortlaufende Reihe der Franziskaner-Lehrer als die alte Schule des hl. Bonaventura. Wir nennen dieselbe „die alte" zum Unterschiede von jener Schule des Heiligen, deren Gründung nun eben von den Franziskaner-Observanten mit großem Eifer in's Werk gesetzt wird. Wenn nämlich nicht alle Anzeichen täuschen, so ist dieß das Ziel, welches die maßgebenden Persönlichkeiten des Ordens anstreben. Hierauf zielt doch wohl die schnell wachsende Zahl von Publicationen ab, welche sich sämmtlich mit der Lehre und den Schriften des Heiligen beschäftigen; dieß bezweckt vor Allem die große Gesammtausgabe seiner Werke, deren erster Band uns nun eben vorliegt. Es soll also von jetzt an statt der Lehre des Scotus die des hl. Bonaventura in den Ordens-Schulen der Observanten vorgetragen werden; es soll der Doctor Seraphicus an die Stelle des Doctor Subtilis als Ordenslehrer treten.

Die Gründe, welche diesen wichtigen Entschluß, diesen für die Gestaltung der christlichen Speculation folgenreichen Wechsel nahe legten, sind nicht schwer zu errathen. So werthvoll die Schriften des großen nordischen Denkers für den Lehrer, für den gebildeten Theologen sind, so ungeeignet sind sie, um dem Anfänger in die Hände gelegt zu werden. Scotus setzt mit der vollen Schärfe seines kritischen Geistes da erst ein, wo der gewöhnliche Schulstoff aufhört. Nur allzu wahr ist daher der Satz des Ordens-Capitels von Terni (1500): „Non enim omnis ad acumina Scoti idoneus est." Dagegen wollte der hl. Bonaventura, wie er in seiner schlichten Offenheit selbst gesteht [1], in seinem Commentare zum Lombarden nicht ein gelehrtes Werk, sondern ein brauchbares Handbuch für den theologischen Unterricht seiner Ordensbrüder schreiben. Diesen seinen Zweck erreichte er in vollem Maße. Kein anderer der zahlreichen Commentare, welche uns die alte Franziskaner-Schule aufweist, bietet die doctrina communis, den in jener Zeit für die gewöhnliche theologische Bildung erforderlichen Lehrstoff in so classischer Form, wie der des hl. Bonaventura. Der Verfasser ist sichtbar bestrebt, eigentliche Schul-Controversen zu vermeiden, welche den ungeübten Schüler nur verwirren und von wichtigern Fragen ablenken würden. Daher finden

---

[1] S. Bonav., Op. om., tom. 1. Apud Claras Aquas, p. LVII.

wir bei ihm mit sehr wenigen Ausnahmen nur jene Lehrpunkte, in welchen so ziemlich alle Schulen einig waren, haben also ein Buch vor uns, durch dessen Studium wir leicht in den eigentlichen Kern der alten Scholastik eindringen können.

Wie von selbst drängt sich uns die Frage auf: Welche Stellung wird die neue im Entstehen begriffene Schule den andern Schulen gegenüber einnehmen? Bei der Beantwortung dieser Frage sehen wir vollständig von der Stellung ab, welche „die alte", nun wenigstens theilweise zu repristinirende Schule des hl. Bonaventura unserer eigenen Ansicht nach einnahm. Wir wollen unsern Lesern hier nur jene Antwort vorlegen, welche wir in den theologischen Noten des eben ausgegebenen ersten Bandes und einigen andern dieser Schule entstammenden Schriften angedeutet finden. Wir glauben dieselbe ungefähr in folgender Weise formuliren zu können.

Auch die vorscotistische Franziskaner-Schule hat ohne Zweifel ihre charakteristischen Lehrmeinungen, durch welche sie sich von den andern zeitgenössischen Schulen und insbesondere von derjenigen der Dominicaner abgrenzt. Doch sind diese Differenzpunkte wenigstens in Bezug auf letztere Schule weder besonders zahlreich, noch im Allgemeinen von besonderer Tragweite. Ferner finden sich manche derselben beim hl. Bonaventura noch kaum angedeutet und ist daher der Abstand seiner Lehre von der des hl. Thomas noch um ein Bedeutendes geringer, als dieß bei seinen Schülern der Fall ist. Aber auch diese stimmen zwar bei Behandlung gedachter Differenzpunkte in ihrer Ausdrucksweise ziemlich überein, zeigen dagegen in der Erklärungsweise zuweilen eine nicht unbedeutende Divergenz. Während sich nämlich die Einen bei Erörterung solcher Punkte wenigstens in einzelnen Ausdrücken und Aufstellungen der gegnerischen Schule bedeutend nähern, machen Andere aus ihrem Gegensatz zu derselben gar kein Hehl. Sogar bei einem und demselben Auctor kommen zuweilen in Betreff desselben Lehrpunktes an verschiedenen Stellen Erklärungsweisen vor, welche eine Versöhnung nahelegen, und andere, welche dieselbe geradezu ausschließen. Es finden sich also bei diesen Lehrern die nöthigen Anknüpfungspunkte sowohl zu einer dem hl. Thomas feindlich gegenüberstehenden, als auch zu einer ihm nahestehenden, ihm befreundeten Schule.

Da es sich nun bei der Gründung der neuen Schule nicht etwa um eine bloße Reproduction der vorscotistischen Franziskaner-Schule handelt, sondern um ein Zurückgehen auf die Lehre des hl. Bona-

ventura und die hierdurch gebotene theilweise Repristination der alten Schule dieses Lehrers, so ist eben dadurch auch schon die Stellung im Wesentlichen vorgezeichnet, welche diese neue Schule zum hl. Thomas einnehmen wird; es muß jene sein, welche der „seraphische Lehrer" selbst zu dem „englischen Lehrer" einnahm. Demgemäß offenbart sich in den theologischen Anmerkungen allenthalben deutlich eine sehr versöhnliche Tendenz, wie sie der Gemüthsart des hl. Bonaventura, seiner ausgesprochenen Absicht und dem allgemeinen Charakter seines literarischen Nachlasses auf's Schönste entspricht. Die bestehenden Differenzpunkte sind ganz im Geiste des hl. Bonaventura in ruhiger, versöhnlicher Weise erörtert. Allenthalben ist vorurtheilsfrei dem hl. Thomas, als dem Freunde des seraphischen Lehrers, der Ehrenplatz eingeräumt.

Wir erblicken somit hier die beiden großen Heiligen in jener Vereinigung, in welcher sie uns Sixtus IV. und Sixtus V. in ihren Bullen darstellen: als Zeit- und Studiengenossen, als Gefährten im Lehrfache, als zwei Brüder in reiner Liebe, innerster Geistesverwandtschaft und freundschaftlichem Verkehr unter einander eng vereint [1].

Hiernach ist klar, daß den leitenden Persönlichkeiten des Franziskaner-Ordens bei Gründung dieser neuen Schule der Gedanke durchaus fern liegt, welcher ihre Amtsvorgänger vom General-Capitel von Valladolid (1593) bei der Erhebung des Scotus zum Ordenslehrer leitete, nämlich die Wichtigkeit und Nützlichkeit der Schul-Controversen [2]. Ohne

[1] „Hi duo Sancti cum essent coaevi, iisdemque studiis dediti, condiscipuli, simul magistri, pari ratione a Gregorio X. Summo Pontifice, cum ambo ad Concilium evocarentur, honorati et in hujus vitae peregrinatione fraterna caritate, spirituali familiaritate, sanctorum laborum societate valde conjuncti fuerunt, et denique pari gressu ad coelestem patriam commigrantes, pariter felices et gloriosi illa sempiterna beatitudine perfruuntur, ubi eodem caritatis affectu, ut pie credimus, pro nobis in hac lacrymarum valle laborantibus orant divinamque opem implorant, ut merito idem Sixtus IV. hos duos Sanctos persimiles et quasi geminos in Christo fratres agnoscens, statuerit S. Bonaventuram consimili venerationis et honoris praerogativa atque S. Thomam decorandum esse." So Sixtus V. in seiner Bulle, durch welche er den Heiligen zum „Kirchenlehrer" erhebt (cf. S. Bonav, Op. om. Apud Claras Aquas, 1882. t. 1. p. L).

[2] „Caeterum quia concertatio Scholastica inter Doctorem Subtilem et alios exorta nec inutilis nec nocua, sed omnino utilis et proficua et ecclesiae et religioni nostrae semper fuit, cum ingenia vel maxime acuat, scholas nutriat et veritati diligentius investigandae vias aperiendo veritatem ipsam dilucidet, idcirco universis studiorum hujusmodi lectoribus praecipimus, ut litteram Scoti solum et non alios auctores ex professo explicare conentur" (cf. Chronologia hist. leg., l. c. p. 400).

die Berechtigung dieser Auffassung für jene Zeit bestreiten zu wollen, müßte sie doch in unsern Tagen als wenig zeitgemäß gelten.

Wir haben es also hier nicht mit einer jener streitbaren Schulen zu thun — wie deren leider die Literaturgeschichte der Scholastik einige zu verzeichnen hat —, welche von der Fehde leben, die theologische und philosophische Wissenschaft eben nur als den Tummelplatz ihrer endlosen Streitigkeiten betrachten, die von dem eigentlichen Lehrstoff nur so viel vortragen, als ihnen zur Verfechtung ihrer specifischen Lehrmeinungen nothwendig scheint. Nein, die neue Schule will neben der nun beinahe die ganze theologische Welt umspannenden Schule des hl. Thomas das sein, was der hl. Bonaventura dem englischen Lehrer war; will, einig mit ihr in den die doctrina communis bildenden Lehrsätzen, sich durch untergeordnete Meinungsverschiedenheiten weder in ihrer Freundschaft stören, noch in ihrem eifrigen Streben nach dem gemeinsamen Ziele, der Wahrheit, behindern lassen. Es werden also hier die zahlreichen und trefflichen Geisteskräfte einer glorreichen Ordensgenossenschaft in eine feste Bahn gelenkt, auf welcher sie sich nicht bethätigen können, ohne mächtig mitzuwirken zu der so nöthigen Repristination der „wahren Weisheit" der Alten und zur allseitigen Verwerthung derselben für die großen Aufgaben unserer Zeit.

Die Energie und Gründlichkeit, mit welcher das große Unternehmen, die Gründung dieser neuen Schule geplant wurde und nun allmählich in's Werk gesetzt wird, zeigt augenscheinlich der vor Kurzem versandte Band der Werke des heiligen Ordenslehrers.

Eine neue, kritische Ausgabe der so zahlreichen Schriften des hl. Bonaventura war ein schon längst gefühltes Bedürfniß, aber auch eine Aufgabe, an deren Schwierigkeit schon mancher feste Wille und manch gute Kraft gescheitert war. An eine derartige Gesammtausgabe müssen wir eine doppelte Anforderung stellen: sie muß erstens wirklich sämmtliche dem betreffenden Lehrer gehörigen Arbeiten mit Ausschluß aller unechten und zweifelhaften enthalten und muß zweitens uns dieselben in einem möglichst correcten Texte vorlegen. In beiden Beziehungen sind aber alle bisherigen Ausgaben des hl. Bonaventura ebenso mangelhaft, wie fast alle älteren unserer mittelalterlichen Theologen.

Die erste, auf Befehl Sixtus' V. von Cardinal Sarnanus O. Min. Conv., dem Augustiner Angelus Rocca, dem Theologen Franziskus Lamata und dem Protonotar Petrus Galesinius in den Jahren 1588 bis 1599 besorgte Gesammtausgabe (sieben Foliobände)

war eine für jene Zeit ehrenwerthe Leistung, welche von allen folgenden im Wesentlichen nicht viel überholt wurde. Dieselbe wurde im folgenden Jahrhundert sowohl in Mainz (1609), als auch in Paris (1678) neu aufgelegt. Aber schon bald nach ihrem Erscheinen wurden Klagen laut; fanden sich doch selbst in den verschiedenen Bibliotheken Roms Schriften mit dem Namen des hl. Lehrers, welche von der Ausgabe ausgeschlossen worden waren, während die Echtheit mancher aufgenommenen bezweifelt wurde. Nicht minder berechtigt wären Klagen über die Ungenauigkeit des Textes gewesen. Doch in dieser Beziehung war man damals noch nicht sehr schwierig.

Was im Besondern den Commentar des Heiligen zum Lombarden — seine wichtigste und bedeutendste Schrift — betrifft, so war der in der sixtinischen Ausgabe gebotene Text wohl einfach früheren Drucken entnommen [1]; die Veränderungen und vermeintlichen Correcturen wurden nicht nach Handschriften, sondern nach dem Gutbefinden der Herausgeber vorgenommen. Denn an dem zu edirenden Texte eigenmächtig zu „bessern“, hielten die damaligen Herausgeber als ihr eigentlichstes Geschäft. Eine methodische Textkritik lag eben dem Ideenkreis der theologischen Welt jener Zeiten gar fern. Nehmen wir dazu die Thatsache, daß auch die älteren Ausgaben in ähnlichem Abhängigkeitsverhältniß zu einander standen und wohl die erste derselben eben nur nach der einen oder der andern Handschrift veranstaltet worden war, welche dem Herausgeber in einer benachbarten Bibliothek zur Verfügung stand, so können wir uns die Beschaffenheit des Textes leicht vorstellen.

Doch, wie gesagt, in den folgenden Jahrhunderten stand die Frage über die Echtheit der in die sixtinische Ausgabe aufgenommenen und von ihr ausgeschlossenen Schriften im Vordergrund. Schon Wadding († 1657) sah ein, daß in dieser Beziehung noch viel zu leisten sei, und bereitete daher eine neue und vollständigere Sammlung vor. Leider war die gewaltige Arbeitskraft des unermüdlichen Mannes durch seine andern großartigen Leistungen aufgezehrt, bevor er diese seine Absicht verwirklichen konnte. Die vielfach ungebührliche Kritik, welcher der Ex-Prämonstratenser Oudin die vaticanische Ausgabe und den ganzen literarischen Nachlaß des Heiligen unterzog, forderte eine Correctur und hiermit ein eingehenderes Studium der in Frage stehenden Schriften heraus. Doch erst 1751 machten die beiden Observanten Joh. Mazzucato

[1] S. Bonav., Op. om. Apud Claras Aquas, 1882. t. 1. p. LXXIX.

und Joh. de Augustinis einen ziemlich unglücklichen Versuch, den Plan Waddings zur Ausführung zu bringen. Merkwürdigerweise ließen sie sich bei der Bestimmung der echten und unechten Schriften so ziemlich überall von der Hyperkritik Oudin's leiten, so daß von den 13 Quartbänden ihrer Venetianer-Ausgabe nur fünf die nach ihrem Urtheil sicher echten Schriften des Heiligen enthalten. Zudem ist der von ihnen besorgte Text noch incorrecter, als in der vorhergehenden Ausgabe. Es verschärfte also auch diese mißglückte Ausgabe nur noch das allgemeine Verlangen nach einer mustergiltigen Sammlung der Werke des seraphischen Lehrers.

Endlich nahm sich der Orden, dessen Zierde der Heilige gewesen war, der Angelegenheit an. Im Jahre 1763 beauftragte der Franziskaner-General Petrus Joh. de Molina den P. Benedict Bonelli a Cavallesio, Mitglied der Trienter Reform-Provinz, mit der Vorbereitung einer neuen Ausgabe. Die Wahl war eine glückliche, wie die Leistungen Bonelli's bewiesen. Derselbe suchte zunächst theils durch Reisen und noch mehr durch einen ausgebreiteten Briefwechsel sich die vor Allem nöthige Kenntniß der in den verschiedenen Bibliotheken vorhandenen Handschriften des heiligen Lehrers zu erwerben. Eine wichtige Quelle war für ihn bei diesen kritischen Arbeiten nach seiner eigenen Aussage das damals noch ungedruckte[1] Supplementum ad Scriptores 3 Ordinum S. Franc. des P. Joh. Hyac. Sbaralea O. Min. Conv. († 1763). Die Früchte dieser seiner Vorstudien legte P. Bonelli bereits 1767 in seinem Prodromus ad opera omnia S. Bonaventurae nieder, einer Arbeit, welche zwar jetzt nicht mehr genügt, aber klar zeigt, wie richtig er seine Aufgabe erfaßt und wie umsichtig er seinen Plan entworfen und zur Ausführung gebracht hatte. Sein vorgerücktes Alter, welches ihm wenig Hoffnung ließ, die Vollendung des ganzen Unternehmens zu erleben, und ihm die sofortige Veröffentlichung des Prodromus nahegelegt hatte, veranlaßte ihn auch, die Früchte seiner 10jährigen Forschung sogleich in drei Foliobänden zu veröffentlichen. Dieselben enthielten 45 bisher unedirte Schriften, welche in den Handschriften dem Heiligen zugeschrieben wurden. Bonelli's Vorahnung war leider nur zu begründet. Mit seinem Tode 1773 gerieth das ganze Unternehmen in Stillstand.

In unserm Jahrhundert wagte Vivès in Paris eine neue Ausgabe, aber, wie es leider bei so manchen derartigen Pariser Unternehmen der Fall war, ohne sich die Hilfe eines seiner Aufgabe gewachsenen

---

[1] Es erschien in Rom 1806, 1 vol. fol.

Herausgebers zu sichern. Der Rheimser Domherr A. C. Peltier wählte für den Abdruck den Text der venetianischen Ausgabe, d. h. der schlechtesten unter den vier Gesammtausgaben. Beim Beginne des Druckes wußte er noch nichts von den Vorarbeiten Sbaralea's und Bonelli's. Erst nach dem Erscheinen des dritten Bandes erhielt er Kunde von dem Prodromus des Letzteren. Das Gute hatte jedoch auch diese mißglückte Ausgabe, daß sie von Neuem den Franziskaner-Orden an eine alte Schuld der Pietät gegen einen seiner größten Söhne eindringlich mahnte.

Diese Mahnung fand Gehör. Im Jahre 1871 beauftragte der General-Minister des Ordens, Bernardin a Portu Romantino, den P. Fidelis a Fanna aus der venetianischen Reform-Provinz mit der Wiederaufnahme der Arbeiten Bonelli's. Mit der Vollkraft seines frischen Mannesalters machte sich P. Fidelis an seine große Aufgabe. Zunächst suchte er die im Prodromus gesammelten Notizen über die Bonaventura-Handschriften möglichst zu vervollständigen. Denn er sah klar ein, daß diese Kenntniß der Handschriften sowohl bei den Fragen nach der Echtheit der einzelnen Schrift, als bei der Feststellung des Textes geradezu allentscheidend sei, also dem Maße dieser Kenntniß die Vollkommenheit der geplanten Ausgabe genau entsprechen werde.

Er suchte daher zuerst durch ein seinen Arbeitsplan darlegendes Rundschreiben an eine bedeutende Zahl von Bibliotheks-Vorständen Notizen über weitere Handschriften zu erlangen, mußte aber bald einsehen, daß dieses Mittel ihn nicht zum Ziele führe. Die persönliche Durchforschung einiger weniger Bibliotheken zeigte ihm nämlich, wie ungenau und lückenhaft die Handschriften-Verzeichnisse der meisten Bibliotheken seien, was er also von den diesen Verzeichnissen entnommenen Listen der Bonaventura-Handschriften zu halten habe. Ferner erkannte er, wie unerläßlich und vielversprechend für seinen Zweck die Durchforschung der so zahlreichen anonymen Handschriften sei — eine Arbeit, die jedoch, wie er gleich einsah, nur dann ihren vollen Nutzen brachte, wenn sie von ein und derselben Person in allen Bibliotheken ausgeführt wurde. So stand bald bei ihm der Entschluß fest, selbst sämmtliche Bibliotheken Europa's nach Bonaventura-Handschriften zu durchforschen.

Der Eifer und die Ausdauer, mit welchen er diese außerordentliche Aufgabe in acht langen Wanderjahren löste, indem er, stets von mehreren Arbeitsgenossen begleitet, von Spanien bis Rußland und von Sicilien bis Schottland eilend, in gegen 400 Bibliotheken ungefähr 40 000 Handschriften prüfte und verzeichnete, ist geradezu staunenswerth,

und ist diese Forschung eine That, wie die Annalen der Wissenschaften wohl nicht viele zu verzeichnen hatten.

Doch kaum hatte er 1879 das vom Ordens-General 1877 erworbene und für das große Werk bestimmte Colleg von Quaracchi mit acht Gehilfen bezogen, um an die Verarbeitung seiner reichen Materialien und die nächste Vorbereitung der Drucklegung zu gehen, als sich bei ihm die Folgen der übermäßigen Anstrengungen bemerklich machten und nur zu ernstlich auf die Gefahr hinwiesen, welche dem großen Werke und dem eben erstehenden Colleg drohte. Glücklicherweise ließ ihm die an seinem Lebensmarke zehrende Krankheit die nöthige Zeit, um seinen literarischen Nachlaß so zu ordnen und seinen Mitarbeitern so viel Mittheilungen zu machen, daß sein am 12. August 1881 erfolgender Tod das Unternehmen nicht in's Stocken brachte, so überaus schmerzlich auch der Verlust war.

An seine Stelle trat P. Ignatius Jeiler als Leiter der wissenschaftlichen Arbeiten des Collegs. Ihm liegt vorzüglich die Ausarbeitung der Prolegomena und der theologischen Scholien ob. Von seinen Mitarbeitern besorgt P. Hyacinth Deimel die literarhistorischen und paläographischen Partien. In letzterer Beziehung ist ebenfalls P. Elpidio de Monte Giovio thätig, wie die beiden erstgenannten ein langjähriger Arbeits- und Reisegenosse des Verstorbenen. Auch noch von den fünf anderen Mitarbeitern gehören drei weitere der rheinisch-westphälischen Ordensprovinz an.

Bei den so gut geplanten und ausgeführten Vorarbeiten ging das Werk, trotz der so traurigen Störung, rasch voran. Kaum war daher die Druckerei in den ersten Monaten des vergangenen Jahres durch Cav. Melandri, den Director der Druckerei der Propaganda, eingerichtet, als der Druck des ersten Bandes begonnen werden konnte. Und es dauerte nicht lange, bis die erste Abtheilung desselben zur Versendung kam.[1]

Diese Erstlingsarbeit macht der jungen Ordensdruckerei alle Ehre. Die Ausstattung ist musterhaft. Papier und Typen sind zweckmäßig ausgewählt, der Druck sehr genau besorgt[2]; das Ganze zielt mit Vermeidung alles nutzlosen Luxus auf's Praktische und Dauerhafte ab.

---

[1] Die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg hat den Debit des Werkes für Deutschland und Österreich übernommen. Preis der 1. Abtheilung des I. Bandes *M.* 15. — Die zweite (Schluß-) Abtheilung desselben Bandes erscheint im Juli d. J.

[2] Von störenden Druckfehlern verzeichnen wir: p. LVI. col. 1. n. 7 ist statt Voord W o o r d und p. LVII. „Parisiis bibl. S. Victoris“ nicht cod. 44 530, sondern 14 530 zu lesen.

Was nun den Inhalt des stattlichen Bandes betrifft, so zerfällt derselbe in zwei Theile: die Einleitungen und den ersten Theil des Commentars zum ersten Sentenzen-Buch. — Deuten wir kurz den Inhalt der 88 Seiten füllenden Einleitungen an. An erster Stelle finden wir in der Praefatio generalis eine genaue Aufzählung und Charakteristik der älteren Gesammtausgaben, sowie eine kurze Geschichte der nun begonnenen (p. I—XI). Sodann wird der Stand der bisherigen Forschung über die Echtheit der dem Heiligen zugeschriebenen Schriften dargelegt, mit Benützung der von P. Fidelis 1874 veröffentlichten Ratio novae editionis, und genaue Verzeichnisse der bisher bekannten und der noch nicht aufgefundenen Schriften mitgetheilt (p. XI—XXXI). Endlich wird der in den bisherigen Ausgaben gebotene Text besprochen und die Aufgabe, welche die neue Ausgabe in dieser Beziehung zu lösen hat, genauer bestimmt (p. XXXI—XXXVIII). — Nun folgen die beiden Bullen Sixtus' IV. und V., durch welche Bonaventura der Zahl der Heiligen und der Kirchenlehrer beigezählt wird (p. XXXVIII—LII). — Ein neues Leben des Heiligen, die eingehende Besprechung, sowie die Feststellung der chronologischen Reihenfolge der einzelnen Schriften u. s. w. mußten, so erwünscht sie auch schon an dieser Stelle gewesen wären, auf den Schlußband verspart werden, da sie eben erst das Facit der gesammten Arbeit sein können.

An zweiter Stelle finden wir die Prolegomena in 1m lib. Sententiarum. Da in Betreff der Authenticität derselben kein Zweifel möglich ist, wird zunächst der Zeitpunkt der Abfassung bestimmt [1], wobei ein chronologischer Irrthum corrigirt wird, der in beinahe allen älteren und neueren Biographien des hl. Bonaventura sich findet. Es steht nämlich aus Bernhard de Bessa und Salimbene fest, daß der Heilige nicht 1250 oder 1253, sondern bereits 1248 den theologischen Lehrstuhl in Paris bestieg. — Ferner wird das Verhältniß des Heiligen zu seinem Lehrer, Alexander de Hales, genauer erörtert, wo P. Jeiler die Resultate seiner Special-Forschungen über diesen Punkt niedergelegt hat (p. LV—LXII). — Nachdem sodann die in unserm Commentar enthaltenen, nun veralteten Lehrmeinungen aufgeführt sind, folgt ein werthvolles Verzeichniß von 53 unedirten Auszügen und Bearbeitungen des Commentars und von 21 theils edirten, theils unedirten Schriften, welche sich mit der Lehre des seraphischen Lehrers beschäftigen [2]. — Endlich werden noch

[1] Es heißt daselbst u. A.: „Nec etiam alios Commentarios, solummodo in codicibus Mss. asservatos, ante S. Bonaventuram ab alumnis Ordinis Minorum scriptos et ab ipso auctore publicatos esse putamus" (p. LVI). Dagegen scheint uns festzustehen: 1. daß der Franziskaner Odo Rigaldus (Erzbischof von Rouen, 1248 bis 1269) seinen Commentar zwischen 1240 und 1247 — also vor Bonaventura — schrieb; und 2. daß derselbe ebenso gut als von seinem Verfasser „edirt" anzusehen ist, wie der des sel. Albert des Großen.

[2] Von Hugo de Sletstad wird p. LXXI gesagt: „istius autem libri nos hucusque nullum aliud vestigium invenire potuimus". Von dieser Compilatio super libros Sent. finden sich die die beiden ersten Sentenzen-Bücher betreffenden Theile in der Paulina in Leipzig, codd 571. 572. Zu Ende des cod. 571 lesen wir: „Explicit compilatio super 1m Sent. quam compilavit fr. Hugo dictus de

zum Schlusse dieses ersten Capitels die ältern Ausgaben des Commentars besprochen und die Beschaffenheit der von ihnen gebotenen Texte kurz charakterisirt.

Im zweiten Kapitel, welches über die Anlage der neuen Ausgabe handelt, finden wir zuerst das beschreibende Verzeichniß von 53 in verschiedenen Bibliotheken aufgefundenen Handschriften des Commentars zum ersten Sentenzen-Buch. Von diesen sind nicht weniger als 35 zur Textkritik der sixtinischen Ausgabe collationirt worden. Hierauf wird über die Verwerthung der durch diese Collationirung gewonnenen Varianten Rechenschaft gegeben. Den Schluß bildet das alphabetische Verzeichniß der vom Heiligen benützten und citirten Schriftsteller.

Dem nun folgenden, 416 SS. füllenden Texte der ersten Hälfte des Commentars sind zunächst am untern Rande die zur Textkritik gehörigen Materialien angefügt. Außerdem finden sich am Ende der einzelnen Quästionen je nach Bedürfniß kürzere oder längere Scholien, in welchen P. Jeiler die zum theologischen Verständniß des Textes wünschenswerthen Erklärungen und Citate bietet. Diese Scholien sind bündig, klar und inhaltsreich, ihrem Zwecke und der Anlage der Ausgabe ganz entsprechend.

Zum Schlusse noch einige Worte über einen Punkt von entscheidender Wichtigkeit: über die von den Herausgebern adoptirte Methode der Textkritik. — Es waren und sind noch theilweise heutzutage zwei solcher Methoden in Übung. Die eine, welche zumal von den Maurinern bei ihren berühmten Väter-Ausgaben in Anwendung gebracht wurde, besteht darin, daß der Herausgeber aus der ihm vorliegenden, durch Collationirung der Handschriften gewonnenen Masse von Varianten Stelle für Stelle eklektisch die ihm die beste scheinende auswählt und somit den Text der zu edirenden Schrift wie ein Mosaikbild zusammensetzt. Wird hierbei allenthalben die Handschrift, welcher die betreffende Lesart entnommen ist, angeführt und eine Auswahl von Varianten mitgetheilt, so ist eine Nachprüfung der Zusammensetzung des Textes und ein annäherndes Urtheil über die Beschaffenheit der benützten Handschriften möglich. Geschieht dieß nicht, so sieht sich der Leser dem Herausgeber auf guten Glauben überliefert.

Ein anderes Verfahren wird in neuerer Zeit bei den kritischen Classiker-Ausgaben und ähnlichen hochwissenschaftlichen Unternehmen eingehalten. Es sucht nämlich der Herausgeber zunächst die Handschriften nach ihrer Übereinstimmung in den Lesarten in Klassen oder Familien zusammenzuordnen. Sodann hat er den Stammbaum aufzufinden und jene Handschriften festzustellen, welche mittelbar oder unmittelbar den andern als Vorlage dienten, also gewissermaßen als Stammeshäupter anzusehen sind. Unter diesen wenigen ist dann

---

Sletzstat Parisius tunc studens de diversis scripturis et lecturis magistrorum" — Zu p. LXV. n. 4 sei bemerkt, daß von Joann. de Erfordia in Leipzig außer cod. 556 auch noch cod. 557 in 4^m^ Sent. und cod. 558 in 2^m^ sich befinden; außerdem in der Nationalbibliothek in Florenz cod. 815 A. 8. in 1^m^ Sent., in Basel cod. B. VIII. 5. in 4^m^ Sent.

noch jene auszuwählen, welche den correctesten und ursprünglichsten Text zu bieten scheint. Dieser wird sodann adoptirt und vollständig, so wie er sich findet, zum Abdruck gebracht. Dem so gewonnenen Texte werden die abweichenden Lesarten der andern typischen Handschriften beigesetzt.

Bei der uns beschäftigenden Ausgabe wurde die erste Methode, jedoch mit einer nicht unwesentlichen Modification und der Beigabe des nöthigen kritischen Apparates, zur Anwendung gebracht. — Es wurde nämlich im großen Ganzen der Text der sixtinischen Ausgabe adoptirt, jedoch so, daß derselbe Stelle für Stelle mit den gesammelten Lesarten verglichen wurde. Wo immer eine dieser Lesarten dem sixtinischen Texte vorzuziehen war, wurde sie an der Stelle der ausgemerzten sixtinischen Lesart eingesetzt, so daß der sixtinische Text gewissermaßen nur den Hintergrund bildet für den wie ein Mosaikbild aus den besten Varianten zusammengesetzten neuen Text.

Möchte es nun Jemand auch scheinen, daß so ausgedehnte Vorarbeiten in einer nach der zweiten Methode gefertigten, streng kritischen Ausgabe besser verwerthet worden wären, so läßt doch — selbst wenn wir die Anwendbarkeit und Nützlichkeit dieser Methode für solche Schriften ohne Einschränkung zugeben — das gewählte Verfahren sich leicht rechtfertigen. Es ist eben die neue Ausgabe in erster Linie für den theologischen Schulunterricht bestimmt; daher mußte vor Allem ein möglichst guter, leicht lesbarer Text geboten werden. Ein solcher aber war nur vermittelst der ersten Methode zu erreichen. Für eingehendere Textkritik ist, so viel es unbeschadet dieses wesentlichen Zweckes geschehen konnte, ausgiebig gesorgt, indem die am sixtinischen Texte vorgenommenen Veränderungen allenthalben in den Anmerkungen begründet werden und die Fundstätten der adoptirten Lesarten, sowie andere beachtenswerthe Varianten verzeichnet sind. Auf diese Weise ist eine Nachprüfung der Textkritik und eine genauere Kenntnißnahme der einzelnen Handschriften möglichst leicht gemacht. — Wir können also die Ausgabe in allen ihren wesentlichen Theilen als eine durchaus gelungene, ihrem Zwecke entsprechende bezeichnen.

Indem wir uns nun von dem stillen Studienhaus da unten am herrlichen Arno, in dessen reges wissenschaftliches Leben wir unsere Leser etwas einzuführen suchten, verabschieden, rufen wir den freundlichen Bewohnern desselben zu ihren Arbeiten ein herzliches Glückauf zu.

**Franz Ehrle** S. J.

# Die preußische Kirchenpolitik in Kleve-Mark.

Der gewaltige Culturkampf in Preußen ist etwas so Gehässiges und theilweise für unsere Zeit so Fremdartiges, daß man von vornherein annehmen konnte, die Jünger der preußischen Wissenschaft, welche am meisten ihn angefacht, geschürt und groß geblasen, würden denselben auch zu rechtfertigen trachten. Das ist geschehen. Bereits die erste der mit Staatsunterstützung herausgegebenen Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven hat diese Aufgabe verfolgt. Es schien das Allerangelegentlichste zu sein, was man mit Hilfe jener reichen archivarischen Schätze zu erreichen suchte. Anderes war freilich nicht von dem Leiter dieser Publicationen, Herrn von Sybel, zu erwarten, der als Schriftsteller, Abgeordneter, Präsident des Deutschen Vereines genugsam seine grenzenlose Liebe zum Culturkampf geäußert hatte. Aber mit Recht ward eine solche tendenziöse Benutzung der Staatsarchive und des Staatssäckels katholischerseits beklagt, und wiederholt brachten Centrumsabgeordnete darüber Klagen vor, als es sich auf dem Landtage um reiche Geldbewilligungen für die genannten Publicationen handelte. Denn die Katholiken haben das Recht, dawider zu protestiren, daß ihr Geld — auch sie bezahlen eine nicht unbeträchtliche Quote zu den Staatssteuern — gegen ihre heiligsten Interessen verwandt und daß mit Staatsunterstützung „eine officielle Geschichtschreiberzunft erzogen werde“.

Trotz mancher Klagen haben aber katholische Kritiker bereitwilligst das viele Gute anerkannt, welches, wie den andern bislang veröffentlichten Werken, so auch insbesondere den drei Bänden Lehmanns über „Preußen und die katholische Kirche“ eigen ist. Dankbar nahmen sie das reiche, hochinteressante Material an, welches darin zum ersten Male aufgeschlossen; sie bewunderten den Fleiß, welcher darauf verwandt, sie lobten das Geschick, womit das weitschichtige Material behandelt wurde. Aber gerade wegen dieser äußeren Vorzüge mußten sie um so mehr beklagen, daß die geschichtliche „Darstellung“ und die Wiedergabe der Quellen parteiisch sei. Freilich haben dagegen sowohl v. Sybel in der Kammer, als Lehmann in der „Historischen Zeitschrift von v. Sybel“ (1883, I, 270 ff.) replicirt; doch mit Unrecht, wie wir zeigen werden.

Was der Zweck der Lehmann'schen Publicationen ist, ergibt sich leicht aus den Worten, womit Herr v. Sybel ihren Patriotismus

preist: „Es ist ein patriotischer Gegenstand [den Lehmann behandelt], es ist die Politik der Hohenzollern, wie sie seit 200 Jahren bis 1840 unverbrüchlich gehandhabt worden ist, nach der einen Richtung der allgemeinen Duldung und Gleichberechtigung der Confessionen, nach der andern Seite der festen Zusammenfassung der Staatshoheit und des Aufsichtsrechts über alle Confessionen. Diese Politik ist in den Urkunden ... vollständig entwickelt. ... Ich kann versichern, .... daß zur Zeit kein Mensch von der Existenz einer einschlagenden, hier nicht abgedruckten oder angezeigten Urkunde Kenntniß hat." [1] Herr v. Sybel gibt als Termin, bis zu welchem die preußische Kirchenpolitik unverbrüchlich [2] gehalten sei, das Jahr 1840 an; da wurde sie nämlich nach seiner Meinung von Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. unterbrochen. „Es sollte eine Zeit kommen," wie Lehmann (I, 130) sagt, „da man den einen [Grundgedanken des kirchlich-politischen Lebens Deutschlands], welcher der Hoheit des Staates galt, zum Schaden des Vaterlandes ungebührlich vernachlässigte." Erst in der Maigesetzgebung sollte er wieder aufleben. Der Gegenstand des Lehmann'schen Werkes ist also die Darstellung der Politik des preußischen Culturkampfes, und der Meister gibt seinem Schüler das Lob, daß er seine patriotische Aufgabe „in höchster Weise gelöst" habe. In der That leistet Lehmann das Menschenmögliche, um die preußische Kirchenpolitik zu rechtfertigen und zu verherrlichen; ihre Anfänge reichen nach ihm in's Mittelalter zurück, wo der päpstliche Stuhl selbst sie begründen half, und wo bereits von den Herzogen von Kleve gesagt wurde, sie seien Päpste in ihren Landen. Dieser „territoriale Papismus" sei in der Reformation nur weiter entwickelt und vollendet worden; die brandenburgischen Herrscher seien der alten klevischen Kirchenpolitik nur treu geblieben, wenn sie auch über die katholische Kirche ihrer Lande den Summ-Episkopat, die höchste Gewalt mit Ausschluß jeder fremden bischöflichen Jurisdiction, beanspruchten; da sie aber diese Gewalt durch eine für die damalige Zeit ganz unbekannte Toleranz verklärten, so hätten die niederrheinischen Katholiken sich willig gefügt. Der Schluß, welcher aus dieser Lehmann'schen Publication zu ziehen ist, liegt nahe, wenn er auch nicht mit ausdrücklichen Worten aus-

[1] Stenographische Berichte (Haus der Abgeordneten, 1879—1880), S. 761. 762.

[2] Der Schüler v. Sybels, Maurenbrecher, weicht in der Schrift: „Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit" (Stuttgart 1881), von der Ansicht seines Meisters ab, da er glaubt, bereits Friedrich Wilhelm III. habe durch seine Verhandlungen mit Rom die preußische Kirchenpolitik verlassen.

gesprochen wird: mit Recht sei die uralte preußische Kirchenpolitik in der Maigesetzgebung erneuert, und mit Unrecht widerständen die jetzigen Katholiken, im Gegensatze zur loyalen Haltung ihrer Vorfahren, dieser Gesetzgebung.

Diesem gegenüber wollen wir uns klar und bündig aussprechen. Lehmann hat alles ausgelassen, was der Verherrlichung der preußischen Kirchenpolitik im Wege stand. Die Reformation ist, inwiefern sie den territorialen Papismus zum Grundsatz erhob, ein vollständiger Abfall von der mittelalterlichen Kirchenpolitik; der brandenburgische Culturkampf am Niederrhein stand im Widerspruch mit der unmittelbar vorhergehenden Politik der klevischen Herzoge, mit den eingegangenen Verträgen und der natürlichen Gerechtigkeit, mit der verheißenen Toleranz, und die Katholiken haben deßhalb oft und energisch dagegen Beschwerde erhoben. Aber nicht nur das Interesse der Wahrheit, sondern auch ganz besonders der Patriotismus muß sich gegen die Lehmann'sche Darstellung erheben. Wie selbst officielle Documente [1] aussprechen, hat die Kirchenpolitik der preußischen Verfassung, weil sie den confessionellen Hader bannte, Preußen 1866 und 1870 groß gemacht; umgekehrt erzeugte die in der Maigesetzgebung wieder auflebende Kirchenpolitik der frühern Zeit den verderblichsten Zwiespalt, welcher, wenn er früher entstanden, die Gründung des Deutschen Reiches unmöglich gemacht hätte. Wir vollbringen darum ein auf's Höchste patriotisches Werk, wenn wir diese unselige Kirchenpolitik und ihre wissenschaftliche Rechtfertigung bekämpfen. Da aber der von Lehmann behandelte Gegenstand zu weitschichtig ist, wollen wir im Folgenden unsere Aufmerksamkeit vorzüglich den klevischen Landen zuwenden. So Gott will, werden wir später das Verfahren der Regierung gegen die Katholiken anderer Gegenden beleuchten, wofür ein ausgezeichneter Jurist uns die kostbarsten Materialien gegeben hat. Zur Kritik und Ergänzung der Lehmann'schen Publication sind übrigens bereits verschiedene treffliche Arbeiten erschienen, insbesondere die vier Artikel: „Zur Geschichte des Verhältnisses des Brandenburg-Preußischen Staates zur katholischen Kirche" (im „Katholik" 1880 u. 1881), und die Schrift: „Zum Clevisch-Märkischen Kirchenstreit" von Dr. Floß, herausgegeben aus dessen Nachlaß (Bonn 1883). Hatte letzterer Geschichtschreiber sein ganzes Leben wacker für die Wahrheit und die Interessen der heiligen Kirche gekämpft, so beweist er, daß er diesem seinem Lebensberufe bis in den Tod treu

[1] Siehe Siegfried, Actenstücke, S. XIX. XX. XXI.

geblieben ist. Beide Arbeiten werden indeß in der schon erwähnten Replik der Sybel'schen Zeitschrift gar nicht berücksichtigt.

Lehmann schickt den Urkunden eine geschichtliche Einleitung voraus. Er folgt darin mit Recht dem allgemeinen Brauch ähnlicher Publicationen. Solche Einleitungen sollen eine Übersicht über das in den Urkunden enthaltene Material geben und überhaupt alles bieten, was zum Verständniß der Urkunden von Belang ist. Sie sollen auch über das einschlägige bereits anderswo gedruckte Material orientiren, ja, sie müssen, wenn, wie Sybel von der Publication Lehmann's behauptet, ein „vollständiges" Bild von dem betreffenden Gegenstand gegeben werden soll, dieses Material der Hauptsache nach entweder in der geschichtlichen Einleitung geben, oder aber zum mindesten regestenartig unter den Urkunden aufführen. Gegen eine solche Einleitung hätte das Centrum nichts einzuwenden gehabt. „Wenn sich," sagt Dr. Windthorst, „Herr Lehmann darauf beschränkt hätte, den Zusammenhang der Urkunden darzulegen und das Verständniß derselben zu vermitteln, so würde er, glaube ich, damit ein gutes Werk gethan haben. Er hat aber nicht sowohl Urkunden herausgegeben, als eine Geschichte der betreffenden Zeit geschrieben und Urkunden angehängt, und nicht etwa vollständige, sondern — unvollständige." Hätte Lehmann diese Worte beachtet, so würde er gesehen haben, daß die Katholiken in Bezug auf die Einleitungen zu den Urkunden keineswegs mit einander in Widerspruch sind. Statt einer orientirenden objectiven Einleitung aber verfaßte er eine nach Sybel'scher Manier gehaltene Geschichte; er schreitet in hohem Kothurne einher, Dithyramben auf die preußische Toleranz singend und für die preußische Kirchenhoheit Lanzen brechend. Dabei vergißt er den Zweck seiner Einleitung und übergeht, was zum Verständniß und zur Ergänzung der Urkunden, sowie zur Orientirung über das bereits gedruckte Material nothwendig gewesen.

In den Beschwerdeschriften der Katholiken jener Zeit sind bereits viele Documente über den von Lehmann behandelten Gegenstand gedruckt; denn die erste: „Kurtzer und wahrhafter Bericht der Differentien Welche sich zwischen des Herrn Kurfürsten zu Brandenburg und des Herrn Pfaltzgraffen zu Newburg .. Chur- und Fürstl. Durchl. über das religionwesen in den Gülich-Clev-Bergisch- und zugehörigen Landen enthalten. Düsseldorf 1663", enthält 15 Seiten Actenstücke; die zweite: „Allerunterthänigst Repraesentatio gravaminum religionis der Römisch-Katholischen im Hertzogthumb Cleve, Auch Grafffschafft Marck und Ravensberg, cum Justificationibus . . . Düsseldorf 1723", enthält 168 u.

180 Seiten Actenstücke; die dritte: „Aller unterthänigst-Summarische Wiederhohlung Gravaminum Religionis deren Römisch-Katholischen im Fürstenthumb Cleve Und Grafffschafften Marck und Ravensberg junctis additionalibus novis" enthält 96 u. 68 u. 84 u. 54 Seiten Actenstücke; die vierte: „Ahn die Röm. Kayserl. und Königl. Catholische Majestät von Ihre Churf. Durchl. zu Köllen Herzogen Clement August in Ob- und Niedern Bayern ꝛc. abgegebene außführliche Demonstration und gründlicher Beweiß sehr vieler und täglich sich vermehrender hart truckender Religions Beschwörden, welche höchst deroselber Ertz-Bischofflicher Jurisdiction, Geistlichen und übrigen Catholischen Eingesessenen deren Clev- und Marckischen Landen . . . durch die . . . Clevische Regierung zugefügt worden. Sammt Beylagen. Bonn 1730" [1], enthält 156 Seiten Actenstücke. Die vier Beschwerdeschriften der klevisch-märkischen Katholiken wider Brandenburg enthalten also zusammen 821 Seiten Actenstücke (in klein Folio oder in 4⁰) meist über klevisch-märkische Kirchensachen, werden aber von Lehmann (abgesehen von einem einzigen Citat aus einer der Schriften) in seiner Einleitung zu den Actenstücken über die klevisch-märkischen Kirchenverhältnisse nicht einmal erwähnt. Das ist doch gegen allen wissenschaftlichen Brauch, wenigstens bei Werken, die auf „Vollständigkeit" Anspruch machen. Lehmann wird vielleicht repliciren, die Documente seien werthlos, und es kämen manche Wiederholungen in jenen Schriften vor. Nun wohl, er konnte das ja beifügen. Böse Menschen möchten aber wohl argwöhnen, daß er deßhalb geschwiegen, weil diese sogenannten brandenburgischen „Sündenregister" nicht in eine Verherrlichung der preußischen Kirchenpolitik paßten. Doch wie Lehmann in seiner Einleitung verfährt, wie er anderswo gedrucktes Material übergeht oder verstümmelt, um die Kirchenpolitik und Toleranz Preußens zu verherrlichen, werden wir noch sehen.

Die Mitglieder des Centrums tadelten auch den Mangel an Vollständigkeit in der Wiedergabe der Actenstücke, insbesondere der Actenstücke, wodurch der Erzbischof von Köln sein Diöcesanrecht auf Kleve vertheidigt und begründet. Wir sind allerdings Lehmann sehr dankbar, daß er so viele Documente veröffentlicht hat, in denen die brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige für sich die Kirchenhoheit und den Summ-Episkopat auch über die Katholiken beanspruchen; aber billig und

[1] Eine andere, kleinere Beschwerdeschrift des Erzbischofs ist betitelt: „Gravamina religionis, betreffende das Ertz-Stift Cöllen, wegen deren Clevisch-Märckisch- und angränzenden Landen".

zugleich wichtig zur Beurtheilung des in Rede stehenden Rechtsverhältnisses wäre es gewesen, dem gegenüber auch von den Protesten der Kölner Erzbischöfe zum mindesten einen mit einiger Ausführlichkeit zu geben. Das ist nicht geschehen. Er liefert von denselben nur kurze magere Auszüge, wo doch die Gerechtigkeit laut schreit: audiatur et altera pars.

Wie vertheidigt sich Lehmann gegen diesen begründeten Vorwurf? Zuerst sucht er dem Abgeordneten Dr. Majunke eine geschichtliche Absurdität anzuhängen[1], weil er aus den „Beschwerden des Kurfürsten von Köln Gravamina preußischer Katholiken" gemacht, und frägt spöttisch, ob „der kölnische Erzbischof bereits im 17. Jahrhundert" preußischer Unterthan gewesen. Der Spott fällt hier auf den Fragesteller zurück, der solche Frage nicht an einen kleinen Buben, sondern an einen hervorragenden Abgeordneten richtet. Der Kölner Kurfürst hat allerdings in seinen „Beschwerden" eines der ärgsten „Gravamina preußischer Katholiken" zur Sprache gebracht. Man kann darum seinen Beschwerden auch diesen Namen geben, zumal da hierdurch einer der größten Mängel des Lehmann'schen Werkes bezeichnet wird, daß es durch Unterdrückung der vielen „Gravamina der preußischen Katholiken" das Verhältniß zwischen „Preußen und der Kirche" höchst einseitig darstellt. Wenn dann Lehmann weiter (l. c.) replicirt: „Dagegen durfte von einer breiteren Darlegung der Diöcesan-Ansprüche Kurkölns abgesehen werden, da dieser Gegenstand bereits an andern Stellen des ersten Bandes mit größter Ausführlichkeit erörtert war", und dann 24 verschiedene Stellen dafür citirt: so scheint er mit diesen Zahlenreihen der großen Mehrzahl der Leser, welchen es zu viel Mühe macht, sie alle nachzuschlagen, Sand in die Augen streuen zu wollen. Denn an diesen Stellen wird allerdings „mit größter Ausführlichkeit" die landesherrliche Kirchenhoheit erörtert, während „die Diöcesan-Ansprüche Kurkölns" nur in zwei höchst auszüglich mitgetheilten Documenten (Nr. 51 u. 53) angedeutet werden. Daß er auch die große vom Erzbischof an den Kaiser gerichtete und fast 200 Seiten in Folio haltende Denkschrift über die kölnische Jurisdiction nicht einmal erwähnt, ward schon oben gesagt. Doch wie parteiisch Lehmann excerpirt, dürfte später noch klarer werden.

Ist auch in der Auswahl der Documente parteiisch verfahren? Wurden unbequeme unterdrückt? Darüber kann man nichts Sicheres

---

[1] Historische Zeitschrift, 1883, Bd. I. S. 273.

entscheiden, wenn man nicht die Staatsarchive durchforscht hat. Lehmann kann einem erwidern, daß er die betreffenden Actenstücke nicht gefunden hat. Wie viele Documente sind nicht auch verloren gegangen! Es lassen sich also nur Vermuthungen aufstellen. Viele, sehr viele Beschwerden wurden von den Katholiken über Bedrückungen in Religionssachen gemacht; die erste der obigen Beschwerdeschriften zählt deren 302 auf. Nur höchst Weniges wird aber daraus von Lehmann angeführt und fast nur Solches, wofür der Kurfürst Remedur oder doch Untersuchung anordnete; vgl. Lehmann Nr. 39 u. 40, 42, 134 u. 135, 934 u. 937. Sollten in den Archiven nicht mehr Actenstücke solcher Gravamina sein, auch solcher, die nie abgestellt wurden? Die Kurfürsten maßten sich den Summ-Episkopat selbst über die Katholiken an, verpönten die Anerkennung der bischöflichen und päpstlichen Jurisdiction unter den schwersten Strafen und befahlen sogar, das von der Kanzel zu verkünden. Natürlich mußten solche Edicte die schwersten Gewissensbedenken hervorrufen, wie auch eine bereits anderswo gedruckte Vorstellung des Klever Capitels beweist. Sollten gar keine ähnlichen Klagen in den Archiven sein, da die Unzufriedenheit des Klerus über jene fürstliche Kirchenhoheit auch von den protestantischen Räthen bezeugt wird?[1] Sollten sich katholische Geistliche wegen des ihnen eine Zeitlang angethanen Zwanges, ohne kirchliche Dispens die nach katholischer Glaubenslehre incestuosen Verbindungen zwischen Verwandten einsegnen zu müssen, nur an den Pfalzgrafen (Lehmann Nr. 134) und niemals an den eigenen Landesherrn gewandt haben? Kirchliche Pfründen wurden oft förmlich an den Meistbietenden verschachert, Unrechtmäßige in die Capitel mit Androhung hoher Geldstrafen intrudirt; sollten sich die Capitel über solche Simonie und Gewissensbedrückung nie beschwert haben? Die Marien-Feste, „von der Antiquität mehr aus Unwissenheit und Aberglauben, als wahrer Gottseligkeit angeordnet", wurden auf einen Schlag vom König abgeschafft, obwohl deren Feier von der Kirche unter Todsünde geboten war, und die Verkündigung dieses Edicts von der Kanzel befohlen; sollte hierüber nicht geklagt worden sein? Es ist ja möglich, daß solche Gravamina über Gewissensdruck in den Staatsarchiven verloren gegangen sind. Aber sollte das auch mit den zahllosen Beschwerden des Klerus über die ihn erdrückenden Steuern und andern Lasten der Fall sein, die der Landesherr selbst wiederholt als begründet anerkannt? Dr. Scholten hat jetzt

[1] Lehmann, I. Nr. 28 u. 663.

noch „ganze Actenstöße“ darüber in den Klever Archiven gefunden[1]. Ich habe gleichfalls viele ungedruckte Gravamina dieser Art erhalten.

Lehmann scheint in der Darstellung der Klever Kirchenverhältnisse von dem doppelten Grundsatz ausgegangen zu sein, daß zur Klarlegung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche es genüge, die staatlichen Verordnungen anzuführen, und daß alle Klagen über brandenburgische Intoleranz von vornherein abzuweisen seien. Aber er irrt.

Die katholische Kirche ist ein lebendiger Körper, welcher dem Staat über das ihr eigenthümliche geistliche Gebiet keinerlei Gewalt einräumt. Insbesondere ist die kirchliche Jurisdiction eine Gewissenssache, über welche das weltliche Schwert nichts vermag, welche es nicht einmal zu erreichen, geschweige denn zu durchhauen vermag. Anders denken freilich manche deutsche Gelehrte, besonders Professoren, die leider das große Wort in den Kammern führen. Für sie existirt, lebt, webt die Kirche nur insofern, als es in staatlichen Verordnungen gesagt und erlaubt oder auch in vergilbten Urkunden beschrieben ist. Nicht der Mühe werth halten sie es, das mächtig pulsirende Leben in der Kirche selbst zu betrachten; den „Aberglauben“ verachten sie all zu sehr. Nach einer bekannten Anekdote sollen Matrosen einen noch schreienden Menschen als Todten in's Meer geworfen haben, weil der Schiffsarzt ihn für todt erklärt. So machen es auch jene Professoren; weil eine kurfürstliche Verordnung die bischöfliche oder päpstliche Jurisdiction abgethan oder ein Urtheilsspruch Bischöfe abgesetzt hat, ist für jene die kirchliche Jurisdiction todt und ad acta zu werfen, mag sie auch noch in den Herzen von Tausenden und Hunderttausenden von Gläubigen leben. Damals, wie jetzt, schworen die Geistlichen bei ihrer Ordination oder Installation, trotz der weltlichen Verfügungen, Gehorsam und Treue dem bischöflichen Ordinarius und dem Papste; damals, wie jetzt, protestirten in feierlicher Weise die Priester Tag für Tag am Altare gegen jene Verfügungen, indem sie in dem feierlichsten Theile der Messe namentlich für ihren bischöflichen Ordinarius, auch für den ausgeschlossenen und abgesetzten, und für den Papst beteten: [pro] Papa nostro Leone et Antistite nostro Miecislao, Paulo, Bernardo, Petro Josepho, und die zahllosen Gläubigen, welche aus ihren Gebetbüchern diese Gebete wiederholen, sagen hierzu Amen. Damals, wie jetzt, erregte jedes Attentat gegen die geistliche Jurisdiction den höchsten Schmerz von Seiten der Gläubigen, weil es ein Stich war

[1] Die Stadt Kleve. Kleve 1879. S. 391.

in's lebendige Fleisch, nämlich in die religiöse Überzeugung und das Herz der Katholiken, welche die Träger der geistlichen Jurisdiction als ihre Väter verehrten und liebten. So sind solche Klagen und Beschwerden nicht, wie die genannten Herren vorgeben, das Resultat von Hetzereien der Kapläne oder Vorspiegelungen der Jesuiten, sondern der laute Wehruf eines angegriffenen lebendigen Organismus. Hätte Lehmann das besser bedacht, so würde er in seiner Darstellung „Preußens und der Kirche" auf die zahllosen Beschwerden der klevischen Katholiken eingegangen sein, mochte damit auch der Ruhm preußischer Toleranz etwas gelitten haben. Das führt uns zum zweiten der oben beregten Punkte.

Für Lehmann ist es Herzensbedürfniß, die preußische Toleranz auf's Höchste zu rühmen, dagegen aber die katholische Intoleranz zu verschreien. „Duldung auch nur im beschränktesten Umfange [sei] der Hierarchie stets unverständlich gewesen"; nach dem „Grundsatz der Katholischen [sei] Ketzern keine Treue zu halten"; „andere als evangelische [Fürsten] hätten das Versprechen von 1609 nicht halten können", welches freie Religionsübung in ausgedehntem Maße den drei über Jülich-Kleve-Berg-Mark ausgebreiteten Confessionen gewährte; der katholische Mitbesitzer dieser Lande habe eine „fanatische Regierung" geführt, „erbarmungslose Bekehrungsmittel" angewandt, „Mißhandlung der Evangelischen" fort und fort geübt. Dann werden zwei volle Seiten hindurch solche Verfolgungen erzählt, und hinzugefügt: „Man glaubt sich in eine andere Welt versetzt, wenn man von diesen Ausgeburten eines finstern Fanatismus den Blick hinüberwendet in den Machtbereich des brandenburgischen Regiments." Freilich herrschte nach Lehmann auch in den protestantischen Theilen dieses Bereiches, Brandenburg und Pommern, keine Toleranz; dort sollten nach dem Willen des großen Kurfürsten die Römisch-Katholischen „bis auf den jüngsten Tag" das Recht der Religionsübung nicht erhalten, „auf daß solche Abgötterei und Greuel von den Nachkommen niemals möge gesehen werden". Aber Kleve mit einigen andern katholischen Orten Preußens war das Land, welches zur Zeit eines allgemeinen düstern Fanatismus so von der Sonne der Toleranz beschienen wurde, wie kein anderes der ganzen Welt. Um das zu beweisen, läßt Lehmann seinen Blick über alle Länder Europa's, ja selbst nach Amerika schweifen. Wie solche Excurse in die Einleitung der von Lehmann publicirten Actenstücke gehören, läßt sich schwer sagen; in Wahrheit beleidigen sie durch ihre Maßlosigkeit die Katholiken und fordern diese zur Prüfung und Widerlegung auf. Wenn wir das also in Folgendem thun, so zwingt uns

Lehmann hierzu. Es liegt uns dabei fern, die subjective Gesinnung der preußischen Herrscher anzuklagen; sie werden auch von den früheren klever Katholiken als freundlich und leutselig gerühmt. Dem schließen wir uns gerne an. Aber kein Mensch kann, wie Fürst Bismarck sagt, aus seinem Adam heraus, und so auch nicht jene Herrscher aus ihrer protestantischen Überzeugung, die ihnen in Mark und Blut übergegangen war, daß sie nämlich der höchste Bischof ihrer Unterthanen seien, auch der katholischen, mit Ausschluß jeder auswärtigen, sowohl bischöflichen als päpstlichen Jurisdiction. Hierzu kamen die Berichte und Rathschläge mancher fanatisch protestantischen Beamten, die den Fürsten unaufhörlich die Wahrung der Kirchenhoheit an's Herz legten. Wären die aus solchen Gesinnungen hervorgegangenen Beschlüsse ganz ausgeführt worden, so würde die katholische Religion auch am Niederrhein ausgerottet sein. Nun aber verhinderten dieß politische Verhältnisse. Aber was man so in der Ausführung milderte und der Toleranz zugestand, ward nur durch äußere Umstände abgerungen; jene Überzeugung von der Kirchenhoheit blieb und ward, so weit es nur anging, zur Ausführung gebracht und erzeugte so zahllose Beschwerden und Bedrückungen der Katholiken, die durch ihren Glauben gezwungen waren, eine auswärtige bischöfliche Jurisdiction anzuerkennen.

Um dieß an einem Beispiel anschaulich zu machen, wollen wir das berüchtigte von Lehmann citirte, aber beschönigte Säckeedict vom 7. September 1661 anführen. Weil nämlich katholische Geistliche den protestantischen Kurfürsten nicht „vor ihren alleinigen Ordinario ecclesiastico erkennen" wollten, so verpönt dieser solches wider des Landesherrn „wohlhergebrachtes jus episcopale streitende Unwesen und strafbare Vermessenheit" und gebietet, „niemanden anders" als den Landesherrn „in geistlichen Sachen vor ihren Oberherrn und Ordinario zu erkennen"; alle, welche die Decrete auswärtiger Obern insinuiren oder publiciren, sollen gewärtig sein, daß sie „allsofort als Rebellen mit . . . . Steckung in den Säcken und Werfung auff das Wasser andern zum abscheulichen Exempel beleget und aus dem Wege geräumt werden"; die Magistrate sollen deßhalb Säcke an den Stadtthoren zur Warnung „wieder auf- und anhangen" [1]. Das Edict sollte selbst von der Kanzel in katholischen Kirchen publicirt werden. Dagegen berief sich nun das Klever Capitel in einer sehr lehrreichen, aber natürlich von Lehmann unterdrückten Klageschrift auf das alte Herkommen, auf die früheren landesherrlichen Erlasse,

---

[1] Scotti, Klevisch-märkische Gesetze, Bd. I. S. 387 f.

welche sonnenklar bewiesen, daß „nicht die Landesfürsten und Landesherrn, sondern Andere geistlichen Standes in geistlichen Sachen die Oberherrn und Ordinarien seien und die geistliche Jurisdiction in dem Fürstenthum Kleve und der Grafschaft Mark jederzeit ausgeübt haben", auf die Wahrheit, daß ohne Anerkennung des Papstes und des Bischofes „die römisch-katholische Religionsübung unmöglich" und sie mithin kraft des Edictes, entgegen den preußischen Eheverträgen, den Reversalien von 1609, den Xanten'schen Verträgen von 1612, dem westfälischen Frieden, „ganz und zumal würde aufhören müssen oder doch ohne Gefahr, in Sack gesteckt und ersäuft zu werden, nicht unterhalten werden könnte", und die Katholiken somit „schlimmer gestellt sein würden als die Juden und die im Römischen Reich nicht geduldeten Wiedertäufer, welche doch hier zu Lande nach ihrem eigenen Glaubensgesetz und nach ihren Glaubensregeln geurtheilt werden". Die Kanoniker beriefen sich endlich auf ihren dem Papste und dem Erzbischof von Köln geleisteten Eid des Gehorsams, so daß durch das Edict „ihr Gewissen unwidersprechlich beschwert werde", und auf die Unerhörtheit der Zumuthung, „daß einer sein eignes Urtheil ablesen und verkündigen soll". Diese Vorstellung blieb aber „ohne einigen Effect" [1].

Und dieser Zeit, wo der Kurfürst gleich Heinrich VIII. den Katholiken unter schweren Strafen, selbst mit Androhung des Todes, untersagte, die Jurisdiction des Papstes und katholischer Bischöfe anzuerkennen, gilt die Lehmann'sche Lobpreisung der über alles, was damals in der Welt war, erhabenen preußischen Toleranz! Allerdings, wenn Toleranz schon durch einige schöne Worte oder durch das Lob eines fürstlichen Historiographen bewiesen wird, so mögen die brandenburgischen Kurfürsten des siebenzehnten Jahrhunderts sehr tolerant gewesen sein. Aber schwerer wiegen die Thaten als die von Lehmann gebrachten Sprüche, und wie die Thaten beschaffen sind, zeigt uns der Vorwurf, den der Kaiser Karl VI. dem Könige von Preußen zu machen wagt, daß in Bezug auf Religionsbeschwerden „Euer Lbd. alleiniger Regierung vielleicht mehr Anmaßungen, Contraventiones und Facta vorzulegen wären, als kaum in solchen Jahren von allen übrigen Ständen des Reichs insgesammt sich geäußert haben" (Wien 23. Febr. 1720) [2]. Und doch waren damals die oben an letzter Stelle von uns angeführten drei Beschwerdeschriften

[1] Floß, Zum klevisch-märkischen Kirchenstreit, S. 15.

[2] Kayserliches Commissions-Decret in Materia Religionis. Cum adjunctis. Nr. 22.

noch nicht an den Kaiser gelangt. Selbst wenn in ihnen Einzelnes übertrieben wäre, des unzweifelhaft Gravirenden ist darin noch übergenug, und jede neuere Specialgeschichte katholischer Gemeinden am Niederrhein liefert weitere Belege dazu, wie z. B. Scholten, Die Stadt Kleve; Schoofs, Geschichte der katholischen Gemeinde in Büderich. Die Behauptung größerer Toleranz Preußens gilt also nicht einmal für Deutschland.

Aber, erwidert Lehmann (S. 30 u. 31), haben nicht die Hohenzollern die Reversalien von 1609 gehalten, die Habsburger den gleich toleranten böhmischen Majestätsbrief von 1609 vernichtet? Das Letztere ist freilich geschehen; aber mit Unrecht führt dieß Lehmann auf die Charakterverschiedenheit der beiden Dynastieen zurück. Die Lage war eben ganz und gar verschieden, was natürlich unser Historiker verschweigt. Die klever Katholiken sind loyal und ihrem Landesherrn treu geblieben; die böhmischen Protestanten haben revoltirt, den Landesherrn abgesetzt, hochverrätherisch sich mit andern protestantischen Rebellen und ausländischen Fürsten verbunden, selbst sich an die Türken gewandt, kurz nichts versäumt, um die habsburgische Dynastie zu vernichten. Wenn von Zweien der Eine, nicht angegriffen, sich ruhig verhält, der Andere, dem das Messer an die Gurgel gesetzt wird, sich verzweifelt wehrt, kann man daraus schließen, daß der Erste sanften, der Zweite gewaltsamen Charakters ist?

Doch Lehmann argumentirt weiter aus einem Axiom der Sybel'schen Geschichtsbaumeisterei: „Man braucht nur den Namen Habsburg zu nennen, um den kirchlichen Zustand der Länder [des österreichischen Staates] zu kennzeichnen;" ja freilich, der bloße „Name Habsburg" reicht hin, um einen richtigen Schüler Sybel's in Aufregung zu bringen. Er sagt dann, das Vordringen der kaiserlichen Waffen hätte das unter türkischer Herrschaft bestehende „friedliche Nebeneinander verschiedener Confessionen" gefährdet. Hier werden die geschichtlichen Thatsachen wiederum auf den Kopf gestellt. Der Habsburger gab 1681 auf dem Ödenburger Landtag den Ungarn wider den Wunsch der katholischen Stände freie Religionsübung [1] und hielt diese auch später noch aufrecht, da der protestantische „Kuruzzen-König" Tökeli katholische Priester und Mönche aus Glaubenshaß hinschlachten ließ. Und beim Vordringen der kaiserlichen Waffen in jene Länder, die von schismatischen Griechen bewohnt waren, gab der Habsburger auch diesen den 6. April 1690 volle Reli-

[1] Lünig, Negotiorum publicorum sylloge, II. p. 263: „Nullus regnicolarum in libero suae religionis exercitio in posterum quoquo modo turbetur." Mailath, Geschichte des österreichischen Staates, IV.

gionsfreiheit und politische Gleichberechtigung [1]. Und in jener Zeit, von der Lehmann spricht, hatte das katholische Polen im Frieden von Oliva dieselbe Cultfreiheit, welche schon frühere Könige durch die pax dissidentium gewährt, wiederum den protestantischen Dissidenten eingeräumt.

Aber Lehmann geht sogar zur Verherrlichung der preußischen Toleranz nach Nordamerika. Folgen wir ihm. Dort lebte eine katholische Colonie unter einem katholischen Gesetzgeber, die nur Jesuiten zu Seelsorgern und Rathgebern in geistlichen Dingen hatte. Der protestantische Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten, Bancroft, erzählt hiervon: „Binnen sechs Monaten war die Colonie Maryland weiter vorgeschritten, als es bei Virginia in ebenso vielen Jahren der Fall war .... Aber weit merkwürdiger noch war der Charakter der staatlichen Einrichtungen in Maryland. Jedes andere Land der Welt hatte Verfolgungsgesetze; der Eid des Gouverneurs von Maryland lautete: ‚Ich werde in keiner Weise, weder selbst noch durch Andere, weder direct noch indirect, Jemanden, der den Glauben an Jesum Christum bekennt, der Religion wegen behelligen' ... Auch Protestanten wurden dort gegen protestantische Intoleranz geschützt ... Die Geschichte Marylands ist die Geschichte des Wohlwollens und der Toleranz." [2] Aber leider sollte es nicht lange so bleiben. Die unter dem Schutze dieser Toleranz angesiedelten Protestanten zerstörten dieselbe. „Die römischen Katholiken," sagt Bancroft, „wurden in der Provinz, die sie angelegt hatten, der Bürgerrechte beraubt!" Cultusfreiheit ist für Länder mit confessionell gemischter Bevölkerung eine sociale Nothwendigkeit, und die von den Jesuiten geleiteten Katholiken sind die Ersten gewesen, welche dieses offen aussprachen und ehrlich durchführten.

Lehmann selbst gibt uns noch ein anderes Argument für die Toleranz der Jesuiten. Zum Beweis, daß der große Kurfürst tolerant gewesen sei, führt er an, daß er einen Katholiken zum Pagen gemacht und andere zu hohen militärischen Stellen befördert habe. Und Jesuiten, die PP. Volta und Wolff, haben nach Lehmann kräftigst mitgewirkt, daß einem Protestanten nicht etwa bloß die Stelle eines Pagen oder Obristen, sondern die höchste weltliche Würde, das Königthum, verliehen wurde. Mit

---

[1] Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften, Bd. XXXVIII. S. 288 (November 1861).

[2] Bancroft, History of the United States (Ed. Routledge), I. p. 888.

welchem Erfolg, sagt König Friedrich nach dem glücklichen Ausgang der Sache in einem Schreiben an seinen Wiener Gesandten: „Wir wohl wissen, daß ohne seine [P. Wolffs] Assistenz und gute Officien Wir es schwerlich so weit würden gebracht haben." Also ohne Beihilfe eines Jesuiten wäre Preußen damals schwerlich zum Königthum erhoben worden. Der König von Preußen hatte somit keinen Grund, etwas später die Jesuiten als „Daibels" (Teufel) zu fürchten.

Da kommen wir zum Haupttrumpf, den Lehmann bei seiner Darstellung ausspielt: zu dem in Jülich-Berg dank den jesuitischen Rathgebern herrschenden „finstern Fanatismus", der von dem lichten Schimmer der brandenburgischen Toleranz in Kleve so abstach, daß man sich beim Eintritt in's Klevische „in eine andere Welt" versetzt sah. Als Beweis für jenen finstern Fanatismus bringt unser Geschichtschreiber aus dem 1664 in Amsterdam gedruckten Pamphlete: „Wahrhaftige Deduction des elendigen Zustandes der beiden Kirchen in Jülich und Berg" einige Geschichten, und zwar die schlimmsten, während er alle officiellen, mit Actenstücken belegten Beschwerdeschriften der Katholiken in Kleve-Mark völlig ignorirt. Nahm er jene ohne allen Beweis als wahrhaftig an, warum unterdrückt er diese? Hielt er, obwohl er nicht über die pfälzische, sondern über die kleve-märkische Regierung zu berichten hatte, dennoch die Religionsbeschwerden wider den Pfalzgrafen für erwähnenswerth, warum verschweigt er die zu seinem Gegenstand gehörigen Religionsbeschwerden in Kleve-Mark? Und doch hätte ihn über die Grundlosigkeit jener Predigerklagen und die Wahrhaftigkeit der katholischen Beschwerden schon ein simpler Blick in seine eigenen Urkunden belehren können.

So tadelt der Kurfürst (Lehmann Nr. 110) die leidenschaftliche Sprache in den Beschwerdeschriften der Prediger. Er sagt ferner (Nr. 117) in Bezug auf solche Klagen: „Daß man zum öftern groß Geschrei und Wesen von einem Dinge mache, da man's nicht Ursache habe." Ferner (Nr. 125): „In denen Puncten, welche mit weitläuftigen Scriptis und Sätzen pro et contra ‚tanquam in foro contentioso et medio judicii strepitu' bishero ventiliret worden, Wir dergleichen große und gefährliche Dinge nicht finden, welche zu so beweglichen Lamentationibus und so harten Beschuldigungen Ursach und Anlaß geben sollten." Der Kurfürst geht auch auf einige Punkte ein, insbesondere auf die Mühlheimer Prediger-Wahl, „occasione deren so große Klagten geführet worden, als wenn man der härtesten Persecution unterworfen wäre"

(Nr. 114). Worin bestand nun diese schreckliche Verfolgung? Die Düsseldorfer Regierung hatte auf Ersuchen und Recommandation der Klevischen Cochenius, für den die Synode gesprochen, als Pfarrer bestätigt. Darüber wurde nun Namens der Vorsteher und der Gemeinde Beschwerde geführt, weil die Gemeinde die Majorität ihrer Stimmen dem Candidaten Keller gegeben. Die Düsseldorfer Regierung erwiderte, es sei ihr einerlei, wer Prediger würde; die Gemeinde möchte sich wegen eines Predigers vereinbaren. Hierauf kam es zu einer zweiten Wahl, worin Cochenius nur „etzliche dreißig", Keller aber 411 Stimmen erhielt. Die Düsseldorfer Regierung bestätigte letztern, erklärte aber, es sei ihr einerlei, wer von Beiden Prediger wäre, wenn nur die Gemeinde zur Ruhe käme. Der Kurfürst fand dieses als „härteste Persecution" ausgegebene Verhalten der katholischen Regierung ganz in Ordnung.

Die Prediger, welche über den „elendigen Zustand der beiden Kirchen in Jülich und Berg" so jämmerlich geklagt, zeigen übrigens selbst genugsam, was von ihren Klagen zu halten sei. Ein Jahr nach diesen Klagen erklärt nämlich die „klevische Class" (Synode): „daß die Class keine erhebliche, noch präponderirende Ursach a Religione hergenommen ersehen kann, warum de novo super Religionis Libertate, und was deroselben anklebet, hätte sollen tractiret werden. Denn wofern man den Statum Religionis erwägen thut im Lande von Gülich, Kleve, Berg oder Mark pro praesenti, so ist derselbe besser als jemals gewesen, und ist durch Gottes Gnade in freudigem Zunehmen" (Nr. 73). Also der Zustand, welcher im Jahre 1664 als „elendiglich" nicht genug bejammert werden konnte, wird, ohne daß die geringste Änderung eingetreten, 1665 als „besser denn je zuvor und in freudigem Zunehmen" gepriesen. Mit Recht sagen denn auch die protestantischen Räthe der klever Regierung, daß die Berichte der Herren Prediger „sich oft zuwiderlaufen"; „alldieweil sie aber hiebevor über den itzigen Zustand der Kirchen im Gülich- und Bergischen immerhin doliret, auch Anlaß dadurch gegeben, daß Repressalien gebraucht und die römischen Geistlichen aus dem Klevischen auszuweisen angefangen: so scheint fast fremd zu sein, daß sie itzund von Gefühlen geändret und gegenwärtigen Zustand der Kirchen (darüber vorhin so viel Klagens gewesen) gern oder lieber continuirt sehen sollten" (Nr. 67).

Wie begründet dagegen die Beschwerden der Katholiken waren, zeigen die Worte derselben klevischen Regierung: „Wären ratione Bonorum ecclesiasticorum, wie der Vertrag von 1647 will, die Reversalien

attendirt worden, so hätten vermuthlich noch [außer den zu restituirenden] über 100 Kirchen, Renten und Vicarien in Kleve, Mark, Ravensberg abgetreten werden müssen." Also über 100 Kirchen und Renten sind den Katholiken den Reversalien zuwider geraubt worden. Und nun kommt Lehmann, rühmt über Alles die Treue, womit die Reversalien gehalten worden, schmäht die Katholiken, daß sie das in diesen Reversalien gegebene Versprechen nicht hätten halten können, bringt ausführlich die leidenschaftlichen Klagen der Prediger über die jülich'sche Regierung, worüber er nichts zu berichten, verschweigt die gegründeten Beschwerden der Katholiken wider Preußen, worüber er zu schreiben hatte, um schließlich in den Schrei der Verwunderung über den Unterschied zwischen dem „finstern Fanatismus" katholischer Fürsten und der lichten Toleranz der brandenburgischen Regierung auszubrechen: „Man glaubt sich [beim Eintritt in die klevischen Lande] in eine andere Welt versetzt." Wenn aber die Katholiken sich beschweren, daß eine so colossale Entstellung der Thatsachen mit Staatsgeldern unterstützt werde, so weisen sie der Meister in der Kammer und der Schüler in der Zeitschrift hochfahrend zurück. Doch mehr noch als die Entstellung der Geschichte, hat der dabei verfolgte Zweck, die Vertheidigung der wiederum in den Maigesetzen erweckten Politik der landesherrlichen Kirchenhoheit, die Katholiken wider solche Geschichtschreibung aufgebracht. Denn diese Politik raubt, wie sie früher schon unzählige Gewissens- und Religionsbeschwerden hervorgebracht, auch jetzt noch dem Staat das erste und wichtigste der von ihm zu erstrebenden irdischen Güter, den Frieden, der Dynastie die herzliche Liebe der treuesten Unterthanen, dem Volke immer mehr die Segnungen und Tröstungen der Religion. Und noch dazu ist man, wie auch die Allg. Ztg. (Nr. 146) eingesteht, mit dieser Gesetzgebung „in eine Sackgasse gerathen". Doch wir müssen näher auf diese Kirchenpolitik eingehen, deren erste Anfänge 1609 in Kleve zu Tage treten.

(Schluß folgt.)

G. Schneemann S. J.

# Niederländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

---

## 5. Politisch-humoristisches Intermezzo.

Wahrhaft begeisternd rufen vereinzelte Baudenkmäler der Niederlande die Erinnerung an jene Zeit zurück, wo Zeeland und Holland noch zum deutschen Reiche gehörten, den Kaisern Maximilian und Karl V. hier ebenso freudig gehuldigt wurde, wie in Frankfurt oder Aachen. Es war auch für die Niederlande eine große poetische Zeit, voll politischer Kraft, materieller Blüthe und künstlerischen Schaffens. Noch in Vondels Dichtungen leuchtet diese Liebe und Verehrung zum alten Kaiserthum, gleichsam wie zum Abschiede, freudig auf. Seine berühmteste Dichtung ist dem deutschen Kaiser gewidmet und spricht unverhohlen die Sehnsucht nach der alten Ordnung Europa's aus.

Den heutigen Holländern ist die Idee des alten Kaiserthums deutscher Nation meist ganz fremd geworden. Sie wollen Holländer sein — ganz Holländer, nichts mit dem Deutschen mehr gemeinsam haben. Kaiser Maximilian und Karl V. sind „Grafen von Holland". Die richtige Geschichte fängt erst mit den Geusenkriegen an. Es wird viel Deutsch gesprochen, viel Deutsch gelesen und studirt; aber die Sympathien neigen mehr zu Frankreich hin, wenn auch nicht ganz ohne Schwanken.

Die Gründung des neuen deutschen Reiches hat in das Schwanken der Sympathien noch mehr Verwirrung gebracht. Der reformirte Stockholländer fühlt sich von dem „evangelischen Kaiserthum" angezogen, aber das „deutsche" stößt ihn zurück. Der holländische Katholik erblickt in dem katholischen Volke Deutschlands seinen Freund und Leidensgenossen; aber die hartbekämpfte Minorität vermag seinen patriotischen Hoffnungen und Befürchtungen keinen Halt und keine Lösung zu bieten. Für den Holländer im Allgemeinen ist Deutschland eine protestantische Nation, Frankreich eine katholische; die leichte französische Bildung sagt Manchen viel mehr zu, als die schwerfällige und gründliche deutsche, und doch neigen sich die Schulmänner vorwiegend letzterer zu und ist die Schulgesetzgebung, was Überbürdung und Placketerei der armen Jugend betrifft, fast der deutschen vorangeschritten. Dabei spielt die Idee der Annexion keine untergeordnete Rolle. In manchen Kreisen hat sie Lust zum Militarismus erweckt, in anderen die Scheu vor demselben bestärkt. Das Nationalitätsprincip, das die Liberalen im „einen und freien" Italien beglückwünschten, ist vielen von ihnen jetzt eine rechte Verlegenheit geworden. Weder die Orthodoxen noch die freisinnigen Protestanten können den Katholiken eine allseitig befriedigende Bundesgenossenschaft bieten. Die Freimaurerei arbeitet höchst ungenirt, zeigt aber den Katholiken gegenüber weit weniger Herbigkeit, als anderswo. Von den alten republikanischen Zeiten her hat

sich ein kräftiger Localpatriotismus erhalten, der sich in einer Menge von Localblättern ausspricht und gewiß in mancher Hinsicht vortheilhaft, erhaltend wirkt.

Da ich wenig politisiren hörte, so freute es mich sehr, als mir von ungefähr ein Büchlein in die Hände fiel, das in humoristischer Form all die verschiedenen Strömungen zu einem kleinen Gesammtbilde vereinigte, in jenem gemüthlichen Ton, der aus dem Bürger- und Volksleben in die holländische Genre-Novelle übergegangen ist. Es ist von einem Schulmann geschrieben, der in den letzten Jahren als humoristischer Schriftsteller ziemlich großen Ruhm erlangt hat. In deutschen Zeitschriften ist mir sein Name nicht begegnet.

Der Titel war: „Mijn bezoek aan Bismarck, door Jochem van Ondere, pijpenfabrikant en ouderling te Gouda“. (Mein Besuch bei Bismarck, von Jochem van Ondere, Pfeifenfabrikant und Ältester in Gouda). Ein rohes Farbendruckbild erläuterte den Titel. In einem Fauteuil saß der Fürst Reichskanzler an einem roth drapirten Tisch. Er war kaum kenntlich, nur durch die drei Härchen und den Schnurrbart wie durch Hieroglyphen bezeichnet. Vor ihm auf einem gewöhnlichen Stuhl saß ein rothhaariger, glattrasirter Herr, durch seine weiße Halsbinde und den langen schwarzen Rock als protestantischer Geistlicher angedeutet. Er bot dem großen Mann eine Cigarre an, die dieser mit abwehrendem Gestus zurückwies. Zwischen Beiden auf dem Tisch lagen ein paar Pistolen.

Ich meinte zuerst, das Büchlein wäre nur ein schlechter Witz auf den leitenden Staatsmann des deutschen Reiches, überzeugte mich aber bald, daß der niederländische Humorist auch seine eigenen Landsleute nicht schonte und scherzend Vieles berührte, was man ernst doch nicht gern hört oder was bei ernster Discussion die lebhaftesten Gegensätze wachrufen würde.

Das Büchlein fing mit dem merkwürdigen Satze an:

„Was soll Deutschland von uns annectiren wollen?“ d. h. Alles? oder nur dieses oder jenes Stück?

Nach einigen Sätzen, in welchen der Annexionsgedanke zwar etwas gemildert, Deutschland aber immerhin als Riese Hermann, als Blaubart, als Polyphem bezeichnet wurde, hieß es dann weiter:

„Ihr müßt wissen, mein Name ist Jochem van Ondere — bin ein behäbiger Mann, stark in den Fünfzigen, wohnhaft zu Gouda, Fabrikant von irdenen Pfeifen, Ältester der reformirten Gemeinde, gesegnet mit einer Frau, drei erwachsenen Töchtern und einem halberwachsenen Söhnchen.

„Wer mich da behäbig herumspazieren sieht über das nasse Fleckchen Erdboden, das Gouda heißt, oder wer mich mit Frau und Töchtern den Concerten unserer Schützenvereine beiwohnen sieht, oder vor Allem, wer mich des Mittags anschaut, wenn ich im Vereinslocal ‚Ons Genoegen‘ (Zur Zufriedenheit) mein Bitterchen oder mein Gläschen Klaren mit Zucker nehme, und mich tapfer im Fach der politischen Kannegießerei wehre — der sollte denken, daß ich einer der glücklichsten Sterblichen wäre. Jawohl, aber das Sprüchwort sagt: ‚Jedes Haus hat sein Kreuz.‘ Und so hat denn auch der

freudestrahlende Jochem van Ondere den Wurm, der an seiner Gemüthsruhe nagt. Ihr müßt wissen, daß wir da auf der „Zufriedenheit' beim Bittern und beim Bier schon wohl fünf Jahre lang die Gefahr besprochen haben, welche Holland läuft, von Deutschland annectirt zu werden. Wir sitzen da in Gouda, im Herzchen von Holland, zwischen Flüssen, Sümpfen und Gräben, wohl ganz ruhig, aber doch sind wir nicht sicher. Es ist, als ob mir mit jedem Bitterchen, das ich trinke, eine neue Dosis Kummer nach Innen glitte; und wer behauptet, daß das Bier des Abends die Sorge vom Herzen spült, der lügt; denn die Preußenfurcht und die Annectirsorge verfolgt mich Nachts im Traum. Das Essen schmeckt mir nicht, der Duft der Gouda'schen Grachten erquickt mich nicht, das Muhen der Kühe in den wässerigen Weiden erfreut mich auch nicht mehr. Ich werde, was man einen Melancholiker nennt. Und sie sagen, solch eine Quälerei kann zur Verrücktheit ausarten. Nein, ich kann es so nicht länger aushalten. Diesem Zustand muß, koste es, was es wolle, ein Ende gemacht werden. Ich muß wissen, wie es mit der deutschen Annectirlust steht."

An den Kaiser selbst in höchsteigener Person wagt er sich nicht zu wenden; er beschließt also, an Moltke zu schreiben. Der Brief ist classisch.

„Excellenz," so schreibt er, „man mummelt hier, daß Sie und Ihre Offiziere sich langweilen; was, in die Sprache unserer Prussophoben übersetzt, sagen will, daß Sie von Ihrem Kaiser die Erlaubniß zu erhalten suchen, eines schönen Tages Ihre Pickelhauben und Ulanen über die holländische Grenze marschiren und einen Spaziergang nach Amsterdam machen zu lassen. Aber, würdiger, alter Herr! wissen Sie auch, was Sie da anfangen? Denken Sie da doch erst an Ihren eigenen Wahlspruch: ‚Erst wägen, dann wagen!' Wir haben das Sprüchwort auch: ‚Verzint eer gij begint.' Denn wissen Sie wohl, wo immer Sie die Grenze überschreiten, Sie werden überall auf Soldaten stoßen. Zu Groningen liegen einige Hundert, zu Assen 25 Mann mit einem Lieutenant, in Zütphen und Deventer zusammen sind vielleicht wohl 300 Husaren, von denen jeder zwei oder drei Pferde hat, zu Arnheim ein ganzer Trupp mit Kanonen, zu Nijmegen ditto ditto. Ich frage Sie, wie gedenken Sie da durchzubrechen? — Und gesetzt, Sie schlagen sich wohlbehalten durch, natürlich nicht auf eine ehrliche Weise, sondern mit Ihrer gewohnten Schlauheit, indem sie den Hunderten nicht die Zeit gönnen, sich gegen Sie auf einen Punkt zu vereinigen — was haben Sie dann noch? — Dann laufen all die Mannen, beständig rückwärtsschießend, fort und verbergen sich hinter gewissen Vertheidigungswerken, welche wir die Utrecht'sche Linie nennen. Von dieser Linie will ich Ihnen weiter nichts erzählen, als daß sie, nach dem Urtheil aller unserer Kriegskundigen, uneinnehmbar ist. Sie möchten gerne noch etwas mehr davon wissen, nicht wahr, alter Herr? Aber das kriegen Sie aus mir nicht heraus. Obwohl ich einen wohlwollenden Ton gegen Sie anschlage, so fühle ich mich doch nicht berufen, Ihnen als Spion zu dienen und Ihnen insgeheim die Mäusefalle oder Fischreuse zu verrathen, in die man wohl hinein-, aber nicht mehr herauskommt. Das allein sag' ich Ihnen: Wenn unser lieber Herrgott nur im Sommer hohen Wasserstand und im Winter

keinen Frost schickt — und so gnädig die Ausnahme zur Regel macht — und wenn wir bloß vierzehn Tage zuvor von Ihrer Ankunft benachrichtigt werden, kommen Sie selbst nicht einmal unter den Bereich unserer Feuerschlünde.

„Aber, gesetzt auch, es glückte Ihnen durch unvorhergesehene Umstände, dieses Bollwerk zu durchbrechen, dann, mein würdiger Herr, sind Sie erst recht in der Falle. Denn dann harrt Ihrer in Utrecht der Leonidas der Prussophoben mit seinen Spartanern. Über diesen Punkt will ich Sie noch etwas näher aufklären. Wissen Sie denn, in Utrecht ist eine Universität mit Professoren. Unter diesen Professoren ist einer, dessen Name in sonderbarem Widerspruch mit seinem Charakter steht. Er heißt Vreede (Friede), ist aber in der That der streitlustigste Mann, den Sie sich denken können. Stellen Sie sich vor: Bei dem Conflict, den Ihr Freund Bismarck jüngst mit Belgien hatte, sah er in seiner Phantasie die Pickelhauben schon in jenes Land einrücken. Und dann — zittern Sie, mein Herr! — ging er mit dem Plan um, die Niederlande dem ganzen vereinigten Deutschland den Krieg erklären zu lassen. Er wollte, daß, wie einst in dem achtzigjährigen Krieg, die tapferen Bürgerschaften von Norden und Süden sich die Waffen umgürten sollten; daß die wackeren Mannen von Utrecht und Gouda und Leyden sich brüderlich schaaren sollten neben die vlämischen Löwen von Gent, Brügge und Antwerpen, um den Überwältiger aus dem Bruderland zu jagen. Das hätte er wohl zu Stande gekriegt, wenn Sie es so weit hätten kommen lassen, das Grundgebiet unserer ganz und halb französisch sprechenden Brüder zu verletzen. Gott sei Dank, daß Bismarck es gerochen haben muß, daß er sich durch einen so ruchlosen Krieg einen Krieg mit zwei Nationen aufhalsen würde. Gott sei Dank, nicht unsertwegen, sondern Ihretwegen.

„Wohlan, dieser Held, den Sie sich nicht besser vorstellen können, als wie einen zweiten Leonidas, wird in einem Augenblick seine Spartaner — die Utrechter Bürger, mein Herr! sind eine Rasse, die durch Sittenstrenge und Muth den Spartanern gleicht — besagter Professor wird Sie einige Tage bei Utrecht aufhalten und sich wohlgemuth mit all den Seinen in die Pfanne hacken lassen. Nur ein Mann wird sich des Kampfes enthalten und in den „Haag" laufen, um die königliche Leibwache mit ihren Generälen herbeizuholen. Der eine Mann, der einzige, der dem Loos seiner Mit-Spartaner entging, wird, nachdem er seine Botschaft ausgerichtet, sich selbst entleiben, um nicht lebenslang von allen Utrechter Mädchen beschimpft zu werden. — Da kommen die Jäger, Grenadiere und Husaren aus dem Haag, von Haarlem und Amsterdam herbeigeflogen und erschlagen Sie. Sie wollen flüchten. — Aber unter all dem Morden und Schlachten haben die Soldaten auf dem Bollwerk in Ihrem Rücken Zeit gehabt, um ganz bequem ihre Kanonen zu drehen. Sie wollen flüchten, um — durch sie unbarmherzig todtgeschossen zu werden, wie Hasen auf einer Treibjagd."

So bramarbasirt der alte Jochem noch weiter und gefällt sich namentlich in dem Gedanken, wie angenehm es Moltke sein würde, die „Löwen von Zeeland, die Riesen von Friesland, die hurtigen Gesellen von Nordholland, die abgehärteten Bauern von Gelderland in den Reihen seiner Armee zu be-

sitzen. Das wäre, meint er, was Anderes, als die bayerischen Bierbäuche oder die Heuschrecken von Ulanen.

Moltke antwortet. Mit Hilfe eines Reallehrers gelingt es dem „Ältesten", die „deutschen Hahnenpfotchen" zu entziffern.

„Ich für mich," schreibt Moltke, „bemühe mich nicht mit diesen Annexionsplänen. Wenn Sie das Feinere daran kennen lernen wollen, so rathe ich Ihnen, an Collega Bismarck zu schreiben. Da er in Varzin und es zum Jagen zu warm ist, wird er just Zeit haben, Ihnen zu antworten. Daß ich und meine Offiziere uns langweilen, ist nicht wahr."

Moltke gibt dann eine keineswegs sehr schmeichelhafte Beschreibung sowohl der deutschen als der holländischen Armee und schließt mit dem Rathe für letztere:

„Schickt all das Gesindel von Remplaçanten und Freiwilligen, je eher desto besser, nach Atschin. Laßt die armen Teufel von Nummerntauschern und die kleinsten und skrophulösesten eurer Rekruten an den Schneiderstisch, die Schuhmacherskrücke und den Webstuhl zurückkehren. Führt allgemeine Dienstpflicht ein. Plagt die geistig Entwickelten so wenig wie möglich mit langen Exercierübungen und kleingeistigem Frohndienst. Laßt Alle das Bewußtsein bekommen, daß der Dienst eine Aufopferung ist, welche das Vaterland nur zaudernd und nothgedrungen fordert, keine Liebhaberei von Königen und keine Plackerei von buchstabenknechtischen Beamten am Kriegsministerium."

Zu guter Letzt räth er dem „Ältesten" noch, lieber selbst nach Varzin zu reisen, als bloß an Bismarck zu schreiben. „Das ist bei weitem vorzuziehen," sagt er; „denn die Herren Diplomaten sind so ängstlich, etwas schwarz auf weiß zu setzen. Herr im Himmel! Es muß auch was dazu gehören, so ein diplomatisches Actenstück aufzusetzen, und man wird sich wohl oft die Finger verbrennen müssen, bis man die Kunst völlig gelernt!"

Der letzte Rath gefällt Jochem weniger als der erste. Die Überzeugung aber, daß von einem Diplomaten schriftlich doch keine offene und klare Antwort zu erhalten sei, bringt ihn zum Entschluß, nach Varzin zu reisen. Ganz geheim, angeblich „in Berufsangelegenheit, d. h. auf den Pfeifenhandel", reist er nach Köln. Unter mehreren komischen Abenteuern, die mit viel Humor erfunden und erzählt sind, gelangt er an das Ziel seiner Reise. Varzin wird folgendermaßen beschrieben:

„Der Bismarck wohnt da doch auf einem recht schönen Landsitz. Aber es war Alles ganz anders, als ich erwartet hatte. Ich hatt' mir gedacht, daß so ein Herr, auf den die Jesuiten lauern, wie die Wilddiebe auf ein Stück Wild, auf einem starken Schloß wohnen würde, umringt von drei, vier Gräben und Wällen, von denen euch die Kanonen entgegengrinsten. Bei den Kanonen, dacht' ich mir, müßten Kerls mit brennenden Lunten stehen und an den Zugbrücken und allzeit geschlossenen eisernen Thoren ganze Wachtposten von Grenadieren mit Bärenmützen auf dem Kopf. So würde ich mich zum mindesten einwickeln, wenn ich in Bismarcks Schuhen stände, ich, der ich von meinem Vater (ebenfalls hochgeachteter Pfeifenfabrikant und Ältester zu Gouda) die Lehre mitbekommen habe: daß, wer gut auf seinen Leib achtet,

keinen faulen Apfel bewahrt. Aber es war, wie ich sagte, Alles ganz anders. Es war nichts als ein schönes Landhaus, etwa in der Art von het Loo, wo unser König wohnt, nur mit dem Unterschied, daß auf Varzin nicht so viel Lakaien und anderes faule Gesindel herumschlendert, als man in des Königs Umgebung zu sehen bekommt. Im Ganzen fand ich weniger Luxus, als ich erwartet hatte; wohl recht viele riesige Scheuern und Ställe und ein rühriges Gelaufe von Arbeitern und Mägden, Hundegebell, Kuhgebrüll und Schafgeblöck — Alles nett, genau so wie auf einem südholländischen Bauernhof und doch prächtig wie auf einem Königsschloß — so wie mein Schulmeister einst bei der Einweihung einer neuen Schule sagte: das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme zu innigem Verband zusammengeflochten."

Wegen seiner schwarzen Kleidung schon in Emmerich verdächtig geworden und von einem Polizisten begleitet, findet Jochem Schwierigkeit mit seiner Audienz. Während er sich jedoch mit dem Diener Lazaro herumstreitet, erscheint der Reichskanzler selbst, und Jochem platzt, nachdem die dringendsten Erklärungen gegeben, mit seiner Lebensfrage heraus: „Sagen Sie mir, wollen Sie die Niederlande annectiren?" Bismarck ist so freundlich, den reformirten Ältesten mit auf sein Arbeitszimmer einzuladen, wo er sich eine „lange Moffenpfeife" anzündet und sich nach Ablehnung der ihm angebotenen holländischen Cigarre nach dem Zustand der holländischen Pfeifenfabrikation erkundigt.

„Nicht zum besten, Durchlaucht!" erwiedert Jochem; „ich möchte sagen, fast noch schlechter, als in anderen Dingen. Überhaupt wollen Handel und Industrie bei uns nicht recht voran. Wir verlegen uns gegenwärtig mehr darauf, ein Militärstaat zu werden. Beim Volk will die Soldaterei zwar noch nicht recht in die Köpfe, aber die echten Vaterlandsfreunde begreifen das besser. Und richtig betrachtet, ist das auch der einzige richtige Weg, daß wir uns Alle, alt und jung, ungetheilt der Vertheidigung des Vaterlandes widmen. Sehen Sie nur: Holland hat keine so große Bevölkerung. Soll es mit gutem Erfolg den Großmächten die Spitze bieten können, dann muß eigentlich das ganze Ländchen e i n befestigtes Lager und das ganze Volk e i n Heer werden."

Da Jochem bemerkt, daß dieses auf seinen Gastherrn keinen besonders günstigen Eindruck macht, fügt er hinzu:

„Aber, verehrter Herr, das will nicht sagen, daß es schon so weit gekommen ist; ich wollte eigentlich mehr andeuten, daß wir einen großen Theil unserer Kräfte und Geldmittel, anstatt auf Handel und Industrie, darauf verwenden, um uns über die Kosten für Landesvertheidigung und Heerorganisation zu zanken. Das erhitzt uns das Blut gewaltig und interessirt uns mehr, als Handel und Industrie. Und dann wird auch viel Zeit des Jahres nützlichen Beschäftigungen durch das Examiniren entzogen."

„Durch das Examiniren?" fragt er.

„Jawohl, während einer großen Zeit des Jahres ist das ganze niederländische Volk in zwei Parteien getheilt, wovon die eine examinirt, die andere examinirt wird."

Bismarck erkundigt sich dann nach dem König, den Kammern, nach Atschin. Was Atschin betrifft, bemerkt der Pfeifenmacher:

„Ja, Durchlaucht, ich wollte Sie eben bitten, uns Samarow für einige Zeit zu leihen. Wir Niederländer wissen eigentlich selbst nicht, wie die Geschichte in Gang gekommen und wie jetzt die Sachen stehen. Doch er, mit seinem Ringe des Gyges bewaffnet, weiß, ich will nicht sagen Alles, aber doch Dinge, hinter die ein gewöhnlich Menschenkind nicht kommen kann."

Auf die Annexionsfrage gibt der Reichskanzler nach verschiedenen Bemerkungen über die Colonialpolitik folgende tröstliche Antwort:

„Ihr beschuldigt uns der Annectirlust; aber wir werden nicht so dumm sein, irgend etwas Anderes zu annectiren, als was uns die Natur zuweist. Was Gott einmal durch Bande der Abstammung, Sprache und gemeinschaftliche Beziehungen Eins gemacht hat, das soll wieder Eins werden und durch die wiederhergestellte Einheit groß und mächtig sein. Dies ist das einzige gesunde Princip: verwandte Stämme, durch niedrige Herrschsucht und kleinliche Eigensucht geschieden und gegenseitig verfeindet, sollen durch das Gefühl der Schwäche angetrieben werden, sich zu einer großen Staatsgemeinschaft aneinander zu schließen."

Ganz gerührt durch diese pathetische Sprache, fragt Jochem:

„Ach, lieber Bismarck, wird Germania ihre verirrten Schafe wieder in ihre Hürde aufnehmen wollen?"

„Nein, wie ihr jetzt seid, nicht! Werdet erst wieder Germanen!"

„Ich will, Herr! Was sollen wir thun?"

„Bier trinken."

„Es ist kolossal, was gegenwärtig bei uns getrunken wird."

„Turnen."

„Es wird schon eifrig darin examinirt."

„Waffenhandel."

„Alle Unterlehrer (ondermeesters) sind Mitglieder von Vereinigungen für den Waffenhandel."

„Außer dem Hause leben, eure Zeit in den Kneipen zubringen."

„Das thun wir, Herr! Bierhäuser und Bierhallen, wo Ihr hinkommt; bald nehmen wir auch Frau und Kinder mit."

„Uniformen tragen."

„Herr, auf theologischem Gebiet waren wir von Alters große Liebhaber von Uniformen. . . ."

„Eure Schriftsprache fahren lassen."

„Das thun wir eifrig, Herr! Wir haben keine Wortbeugungen, keine Satzgefüge, keine Syntax mehr."

„Die Schwarzen zum Land hinausjagen."

„Wohin, Herr? Sie würden sie zurückweisen; Belgien kann ihrer nicht mehr aufnehmen, und in die See, das wäre doch gar zu grausam."

„Steckt sie, wie ich, in's Loch."

„Herr, seit der Abschaffung der Todesstrafe sind unsere Gefängnisse mit pensionirten Mördern überfüllt."

„Die Franzosen hassen."

„Herr, verlangen Sie das nicht von uns. Wir haben im Laufe der Jahrhunderte von dieser großherzigen Nation so viele Wohlthaten genossen."

„Mit Frau und Kind zu Schiffe gehen, auf eurem herrlichen indischen Archipel ein neues Holland gründen und das alte meinen Deutschen überlassen."

Da vergeht Jochem wieder die Lust, Germane zu werden. Er wird wüthend. Als dieß jedoch der Reichskanzler merkt, lenkt er wieder ein und sucht seinen Gast durch eine Ermahnung zum Culturkampf zugleich zu zerstreuen und zu begütigen. Jochem kommt aber auf die Annexionsfrage zurück:

„Wie soll es denn eigentlich mit dem Annectiren gehen? . . . Soll keine Gewalt angewendet werden?"

„Wißt, daß ich eminent friedliebend gesinnt bin," antwortet der Reichskanzler, und damit hat die Conversation ihr Ende.

Der in ihr angesponnene Gegensatz wird durch den übrigen Theil der Schrift sehr drollig fortgesetzt. Auf der Rückreise im Waggon träumt Jochem von nichts als „Germanismus und Romanismus"; katholische Geistliche (sehr ungerecht und unartig karikirt) lassen ihm den Romanismus höchst ungünstig erscheinen, während ein deutscher Schulmann ihn über den Germanismus höchlich erbaut. Die Versuche, den Germanismus in seiner Familie herzustellen, stoßen schon bei seiner Frau auf entschiedene Hindernisse. Weder seine Frau noch die Töchter „Fietje, Pietje, Mietje" wollen etwas von den „Moffen" wissen. Der kleine Jan aber, der eben an seinem französischen Pensum sitzt, platzt mit der bedenklichen Frage heraus:

„Ja, aber Papa, wenn die Deutschers nun doch eines Tages annectiren wollten, dann würden wir doch abscheulich in der Patsche sitzen, da wir, wie es auch bei den alten Römern vorkam, zwei Kriege zugleich haben. Im Osten müssen wir gegen Atschin fechten und im Westen bedroht uns Venezuela. Wenn nun unsere Streitkräfte nach Osten und Westen gezogen sind, wer soll dann unsere Grenzen bewachen?"

Jochem antwortet:

„Ja, Junge, das weiß ich nicht. Vielleicht allenfalls die zweite Kammer, um den Feind wegzudemonstriren (pleiten). Aber, wie man sagt, soll der Bismarck uns doch nicht angreifen können, auch wenn er unser Land mit seinen Ulanen und Pickelhauben einnehmen könnte. Es gibt, so behauptet man, in Holland so viele widerspenstige Elemente, daß nur der Teufel oder Jan Steen damit haushalten könnte. Widerspenstig sind die Kammern, die von nichts wissen wollen, als Minister wegzujagen und Gesetzentwürfe in Stücke zu zerschneiden. Widerspenstig sind die Ministerien und Beamten, die das Publikum plagen, wo sie können. Widerspenstig sind die meisten zuletzt gemachten Gesetze, welche diejenigen, die mit ihrer Ausführung betraut sind, zur Verzweiflung bringen. Widerspenstig sind die 173 Examinations-Commissionen, die sich darauf verlegen, uns der Lehrer, Doctoren, Apotheker, und Alles, was nützlich und nothwendig ist, zu berauben. Widerspenstig sind unsere ungefähr anderthalb Millionen Katholiken, die ihren Verstand

dem Papst und den Jesuiten verschenkt haben. Widerspenstig sind unsere Frauen, die dem bekannten altholländischen Dämon der „Schoonmaker-Wuth“ entwachsen sind und nun nicht mehr wissen, mit welchen Narrheiten sie die Zeit todtschlagen sollen. Widerspenstig sind unsere Lehrer, die sich ihr Leben durch den Vorwand gemächlich machen, daß ein Lehrer ausschließlich berufen ist, den jungen Leuten nur eine Specialität zu verkündigen, und die durch dieß unzeitige Professorspielen den Hirnkasten unserer Realschüler und Gymnasiasten zu einem Sammeltopf unzusammenhängender Begriffe aus vielerlei Wissenschaften machen. Alle diese und viele andere widerspenstige Elemente in den Niederlanden machen, daß Bismarck, der zu Haus doch mit vielen Widerspenstigen zu haspeln hat, an keine gewaltthätige Annexion denkt. Aber auf der Reise hörte ich von einem anderen Plane, daß er nämlich die Niederlande mit ‚Banden der Liebe‘ an Deutschland fesseln will.“

Das ist der Gedanke, auf den Jochem mit Begeisterung eingeht. Aber es geht schief damit. Seine germanischen Ideen werden fast von Jedermann bekämpft. Es kommt so weit, daß er als Martyrer des Germanismus seine Stelle als Ältester und seinen Pfeifenhandel aufgibt und sich in den Hinterwinkel von Over-Yssel zurückzieht. Den Schluß bildet eine Kannegießerei daselbst, in welcher der Bürgermeister das entscheidende Wort erhält. Dieser unterscheidet im Germanismus ein doppeltes Element: das freiheitliche oder protestantische und das specifisch politisch-deutsche. In letzterem erblickt er die Gefahr der Annexion, in dem ersteren aber die Rettung vor derselben.

Die Antwort auf diese Lösung der Annexionsfrage gibt schon Jochems Eisenbahntraum:

„Wenn ihr Germanen werd't,
Sauerkrautesser,
Düstere Träumer
Von Idealen,
Vom Pessimismus
So eines Hartmann —
Sterbt ihr verzweifelnd
Nur mit dem Seufzer,
‚Licht‘ auf den Lippen.
Wenn ihr Germanen werd't,
Müßt ihr selbst fechten
Für Freiheit des Denkens,
Für Rechte der Menschheit
Und ähnlichen Unsinn.“

So viel von der politischen Weisheit des Jochem van Ondere, Pfeifenfabrikanten und Ältesten zu Gouda. Ich habe zu wenig Bitterchen und Bier getrunken, um mir darüber ein Urtheil anzumaßen. Doch muß ich bemerken, daß der Verfasser des humoristischen Büchleins noch voll der faustdicksten Vorurtheile gegen die katholische Kirche steckt. Unter Anderem meint er, das „katholische“ Element in den Niederlanden sei völlig identisch mit dem „französischen“, und dieses hinwieder sage den Frauen besser zu, das „germanische“

aber den Männern. Was soll man zu diesem Einfall sagen? — Aber „Einfälle", meint Lessing, lassen sich nicht widerlegen.

Das glaube ich immerhin behaupten zu können, daß die vielen „Societäten" in Holland, welche den Namen „Zur Zufriedenheit" und andere fröhliche Namen tragen, sich nicht so vielen Kummer über Deutschland machen, als Jochem van Ondere. Vielmehr geht es da sehr gemüthlich zu, wie ich ein oder das andere Mal zu beobachten Gelegenheit hatte. Die „Roomschen" werden als kein Hinderniß der „Zufriedenheit" betrachtet, und zum Culturkampf ist deßhalb nirgends Lust vorhanden.

**A. Baumgartner** S. J.

---

# Annette von Droste-Hülshoff's literarischer Entwicklungsgang.

(Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses.)

(Fortsetzung.)

---

## III. Sturm und Drang (1815—1818).

Annette war inzwischen zur Jungfrau herangewachsen und auch in die gesellschaftliche Welt der westphälischen Hauptstadt eingeführt worden. Diese Welt hatte seit der preußischen Besitzergreifung eine ganz andere Gestalt angenommen, als es jene war, welche sie zu den Zeiten der Fürstbischöfe und der Gallitzin besessen. Das fremde, außerwestphälische und großstädtische Element trat bedeutend gegen früher hervor. „Ich bin vor einigen Tagen auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich dort jetzt aufhält und auch wohl noch einige Zeit bleiben wird. (Sollte Sie dieses wundern, so müssen Sie wissen, daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle mögliche Civil- und Militärbureaus der neuen Provinzen und also auch die Familien der Beamten derselben nebst einem Theile des paderbörnischen, sauerländischen und kölnischen Adels sich dort aufhält.) Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimische Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht, mein Urtheil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vortheil entschieden hat, und deren Namen ganz Europa kennt. Nur Eins: Sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im Wallenstein in einer äußerst prächtigen Kleidung und diese behielt sie bei allen Scenen bei, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte, z. B. ‚der alte Flausrock' von Voß, und obgleich sie beim Deklamiren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuthen läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht

als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterischen Publikums genommen werden." [1]

Aus diesen Worten redet nicht bloß die empfindliche Münsteranerin, sondern auch die scharf beobachtende und feinfühlende Kunstfreundin. In der Wahl des Umganges für ihre Töchter war die Mutter ebenso vorsorglich, ja zurückhaltend, als in allem Anderen, besonders da ihr das preußische, vielfach protestantische Element wenig Vertrauen einflößte. Aber trotzdem ward Annette nach und nach ein Liebling der Münster'schen Gesellschaft. „Sie können nicht denken, wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor $3^1/_2$ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu Theil geworden, und die Freundschaft einiger lieben lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den Übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielemann nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt von einander, vorzüglich da meine Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Connexionen führen könnte. Wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe." [2] Leider findet sich dieser „nächste Brief" nicht mehr vor, und so sind wir für eine der innigsten und in gewissem Sinne auch einflußreichsten Beziehungen im Leben Annettens auf spärliche Andeutungen beschränkt.

Wilhelmine [3] von Thielemann war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut in der Literaturgeschichte bekannt ist. Der aus den Freiheitskriegen berühmte General von Thielemann kam 1815 als Commandeur des siebenten Armeecorps nach Münster und bewohnte bis 1820 den linken Flügel des ehemals bischöflichen Schlosses, während der Oberpräsident von Vincke den andern einnahm. Als einmal die Freundschaft der beiden Familien geschlossen, stellte sich auch ein reger Verkehr zwischen beiden ein. Sommers zog der General mit den Seinen öfters nach Hülshoff hinaus, und die Frauen und Kinder machten bei derlei Gelegenheiten allerlei Ausflüge nach Rüschhaus, Havixbeck u. s. w., an die sich der Sohn des Generals, Freiherr Friedrich von Thielemann, heute noch erinnert [4]. Im Winter dagegen

---

[1] Brief an Sprickmann, März 1816. Mitgetheilt durch H. Hüffer, Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 216.

[2] Brief an Sprickmann, 8. Februar 1819.

[3] Geb. 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen.

[4] Vgl. Schlüter, Briefe S. 221.

öffnete die Generalin ihre von der auserwählteſten Geſellſchaft beſuchten Salons, in denen beſonders die beiden Fräulein von Droſte, Jenny und Annette, gern geſehene und häufige Gäſte waren. Es würde uns zu weit führen, die Namen aller derer aufzuzählen, mit denen Annette in jenen Salons zuſammentraf [1], und wir können dieß um ſo eher unterlaſſen, als wohl keiner derſelben in nähere Beziehungen zur Dichterin trat. Sie ſuchte in ihrer Art von Jedem das zu lernen, worin er ſich auszeichnete, ohne ſich darum weiter mit ihm einzulaſſen, als der Anſtand es erheiſchte. Es wird erzählt, daß einmal ein etwas dreiſter Kunſtfreund, deſſen muſikaliſches Urtheil ihr werthvoll ſcheinen mochte, ſie um eine Haarlocke bat. Sofort willfahrte ſie in einer übermüthigen Laune dieſer Bitte, ohne die entſtehende Lücke an der Stirn zu achten. Sowie Jener aber Miene machte, ſich näher mit ihr einzulaſſen, fertigte ſie ihn lachend mit den Worten ab: „ſie habe Zeiten, wo ſie unausſtehlich ſei, und müſſe ſich deßhalb zuweilen auf Stunden oder Tage gänzlich von der Geſellſchaft zurückziehen" [2].

Körperlich hatte Annette ſich ganz eigenthümlich entwickelt. Mehrere Beſchreibungen ihres äußeren Erſcheinens ſind uns aufbewahrt. Der Jugendfreund erinnert ſich noch ihrer „feinen mittelgroßen Figur, mit den großen, hellblauen Glasaugen, die faſt hervorſtanden, und ihrer ſchönen, mit goldblondem Haar geſchmückten Geſtalt" [3]. Dieſe ungewöhnlich großen hervorſtehenden Augen unter der faſt unſchön hohen, breiten Stirn und dem übermäßig reichen Haar waren etwas ganz Charakteriſtiſches an ihrem Haupte. Letzteres aber war im Verhältniß zu der kleinen, höchſt zartgebauten Geſtalt beinahe zu groß und ſchwer zu nennen; auch trug ſie dasſelbe, wohl in Folge ihrer großen Kurzſichtigkeit, meiſtens etwas vornüber geneigt [4]. Eigentlich im Vollbeſitze der Geſundheit war Annette niemals geweſen, der Geiſt war ſtärker als der Leib, und die Dichterin mag wohl auch nicht immer die nöthige Rückſicht auf den Körper genommen haben, wenn es ſich um Studien oder Kunſt handelte. Recht bedenklich wurde ihr Zuſtand gegen Ende des Jahres 1814. Sie ſchreibt darüber ihrem Freunde Sprickmann:

„Wirklich iſt ſeit Kurzem mein Leben ziemlich arm an frohen Stunden geweſen; mehrere Umſtände ſtimmten zuſammen, um mich in eine innere Trauer zu verſetzen, mehrere Todesfälle in unſerer Familie. Sie wiſſen es wohl noch nicht, daß meine Großtante, die alte Frau von Padberg und ihre Tochter, die junge Frau von Padberg, welche beide Sie vermuthlich oft in Münſter haben nennen hören, nach einem ſehr frühen Krankenlager beide an einem Tage geſtorben ſind . . . Die Verſtorbenen haben mir während ihres Lebens eigentlich wenig Antheil eingeflößt, aber doch hat mich ihr Tod wunderſam gerührt. Ich habe das Glück gehabt, bis jetzt wenige meiner Verwandten zu verlieren, und ſtarb ja einer, ſo hatte ich ihn wenig gekannt, oder in langer

[1] Vgl. eine Schilderung derſelben in den Aufzeichnungen des Freiherrn Friedrich (Briefe S. 222).

[2] Claaſen, Denkmal S. 22.

[3] Briefe S. 221.

[4] Vgl. die ausführliche Schilderung bei Eliſe v. Hohenhauſen, Illuſtrirtes Familienbuch a. a. O.

Zeit nicht gesehen, oder ein langes Krankenlager hatte uns täglich auf seinen Tod vorbereitet; aber so ein frisches blühendes Leben, was ich vor wenigen Tagen noch in seiner ganzen Kraft hatte wirken und sich regen sehen, und nun so auf einmal jede Spur verlöscht, so ganz unsern Blicken und Wissen entnommen, diese Wesen, mit denen wir so oft und auf so mannigfache Weise in Berührung kamen, zerrissen alle diese Bande, und uns fremd und verödet auf immer dieses Haus, wo ich so manche angenehme und unangenehme Stunden verlebt hatte: es war eine tiefe, schaurige Empfindung, Sprickmann! und ich empfand sie zum ersten Male noch sehr. Kurz vor ihrer Auflösung waren beide Verstorbene mit ihrer ganzen Familie bei uns, und die junge Frau unterhielt sich mit mir von einer ihrer Bekannten, welche seit Kurzem von einer sonderbaren Art von Verrücktheit befallen ward, worin sie Alles für Täuschung hält. Die Fr. v. P. äußerte die Besorgniß, sie möge durch ihre grassen Ideen ihre Gesundheit zerstören und ihr Ende beschleunigen, ach! sie ahnte wohl nicht, daß die Arme bei ihrer Leiche stehen und sie im Wahnsinn nicht für ihre Freundin erkennen würde.

„Die schnelle Auflösung aller dieser Personen rief mir vernehmlich die Worte, ‚auch du mußt sterben', ein Ton, der in meiner Brust wiederhallte und noch dadurch verstärkt wurde, daß ich mir, wie man glaubte, durch zu vieles angestrengtes Singen ein immerwährendes Übel zugezogen hatte. Obgleich ich nun nur wenig Schmerzen fühlte, so brachte mich doch eine täglich zunehmende Magerkeit und Blässe, das Verschwinden meines Appetits, eine immerwährende Mattigkeit und die mit einem solchen Zustande unzertrennlich verbundene Niedergeschlagenheit auf den Gedanken der Auszehrung und stellte mir oft den Gedanken einer nahen Auflösung recht lebhaft und ernstlich vor Augen; doch jetzt ist alles vorüber, und da ich mich durch ein vierzehntägiges Faullenzen vollkommen wieder kurirt habe, so zeigt sich hieraus deutlich, daß mein Übelbefinden bloß die Folge des zu angestrengten Studierens und zu vielen Sitzens war, weßhalb ich auch jetzt, da es wieder darauf losgehen soll, eine Spazierstunde in die Tagesordnung einflicken werde." [1]

So „vollkommen" scheint die Besserung indeß nicht gewesen zu sein; denn auch das folgende Jahr eröffnen dieselben Klagen. Daß sie des Freundes Brief so lange nicht beantwortet, verschuldete „nur ihr schwacher miserabler Körper, der ihr bis dahin sogar die kleine angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagte". „Ich würde," schreibt sie, „indessen schon weit eher wieder hergestellt worden sein, wenn ich die Kur des vollkommenen Müßiggangs recht regelmäßig durchgehalten hätte; aber dies ist im Winter und auf dem Lande, wo man die Zeit weder mit Spazierengehen noch freundschaftlichen Besuchen (lesen durfte ich auch nicht recht) ausfüllen kann, ganz unerträglich, und Langweile ist ausgemacht die schmerzlichste Art von Anstrengung und gewiß auch die schädlichste. Ich weiß also nicht, was meine Genesung mehr verzögert hat, die oft zu genaue Befolgung oder die oft zu zügellose Übertretung des ärztlichen Befehls; jetzt bin ich aber beiden zum

---

[1] Brief, datirt 10. Januar 1815.

Trotz bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt ..... Ich muß eine Weile aufhören zu schreiben, weil ich mich in Hinsicht des anhaltenden Bückens noch ein wenig in Acht nehmen muß. Ich höre soeben, daß die Lerchen sich draußen schon recht lustig machen; also in den Garten: ich bin doch den ganzen Winter gar nicht vor die Thür gekommen. — — Ich komme so eben aus dem Garten. Gott! was für ein herrliches Wetter, vor einigen Tagen noch im härtesten Winter und jetzt von der wärmsten Mailuft umweht. Die Luft ist fast schwühl, und die ersten Frühlingsboten, Lerchen, Buchfinken, Spreen rc. machen ein Concert, daß man fast sein eigenes Wort nicht hören kann; wenn die Wärme verhältnißmäßig so zunehmen will wie seit einigen Tagen, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen sein. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsre Erde könne sich wohl einmal in eine andre Lage drehen, und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechts wegen zukam; man sollte aber jetzt von neuem in den Wahn fallen, da schon seit mehrern Jahren das Wetter ganz auffallende Geniestreiche macht." [1]

Trotz dieser Besserung in der Gesundheit folgte doch diesem Briefe als „treuer Ausdruck der inneren Stimmung" ein befremdend subjectives, echt Schiller'sches Gedicht aus den Zeiten des Sturmes und Dranges. Als psychologisches Document aus der Entwickelungsgeschichte eines außerordentlich männlich-klaren Frauengeistes verdient es unsere vollste Beachtung.

### Unruhe.

Laß uns hier ein wenig ruh'n am Strande,
Foibos' Strahlen spielen auf dem Meere.
Siehst du dort der Wimpel weiße Heere?
Reis'ge Schiffe zieh'n zum fernen Lande.
Ach, wie ist's erhebend, sich zu freuen
An des Oceans Unendlichkeit,
Kein Gedanke mehr an Maß und Räume
Ist, ein Ziel, gesteckt für unsre Träume,
Ihn zu wähnen dürfen wir nicht scheuen
Unermeßlich, wie die Ewigkeit!

Wer hat ergründet des Meeres Grenzen,
Wie fern die schäumende Woge es treibt?
Wer seine Tiefe,
Wenn muthlos kehret
Des Senkbleis Schwere,
Im wilden Meere
Des Ankers Rettung vergeblich bleibt?

Möchtest du nicht mit den wagenden Seglern
Kreisen auf dem unendlichen Plan?
O, ich möchte wie ein Vogel fliehen,

[1] An Sprickmann, Februar 1816.

Mit den hellen Wimpeln möcht' ich ziehen
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme widerhallte,
Noch kein Schiff durchschnitt die flücht'ge Bahn.

Und noch weiter, endlos, ewig neu,
Mich durch fremde Schöpfungen voll Lust
Hinzuschwingen fessellos und frei,
O, das pocht, das glüht in meiner Brust.
Rastlos treibt's mich um im engen Leben,
Und zu Boden drücken Raum und Zeit,
Freiheit heißt der Seele banges Streben,
Und im Busen tönt's Unendlichkeit.
Stille, stille, mein thörichtes Herz,
Willst du denn ewig vergebens dich sehnen,
Mit der Unmöglichkeit hadernde Thränen
Ewig vergießen in fruchtlosem Schmerz? — —

So manche Lust kann ja die Erde geben,
So liebe Freuden jeder Augenblick.
Dort stille, Herz, dein glühend heißes Beben,
Es gibt des Holden ja so viel im Leben,
So süße Lust und, ach! so selt'nes Glück.

Denn selten nur genießt der Mensch die Freuden,
Die ihn umblüh'n, sie schwinden ungefühlt;
Sei ruhig, Herz, und lerne dich bescheiden,
Gibt Foibos' heller Strahl dir keine Freuden,
Der freundlich schimmernd auf der Welle spielt?

Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Hier zu weilen, Freund, es thut nicht wohl;
Meine Träume drücken schwer mich nieder,
Aus der Ferne klingt's wie Heimathslieder,
Und die alte Unruh' kehret wieder;
Laß uns heim vom feuchten Strande kehren, —
Wandrer auf den Wogen, lebet wohl!

Fesseln will man uns am eig'nen Herde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum, —
Und das Herz, dieß kleine Klümpchen Erde,
Hat doch für die ganze Schöpfung Raum [1].

Man fühlt es diesem Gedichte an, daß jedenfalls der schwache Körper auch den Geist bedeutend in Mitleidenschaft gezogen. Ganz indeß dürfte leibliches Unwohlsein allein die düstere Stimmung dieses Liedes nicht erklären.

Die vier letzten Verse klingen ebenso unerwartet als energisch ein anderes Gefühl aus, als dasjenige, welches im vorhergehenden Gedicht hauptsächlich vorzuherrschen schien. Wie ein verhaltener Schrei bricht es fast unwillkürlich hervor:

[1] Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 217.

„Fesseln will man uns am eig'nen Herde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum — —"

Was nur geschehen sein mochte? —

Wenn Annette in den prosaischen, ob auch noch so vertraulichen Mittheilungen an den Freund bloß die Gesundheit und die „mehreren Todesfälle" als Grund ihrer trüben Stimmung vorschützt, so ist das bei ihrem übergroßen Zartgefühl nicht zu verwundern, sondern im Gegensatz zu den literarischen Selbstbekenntnissen selbst vieler Männer bei einem jungen Mädchen doppelt ehrend hervorzuheben.

Daß aber noch andere tiefere Gründe der „Unruhe" und inneren Gährung vorlagen, beweist ein anderes, bis jetzt noch ungedrucktes poetisches Denkmal aus jenen Jahren, welches in nichts weniger als dem bedeutenden Fragment eines Trauerspieles besteht.

Es wurde bereits berichtet, daß Sprickmanns poetische Stärke in seinen wirklich nicht ganz verdienstlosen Bühnenstücken bestand, und es darf daher nicht auffallen, wenn seine junge Schülerin sich ebenfalls auf diesem Felde versuchen wollte.

Noch während der Anwesenheit Sprickmanns in Münster muß die damals Siebenzehnjährige diesen Versuch begonnen haben; sie wurde dann aber durch die Krankheit darin unterbrochen und nahm denselben erst im folgenden Jahre wieder auf. Sie meldet dieß dem Freunde in folgenden Worten:

„An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben, und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich es gegen den Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papiere, wie ich es denke; denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bei, aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Theil meiner Begeisterung verraucht, und das Aufschreiben ist mir bei weitem das Mühsamste bei der Sache. Doch kommt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte; dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlas; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen, denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im Ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmackes gesehen habe, und so fürchte ich, sie täuschen sich und mich. Ach mein Freund, wie sehn' ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenem Urtheile und sanftem Tadel, denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können? Lieber theurer Sprickmann, ich sehe es täglich mehr ein, wie unendlich viel ich an Ihnen verloren habe, und wie ich ohne Sie nur ein schwaches und unselbständiges Wesen bin. Bitten Sie Gott um etwas mehr Festigkeit des Charakters für mich, ich flehe täglich zu ihm für Ihr Glück." [1]

Unter den Papieren der Dichterin hat sich glücklicherweise noch das sehr

[1] An Sprickmann, 20. December 1814.

umfangreiche Bruchstück des in Frage stehenden Trauerspiels gefunden und bietet, wie gesagt, trotz seiner unverkennbaren künstlerischen Mängel einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik Annettens.

Der Titel lautet: „Bertha, Trauerspiel in drei Aufzügen." Ursprünglich war Alles nach Italien verlegt; die Heldin hieß Blanka von Montebello, der Held: Guilelmo, und so fort alle Personen; allein nach und nach verlieren sich im Manuscript die welschen Namen und Ortsbezeichnungen; recht deutsche Familiennamen nehmen ihre Stelle ein, und schließlich verräth sich sogar die ehrliche westphälische Haide als Schauplatz der Handlung. Die Fabel ist aus dem Fragment nicht recht zu erkennen, da der nicht ausgeführte Theil derselben nur in einer Reihenfolge von Scenen mit Andeutung der in ihnen auftretenden Personen, nicht aber der sie füllenden Handlung skizzirt ist. Die erste ausgeführte Hälfte bietet im Großen folgenden Inhalt. Der Reichsgraf Adalbert von Löwenstein hat zwei Töchter, Bertha und Cordelia, und einen Sohn Ferdinand. Bertha ist in einen wandernden Musikus verliebt, der, ein Schweizer von Geburt, die Welt als Künstler durchzogen und auf dem einsamen Schloß gastliche Aufnahme gefunden hat. Die Liebe Bertha's ist eine geheime und hoffnungslose, nicht bloß weil der Musikus nicht ebenbürtig ist, sondern auch weil der Vater Bertha's seine eigenen Pläne mit der Tochter hat. Der Reichsgraf nämlich hat sich in den Kopf gesetzt, den Fürsten zu entthronen und die Krone an sich zu reißen. Zu diesem Zwecke hat er durch einen italienischen Kammerdiener eine Verschwörung des hohen Adels angezettelt, und um die zwei einflußreichsten Glieder desselben an sich zu ketten, gedenkt er seine zwei Töchter an sie zu verheirathen. Cordelia, die jüngere Tochter, trifft es glücklich, ihr Herz und des Vaters Plan stimmen zusammen; allein Bertha hat nicht bloß ihr Herz bereits an den Künstler verloren, sondern ist auch von einem sehr gerechtfertigten Abscheu gegen den ihr bestimmten Bräutigam erfüllt. Da dieser letztere wohl bemerkt hat, daß in dem armen Musikus sein gefährlichster Nebenbuhler lebt, und der Reichsgraf seinerseits mit Recht fürchtet, daß durch diese Liebe seiner Tochter der ganze Verschwörungsplan in Frage kommt, so wird beschlossen, dem Künstler den Laufpaß zu geben, und so der Leidenschaft Bertha's ihren Gegenstand zu nehmen. Dieß ist der Hauptfaden des ausgeführten Theiles der Handlung. Aus einem Wort der skizzirten Scenen geht hervor, daß Felsberg, der Künstler, nicht das Schloß verläßt, sondern dort stirbt — wahrscheinlich durch den Ränkeschmied des Stückes, den welschen Kammerdiener, ermordet. Dafür aber treten in den letzten Scenen plötzlich „bei Nacht ein Kapitän und bewaffnete Soldaten" auf, ein Zeichen, daß die Verschwörung entdeckt ist. Die Schlußscene führt uns Bertha mit ihrer Amme vor . . .

Man kann nach dieser Analyse dem Stück eine reiche dramatische Anlage durchaus nicht absprechen, und an Charakteren der allerverschiedensten Art ist ebenfalls kein Mangel. Was aber in der Ausführung besonders auffällt und die Jugend sowohl als das Geschlecht der Dichterin auf den ersten Blick verräth, ist das redselige Sichgehenlassen in Auslassungen über alle möglichen Fragen und Zustände, die eigentlich mit der Fabel des Stückes in gar

keiner oder doch nur weitschichtiger Beziehung stehen. Von dramatischem Leben, von Fortschritt der Handlung, von Interesse und Spannung auf die Entwickelung ist daher in den allerseltensten Fällen die Rede. Man ist versucht zu glauben, die Dichterin habe anfangs gefürchtet, den Rahmen der drei Aufzüge mit der Ausspinnung der eigentlichen Fabel nicht füllen zu können, und sei daher auf jede Gelegenheit erpicht, eine Episode einweben zu dürfen.

Die Sprache ist durchgehends schön, glatt und klar, frei von der Überschwänglichkeit der Sturm- und Drangperiode Klingers sowohl als der Dürre und Prosa der älteren Schule. Sie entfernt sich sehr weit von den Franzosen und läßt an manchen Stellen des Dialogs sehr glücklich einen directen oder indirecten Einfluß des großen Briten erkennen. Jedenfalls ging in sprachlicher Beziehung Annette hier sehr merklich in die Schule Schillers. Es fehlt nicht an Kraftstellen und Stichversen, die bereits die ganze spätere Kraft und Originalität der Dichterin besitzen. So heißt es z. B.:

„Des Cirkels Ründung gleicht der Weiber Sinn,
In tausend kleine Winkel theilt er sich,
Doch mag das schärfste Aug' sie nicht erkennen . . .
. . . Und wer ihr künft'ges Thun
Vorherseh'n will, der gleicht dem Wetterkünder,
Der aus dem heit'ren Morgen im April
Den Abend deuten will . . ."

Doch mehr noch als die literarische Seite des Fragmentes muß uns hier seine Bedeutung als Seelenspiegel der Dichterin interessiren. Scheint es doch fast, als habe letztere das Stück fallen lassen, sobald sie durch diesen Herzenserguß ihrem Gemüthe Erleichterung verschafft, wenigstens dasjenige ausgesprochen hatte, was sie um jene Zeit so eigenthümlich bedrückte:

„Wie ist mir so weh, was durchbebt mir die Brust
Mit unbekanntem Verlangen?
Es füllt mir die Seele mit inniger Lust
Und doch mit unendlichem Bangen!

Ich blühte so frisch, wie die Rosen im Mai,
Wie das Kränzlein, das ich gewunden,
Es flohen im rosigten Schlummer vorbei
Die leichten, ätherischen Stunden.

O weh, verbleicht sind die Wangen nun,
Verwandelt das Lächeln in Thränen.
Es läßt mich nicht weilen, es läßt mich nicht ruh'n,
Mich treibt unbegreifliches Sehnen."

So singt Bertha bei Beginn des Trauerspiels, und Bertha hat, wenigstens in gar manchen Zügen, die Rolle und den Charakter der Dichterin selbst zu vertreten. Cordelia, im Stück die jüngere, ist anscheinend die in Wirklichkeit ältere Schwester Jenny, welche von Jugend auf, trotz ihrer Liebe zur Kunst und ihrer mannigfachen Anlagen für dieselbe, doch mehr zu der eigentlichen Arbeitssphäre des Weibes neigte, auch in Folge besserer Gesundheit

lebensfreudiger war als Annette. Im Stück wird sie uns als kunstfertige Stickerin am Rahmen vorgeführt, während Bertha jenes Lied zur Harfe singt, wie sie denn überhaupt seit einiger Zeit ganz traurig und unruhig ist. Cordelia möchte den Grund der Trauer wohl wissen und bittet die Schwester, doch ihre Stickereien endlich einmal zu betrachten:

Doch du hörst mich wieder nicht,
Bist ganz zerstreut; ich bitte dich, sieh her,
Sieh meine schönen bunten Bilder an,
Bertha!

Bertha.

Was sagst du? Sagtest du etwas?

Cordelia.

O, sieh mich nicht mit diesem Blicke an,
Dem stillen, trüben, der das Herz mir engt.
Zwar nimmer war so heiter dein Gemüth
Wie mein's, das keine bange Sorge kennt
Und nur im Kreise holder Häuslichkeit
Für sich und seine stillen Pflichten lebt,
Doch wie seit ein'gen Wochen ernst und düster,
So sah ich nimmer deinen scharfen Blick.
Im Winkel trauert einsam dein Geweb'
Und stundenlang wallst einsam du umher
Im sonn'gen Garten, setzest dann dich nieder,
Schau'st unbeweglich auf den Boden hin,
Als wolltest du die Körner Sandes zählen,
Und spielest mit den Fingern, seufzest tief ...
Du willst dem treuen Schwesterherzen nicht
Vertrauen, was die Seele schwer dir drückt — —
Das kommt von deinem allzu vielen Denken
Und langen Wachen und Alleinesein. — — —

Bertha.

— — — O Theure, oft seh' ich dein ruhig Leben,
Dein frommes, unschuldvolles, stilles Wandeln
Mit trüben Blicken an und möchte gern
Dir gleich thun, aber, ach, ich kann es nimmer!
Mein Geist ist unstät und hinweggezogen
Wird er gewaltsam, wie von Meereswogen.

Cordelia.

Zu männlich ist dein Geist, strebt viel zu hoch
Hinauf, wo dir kein Weiberauge folgt;
Das ist's, was ängstlich dir den Busen engt
Und dir die jugendliche Wange bleicht.
Wenn Weiber über ihre Sphäre steigen,
Entflieh'n sie ihrem eig'nen, bessern Selbst;
Sie möchten aufwärts sich zur Sonne schwingen
Und mit dem Aar durch duft'ge Wolken dringen

Und steh'n allein im nebeligten Thal.
Wenn Weiber wollen sich mit Männern messen,
So sind sie Zwitter und nicht Weiber mehr.
Zwar bist du, Bertha, klüger viel wie ich,
Denkst tiefer viel, bist älter auch an Jahren,
Doch glaube dieses Mal nur meinen Worten:
Das gute Weib ist weiblich allerorten.

Bertha.

Ich glaube dir, du gutes Mädchen, gern;
Doch ist es das nicht, was die Seel' umdüstert.
Es ist ein weiches, trauriges Gefühl,
Was von dem bangen Auge Thränen heischt.
Dacht' ich einst höher — 's war ein schöner Traum.
Er ist verschwunden, ewig nun dahin,
Und ließ mir die Erinn'rung nur zurück.
Jetzt hebt's mich nicht auf Schwingen mehr empor,
Es drückt mich nieder, macht mich muthlos, krank. — —
Sei ruhig, Kind, es wird schon bald sich geben.
Ich glaub', es thut die schwüle Sommerluft,
Die ungewohnte Hitze dieses Jahres . . .

Cordelia.

Gib nicht der heitern Sommerluft die Schuld;
Das Träumen trägt sie, das einsame Wandeln;
Laß deine Hand die feine Nadel führen
Und unter ihr entblüh' ein schönes Bild . . .

Bertha.

Sind deine seid'nen Fäden stark genug,
Aus finst'rem Bergschacht den versunk'nen Schatz
Hinauf an's helle Tageslicht zu zieh'n?
O Cordchen, was dem Einen wohlthut, senkt
Den Andern tiefer in die Schwermuth nur.
Bei deinem farbigen Gewebe kann
Ich keine Ruhe finden, ganz allein
In meinem stillen Träumen liegt mein Glück.
Auch ich hab' meine schönen, zarten Bilder,
Doch trag' ich in dem vollen Herzen sie
Und nicht auf Schirme und buntfarb'ge Kleider;
Bei meiner Harfe leisen, süßen Tönen
Zieh'n sie in langer, bunter Reih' vorüber
Und laben mir das Aug' des innern Sinns. . . .

Etwas später antwortet Bertha der wiederholt fragenden Schwester:

„Wüßt' ich es, was mir fehlt, Cordelia,
Ich würd' es deinem treuen Blick enthüllen
Und Trost mir suchen an der Schwester Brust.
Allein, gewiß, ich weiß es nicht, Geliebte!
Doch rührt es sicherlich von Krankheit her;

Denn, glaube mir, ich bin nicht recht gesund.
Zerstreuung nur, Cordelia, Zerstreuung,
Die wird mir wohlthun, du hast wirklich Recht.
Ich bitte, laß uns von was And'rem reden." ...[1]

Diese Klage Bertha's über Krankheit ist, wie wir sahen, von Seiten der Dichterin keine bloße poetische Ausrede; die Art und Weise, in welcher Annette ihrem Freunde das eigene Unwohlsein meldete, bietet ja sehr deutliche Anklänge an die mitgetheilten Verse. An einer anderen Stelle des Fragmentes wird auch des plötzlichen Todes von Verwandten gedacht, welcher zu der Trauer Bertha's beitragen soll, gerade wie im Briefe. Aber was uns der Brief nicht sagt, wenigstens bloß andeutet, das finden wir klarer im Trauerspiel.

Für Annette war die Zeit des Übergangs vom werdenden zum fertigen Menschen gekommen, jene für phantasiereiche Menschenkinder und für außergewöhnliche Talente oft so schmerzvolle Periode, wo die Seele die Unbefangenheit der Kindheit abstreift, um sich ihrer selbst, ihrer tiefsten Bedürfnisse und Wünsche klar zu werden. Das sind die Stunden bitteren Losreißens von leeren unbestimmten Ahnungen und Träumen, um überzugehen zu den Forderungen der Pflicht und der Wirklichkeit, jenes angstvollen Suchens nach einem festen Standpunkt im Leben, nach dem beruhigenden Gleichgewicht der Kräfte und Wünsche, innerhalb der Schranken eines ehrenvollen Berufes. Bei geistig reich angelegten Naturen ist es besonders der verzehrende Drang nach einer äußeren, nützlich in das Gesammtwesen eingreifenden Bethätigung des inneren Könnens, mangels deren sich dann das Herz selbst verzehrt und in unsagbarer Unzufriedenheit hinausmöchte in's Unbestimmte, und doch wieder nicht lassen von dem tiefinnersten Lieben und Hoffen ... Daher die „Unruhe", daher oft das „Hinausweh" und das Verlangen nach dem — Tode.

Doch war diese Sehnsucht keineswegs Verzweiflung am Leben, oder Unzufriedenheit mit ihrer Stellung.

... Noch tobt Verzweiflung nicht in meinem Busen,
Und viele theure Bande fesseln mich
An's Leben mit der Liebe Zauberkraft,
Und viele sanfte, liebevolle Blicke
Erhellen meinen düstern Lebenspfad,
Daß grell und dunkel mir das Grab sich zeigt
Und gern ich noch ein wenig droben bliebe.
Ich rede von der süßen, innern Wehmuth,
Die oftmals uns so wundersam ergreift,
Wenn hell am Himmel glüht das Abendroth
Und Schweigen in der öden Gegend herrscht;
Auch wenn die Sternlein freundlich niederblinken
Und hoch am Äther der gehörnte Mond
Im blauen Meere schwimmt, dann wird's so weh —
So bange mir, und mitempfindbar nur,

[1] I. Aufzug, 1. Scene.

Dem je dieß süße Leben schon die Brust
Durchsäuselte, wie lindes Zephyrwehen.
Wer's nie empfand, der wird es nie verstehen [1].

Laurette.

Wohl kenn' ich es, dieß wundersame Regen,
Wenn's oft so enge uns im Busen wird
Und hin sich sehnt nach unbekannten Wesen
Uns fremd und doch verschwistert uns'rer Seele,
Wie eingewoben unserm innern Sein;
Das sind die Träume deiner gold'nen Harfe.

In dieser Antwort der bereits durch ein langes Hofleben blasirten und aufgeklärten Laurette deutet uns die Dichterin in sehr zarter und verschleierter Weise den doppelten Kern ihrer weichen Stimmung an. So sehr es uns widerstrebt, in rein persönliche Geheimnisse einzudringen, glauben wir doch ein Recht zu haben, mit der nöthigen Ehrfurcht und Discretion einem psychologischen Entwicklungsproceß folgen zu dürfen, der des Belehrenden viel aufweist.

Mit dem zunehmenden Alter kann es in der That nicht Wunder nehmen, wenn sich zwischen dem Geschlecht und dem Talent der Dichterin ein gewisser Conflict sowohl im Herzen Annettens selbst als in ihrer Umgebung erhob, letzteres um so mehr, als damals gerade das „viele Studieren" die Gesundheit zu schädigen schien. So finden wir denn außer den bereits mitgetheilten Stellen in dem Trauerspiel noch manche andere, die ein reflexives Sichanklammern an die Kunst, die Poesie enthalten, ja ein ängstliches, fast flehendes Abwehren entgegengesetzter Bitten und Mahnungen aufweisen, und diese Stellen sind um so beachtenswerther, als sie weder in früheren noch späteren Werken sich wiederfinden. Sie sind eben nur Zeichen des inneren Gährens.

Im Verlaufe des Stückes kommt auch die Mutter einmal auf das seltsame, krankhafte Wesen der Tochter zu reden und sagt:

Das kommt vom vielen Sitzen! In die Luft
Hinaus und dann gehüpft durch Wies' und Thal!
Das gibt dir leichtes Blut und frohen Sinn!
Doch so allein in deiner Kammer, nur
Von Bildern deiner wilden Phantasie
Umschwebt und denen, die du etwa dir
Gesogen aus den düsteren Legenden
Der alten Fabelzeiten, sieh, das zieht
Hinweg dich aus des Lebens stillem Kreise,
In wilder Schwärmerei dem trunk'nen Geist
Nur Bilder malend einer fremden Welt,
Der alle Reize schauerlicher Größe

---

[1] Es ist bekannt, daß Annette ganz besonders bei den in Westphalen oft so herrlichen Sonnenuntergängen weich und dichterisch gestimmt war. So schrieb auch W. Grimm mit einer doppelten Anspielung: „Gehst du (Aug. v. Harthausen) nach Münster, so grüße mir Alle schönstens und bestens, auch, da die Sonne eben untergehen will, meine Freundin Nette."

Und holder Anmuth deine Phantasie
Verschönernd leiht; doch ihrer Mängel Blöße,
Die schaut in schön'rem Wahn das Auge nie.
O, wohl dir, könnte dieser schöne Traum
Begleiten durch des Lebens Mühen dich!
Doch kalt und schaurig wird die Wirklichkeit
Ihn einst verscheuchen.

Bertha.

O, so laßt mir ihn,
Bis ihn das ernste Leben erst zerstört.
Warum die kurzen Stunden meines Glücks
Mir rauben? Wer dem finstern Leben sich
Gesellt, der schafft wohl Manches in der Welt,
Doch süße Ruhe im zufried'nen Geist,
Die schafft er nicht, denn ruh'los ist das Leben.
Doch wer des Glückes Liebling sich vermählt,
Der Dichtung hellem Flor, der schauet fern
Und dunkel nur der Menschheit Kummer;
Mit gold'nem Glanze schmückt sich ihm die Lust
Des Daseins. (Feurig:) Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeist'rung sie durchwehte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält,
Geht aus von ihr, ist der Begeist'rung Kind.
Sie hob der Freiheit heiliges Panier,
Ließ nicht des Gegners stolze Macht sich blenden,
Und was der Musen seliges Revier
Uns beut, das ist ein Werk aus ihren[1] Händen.
Der kalte Marmor, das verworr'ne Reich
Der Töne lebt, berührt von ihrem Hauch,
Und gießt den süßen Tod der Sehnsucht in
Das wunde, treue Herz[2].

Es ist nicht zu läugnen, daß unter den obwaltenden Umständen die Warnung der Freunde und Näherstehenden vor dem völligen Sichhingeben an die Kunst einer gewissen Berechtigung nicht entbehrte. Die schwächliche Gesundheit Annettens einerseits, die gesellschaftliche Stellung und ihr Geschlecht andererseits, mußten wirklich die künstlerischen, besonders die poetischen Neigungen derselben, wenigstens in jener Zeit und in Westphalen, sehr bedenklich erscheinen lassen, sobald sie die Grenzen einer bloßen Liebhaberei überschritten und als eine Art Lebenszweck hervortraten. Obgleich nun wohl in keinem Alter das westphälische Edelfräulein ein literarischer Blaustrumpf werden wollte — eine Menschenart, die sie zu gründlich haßte —, so darf man doch andererseits nicht verkennen, daß ein Genie gleich dem ihrigen die Kunst nicht bloß halb und als Spielwerk erfassen konnte, und es ihr viel zu heiliger Ernst mit derselben war, als daß sie ihr ohne Schmerz ewig Lebewohl hätte sagen können. Der

[1] Der Begeisterung. [2] I. Aufzug, 5. Scene.

Conflict war daher nicht so leicht; ihr gläubiges Herz und ihre wahre Demuth und Unterwürfigkeit fand die rechte Mittelstraße. Unter der stets liebevollen, aber streng besorgten Leitung der Mutter rang sie sich zu jener festen und klaren Seelenharmonie, jener so bewunderungswürdigen Aussöhnung zwischen ihrer geliebten Kunst und des Lebens Forderungen empor, die Annette fast als leuchtende Ausnahme, jedenfalls als herrliches Beispiel künstlerisch thätiger Frauen erscheinen lassen, ja ihr geradezu eine männliche Klarheit und Ruhe geben. Gerade das Prunken und Markthalten mit den heiligsten und persönlichsten Empfindungen, welche uns bei der dichtenden Frau noch mehr als beim Manne als eine Entweihung, als ein Mangel an Seelenkeuschheit erscheinen, suchte Annette für alle Zukunft zu vermeiden und eben dadurch ward sie groß und einsam in ihrer Art. Wie sie den Dichterberuf der Frauen auffaßte, hat sie uns in dem kräftigen Gedichte: „An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich" gesagt, und diesem Programm ist sie stets treu geblieben in jeder Zeile ihrer Hand.

Aber legt uns das Trauerspielfragment außer dem Conflict wegen ihres dichterischen Berufes nicht auch deutlich genug den Gedanken an einen anderen Seelenkampf nahe?

In den besten Aufzeichnungen über Annette begegnen wir der Behauptung, eine unglückliche Jugendneigung habe die ersten dunklen Schatten in das friedliche Leben der Jungfrau geworfen. Man spricht von einem jungen Arzt, der ihre Liebe gewonnen, den aber die verschiedene Lebensstellung für immer der Dichterin entrückt habe. Eine andere „Geschichte" erzählt uns Elise von Hohenhausen, ohne indeß ihrerseits Namen oder Zeit näher anzugeben. Im Nachlaß der Dichterin findet sich über die ganze Angelegenheit nicht die mindeste Angabe, und von den Verwandten wird die ganze Sache, insofern sie G e s c h i c h t e sein soll, als unwahrscheinlich oder gar erfunden bezeichnet. Weil von Allen zugegeben wird, daß bei Annette „neben dem tiefen Gemüthsleben eine Intelligenz stand, die schonungslos jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die Verhältnisse unterdrückte, eine Pietät, die nicht mit den Ihrigen in Widerspruch kommen konnte" — weil andererseits in den reifen Werken der Dichterin sich keine Spur dieser vorgeblichen Episode und in dem Charakter nicht die mindeste Andeutung eines gebrochenen Herzens oder einer weltschmerzlichen Ergebung findet, so können wir die Frage nach dieser Jugendneigung füglich auf sich beruhen lassen. Doch wollen wir deßhalb einige interessante Scenen aus dem Trauerspielfragment nicht unterdrücken, wenn auch vielleicht Andere darin ein neues Moment zur Beurtheilung dieser Frage finden werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die politische Action der Fabel reines Beiwerk, ja geradezu Blendwerk für den eigentlichen Kern der Tragödie, die unstandesgemäße und daher hoffnungslose Liebe Bertha's zu dem Künstler, ist. Bemerkenswerth bleibt auch die Vorliebe, womit die Dichterin gerade diejenigen Partien behandelt, welche diese Herzensfrage zum Gegenstand haben, und die innere Wahrheit solcher Stellen, welche gegen die politische Umrankung sich vortheilhaft abheben. Und doch, die Liebe Bertha's ist in dem vorhandenen Fragment so verschlossen in sich — so keusch verhüllt und zehnfach verschleiert,

daß es des ausdrücklichen Vermerks am Anfang des Trauerspieles bedarf: Bertha sei in Felsberg, den Künstler, verliebt, um diese Thatsache über allen Zweifel zu erheben. Eine Scene zwischen Bertha und Felsberg findet sich nicht; auch hat Bertha keinen Vertrauten ihres Geheimnisses — nur einmal — ein recht dramatischer Augenblick — ist sie im Begriff, der Mutter ein Bekenntniß abzulegen. Die Stelle ist zu bezeichnend, um hier nicht mitgetheilt zu werden. Die Mutter fordert Bertha auf, mit den Übrigen in den Garten zu gehen.

Bertha.

... Nein, zuvor laßt ganz vor Eurem Blick
Enthüllen mich mein Herz, wie Gott es sieht;
Euch zeige sich sein namenloses Weh,
Dem Richteraug' zur Prüfung dargelegt,
Und Eurem Urtheil folg' ich unbedingt,
Und führt es mich zum Tode.

Reichsgräfin.

Fasse dich!
Nicht taugt es, jetzt zu schärfen deinen Schmerz,
Eindringend in sein Tiefstes. Wenn gefaßt
Sich deine Seele, deine Sinne ruh'n,
Dann reich' ich dir des Trostes Balsam, wenn
Dein Herz sich ausgießt in der Mutter Brust.

Bertha.

Ich bitt' Euch, hört mich, ich vergehe sonst,
Denn zu zersprengen droht die Gluth mein Herz.
Wollt Ihr nicht hören Euer reuig Kind,
Nicht Eure Tochter?

Reichsgräfin (bei Seite).

Gott, was soll ich thun?

Bertha.

O, stoßt mich nicht zurück, jetzt liegt vor Euch
Mein Inn'res, und auf meiner Lippe schwebt
Das schmerzliche Geheimniß. — Hat erst kalt
Der Hauch der Erde wieder mich berührt,
So sinkt es trauernd in die Brust zurück,
Und trostlos muß mein Leid ich tragen.
(Ein Bedienter kommt.)

Reichsgräfin.

Still!
Ein Domestik!

Bedienter.

Die alte Katharina
Von Altenberge harrt seit Stunden schon
Auf Ihr' Erlaucht, Comtesse Bertha [1].

---

[1] I. Aufzug, 7. Scene.

Die Katharina von Altenberge ist Bertha's alte Amme, und die Unterredung mit ihr ist nicht nur eines der interessantesten Stücke des Fragmentes, sondern liefert wiederum den Beweis, wie die Dichterin Selbsterlebtes in die Dichtung verflocht. Aber auch der mütterlichen Freundin gegenüber ist Bertha verschlossen — obgleich sie derselben klagt, daß sie müd, lebensmüd sei und sterben möchte[1]. Die Dichterin hat sich auffallend alle Gelegenheiten ab-

---

[1] Wir können nicht umhin, ein Stück jener Unterredung zwischen Bertha und der Amme hier mitzutheilen, weil es nach unserem Dafürhalten ganz treffend zeigt, wie kühn und selbständig Annette schon damals das Erlebte poetisch zu gestalten wußte.

Die alte Katharina hat von ihren beiden Söhnen erzählt und fügt dann bei:

... Ja, hätt' ich noch
Den Ält'sten, Gräfin, der zugleich mit Euch
An meiner Brust lag! ... O, das liebe Kind! —
Und starb so elend an den Blattern.

Bertha.

Sei
Nicht traurig, gute Mutter, vielem Schmerz
Bei karger, kurzer Lust ist er entgangen.
O, ruhte in der Gruft ich oder auch
An deiner Brust, ein zart, unmündig Kind,
Des eig'nen Thuns mir unbewußt, da wär'
Ich vielem Leid entfloh'n.

Katharina.

Da müßt' ich ja
Zum zweiten Mal für Euer Leben zittern.
Nein, Gott sei Dank, daß ich Euch vor mir seh',
Ein großes und gesundes Fräulein! Hab'
Ich doch um Euch der Angst und Sorgen viel
Gehabt, da kaum das Leben war in Euch.
Gewährte ...

Bertha.

Ach, ein schwach, kaum athmend Kind,
Sah ich das Licht, und nur voll Trauer schauten
Die Freunde mich; denn nicht, so wähnten sie,
Sei für das Leben ich geboren, nur
Durch schnellen Tod der Eltern kurze Lust
Zu stören; o, ein bang weissagend Bild:
Des künft'gen Lebens Schmerz verbreiten und
Erdulden, ist mein Loos hienieden.

Katharina.

Gott,
Was ist Euch? Seid zufrieden doch! Ihr habt
Ja Alles, was das Herz verlangt, und nun
Sprecht Ihr so traurig, gleich als wär' der Tod
Am besten Euch zu wünschen. Still davon!

geschnitten, einem ungehinderten Ausbruch der Leidenschaft Raum zu geben — es ist Alles verhaltene, verdeckte Gluth ... Was sie abhielt, eine eigent-

---

Denn oftmals straft der Himmel solchen Spott
Durch schleunige Erfüllung, und das wär'
Ein großes Herzeleid uns Allen und
Nicht gut für Eure Seele.

Bertha.

Du hast Recht!
Das ist es auch, was aufrecht mich erhält
In meinem Kummer, daß ihr All' mich liebt
Und meine Trauer Eure Herzen engt. . . .
O, mög' es nimmer Dich gereu'n, daß Du
Das zarte Leben mir erhalten!

Katharina.

Du
Mein Gott! wie sollt' es mich gereu'n! Ihr seid
So fromm ja, seid so engelgut, und auch
Schreibt all mein Glück sich von der Stunde, da
Man meiner Pflege Euch vertraute; denn
Zuvor, da war es elend, kümmerlich.
Denn nichts konnt' ich dem Manne bringen, er
Mir nur ein ärmlich Obdach bieten, voll
Der Schulden, stets sich häufend und verjährt.
Wir mußten uns behelfen; doch es ging
Noch leidlich, bis der Himmel mir den Sohn
Bescherte. Ach, da lebt' ich bange Tage!
Die Arbeit lag, es stockte der Erwerb.
Mit naher Klage droht' der Schuldherr — da,
Da sank der Muth mir; ohne Rettung schien
Mir unsre Lage, doch da trat herein
Der Pfarrer. „Frau," so sprach er, „Euer Glück
Könnt Ihr jetzt machen", und er legt' es mir
Jetzt auseinander, wie für Euch gesucht
Würd' eine Amme, und wie großes Heil
Dieß unsrer Armuth bringen könne. Doch
Ich sollte mich von meinem Kinde trennen,
Es Fremden anvertrau'n. „Nein, das kann
Ich nicht!" so rief ich. „Doch wenn mit dem Kinde
Man auf mich nimmt, so bin ich gern bereit."
Der Pfarrer sagte dieß dem Boten. Ich
Ging hin zur Kirche, betete, daß Gott
Mein Schicksal möge lenken, wie es ihm
Zur Ehre, mir zum Heil. Dann ging ich still
Getröstet fort. Vor meiner Hütte hielt
Ein Wagen schon, bereit, mich abzuholen.
Da sah ich Gottes Rathschluß, und hinein

liche „Liebesscene“ herbeizuführen? Man wird vielleicht sagen, daß sie ihr Tiefstes, ihr Geheimniß nicht preisgeben wollte. Vielleicht! — Aber uns scheint eine andere Antwort doch näher zu liegen. Nach reiflicher Erwägung dürfte nämlich die Annahme wohl am meisten für sich haben, daß erst aus der Mittheilung dieses und eines später zu erwähnenden Fragmentes an einzelne Freunde, diese Freunde den Schluß auf ein wirkliches Vorkommniß zogen, welches solchen poetischen Äußerungen zu Grunde gelegen haben möchte, und so die Sage von jener „unglücklichen Neigung“ entstanden sei. Wir haben jedenfalls als Geschichtsschreiber kein Recht des Entscheids in dieser Frage — die Quellen schweigen.

Der Vollständigkeit halber bemerken wir noch, daß auch des Klosters Erwähnung geschieht; von einer Dame sagt Bertha:

„Wohl ihr, sie hat den besten Theil erwählt,
Die Leidenschaften flieh'n in dieser (Kloster) Stille.
Und Alles, was den armen Menschen quält,
Das fühlt sie nicht im sicheren Asyle.
Doch Manchem wird so wohl es nicht, daß er
Zurückzieh'n sich in's stille Dunkel kann.
Nur Wenige sind ihres Schicksals Herr,
Das Weib wohl nie, und selten nur der Mann.“ [1]

Soviel von den Andeutungen über die etwaigen Durchgangsseelenkämpfe der Dichterin und Jungfrau. Wir glaubten das Vorstehende aus den Briefen an Sprickmann und dem Fragment beibringen zu sollen, weil von anderer Seite das Bedauern ausgesprochen war, daß Annette ungleich den meisten anderen Dichtern etwas wie ein lyrisches Tagebuch ihres inneren Lebens aus ihrer Jugendzeit uns nicht gegeben hat, da sie zuerst lange objective Stoffe behandelte und die eigentliche Entfaltung ihrer Lyrik erst in das letzte Decennium ihres Lebens fällt. Läge solch ein lyrisches Tagebuch uns vor, meinte man, so würde man sehen, daß sie dem allgemeinen Menschenloose

---

Stieg ich getrost mit meinem Kinde; doch
Wie war zu Muth mir, da ich Euch erblickte,
So schwach und kaum noch lebend! Lieber Gott,
So dacht' ich, wär' ich doch in Altenberge!
Am Leben bleibt das zarte Würmchen nicht,
Und mir dann wird die Schuld wohl beigelegt.
Doch Gott gab Gnade, daß Ihr Euch erholtet
Und eine große, liebe Dame wurdet. . . .

Täuschen wir uns nicht, so liegt in diesem bieder-gesunden Charakter und Gespräch der Amme etwas von der schlichten Natureinfalt der Alten, und ist bis auf eine oder die andere prosaische Wendung der poetische Realismus herrlich gefunden. Wir könnten noch manche andere Stelle aus dem Fragment als interessant hier mittheilen, im Hinblick auf den Zweck dieser Studie aber müssen wir uns auf das Vorstehende beschränken und für den Rest auf den vollständigen Abdruck des Bruchstückes in der geplanten Sammel-Ausgabe der Werke Annettens verweisen.

[1] I. Aufzug, 2. Scene.

nicht entgangen ist; und auch jetzt könnte man das erkennen, wenn man mit einigem Verständniß das Gedicht „Die Taxuswand" durchläse oder auch das „Die Nadel im Baume" sich verständlich zu machen wüßte[1]. Von den genannten Gedichten bezieht sich indeß „Die Taxuswand" auf den Vater, „Die Nadel im Baume" auf eine Freundin und das in der Note angeführte „Kinderspiel" auf eine Tante[2].

Wie es also mit dem „allgemeinen Menschenloose" auch bei Annette bestellt gewesen, der Literarhistoriker muß die ganze Sache als eine rein persönliche Herzensfrage für die Dichterin auf sich beruhen lassen.

Was uns vor Allem interessirt und für die Geschichte der Dichterin von Wichtigkeit ist, liegt deutlich genug vor. Annette ist — wie wir später noch mehr sehen werden — auch ihrerseits durch das Stadium der Weichheit, der Gefühlsschwärmerei, des unklaren Sehnens und der Versuchung, sich gegen einengende Schranken aufzubäumen, wie alle anderen Größen hindurch gegangen. Nur muß es uns wundern, wie selbst im Gährungszustande des Mostes sich der klare gesunde Wein ihrer späteren Poesie so deutlich ankündigte.

Über das Gemüthsleben der Dichterin im Allgemeinen spricht sich Elise von Hohenhausen also aus: „Wenn auch keine Gluth, so besaß sie doch wahrhafte Wärme des Herzens, die sich in Familienliebe und Freundschaft deutlich genug aussprach, obwohl sie allerdings immer eine keusche Zurückhaltung in ihren intimsten Beziehungen beibehielt. Alles, was an Exaltation und Phrase streifte, wirkte abstoßend auf sie; auch vermied sie jede Weichlichkeit und Schwärmerei. Ihr Wesen war gleich ihren Dichtungen gesund, rein und erfrischend, wie ein herber, gewürzreicher Harzduft, der an sonnigen Tagen der Waldeinsamkeit entquillt." [3]

An einer anderen Stelle berichtet dieselbe Freundin: „Je älter sie wurde, je mehr lernte sie die Gemüthsseite der Menschen schätzen, ihr ganzes Wesen war milde, großartige Güte geworden, und der Scharfblick des Spottes hatte sich in den liebenswürdigsten Humor verwandelt, der nie verletzt. Wie sie als junges Mädchen schon durch Reinheit und Sittenstrenge imponirt hatte, so war sie später eine Hüterin weiblicher Tugend und trachtete mit sanfter, aber fester Hand die Irrenden zu führen, wenn sie einen Fehltritt bemerkte. In ihren Gedichten tönt ihre Warnungsstimme auch nach dieser Richtung hin in ergreifendster Weise. Es war ihr Herzenssache, die falsche Romantik zu bekämpfen, die das Glück für unabhängig von der Tugend darstellen möchte." [4]

Warum Annette es aber absichtlich vermied, die „Erotik" als Element in ihre Dichtungen aufzunehmen, das erklärt sehr schön der Nekrolog: „Ihr ernster, einfacher, gesunder Sinn und ihr Gerechtigkeitsgefühl hatten sie über-

---

[1] Schücking a. a. O. S. 17 f.

[2] Aus zuverlässigen mündlichen Mittheilungen.

[3] National-Zeitung, Nr. 298 (29. Juni 1881).

[4] Illustrirtes Familienbuch, Bd. IV. 1854, S. 90.

zeugt, daß die viel gepriesene Liebe, wie sie durchgängig verstanden wird, eines so maßlosen Bewunderns und Preisens nicht werth sei, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig und verdienstlos sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden. Anderes Schöne und Edle werde darüber mit beispielloser Parteilichkeit in Schatten gestellt, und wohl am Ende gar nicht gewürdigt, und die Poesie könne an ihm sich einen ruhmvolleren und minder leicht zu erwerbenden Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge. Mit großem Ernste, oft aber auch humoristisch scherzend, pflegte sie diesen Punkt mit vorzüglicher Vorliebe ihren Bekannten auseinanderzusetzen." [1]

(Fortsetzung folgt.)

**W. Kreiten** S. J.

---

# † P. Renward Bauer S. J. †

Der gute P. Bauer ist am 10. Juni in Kirchrath gestorben: mit diesen Worten, welche wir unsern Mitbrüdern schrieben, dürfen wir wohl auch unsern Lesern den herben Verlust eines der tüchtigsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift anzeigen.

Geboren den 13. Nov. 1823 zu Muri im Kanton Aargau, mußte er schon in der Jugend mit seinem Vater, Dr. Bauer, in die Verbannung wandern. Letzterer war Präsident des sogen. Bündener Comités, das sich eine energische Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte der Katholiken und insbesondere auch der Klöster gegen radicale Vergewaltigungen vorgesetzt hatte. Um diesen durch und durch loyalen Widerstand zu brechen, bereitete die Regierung einen Gewaltstreich vor; sie ließ Truppen an die Grenzen des katholischen Freienamtes rücken und zugleich Dr. Bauer sammt anderen Mitgliedern jenes Comités in der Nacht aufgreifen und in's Gefängniß werfen; sie provocirte hierdurch einen Auflauf des Volkes, das, seiner Führer und Rathgeber beraubt, von unüberlegten Schritten nicht zurückgehalten wurde und jene mit Gewalt aus dem Gefängniß befreite. Doch wurde der Volkshaufe, als er den bis vor Vilmergen gerückten Truppen entgegenzog, mit Leichtigkeit zersprengt. Das ist der sogen. „Aufruhr im freien Amte", welcher, von den Radicalen provocirt, den Anfang zu unzähligen folgenden Gewaltthaten machte. Man imputirte ihn ohne allen Grund dem Kloster Muri und dessen wackerem Arzte, Dr. Bauer; jenes hob man auf, diesen verurtheilte man in contumaciam zum Tode; natürlich wurde auch von ihren Gütern Alles, dessen man habhaft

---

[1] Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite, vermehrte Auflage. Münster, Russell, 1880. S. 4.

werden konnte, confiscirt. So hatte Dr. Bauer für die Vertheidigung der Kirche und des Rechtes Alles zum Opfer gebracht.

Renward war eines solchen Vaters würdig. Dieser schien ganz in ihm aufzuleben. Selbst die Gesichtszüge waren täuschend ähnlich. Als der Pater später einmal in Luzern angekommen war, gewahrte ihn eine alte Magd seiner dort wohnenden Mutter auf der Straße und lief sofort zu dieser mit den Worten: „Wenn ich nicht wüßte, daß der Doctor gestorben wäre, dann hätte ich geglaubt, ihn auf der Straße zu sehen." P. Renward kam bald nach der Magd in's Haus; so klärte sich das Räthsel auf. Auch der gedrungene, kräftige Stil seines Vaters ging auf ihn über. Nie redete Dr. Bauer im großen Rath und in anderen Versammlungen länger als eine Viertelstunde; jedes überflüssige Wort schnitt er unerbittlich ab. So war auch der Sohn gesinnt. Als während seiner letzten Krankheit ein Freund des Paters eine von diesem aufgefundene mathematische Formel zur Berechnung des Datums früherer Osterfeste in einer Zeitung veröffentlicht und einige Worte zur Einleitung und Erklärung beigefügt hatte, war er wegen dieser „überflüssigen" Sätze ungehalten. Weitschweifigkeit setzte er auf Rechnung geringen Fleißes, welcher die Durcharbeitung verschmäht. Er hatte sich darum, obwohl er sehr flüssig schrieb, zur Regel gemacht, vor der Herausgabe, was er geschrieben, noch einmal durchzuarbeiten und in's Reine zu schreiben. Sogar in seiner letzten, schweren Krankheit war er nicht hiervon abzubringen, so sehr auch seine Mitbrüder sich zum Abschreiben anboten. Scherzhaft erzählte er von einem Professor, der zu Anfang der Vorlesung zu seinen Zuhörern sagte: „Meine Herren, verzeihen Sie heute die Weitschweifigkeit; ich bin in der Vorbereitung gestört worden."

Doch was unendlich wichtiger als Gesichtszüge und Stil ist, auch der glühende Eifer des Vaters zur Vertheidigung des Rechtes und der Kirche erfüllte ganz die Seele seines Sohnes. Dieser sympathisirte mit Jedem, dessen Recht unterdrückt wurde; aber er wollte eine energische Vertheidigung des ganzen Rechtes, eine offene Darlegung der vollen Wahrheit. Halbheiten waren ihm unausstehlich. Darum war ihm der liberale Katholicismus verhaßt. Diese Gesinnung bekundete er aber nicht nur mit Worten, sondern durch sein ganzes Leben. Ward sein Vater deßhalb verbannt, so nahm der Sohn nicht nur hieran Theil, sondern erfuhr noch später dreimal das Exil um Christi willen. Er trat nämlich 1843 in die Gesellschaft Jesu. Schwarze Gewitter drohten schon damals diesem Orden; er achtete nicht darauf, oder vielmehr war gerade das ein Beweggrund zum Eintritt. Der Sturm brach 1847 los. Renward flüchtete mit Lebensgefahr mitten durch die eidgenössischen Truppen hindurch von Freiburg nach Lausanne und ging von da in das Jesuitencolleg zu Chambery in Savoyen. Doch die günstige Gesinnung der sardinischen Regierung hielt nicht lange an; schon im Frühjahr 1848 mußten die Jesuiten Chambery verlassen. Wohin nun fliehen? Ganz Europa war von den Stürmen der Revolution auf's Höchste erregt. Renward ging mit 40 deutschen Jesuiten nach Nordamerika. Da die „reichen" Jesuiten das Geld für die Überfahrt auf einem Dampfer nicht bezahlen konnten, fuhr man

unter unsäglichen Beschwerden auf einem kleinen Segelschiff nach der neuen Welt. In dem berühmten Jesuitencolleg von Georgestown bei Washington vollendete Renward seine philosophischen Studien; dann ward er drei Jahre Professor der Mathematik auf dem Jesuiten-Gymnasium von Washington. Erst 1853 kehrte er zur Vollendung seiner theologischen Studien nach Europa zurück. Sodann betrieb er besonders geschichtliche Studien und ward wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse in diesem Fache zuerst Professor der Geschichte im Jesuitencolleg von Bonn und später Professor der Kirchengeschichte in Maria-Laach. Auch während des Exils bekleidete er mehrere Jahre dieses Amt in dem großen Colleg der Gesellschaft Jesu in Löwen. Noch ein anderes großes Verdienst erwarb er sich um die Studien des Ordens. Zu Maria-Laach nämlich richtete er die Bibliothek ein und erhob sie, dank der freigebigsten Unterstützung von Seiten der Ordensobern, in wenigen Jahren zu einer der größten, schönsten und bestgeordneten Privat-Bibliotheken Deutschlands. Auch in der Bibliothek konnte er nichts Überflüssiges, Werthloses dulden; ganze Karren Maculatur sandte er in die Papiermühle.

Während des Vaticanischen Concils betheiligte er sich auf das Eifrigste und Wirksamste an der Vertheidigung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Er war der berühmte „Glossator“ in den Breslauer Hausblättern und geißelte die Deutsch-Wissenschaftlichen, später Altkatholiken, mit jener Superiorität und Kraft, die nur der innige Bund von Talent und Wahrheit verleiht. Er sollte indeß die altkatholische Kampfesweise nicht nur in der Presse, sondern auch an seinem Körper erfahren. Aus Deutschland 1872 vertrieben — es war bereits sein viertes Exil —, kam er auf der Suche nach einem Zufluchtsorte auch zu seiner Familie in Luzern. In dieser Stadt plante man die Einführung des Altkatholicismus und berief eine allgemeine Versammlung, in der über die altkatholische Sache gesprochen werden sollte. P. Bauer ging auch dahin. Als nun am Ende der altkatholische Redner fragte, ob man zu dem von ihm Vorgebrachten etwas zu sagen hätte, erhob sich P. Bauer, um gegen die Wahrheit desselben kurz, aber energisch zu protestiren. Aber man schrie, man zupfte ihn an den Rockschößen, um ihn mit Gewalt auf die Bank niederzuzerren. Nach dem Schluß der Versammlung fühlte er sich beim Herausgehen gegen eine Ecke gedrängt. Es gelang ihm zwar, herauszukommen, aber an der Thür erhielt er einen Schlag mit einem Stocke über den Kopf, so daß er blutete. Nachdem er eine Weile über die Straße gegangen, liefen Buben — offenbar aufgehetzt — hinter ihm her, spotteten und bewarfen ihn mit Gassenkoth. Noch lange Zeit scherzte er über diesen Vorfall. Härter wurde ihm freilich, daß er Maria-Laach und dessen schöne Bibliothek verlassen mußte. Indeß auch durch die Leiden des Exils ließ er sich von seinen Berufsarbeiten nicht abhalten.

Seit Gründung dieser Zeitschrift war er hervorragender Mitarbeiter an derselben und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Noch während seiner letzten, schweren Krankheit, als der Arzt ihn wegen des Herzleidens schon aufgegeben, verfaßte er die Artikel über Onno Klopp und die Miscelle gegen Beyschlag. Und wer hätte diesen frisch geschriebenen Stücken es angemerkt,

daß ein Todkranker sie in einem Spital verfaßt? Ja, als er so schwach war, daß er weder Messe lesen, noch Brevier beten, noch ausgehen durfte, betrieb er unausgesetzt seine geschichtlichen Studien, und zwar mit der Feder in der Hand, um zum wenigsten Collectaneen seinen Mitbrüdern zu hinterlassen, da er sah, daß er seine begonnenen größeren geschichtlichen Werke nicht vollenden könnte. Aber die Leiden wurden immer größer, immer schrecklicher die Athemnoth und Herzensbeklemmung; er merkte, daß der liebe Heiland ihn zu sich rief, und folgte willig diesem Rufe. „Für mich," schrieb er seinem Obern in der Charwoche, „dauert Charfreitag ohne Ende. Ostern kommt nicht, außer wenn der liebe Heiland mich zu sich erlöst, was sehr gut und erwünscht wäre." Am Vorabende seines Todes rief er die Schwestern, welche ihn verpflegt hatten, zu sich, dankte ihnen, bat um Verzeihung, wenn er gefehlt, sagte allen ein herzliches Lebewohl und ließ sich das Viaticum zu seiner letzten Reise geben. Alle Umstehenden weinten. Den andern Morgen entschlief er sanft ohne Todeskampf. Es war in einem Hospital, wohin er gebracht worden, weil die mit anderen Mitbrüdern überfüllte Exilswohnung keinen geeigneten Raum zu seiner Verpflegung hatte. So lebte und starb er als ein Hospes, ein Fremdling auf Erden. Zuerst ward er aus seiner Heimath vertrieben, dann aus Freiburg, dann aus Savoyen, endlich aus dem deutschen Reiche, um Christi und der diesem geleisteten Ordensgelübde willen, ohne auch nur durch einen Schatten persönlicher Schuld dazu Anlaß gegeben zu haben; schließlich mußte er ein Sterbeplätzchen im Hospital, im Hause der Fremdlinge, suchen. Der Heiland wird sicher diesen seinen getreuen Pilger zur besseren Heimath aufgenommen haben, damit er dort von allen zur Vertheidigung der Wahrheit, des Rechtes und der Religion unternommenen Kämpfen ausraste.

G. S.

# Recensionen.

---

1. **Die Offenbarung des hl. Johannes** im Lichte der heiligen Geschichtstypik, der alttestamentlichen Prophetie und ihres eigenen Zusammenhanges, nebst einem Anhange über die Theologie des heiligen Buches. Von **Ign. Waller,** ehemaligem Professor am bischöfl. Seminar des Ober-Elsaßes. 8⁰. XVIII u. 584 S. Rixheim, Anton Sutter, 1882.
2. **Die Offenbarung des hl. Johannes** im Lichte des Evangeliums nach Johannes. Eine Skizze der königlichen Herrschaft Jesu Christi. Von **Ph. Krementz,** Bischof von Ermland. 8⁰. 196 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 2.40.

Zwei neue, eigenthümliche Versuche, den Inhalt des räthselhaften Buches der Offenbarung zu entschleiern! Jeder stellt eine besondere hermeneutische Basis auf, von der aus die Operation begonnen und weitergeführt wird, um hinter den Sinn des geheimnißvollen Buches zu kommen und in die Geschichte der Zukunft bis zum zeitlichen Abschluß des Reiches Gottes und auch in dessen ewige Vollendung ahnende und forschende Blicke zu werfen. Der Vergleich beider Erklärungsschriften hat jedenfalls sein Interessantes. Wir sehen zwei ernste, fromme, gelehrte Forscher, die nach so vielen exegetischen Versuchen und Systemen der Erklärung der Apokalypse sich gleichfalls an das verschlossene Buch wenden, um ihm seine Geheimnisse abzulauschen; aber welche Verschiedenheit in der exegetischen Grundlage und in den Ergebnissen der Forschung!

Beginnen wir mit 2. als dem jedenfalls einfacheren und kürzeren Werke. Die allgemeine hermeneutische Grundlage ist diese: Christus, das verherrlichte Haupt, führt seine Kirche dieselben Wege, welche er in seinem Erdenleben ihr vorgezeichnet. Er prägt sein Leben von der Geburt bis zur Himmelfahrt ihrem Leben, ihrer Geschichte ein, so daß letztere auch in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge ein getreues Abbild des ersteren wird. Dadurch verläuft das grundlegende und herrschende Königthum (d. i. Apostelgeschichte und Apokalypse) mit dem vorbereitenden (Evangelium) geschichtlich parallel und sind in dem Evangelium die urbildlichen Grundzüge der Apostelgeschichte und der Apokalypse enthalten (S. 20). Diese allgemeine Grundlage wird des Näheren bestimmt a) durch die im Prolog der Apokalypse (1, 5. 6) gegebene Eintheilung des Buches in die Offenbarung Jesu als des königlichen Lehrers (1, 9 bis 3, 22), als des königlichen Hohenpriesters (4, 1 bis 19, 10), als des königlichen Friedensfürsten (19, 11 bis 20, 6).

Diese Dreitheilung nun ist maßgebend für die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, die somit in drei Perioden verläuft: des Zeugnisses für die Lehre, des opfer- und leidenvollen Kampfes, der tausendjährigen Friedensherrschaft; sie findet sich im zeitlichen Verlaufe des Lebens Christi und gibt so die Parallele an die Hand zwischen Evangelium und Apokalypse. Für diese Parallele ist b) maßgebend, daß im Evangelium des hl. Johannes vor dem Opferleiden und der Auferstehung Christi eine dem apokalyptischen Compendium der kirchlichen Lehr- und Heilsthätigkeit analoge Zusammenfassung der lehramtlichen Wirksamkeit des Herrn sich vorfindet. Die Abschiedsrede Christi (Joh. 13, 34 bis 16, 33) ist nämlich eine Zusammenfassung aller von ihm gelehrten Wahrheiten. In sieben Stufen wird das Grundgesetz des Christenthums in seiner Kraft und Wirksamkeit bis zur Vollendung aufgezeigt, und diese sieben Stufen hat die erste Periode der Kirchengeschichte zu durchlaufen; dieser siebenfache Stufengang erscheint aber in den sieben Sendschreiben der Apokalypse, die somit die aufeinanderfolgenden kirchengeschichtlichen Zeiten bezeichnen. Für die Periode des Opfers und des Friedensreiches ist sodann die Geschichte des leidenden und auferstandenen Heilandes die vorbildliche Directive, so daß den einzelnen Momenten des Leidens Christi und seiner Verherrlichung die im 2. und 3. Theile der Apokalypse geschilderten Zustände der verfolgten und triumphirenden Kirche entsprechen.

Auf dieser Basis erhebt sich folgendes Compendium der Kirchengeschichte. Die sieben Sendschreiben charakterisiren der Reihe nach: die Zeit der Apostel, die der heiligen Martyrer, jene der großen Glaubenskämpfe vom vierten bis achten Jahrhundert, die im Mittelalter herrschende Kirche, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnende Neuzeit der religiösen Spaltung, die jetzige, vom politischen Abfall bedrängte Kirche, und endlich die künftige, durch den socialen Abfall vom Christenthum innerlich gefährdete Kirche. Mit dem letzten der sieben Sendschreiben endet die Zeit der Aussaat und des Wachsthums des göttlichen Wortes; es beginnt die Zeit der Ernte, Gottes Gericht hebt an — für die Kirche ist es die Zeit der Leiden und des Opfers, entsprechend Christi Gehorsam bis in den Tod. Dem siebenfachen Gehorsam Christi im Leiden (S. 70) entsprechen in der Apokalypse die sieben Stufen (7 Siegel) der Verfolgungen der Letztzeit. Mit Apok. 6, 1. 2 tritt der Begründer der siebenten Weltmonarchie, der Kaiser der socialen Revolution, auf den Plan, und damit kommen die grundstürzenden Principien zur Herrschaft, die für die Kirche eine Verfolgung bis zum Tode im Gefolge haben, und zwar von Seiten der irdischen Machthaber (2. Siegel), von Seiten des irregeleiteten Volkes (3. Siegel), von Seiten dämonischer Mächte (4. Siegel). Wie der Herr und Meister ergibt sich die Kirche geduldig in den Losbruch der Verfolgung (5. Siegel), stellt den zahllosen Anklagen die Inanspruchnahme ihres göttlichen Charakters gegenüber, ein Zeugniß, das der Herr durch Androhung erschütternder Strafgerichte an den Verfolgern bekräftigt (6. Siegel). Vor der wirklichen Verhängung dieser Strafgerichte wird uns Gottes Schutz über seine Kirche in der Besiegelung der Auserwählten aus Israel und in der Verherrlichung der bis zum Tode treuen Bekenner vor-

geführt (7, 1—17). Die Lösung des siebenten Siegels (8, 1) bringt in den Posaunengerichten die Strafgerichte über die Verfolger der Kirche und zeigt indirect die geduldige Ergebung der Kirche in die Gewaltthat der Feinde, die auf deren Vernichtung ausgehen. Auch hier wird ein weitgehender Parallelismus zwischen Christi Leiden und denen der Kirche aufgestellt (vgl. z. B. S. 92. 104). Nach dem sechsten Posaunengericht gewinnt die Verfolgung der Kirche ein auf der ganzen Erde einflußreiches, haßerfülltes Haupt, wodurch die Verfolgung eine allgemeine wird. Satan selbst kommt auf den Kampfplatz; durch die Schrecken der blutigen Verfolgung bringt er einen großen Theil der Lehrer und Vorsteher der Kirche (ein Drittheil der Sterne des Himmels) zum Abfall; die Kirche aber flieht an einsame, unzugängliche oder entfernte Orte, wo sie die Verfolgung überdauert, von der Vorsehung besonders beschützt. Zu ihrer Ausrottung organisirt Satan eine auf dämonischer Grundlage ruhende (achte) Weltmacht, die schließlich im Antichrist und dessen Propheten gipfelt. Das Thier, die Weltmacht, wendet sich zunächst gegen die beiden Propheten (11, 3), die eine Schutzmauer der Kirche in der bisherigen Verfolgung gebildet, die Gläubigen gestärkt, viele Ungläubige bekehrt, die Feinde durch ihre Wundergaben und Strafgerichte geschlagen hatten. Sind sie überwunden, so steht der allgemeinen Ausrottung bei der steigenden Macht des Antichrist, wie es scheint, kaum ein Hinderniß mehr entgegen. Aber mit ihrem Tode ist auch der Augenblick gekommen, wo das sichtende Gericht über die Kirche seinen Abschluß findet. Alle lauen, schwankenden, untreuen Glieder werden durch die Schrecken der hereinbrechenden Verfolgung entweder aus der Kirche ausgeschlossen oder zur vollen Treue gedrängt. Durch den Tod der beiden Propheten, Enoch und Elias, steht die Kirche nunmehr wie wehrlos dem Thiere gegenüber. Das abtrünnige Judenthum hat vielleicht die Hauptschuld an ihrem Tode. Mit der Verherrlichung der beiden Zeugen tritt daher auch das Strafgericht über das abtrünnige Judenthum ein, wie es schon 8, 5 verkündet ist; die Unbußfertigen finden in dem Erdbeben den Untergang; ein großer Theil jedoch bekehrt sich. Die Verfolgung der Kirche und ihre Verwüstung durch die Feinde dauert nach dem Tode der beiden Propheten noch 42 Monate (S. 108). Das ist der letzte Leidenskampf der Kirche, wo Satan durch den Antichrist und seinen Propheten die größten Anstrengungen macht. Aber diese Zeit der Verfolgung ist zugleich eine Zeit des Apostolates; die aus den Culturstaaten vertriebenen Priester und Gläubigen bringen die Heilsbotschaft zu den entlegenen heidnischen Völkerschaften; ihnen folgen die Verkünder des göttlichen Strafgerichtes über die Weltstadt Babylon, deren Untergang bevorsteht. Ist Babylon gefallen, so bricht auch das Gericht über das Thier und dessen Anhänger herein. Diese letzte Überwindung der dämonischen Mächte fällt bereits in den dritten Theil der Apokalypse. „Als die Noth auf's Höchste gestiegen war, kommt plötzlich Hilfe. Die siegestrunkenen Schaaren des Thieres, welche nach dem unter den Bewohnern Babels angerichteten Blutbade (14, 20) angesichts der rauchenden Trümmer (14, 18; 17, 16; 18, 8. 9) der von ihnen verheerten Stadt in frechem Übermuthe dem Sohne Gottes selbst den

Krieg angekündigt (17, 14; 19, 19), sind plötzlich verstummt. Ein schreckliches Ereigniß ist eingetreten. Die Erde hat sich geöffnet und das Thier sammt den falschen Propheten verschlungen, ihr ganzes Heer aber und ihr Anhang liegt, von unsichtbarer Hand getroffen, todt zu Boden" (S. 161). Es folgt Satans Fesselung; es ist ihm die Macht genommen, die Kirche zu bedrängen. Auf Erden aber tritt das tausendjährige Reich ein. Die 144 000 Besiegelten (7, 1—8; 12, 6. 14) führen die Continuität der Kirche fort und sind der gerettete Keim des neuen, über die Erde sich ausbreitenden gottesfürchtigen Geschlechtes. Die heiligen Martyrer und die in der Verfolgung des Antichrist gestorbenen Bekenner stehen von den Todten auf und gewähren der neu aufblühenden und sich mehrenden Kirche durch öfteren Verkehr Trost und Licht. Auch in zeitlicher Beziehung wird ein gesegneter Zustand für die christlichen Völker herbeigeführt. Am Schlusse dieser 1000 Friedensjahre scheiden die auferstandenen Gerechten von der Kirche und fahren gegen Himmel. Nach ihrem Weggange wird dem Satan wieder ein gewisser Spielraum gelassen; er führt die uncultivirten, in den entlegenen Theilen der Erde wohnenden Heidenvölker zu einem Beutezug gegen die reichen Länder der kirchlichen Herrschaft heran. Feuer vom Himmel verzehrt sie. Es ist das läuternde Feuer des Gerichtes, das die Welt in Brand setzt. Der Richter erscheint persönlich. Das Ende, die Vollendung ist da. Das Weltgericht findet statt. Das himmlische Jerusalem steigt auf die erneute Erde nieder.

Wenden wir uns jetzt zu 1. Auch hier wird uns obliegen, zuerst die Grundsätze der Erklärung kurz zu skizziren.

Diese beruhen auf folgender Auffassung: Die gesammte Heilsgeschichte zerfällt nach dem Vorbild des Schöpfungswerkes in sieben gleiche Perioden von je tausend Jahren; die vier Offenbarungsstufen (Uroffenbarung, Judenthum, Christenthum, Endzeit) umfassen je sieben Perioden, und die frühere ist immer Typus der nachfolgenden. Das Leben Jesu ist Urbild der großen Weltwoche und der vier Offenbarungsstufen und der sieben Perioden jeder Offenbarungsstufe im Einzelnen. Von dieser Geschichtstypik aus muß die Apokalypse erklärt werden. Ihr Grundgedanke ist: Der Herr kommt zum Gericht, und das ganze Buch ist ein prophetisch typisches Drama, welches das Gericht Gottes im Verlauf der christlichen Weltzeit darstellt. Gottesreich und Satanreich stehen einander gegenüber; beide haben der Dauer nach eine siebenfache Existenz; in jeder der sieben Epochen werden sie gerichtet, bis endlich das immer näher und vollkommener angekündigte und vorgebildete Endgericht eintritt. Dieses Gericht über die Menschheit ist ein zweifaches: über das Bundesvolk oder die Gottesstadt, über die Feinde des Bundesvolkes. Dieses doppelte Gericht bildet auch die große Eintheilung der Apokalypse (Kap. 2—3; 4—22). Das apokalyptische Drama hat einen historischen Kern- und Anknüpfungspunkt im Zeitalter des heiligen Sehers selbst; aber der zeitgeschichtliche Kern der Geschichte ist der urbildliche Ausgangspunkt, aus welchem das Gericht über Gottesreich und Weltreich wie aus seiner Wurzel entsprießt, und so ist dem Seher Gegenwart, nächste Zukunft wie Vergangenheit nur Prototypus eines Gerichtes, welches

die ganze zukünftige Weltgeschichte umfaßt. Das typische Erklärungssystem faßt demnach die sieben Sendschreiben auf als betreffend a) die sieben kleinasiatischen Kirchen und das über sie ergehende Gericht; b) das Gericht über die sieben Epochen des Christenthums; diese Epochen theilen sich so ab: an. 12—345; 346—678; 679—1011; 1012—1345; 1346—1678; 1679—2019; 2020—2104 (?); c) das Gericht über die sieben Millenien des Gottesreiches im Allgemeinen. Deßgleichen sind die Siegel- und Posaunengerichte, die Schalenplagen zeitgeschichtlich, kirchengeschichtlich, endgeschichtlich und universalhistorisch aufzufassen.

Der Herr Verfasser ist auf's Innigste überzeugt, in dieser Methode den Schlüssel zum vollen Verständniß der Apocalypse gefunden zu haben. Man höre nur, was er sich von ihr verspricht: „Vorliegender Commentar wird hoffentlich jedem unbefangenen Leser die Überzeugung aufdringen, daß eine Schrift, die den Plan Gottes in der Heilsgeschichte so einheitlich und großartig darstellt, den Zusammenhang zwischen Zukunft und Vergangenheit so einfach und harmonisch erklärt, den Schlüssel zum richtigen Verständnisse der alttestamentlichen Weissagungen darbietet, und am Schlusse des neutestamentlichen Kanons alle anderen Bücher in's rechte Licht stellt, alles Dunkle endgiltig erklärt und ordnet und so das Ende mit dem Anfang verbindet, nothwendiger Weise ein göttliches Buch ist“ (S. 5), und: „Es leuchtet von selbst ein, daß in dieser auffallenden Übereinstimmung des Typus mit dem Antitypus die Willkür keinen Platz findet. Nur dort ist Willkür, wo man die Epochen, der Symmetrie und dem chronologischen Parallelismus zuwider, bald verlängert, bald abkürzt, je nach dem Bedürfniß der vorgefaßten Meinung. Auf diese überraschende Evidenz der Übereinstimmung ist also das höchste Gewicht zu legen; sie ist der treffendste innere Beweis der Richtigkeit des ganzen typischen Systems“ (S. 51). Ausführliche Tabellen (S. 54 bis 108) sollen die Gewinnung dieser „überraschenden Evidenz“ erleichtern.

Nach dieser Methode gewinnen wir für unsere Zeit und die Zukunft u. a. folgende Aufschlüsse: Die sechste Epoche, der Gemeinde von Philadelphia entsprechend, geht von 1679—2019. Gegen Ende dieser Periode wird die Einheit der Kirche im Abendlande und im Morgenlande wiederhergestellt sein. Die Verheißung des Briefes an Philadelphia wird sich wohl an England und Deutschland, den Hauptrepräsentanten der Reformation, an der Türkei und Rußland, der Heimath des griechischen Schisma, und an dem Judenthume selbst erfüllen, d. h. aus der Synagoge Satans werden sich Viele bekehren (S. 145). Der Satan, insofern er Verführer der Völker und der Fürst der Heidenwelt ist, wurde von 962 an auf tausend Jahre aus dem Gebiete der Kirche gebannt, und Christus herrscht im christlichen Staate Europa's bis 1962. Durch den Abfall der christlichen Staaten, der sich seit der französischen Revolution vollzieht (vgl. 6. Siegel S. 180), wird Satan wieder entfesselt; die dem Thiere beigebrachte Todeswunde wird geheilt; die Zeit des siebenten Hauptes kommt heran. Neue Barbarenheere aus Nord- und Ostasien überfluthen das heidnisch gewordene Europa und dessen zehn Hauptprovinzen; es bildet sich ein neues barbarisches Zehnkönig-

thum, das Vasallenreich des Antichrists. Er selbst wird von den nach Palästina heimgekehrten Juden als Messias anerkannt und setzt sein politisches Eroberungswerk mit List und Grausamkeit fort. Getödtet, wird er zur Bewunderung der Welt wieder zum Leben erstehen und nun zum Höhepunkt seiner satanischen Bosheit gelangen, Henoch und Elias tödten und die große Verfolgung der Christen in Scene setzen. Die Juden, zum Theil schon durch Elias bekehrt, kommen nun gänzlich zu Christus zurück und bilden den Kern der neuen Kirche. Die christliche Macht wird sich zwar gegen ihn aufraffen; anfangs vergeblich; die christlichen Länder, obenan Palästina, werden verheert; im Tempel zu Jerusalem läßt er sich anbeten; schließlich aber wird er bei Esdrelon durch den vom Ölberg her als Richter kommenden Heiland lebendig in die Hölle geworfen und sein Heer vernichtet (vgl. S. 306. 315. 523). Die Schalengerichte fallen in die antichristliche Verfolgungszeit und sind durch je sechs Jahre von einander getrennt (S. 306. 348). In die siebente Periode der Kirchengeschichte vom Jahre 2020—2104 (?) fällt demnach die Zeit der Lauheit, der Armuth an lebendigem Glauben, ein Zustand, der mit der Entchristlichung der Gesellschaft und dem großen Abfall bei der antichristlichen Verfolgung zusammenhängt; alsdann wird sich der Herr die Elemente einer neuen Kirche vorzüglich aus dem Judenthume sammeln (S. 190), und so wird der Sieg über das verworfene Christenthum, über die Weltmacht und den Antichrist erfochten werden und das tausendjährige Reich eintreten, während dessen Christus mit den leiblich auferstandenen Martyrern durch seine leibliche Gegenwart und Herrschaft hier auf Erden herrschen wird. Der Sitz des herrlichen Reiches ist Jerusalem. Über Roms Schicksale lese man z. B. S. 249: „Diese Metropole der katholischen Kirche ist alsdann (in der Endzeit) durch ihre Untreue in ein anderes gottesmörderisches Jerusalem umgewandelt, weil sie im Beginne der Endzeit den antitypischen und geistlich wiedergeborenen Christus verworfen und die Vollendung der christlichen Offenbarung in jenem wichtigen Zeitpunkt nicht anerkannt hat" (vgl. S. 251. 362. 457). Nach S. 246 und den daselbst angestellten typologischen Rechnungen wird die Bekehrung der Juden in der Endzeit in das Jahr 2086 n. Chr. fallen. Das eschatologische Millenium findet wohl seinen Abschluß um das Jahr 3103 (?). Dann erfolgt die letzte Anfeindung der Kirche durch Satan mit den Barbarenvölkern und deren Angriff auf Kanaan und Jerusalem. Doch plötzlich wird der Feind vernichtet; allsogleich tritt die consummatio saeculorum ein: Untergang des Weltalls (Umwandlung des Universums), Auferstehung der Todten, Weltgericht.

An dieses Referat, das freilich den Lesern nur einen unvollkommenen Einblick in die Methode und Ergebnisse der zwei neuesten Commentare zur Apocalypse geben kann, wollen wir nur einige kurze Bemerkungen anknüpfen.

Ganz gewiß ist in beiden Commentaren vieles enthalten, was trefflich und anregend ist, was zum Nachdenken einladet und geeignet ist, die symbolischen Bilder der Apokalypse zur klareren Anschauung zu bringen und die Aufeinanderfolge oder anderswo das Ineinanderverschlungensein des geheimniß-

reichen Inhaltes zu beleuchten. Ist 2. in der Darlegung und Durchführung des einmal angenommenen Systems kurz, übersichtlich und klar gehalten, so bekundet 1. besonders in der zeit- und kirchengeschichtlichen Erklärung eine nicht gewöhnliche Detailkenntniß, gibt eine ausreichende Literaturangabe und führt auch, namentlich in Anmerkungen, verschiedene Erklärungen anderer Commentatoren auf.

Ferner wird man zugeben, daß der typologische Gedanke seine Berechtigung habe. Die heilige Schrift selbst belehrt uns ja, daß der alte Bund Typus des neuen ist, daß sie im Verhältniß des Schattens und Körpers zu einander stehen; Schrift und Tradition ist auch darüber einmüthig, daß einzelne Ereignisse, Persönlichkeiten und Dinge speciell vorbildlich waren; daß Christus Mittelpunkt der Weltgeschichte ist und das Urbild und Vorbild, wegen dessen der alte Bund seine bestimmte Gestaltung erhielt und dessen Züge dem neuen Bunde eingeprägt werden, wird gleichfalls keiner Bestreitung unterliegen. Es ist auch gut, daß man in unserer mehr nüchtern und kritisch angelegten Zeit auf die Wahrheit und Wirklichkeit der Typen aufmerksam mache und sich bewußt werde, wie eben die katholische Exegese nicht in der Gewinnung und Darlegung des grammatisch-logisch-historischen Sinnes aufgehen dürfe, sondern mit der ebenso wirklichen Thatsache zu rechnen habe, daß, wie der hl. Thomas sich ausdrückt, der Urheber der Dinge auch den Lauf der Dinge zu vorbildlichen Zwecken regle und anordne. Der typologischen Beweisführung eines hl. Matthäus gegenüber darf sich sicher die katholische Erklärung nicht mit kühler Reservation begnügen und etwa sagen: der Standpunkt des Evangelisten ist ein anderer als der unsrige — nein, sie muß streben, sich gerade auf den Standpunkt des Evangelisten emporzuschwingen, oder so tief in die innere Verschlingung und Verkettung der Ereignisse im Lichte der Offenbarung einzudringen, bis sie die gemeinschaftliche Wurzel von Typus und Antitypus findet u. dgl. m.

Man kann das Alles zugeben und doch einer so detaillirten (2.) und einer so vielfachen (1.) Typologie, wie sie uns in obigen Commentaren entgegentritt, zweifelnd gegenübertreten. Es berührt schon eigenthümlich, daß jeder Typologe in der speciellen Durchführung ohne subjective Willkür bloß nach den objectiv gegebenen Thatsachen zu verfahren sich bewußt ist, und daß dabei doch ganz abweichende Parallelisirungen zum Vorschein kommen. Noch befremdlicher muthet es den Zuschauer an, wenn beim selben Typologen ein und dasselbe Factum ganz verschiedene Functionen verrichtet, wie das bei 1. der Fall ist. Nach den Tabellen bei 1. ist z. B. im „Leben Jesu als Urbild der Heilsgeschichte" einander gegenübergestellt: Taufe und Fasten Christi — die Wiederkunft Christi (vor dem 1000jährigen Reiche); im „Lehrwandel Jesu als Urbild der Kirchengeschichte" steht der Taufe Christi gegenüber die Erlösung, die Geburt der Kirche am Pfingstfeste; dem Fasten die Verfolgungen in der Juden- und Heidenwelt bis Trajan. Dieselben Verfolgungen aber werden als „die Passion in der Kirchengeschichte" auf das dreimalige Gebet Jesu im Ölgarten und die Todesangst als auf ihr Urbild zurückgeführt. Der Herr Verfasser spricht von einer „überraschenden Evidenz der Überein-

stimmung". Referent muß leider gestehen, daß er für sich diese „überraschende Evidenz" nicht gewinnen konnte; denn er sagt sich z. B., wenn Begräbniß und Grabesruhe einerseits den zeitweiligen Triumph des Antichrists und den Sturz der Weltstadt Babylon vorausbedeuten, andererseits aber auch den Frieden des tausendjährigen Reiches, so dürfte es nicht allzuschwer sein, Parallelen im Leben Christi zu finden, wenn auch der Gang der Weltgeschichte ein anderer gewesen wäre, als der bisherige. Sind die Leser in der Auffindung der „überraschenden Evidenz der Übereinstimmung" glücklicher, so hat Referent nichts dagegen.

Betreffs der exegetischen Grundlage von 2. drängen sich auch manche Zweifel auf, die der hochwürdigste Herr Verfasser uns hier auszusprechen gestatten wird. Ist wirklich Christi Abschiedsrede gerade in der benöthigten Ausdehnung ein Compendium seiner Lehre? Ist Joh. 15, 17 u. f. eschatologisch? Ist mit 19, 11 wirklich ein neuer Theil der Apokalypse zu beginnen? und zwar unmittelbar nach dem Gericht über Babel und vor dem Gericht über Antichrist und Satan, obgleich sonst diese drei als eng zusammengehörig bezeichnet werden und das Gericht über sie in gleicher Weise angekündigt wird? (Vgl. 14, 8. 9. u. ö. S. 128. 137. 145.) Oder ist diese Dreitheilung etwa so genau durch den Schauplatz der Vision gegeben? Nach S. 11 sollte man es glauben. Allein dem gegenüber achte man auf die Veränderung des Standpunktes des Sehers oder des Schauplatzes resp., die 10, 8; 11, 1 und besonders 11, 19; 15, 5; 17, 3 angegeben wird.

Eine Grundanschauung von 1. ist es, daß die Heilsgeschichte nach dem Vorbilde des Schöpfungswerkes in sieben gleiche Perioden von je tausend Jahren zerfällt, daß die Dauer der Weltzeit eine 7000jährige sein wird (vgl. S. 43). Ist das so sicher, daß so weittragende Folgen daran geknüpft werden können? Für die Construction in 1. ist es wesentlich, anzunehmen, daß von Erschaffung Adams bis Christus nur 4000 Jahre seien. Herr Waller hält daran fest. „Wenn auch die Chronologie nicht in das Gebiet des Dogma's gehört, so sind doch die 4000 Jahre einmal in der heiligen Schrift, und zwar im Urtexte und in unserer kirchlich approbirten Vulgata. Der gläubige Christ kann sich nicht befassen mit dem Gedanken, daß eben diese Chronologie eine irrthümliche sein soll und daß der heilige Geist in diesem gewiß nicht gleichgiltigen Punkte unserer Bibel falsche Zeitangaben habe unterschieben lassen" (S. 44). Dem gegenüber ist zu bemerken, daß die Kirche heute noch im Martyrologium die Zahlangaben des griechischen Textes liest, nach denen bis auf Christus über 5000 Jahre verflossen sind. Indem die Kirche beide Zahlangaben bietet, verbürgt sie eben, wie wir in dieser Zeitschrift früher schon ausführten[1], die Richtigkeit keiner von beiden. Bekanntlich ist erst seit dem sechsten Jahrhundert die Übersetzung des hl. Hieronymus in den allgemeinen Gebrauch der lateinischen Kirche gekommen; bis dahin las man und kannte man in der Gesammtkirche nur die Zahlen des griechischen Textes.

---

[1] Vgl. 1874, Bd. VI. S. 360, und dazu neuestens: Dr. Schubach, die Zahlangaben Gen. V u. XI.

Herr Waller wird sich also mit dem Gedanken befreunden müssen, daß „der heilige Geist in diesem gewiß nicht gleichgiltigen Punkte" der Bibel der ersten sechs Jahrhunderte „falsche Zeitangaben habe unterschieben lassen". Wenn aber das möglich und faßlich ist, warum sollte sich dann ein gläubiger Christ nicht auch mit dem Gedanken befassen können, die Zahlangaben der Vulgata seien unrichtig? Ich hoffe doch, daß der Herr Verfasser die Jesuiten, die er S. 45 in der Anmerkung nennt, noch zu den gläubigen Christen zählt. Es wird wohl schwer sein, a priori zu bestimmen, was der heilige Geist außer den Irrthümern im Dogma und in der Moral nothwendig verhüten mußte bei der Übersetzung oder Überlieferung der heiligen Schrift. Der Herr Verfasser macht selbst mehrmals auf irrige Übersetzungen der Vulgata aufmerksam und zwar von Stellen, die für die Gewinnung des Sinnes nicht gleichgiltig sind (vgl. S. 160. 262). Sollte man nun auch hier sagen: Der gläubige Christ kann sich nicht mit dem Gedanken befassen, daß der heilige Geist in diesem gewiß nicht gleichgiltigen Punkte habe Verstöße unterlaufen lassen? Es finden sich in der Vulgata Zusätze und Interpolationen; eine Anzahl z. B. bietet der römische Barnabit Vercellone in dem Werke Variae Lectiones. Dieser Punkt ist ebenso wenig „gleichgiltig" als die Zahlangaben, und doch wird Niemand sich der Anerkennung der Thatsache entziehen können. Wenn Herr Waller für seine Ansicht von der 7000jährigen Dauer der Weltzeit sich auf manche Väterstellen beruft, von „Barnabas" angefangen, so ist es nicht überflüssig, zu erinnern, daß diese Väter den Zahlen des griechischen Textes beistimmen. (Über ein historisches Monument aus 3750 v. Chr. (?) vgl. diese Zeitschr. Bd. XXIV, S. 326 Anm. 1.) — Die Schilderung des 1000jährigen Reiches gibt auch zu manchen Zweifeln Anregung. Eine Anzahl Stellen, welche für jene Periode als Beweis angeführt werden, sind ausdrücklich im neuen Testamente als mit dem Beginn der christlichen Periode in die Erfüllung tretend erklärt, z. B. Jer. 31, 31; Is. 54, 1. 13; Os. 2, 1; Joel 2, 28 (3, 1); Zach. 9, 9; ebenso Is. 11, 10. 35, 5 u. a. Andere Stellen hat der Herr Verfasser selbst schon früher (S. 256 u. f.) zu einem andern Beweise für eine ganz andere Periode und für die Restauration Israels verwendet [1]. Die zahlreichen Stellen für die Erneuerung des Geistes, das Ausgießen des reinigenden Wassers, das Bestellen neuer und besserer Hirten gelten sicher vom Christenthum und dem neuen Bunde überhaupt. Wer freilich mit Herrn Waller auf einen mehrfachen sensus literalis zurückgreift, wird sich durch dergleichen Einwürfe wenig stören lassen.

Das Evangelium schildert uns die irdische Periode des Reiches Christi und der Kirche als eine Zeit des Kreuztragens, der Abtödtung, der Bedrängnisse; die Armen, Trauernden, Verfolgten werden selig gepriesen; das Erbtheil der Propheten und Christi Kreuz wird den Jüngern Christi in Aussicht gestellt; nach den Parabeln Christi soll Weizen und Unkraut auf

[1] In Betreff dieser haben wir den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber schon früher uns auszusprechen Gelegenheit gehabt: Bd. XVII. S. 120; Bd. XVIII. S. 525 u. f.

dem Acker wachsen, bis die Engel beim letzten Weltgericht die Ernte einheimsen u. dgl. m. Soll nun das Alles mit einem Male gründlich anders werden? sollen alle diese Grundsätze und Charakteristiken des Reiches Christi auf Erden nicht mehr oder kaum mehr gelten etwa von 2104 n. Chr. an? Wenn die Erbsünde und ihre Folgen nicht aufgehoben werden, so ist ein Zustand, wie uns das 1000jährige Reich geschildert wird, ohne die fortdauernden und außerordentlichen Gnadenwunder und Privilegien jedes einzelnen Christen nicht möglich. Wo aber haben wir die Zusage für das Erstere, oder die Garantie für das Letztere? Man postulirt für diese Periode eine Umwandlung auch in der Thierwelt, so daß Is. 11, 6—8 buchstäblich sich erfülle, der Löwe z. B. Stroh fresse; dafür weist man uns hin auf die Wahrheit, daß der Fluch, der in Folge der Sünde auf der ganzen Natur liegt, durch die Erlösung wieder entfernt werden müsse. Wir entgegnen mit dem Gedanken des hl. Thomas, daß die Fleischfresser unter den Thieren dieses nicht erst durch Adams Sünde geworden seien. Die andere Ansicht nennt der hl. Thomas omnino irrationabile; non enim per peccatum hominis natura animalium est mutata, ut quibus nunc naturale est comedere aliorum carnes, tunc vixissent de herbis, sicut leones et falcones . . . (Summa I. qu. 96. art. 1. ad 2). Übrigens verweise ich den Leser auf meine „Erklärung des Propheten Isaias“ S. 178 f.

Herr Waller lehrt über den Eintritt des 1000jährigen Reiches u. a. auch, daß beim Herabsteigen Christi die lebenden Gerechten umgewandelt und zur Verklärung aufgenommen werden (S. 431. 445). Wird also die Kirche, über die Christus mit den Verklärten herrscht, anfangs nur aus Todsündern bestehen? Sonderbar dürfte auch der Gedanke die Leser anmuthen, daß bei der Weltbildung die in die Materie der werdenden Welt gestürzten Dämonen hemmend und zerstörend auf Gottes Werk einwirkten und daß so zuerst der physische Tod und das physische Übel auf die noch menschenleere Erde kamen; „allein jede Periode des Hexaëmerons endete mit dem Triumphe des Schöpfers über die satanischen Eingriffe“ (S. 518). Das wird wohl ein Anklang sein an die Meinung, die gewaltigen Thiere der Urwelt, die Saurier u. dgl., seien wahre Teufelsfratzen. Diese und manche andere in 1. vorgetragenen Ansichten erklären auch, warum die oberhirtliche Genehmigung den Zusatz trägt: quin tamen ea quae plus minusve libere agitantur, in praefato opere scite, indeficienter et non ineluctabiliter elaborato pariter velimus adprobari. Doch dürfen und wollen wir keineswegs verschweigen, daß dem Werke von derselben Stelle die schöne Anerkennung zu Theil wird: aptum esse ad promovendum sacrarum disciplinarum amorem et cultum, ein Lob, dem wir von Herzen gern beipflichten.

Stand und Wissenschaft des hochwürdigsten Verfassers des zweiten Commentars machen eine Empfehlung von unserer Seite überflüssig. Ist die Apokalypse zum Troste der Gläubigen geschrieben, so hat uns auch die Lesung seines Commentars, welcher durch übersichtliche Darstellung uns den Inhalt des göttlichen Buches lebendig vor Augen stellt, in den gegenwärtigen Stürmen gegen die Kirche getröstet. Die Ähnlichkeit mit dem leidenden Heiland

ist die Signatur der wahren Kirche, und dem Leiden folgt regelmäßig auch die Auferstehung aus den Bedrängnissen mittels göttlichen Eingreifens, wenn alle menschliche Hilfe verloren scheint.

J. **Knabenbauer** S. J.

**Idealismus oder Realismus?** Eine erkenntniß-theoretische Studie zur Begründung des letzteren. Von **C. Th. Isenkrahe,** Pfarrer. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1883. Preis: *M.* 3.

Der hochw. Herr Verfasser gedachte in dieser Broschüre einen Beitrag zur Bekämpfung des heutzutage so bedenklich grassirenden Idealismus der Öffentlichkeit zu übergeben. Denn er hegte die Überzeugung, daß eine wirklich haltbare theoretische Begründung des Realismus für die gläubige Forschung unentbehrlich sei. Diese Überzeugung ist sehr richtig; wenn es nicht gelingt, das Dasein der sinnlich wahrnehmbaren Außenwelt durch eine solide Erkenntnißtheorie wissenschaftlich zu begründen, so ist das natürliche Fundament des Glaubens untergraben und wir sinken rettungslos in den Abgrund des Nihilismus und Skepticismus.

Leider glaubt jedoch der hochw. Herr Verf. die scholastische Erkenntnißtheorie dieser rettenden Aufgabe nicht mehr gewachsen. Er entschuldigt sich, daß er trotz der Encyklika vom 4. August 1879 von der Schule des hl. Thomas abweiche und im Vereine mit der modernen Physiologie eine neue Wahrnehmungstheorie anzubahnen versuche. „Wir lassen die Wahrheit des Sinnenzeugnisses unbedingt und in seinem vollen Umfange gelten und behaupten, daß die ‚populäre Meinung', so wie sie wirklich lautet, keiner Correctur durch die Wissenschaft bedarf. Das ist der Realismus, wie wir ihn verstehen und vertreten." So lautet das neue Programm.

Die Ausführung desselben erfolgt in sieben Kapiteln, die enger oder loser mit der eigentlichen Absicht des Verfassers zusammenhängen. Der extreme und der gemäßigte Idealismus, die scholastische Wahrnehmungstheorie, die vorgeblichen Sinnestäuschungen und der Wahrnehmungsact, der Raum, die Entstehung der Ausdehnung und die Zeit, — all diese Fragen finden auf 182 Seiten ihre Besprechung. Unter den Vorzügen der Arbeit verdient die Beleuchtung des extremen Idealismus hervorgehoben zu werden. „Er ist Vorstellung und hat Vorstellungen" (S. 5) — so zeichnet sie das idealistische Weltgespenst, das nimmermehr die Grundlage einer menschlichen Gesellschaftsordnung bilden kann. Durch Klarheit und Gründlichkeit ist ferner auch die Widerlegung des für sich existirenden Raumes und der actuell unendlichen Zeit vortheilhaft ausgezeichnet; um so mehr bedauern wir, daß der Plan des Verfassers eine neue theoretische Begründung des Realismus zu bieten, gescheitert ist.

Vor Allem wäre eine gründlichere Vorkenntniß der betreffenden scholastischen Ansichten sehr wünschenswerth gewesen. Dieser Mangel macht sich schon im ersten Kapitel bei Beurtheilung der objectiven Evidenz als Kriteriums der Wahrheit (S. 23), bei Kritik der Unterscheidung zwischen natürlicher und wissenschaftlicher Gewißheit (S. 18), ziemlich fühlbar; er äußert

sich in der Erörtung des scholastischen Begriffes von Raum und Zeit (§ 5 und 7).

Den Kernpunkt der neuen Erkenntnißtheorie sollte jedoch die wissenschaftliche Begründung der Giltigkeit unseres Sinnenzeugnisses bilden, und dieser Kernpunkt ist auch der schwächste Punkt der ganzen Broschüre.

Die scholastische Wahrnehmungstheorie, wie sie im „Weltphänomen“ von P. Pesch vorlag, war als ungenügend zurückgewiesen worden. Denn der hochw. Herr Verfasser hatte leider den Begriff „Erkenntnißbild“ wiederholt mißverstanden, species impressa und expressa verwechselt; er hatte endlich einen „Cirkelschluß“ darin entdeckt, daß die Wahrhaftigkeit unseres Sinnenzeugnisses in der natürlichen Zweckordnung beabsichtigt und auf einen entsprechenden Umkreis normaler Umstände beschränkt sei. Hierbei bedachte der hochw. Herr Verfasser nicht, daß es dann ebenso sehr ein „Cirkelschluß“ sei, unsern Verstand als eine natürliche Erkenntnißfähigkeit der Außenwelt anzunehmen und an die Wahrhaftigkeit seines Zeugnisses unter bestimmten Umständen zu glauben, obwohl wir nicht immer im Einzelnen feststellen können, ob diese Bedingungen hier verwirklicht seien. Vom blinden Subjectivismus bis zum absoluten Skepticismus ist nur noch ein Schritt; Extreme berühren sich.

An diesem Grundübel leidet denn auch die vom hochw. Verfasser aufgestellte eigene These; wir gaben ihren Wortlaut bereits oben wieder. Die Wahrhaftigkeit des Sinnenzeugnisses soll unbegrenzt und unbedingt anerkannt werden; die Wissenschaft darf es nicht versuchen, Sinnestäuschungen nachzuweisen; denn Sinnestäuschungen kann es nicht geben. Sonst dürften wir unsern Sinnen niemals trauen; wer einmal lügt, dem glaubt man nicht (S. 80).

Übrigens scheint der hochw. Herr Verfasser bei der nähern Begründung dieser neuen Erkenntnißtheorie ganz zu vergessen, daß er sich zu jenem „populären“ Realismus bekennen wolle, nach welchem die volksthümliche Meinung über das Sinnenzeugniß „keiner Correctur durch die Wissenschaft bedarf“. Der gemeine Mann ist doch fest überzeugt, er sehe den grünen Baum, er höre die tönende Glocke; nach der Ansicht des Verfassers sind es aber eigentlich nur die Luftwellen, welche wir hören, die Ätherwellen, welche wir sehen (S. 86). Und fragt man hierauf, wie wir aus dem Bereiche der subjectiven Affectionen zur Kenntniß der objectiven Außendinge gelangen, so lautet die Antwort: Durch die nackte „Grundsetzung“ unserer subjectiven Affection nach außen (S. 99). Es dürfte jedoch nicht nur dem ungelehrten Landmanne, sondern selbst dem gelehrten Herrn Verfasser schwierig werden, aus seiner subjectiven Affection nicht bloß auf ein „unbekanntes Etwas“ da draußen, sondern auf einen grünen Baum zu schließen. Falls aber jener Schluß ein „unmittelbarer“ ist und als Schluß uns nicht bewußt wird, so ist dieser Erkenntnißproceß doch nicht ein Schluß oder eine Grundsetzung zu nennen, sondern eine directe Wahrnehmung der Außendinge vermittelst der subjectiven Affectionen. Aber diese Ausdrucksweise hätte zu sehr an die scholastische Wahrnehmungstheorie erinnert.

Wie steht es ferner mit der „populären“ Meinung über die subjective Verschiedenheit der Sinneswahrnehmungen? Woher kommt es doch — um ein Beispiel des Verfassers zu gebrauchen —, daß denselben Wein, den der Eine „süß“ nennt, der Andere „sauer“ findet? „Nur der Wortausdruck differirt, aber der Gedanke differirt nicht“, so erwiedert hierauf der Verfasser (S. 100). Der gemeine Mann würde dazu wohl kopfschüttelnd bemerken: „Mir kommt es auf den Geschmack des Weines an, nicht auf den Gedanken, auch nicht auf den Wortlaut! Sonst könnten die Wirthe ihren sauern Wein süß nennen und mir bliebe das Denken überlassen!“ In wissenschaftlicher Form will diese Antwort sagen, die Sinneswahrnehmung sei eine Thätigkeit des sensitiven Lebens, deßhalb differire bei den verschiedenen Sinneswahrnehmungen über dieselbe objective Eigenschaft noch etwas mehr, als der Wortlaut und das Verstandesurtheil.

Die Sinnestäuschungen endlich sind nach der Ansicht des Verfassers nicht nur principiell zu läugnen, sondern sie lassen sich auch thatsächlich nicht nachweisen (S. 80 ff.). Weßhalb nicht? Weil die Sinneswahrnehmung nichts mehr ist, als „das Wissen um eine uns abgezwungene Reaction“ (S. 94), d. h. eine physiologische Reaction, die unserem Organismus durch die Eindrücke der Außendinge abgezwungen wird, während unser Verstand zugleich mit unfehlbarer Nothwendigkeit irgend einen äußern Gegenstand als „nackten Grund“ dieser subjectiven Affection erkennt. — Durch diese neue Definition der Sinneswahrnehmung werden allerdings fast alle Sinnestäuschungen abgeschnitten; aber der Realismus wird durch diese Amputation nicht gerettet. Denn die allgemeine Überzeugung des Bewußtseins lehrt mit dem hochw. Verfasser (S. 92), daß unsere Sinne die „Eigenschaften der Dinge“ „unmittelbar und genau“ wahrnehmen; nach jener Definition jedoch kann die Sinneswahrnehmung nur noch den nackten Außengrund der Veränderungen in den Sinnesorganen erkennen, und diese Erkenntniß ist keine Sinneserkenntniß, sondern ein Verstandesurtheil. Das „Was und Wieviel des Wahrgenommenen“ ist aber Sache der allmählichen Erfahrung und der „combinirenden Speculation“ (S. 104). — Hiermit hat die Sinneswahrnehmung selbst aufgehört, ein Erkenntnißact zu sein.

Wir müssen somit bedauern, daß Isenkrahe's Schrift als Versuch einer neuen Wahrnehmungstheorie nicht sehr glücklich ist. Da aber die Abweichung von der scholastischen Erkenntnißlehre die Hauptschuld dieses Mißerfolges trägt, so lassen uns die sonstigen Vorzüge der Arbeit hoffen, der hochw. Herr Verfasser werde sich der scholastischen Philosophie wiederum nähern und der Kirche noch wichtige Dienste leisten.

Eh.

**Papst Innocenz III. und seine Zeit.** Von Dr. **Johann Nep. Brischar.** XVI u. 342 S. (Sammlung historischer Bildnisse.) Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 2.

Nachdem wir vorstehende Schrift aufmerksam gelesen, wurden wir lebhaft an das Wort des seligen H. von Mallinckrodt erinnert: Per crucem

ad lucem. Innocenz III. ist anerkanntermaßen eine der großartigsten und glanzvollsten Persönlichkeiten des Mittelalters, und seine Zeit bezeichnet den Höhepunkt der mittelalterlichen kirchlichen, wie politischen und allgemein culturhistorischen Entwicklung. Bemüht man sich indessen, auf die Wurzeln zurückzugehen, aus welchen der herrliche Baum des mittelalterlichen Abendlandes erwachsen, so wird man finden, daß die langwierigsten und heftigsten Kämpfe der späteren reichen Entfaltung von intellectuellen und moralischen Kräften die Wege ebnen mußten. Damit ein Innocenz III. zu erstehen vermochte, hatte ein Gregor VII. in heißem Kampfe die Kirche aus dem Staube sittlicher Erniedrigung zu erheben, und ein Alexander III. die politischen Fesseln zu zerbrechen, welche ein Friedrich Barbarossa der Kirche zu schmieden gedachte. Innocenz III. erntete in Freude, was eine ganze Reihe seiner Vorgänger in Thränen ausgesäet. Trotzdem bewahrheitete sich aber auch an ihm derselbe Wahlspruch: Per crucem ad lucem. Wohl war es ihm beschieden, zu ernten, ja eine reiche Ernte heimzuführen. Allein er hatte dabei die volle Last der Tageshitze zu tragen. Neben vielen glänzenden Erfolgen und gnädigen Fügungen des Allerhöchsten wurden auch ihm schwere Kämpfe und bittere Enttäuschungen nicht erspart. Durch diesen schroffen Gegensatz von Licht und Schatten gestaltet sich das Leben und Wirken dieses großen Papstes zu einem wirklichen Drama, dessen Entwicklung sich an dem Hintergrunde der gewaltigen Zeit, in welcher derselbe lebte, auf das Vortheilhafteste abhebt.

Es ist das große Verdienst des Verfassers, diesen Sachverhalt überzeugend und lichtvoll dargestellt zu haben. Ist es schon an und für sich eine schwierige Aufgabe, eine ereignißvolle Zeit und einen Mann von ungewöhnlicher Größe, der seine Zeitgenossen mit Macht beherrschte, getreu und anschaulich zu schildern, so wurde in vorliegendem Falle diese Schwierigkeit noch um Vieles erhöht durch den Umstand, daß der Schrift von vornherein ein bestimmter, und zwar enger Rahmen angewiesen wurde. Es verdient daher unsere volle Billigung, daß der Verfasser es vorzog, die Hauptmomente aus dem Leben und der Zeitgeschichte Innocenz' mit einiger Ausführlichkeit zur Darstellung zu bringen, selbige zu abgerundeten Panoramas zu gestalten, anstatt uns bloß eine trockene Anhäufung von historischen Daten zu liefern. Dank diesem glücklichen Griffe erhielten wir eine Lectüre, die wahrhaft erfrischend und erhebend auf Geist und Herz einzuwirken geeignet ist. In acht Kapiteln werden licht- und lebensvolle Detailbilder an unserem Geistesauge vorübergeführt, nämlich von der damaligen Gesammtlage der Kirche, von Deutschland, Frankreich, England, dem Orient, der pyrenäischen Halbinsel, dem Ketzerwesen und dem Concil vom Lateran. Wer mit der Geschichte dieser Epoche einigermaßen vertraut ist, findet die Versicherung des Verfassers, daß er seine Darstellung durchaus auf sehr umfassende und eingehende Quellenstudien gegründet habe, überall bestätigt. Auch dadurch bewährt sich der erfahrene Geschichtsschreiber des Mittelalters, welcher nach dem Vorgange von Hurters Innocenz bereits dasselbe Thema in der Fortsetzung von Stolbergs Kirchengeschichte mit Sachkunde behandelt, daß bei jeder Gelegenheit die

Knoten- und Höhepunkte eines historischen Vorganges in scharfen Umrissen hervorgehoben werden. Wir verweisen beispielshalber auf die ungeheure Machtverschiebung zwischen Kaiserthum und Papstthum, die nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI. eintrat, S. 9—15; auf die denkwürdigen Zwischenfälle im deutschen Thronstreite, S. 47—53 und S. 78 ff.; auf die Folgen von Arthurs Ermordung durch Johann ohne Land, S. 176 ff.; auf desselben Magna Charta, S. 219 ff. u. s. w.

Nicht wenig wird das Interesse erhöht durch die wohlgelungenen Portraits der hervorragenden Persönlichkeiten im Zeitalter Innocenz' III. So sind die Charaktere von Innocenz III. (S. 11—12), den Gegenkönigen Otto und Philipp (S. 18—19), Ludwig VII. und Philipp August (S. 140—142), Heinrich II. von England (S. 162—163), Richard Löwenherz (S. 171—172), Johann ohne Land (S. 242) mit Sorgfalt und historischer Treue gezeichnet. Andere Partien des Buches zeichnen sich aus durch lebhafte Schilderungen, welche den Leser gleichsam in die Zeit der betreffenden Ereignisse hinein versetzen. Es schwebt uns da z. B. das tragische Geschick der Königin Ingeburge (S. 109—110, 130—132), das über Frankreich verhängte Interdikt (S. 115—120), die Buße Heinrichs II. von England (S. 150—152), die Schlachten bei Bouvines (S. 212—213) und Naves de Tolosa (S. 294—301) vor Augen. Einen weitern Vorzug der Schrift erkennen wir darin, daß der Verfasser die Hauptpersonen, zumal Innocenz III., mit Vorliebe selbst redend und handelnd auftreten läßt. Dadurch gewinnt die ganze Darstellung ein dramatisches Leben und erhält zugleich das getreueste historische Colorit. Daß abweichende Anschauungen anderer Historiker kaum berücksichtigt werden, dürfte vielleicht eine verschiedene Beurtheilung finden. Uns hat das nur sympathisch berührt, zumal in einer für weitere Leserkreise bestimmten Monographie. Die Sprache zeichnet sich durch Reinheit und markige Kraft aus; hin und wieder stellt der periodische Stil an die Denkkraft des Lesers nicht unbedeutende Anforderungen. Einige sinnstörende Druckfehler hätten wir gerne vermieden gesehen, z. B. S. 71: 1200 statt 1209; S. 73: 1205 statt 1209; S. 88: Markgraf von Münster statt von Meißen.

Wer vorliegende Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen, wird gern in die Schlußworte des Verfassers einstimmen: „Wie hoch steht in dieser (christlich-politischen) Beziehung jenes vielgeschmähte Zeitalter über dem gepriesenen Fortschritte der Gegenwart, welche über ihren irdischen Interessen und ephemeren Bestrebungen in der religiösen Zerspaltenheit und vielfachen Gleichgiltigkeit gegen die höhern Güter die allgemeinen christlichen Zielpunkte verloren hat! Welch großartige Aussicht eröffnete sich für die Zukunft der Menschheit, wenn die ganze Christenheit wieder einem gemeinsamen Oberhaupte folgen würde! Müßten nicht die gewaltigen Verkehrsmittel und materiellen Kräfte, welche der Genius der Neuzeit in's Leben gerufen, dazu dienen, nicht bloß die ganze Erde dem Abendlande dienstbar zu machen, sondern mehr noch dem christlichen Geiste zu unterwerfen und den ersehnten Augenblick bald herbeiführen zu helfen, da der Name des allein wahren Gottes allenthalben wird angebetet werden?" Für die Verwirklichung dieses Herzenswunsches

bieten die gegenwärtigen Verhältnisse allerdings sehr wenig Garantie; ja, es scheint geradezu Alles dazu angethan, um das Christenthum vollends vom Schauplatz des öffentlichen Lebens zu verdrängen. Nichtsdestoweniger dürfen wir die hohen Zielpunkte einer christlichen Weltanschauung nie aus dem Auge verlieren, und deßhalb erscheint es uns als sehr ersprießlich, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf einen christlichen Heros, wie Papst Innocenz III., hinzulenken. Am heldenmäßigen Beispiele dieses Eiferers für Gott und die Kirche mag unser Muth sich heben, unsere Thatkraft sich stählen. Wir sind überzeugt, daß die Schrift des Herrn Dr. Brischar in dieser Hinsicht nicht fruchtlos bleiben werde und empfehlen dieselbe unsern Lesern auf das Beste.

P. Karl S. J.

**Verzeichniß der rheinischen Weisthümer.** Vorarbeit zu der von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde unternommenen Ausgabe der rheinischen Weisthümer, nebst einer Orientirungskarte. Trier, Linz, 1883.

Dem Umfange nach ist die vorliegende Schrift nicht groß, da sie nur 90 Seiten enthält, aber nach ihrem Inhalte und nach der Aussicht, die sie eröffnet, verdient sie alle Beachtung und alles Lob. Sie bietet ein grundlegendes Verzeichniß von zwei- bis dreitausend gedruckten und ungedruckten Weisthümern der preußischen Rheinprovinz, welche die Gesellschaft demnächst in vollständigen und correcten Abdrücken mit den nöthigen Erläuterungen versehen und herausgeben will. Der Fleiß und die Sorgfalt, womit die Herren Crecelius, Lamprecht und Loersch diese Schrift zusammengestellt haben, bietet die Gewährleistung, daß die in Aussicht gestellte größere Publikation allen Anforderungen genügen wird, welche die heutige historische Wissenschaft so hoch stellt. Im Interesse der historischen Forschung im Allgemeinen und des reichen rheinischen Lebens insbesondere glauben wir hier die Bitte der Herausgeber wiederholen zu sollen, daß doch alle Geschichtsfreunde und besonders die hochwürdige Geistlichkeit auf dem Lande die Arbeiten der Herausgeber gütigst unterstützen und Mittheilungen machen mögen über das Vorhandensein von Aufzeichnungen über Latenweisthümer, Hofrollen, Grenzbegehungen, Vogtgedinge, Waldweisthümer, Mühlenrechte, Baugedinge und dergleichen, die sich in ihrem Besitze finden oder ihnen bekannt sind. Allen Personen, welche die Vorarbeiten für die Weisthümer-Ausgabe zu fördern geneigt sind und zu diesem Zwecke das oben angezeigte Verzeichniß zu benutzen Veranlassung haben, wird auf Anfrage an Hrn. Professor Loersch in Bonn ein Exemplar bereitwilligst zur Verfügung gestellt. An den entlegensten Stellen, nicht selten in Verbindung mit durchaus anders gearteten Schriftstücken, bei Personen, in deren Besitz man am wenigsten wissenschaftlich werthvolle Aufzeichnungen vermuthet haben würde, sind erfahrungsmäßig oft Weisthümer gefunden worden, die nur in *einem* Exemplar erhalten waren. Möchte die hochwürdige Geistlichkeit sich der Sache um so mehr annehmen, da alle echt wissenschaftliche Forschung der Wahrheit dient und es im Interesse des Klerus

liegt, das Licht der historischen Wahrheit zu fördern. Dasselbe wird nicht der letzte Factor sein, der Deutschland einigen und den so lange verlorenen und allseits erwünschten Frieden alter Zeiten allmählich zurückführen kann. Auch für unsere socialen Verhältnisse werden die Weisthümer, wie überhaupt die Sitten und Gewohnheiten unserer Vorfahren, viele bewährte Fingerzeige bieten und nicht ohne praktischen Nutzen bleiben.

St. Beissel S. J.

**Der Eid.** Von Dr. **Fr. A. Göpfert**, a. o. Professor für Moral und Pastoral an der Universität Würzburg. 8°. 400 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 4.50.

Der Eid in seiner politischen und socialen Bedeutung ist zur Zeit, wo vielfach auf Abschaffung des Eides hingearbeitet wird, zur brennenden Tagesfrage geworden. Darum gewinnt auch die Erörterung über denselben nach seiner moralphilosophischen und theologischen Seite hin um so mehr an Interesse. Eine solche liegt uns in genanntem Werke vor.

Der erste Theil (S. 1—151) gibt einen ausführlichen Überblick über die Praxis des Eides und die Doctrinen, welche über ihn und seine Zulässigkeit und Verpflichtung im Lauf der Jahrhunderte zu Tage treten.

Aus der ganzen vor- und außerchristlichen Praxis, die in kurzen Umrissen gezeichnet wird, ergibt sich ein Zeugniß des menschlichen Geschlechtes für eine doppelte Wahrheit: erstens für die tief in's Menschenherz eingegrabene Überzeugung vom Dasein eines allwissenden und gerechten höchsten Wesens, zweitens für die praktische Überzeugung, daß der Eid oder die Berufung auf jenes höchste Wesen als Zeugen unter den unvollkommenen menschlichen Verhältnissen nach Umständen ein nothwendiges Mittel sei zur Ermittelung und Befestigung der Wahrheit und Treue. Zugleich aber deckt sich uns ein tiefer Abgrund der Verderbtheit des menschlichen Herzens auf in der Leichtfertigkeit und Treulosigkeit, mit welcher schließlich Eide abgelegt und gebrochen wurden.

Lehrreich ist ferner der geschichtliche Verlauf der verschiedenartigen Doctrinen bezüglich des Eides, sowohl die strengen Forderungen, welche mehrere heilige Väter der ersten Jahrhunderte an die Christen in dieser Hinsicht stellten, als auch die Abirrungen so mancher Sectirer und ungläubiger Philosophen, welche im Schooße der christlichen Gesellschaft aufgeschossen sind.

Es ist unverkennbar, daß mehrere Väter der ersten Zeit über die Erlaubtheit des Eides einen Rigorismus zur Schau zu tragen scheinen, welcher eine eigentlich kirchliche Billigung nicht gefunden hat, noch finden konnte. Verfasser verschweigt nichts von alledem, sondern theilt die anscheinend ungünstigsten und schroffsten Ausdrücke unverhohlen mit: dabei ist er bemüht, solche meist rhetorische Ausdrücke auf ihren wahren Werth zurückzuführen, und dieselben aus der Lage der Zeit und der Umstände zu erklären. Vielleicht hätte ein etwas eingehenderer Nachweis gegeben werden können, daß all die starken Ausdrücke schließlich doch nur den Mißbrauch und die nach den Umständen sehr nahe liegende Gefahr des Mißbrauches treffen sollten. Natürlich

wäre selbst eine Nothwendigkeit des Geständnisses, daß einige der Väter wirklich eine objectiv unrichtige und zu rigorose Auffassung gehabt hätten, von keinem wesentlichen Belange: vor jedem Irrthum waren die Einzelnen ja nicht geschützt. Am deutlichsten und genauesten stellt sich sofort die in der Kirche herrschende Lehre dar, wo gegen förmliche Irrlehrer Front gemacht werden mußte. Der hl. Augustin steht hier, wie in so vielen andern Fragen, in vorderster Reihe, und seine Erörterungen sind auch in diesem Punkte meist so präcis und klar, daß sie fast schlechthin als Ausdruck der kirchlichen Lehre gelten können.

Gegenüber dem heiligen Ernste, den die würdevollen Ausführungen jener christlichen Koryphäen anregen, muß den aufmerksamen Leser ein trostloses Gefühl des Bedauerns und der Verachtung beschleichen, wenn er sich den logischen Gaukelsprüngen der Pseudophilosophen gegenüber sieht, speciell seit dem vorigen Jahrhundert, welche den Menschengeist von der geoffenbarten Religion und von der Gottheit selbst zu befreien suchen. Der Eid wird unter ihren Händen ein täuschendes Spielzeug; natürlich, eine wahrhaft ernste Sache würde ja von solchen durch Hochmuth schwindeligen Köpfen als unsympathisch ausgestoßen. In dieser Richtung haben besonders Kant mit seinem sonst unbestreitbaren Genie und dessen Nachbeter ihr Mögliches geleistet. Wie in der theoretischen Philosophie mit dem gesunden Menschenverstande aufgeräumt wurde, so auch in Folge dessen in der praktischen Philosophie mit der Grundlage jeder Sittlichkeit. Dr. Göpfert widmet der Darlegung jener Eidesverzerrungen einen nicht unerheblichen Raum im letzten Kapitel des ersten Theils; als nothwendige Ergänzung tritt noch die weitere Behandlung in den ersten Kapiteln des zweiten Theils hinzu, in welchen die scheinbaren Gründe der Gegner ihre Antwort finden. Ohne Zweifel trifft er damit auch die unvernünftigen und gottlosen Ideen mancher sogenannter Philosophen und Politiker unserer Tage: sind diese ja auf demselben Grunde geboren und derselben Wurzel entsprossen wie die Lästerworte eines Kant, oder aus dem Arsenal dieses Philosophen entnommen. Schon er bezeichnet die Forderung des Eides seitens der öffentlichen Gewalt als eine „geistige Tortur", als „der unverlierbaren menschlichen Freiheit zuwider", als ein „dem abergläubischen Hange des Menschen angemessenes Mittel"; aber dennoch als „für die Rechtsverwaltung unentbehrlich", und „als ein Nothmittel zu gebrauchen" — accurat dieselben Ideen, wie wir sie aus dem Munde heuchlerischer Atheisten und dünkelhafter Thoren hören, welche sich selbst und ihre Weisheit als Götzenbild vor der durch sie gegängelte Menge aufstellen möchten.

Übrigens zeigt Dr. Göpfert, daß die nur etwas faßbaren Einwände gegen den Eid, welche von jenen Pseudophilosophen erhoben werden, von den katholischen Theologen der Vorzeit im Voraus schon längst erledigt waren: ein Hinweis auf den hl. Thomas und auf Suarez stellt das klar. Zugleich wird aber auch offenbar, daß durch die gewünschte und begonnene praktische Verwerthung dessen, was der Unglaube des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts theoretisch ausgeheckt hat, die Axt gelegt ist an die Wurzel aller menschlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Wohles. Was Recensent

selber in dieser Zeitschrift (Bd. XXIV, S. 1 ff. und S. 511 ff.) hervorhob, findet er auch im vorliegenden Werke ausgeführt. Er kann nur völlig zustimmen zu dem, was S. 160 und 161 über die Eideszulassung eines Atheisten, Pantheisten oder Deisten gesagt wird. Abgesehen von der Blasphemie, welche in Wirklichkeit bei solcher Eidesablegung begangen wird — weil Keiner schuldlos Atheist, Pantheist oder Deist sein oder bleiben kann —, schließt der Verfasser mit Recht die Atheisten, und in ähnlicher Weise Pantheisten und Deisten, schon mit Rücksicht auf den Eideszweck vom Eide aus: „Der Eid hat den Zweck, die gegenwärtige Aussage sicherzustellen. Wie aber kann das geschehen durch die Berufung auf Gott, wenn der Schwörende selbst erklärt, Gottes Allmacht, Gerechtigkeit, Allwissenheit könne ihm nicht Motiv sein, die Wahrheit zu reden? Der Atheist steht in Bezug auf die Unzuverlässigkeit seines Eides und die Verweigerung des Eidesrechtes dem Meineidigen gleich ..... Die einfache bürgerliche Versicherung — eine religiöse kann sie ohne Anrufung Gottes nicht sein — kann niemals dem Eide der übrigen Staatsbürger gleichgestellt werden. Es läge also in diesem Zugeständnisse eine Rechtsungleichheit zu Ungunsten der ungeheuren Majorität .... Rechtlich erscheint daher der Atheist nicht bloß als eidesunfähig, sondern auch als eidverweigernd; daher hat er auch alle Rechtsnachtheile zu tragen, welche mit der Eidesverweigerung verbunden sind. Wenn auch Gottesläugner zum Eide zugelassen oder genöthigt werden, so ist hiermit factisch auf das religiöse Rechtsmittel des Eides Verzicht geleistet; der Eid des Atheisten ist kein Eid, und der solenne Act hätte nur den Sinn einer Erinnerung an die auf falsches Zeugniß gesetzte Strafe. Es tritt darin der Widerspruch unserer ganzen jetzigen Gesetzgebung zu Tage, daß die Erlangung und der Besitz der bürgerlichen und politischen Rechte unabhängig ist von irgend einem religiösen Bekenntnisse, trotzdem aber der Staat von seinen Angehörigen gewisse Acte verlangt, die ein bestimmtes religiöses Bekenntniß voraussetzen."

Wir schließen hiermit das Referat über die Partie des Werkes, welches die heutzutage acutere Seite der Eidesfrage behandelt. Die andere Partie, ein erhebliches Stück des zweiten Theils: „Der Eid in seinem Wesen, seinen Bedingungen, seiner sittlichen, socialen und politischen Bedeutung", dann besonders der dritte und vierte Theil: „Die Verpflichtung des Versprechungseides" und „Die Versündigungen gegen den Eid", erörtern diejenigen moraltheologischen Fragen, welche kaum mehr ein Eingehen auf häretische Doctrinen erheischen, sondern fast nur innerhalb des katholischen Lagers discutirt zu werden brauchen. Darum besitzen sie jedoch nicht minder ein allgemeines Interesse für Alle, welche sich über die Bedeutung und Tragweite des Eides und der eidlichen Verpflichtung Klarheit zu verschaffen wünschen. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand in der angegebenen Richtung hin allseitig, mit großer Klarheit und Schärfe: er stützt sich in seinen Ausführungen auf die bewährtesten Theologen, mit Vorliebe auf den hl. Thomas von Aquin, auf Suarez und den hl. Alphons.

Mit Genugthuung haben wir wahrgenommen, daß der in jüngerer Zeit aufgetauchten Meinung entgegengetreten wird, als ob die Behandlung des

Eides in der Moraltheologie nicht ihren richtigen Platz unter den Acten der Gottesverehrung fände: am richtigsten wird er eben dort behandelt, wohin er seinem innern Wesen nach gehört, nicht wohin ihn sein äußerer Zweck oder seine Anwendung stellt. Wir glauben nicht, daß ein Ausdruck des Verfassers S. 227 das Wesen des Eides als Act der Gottesverehrung herabdrücken soll. Wenn es dort heißt: „Damit er (der Eid) freilich in individuo und thatsächlich im Schwörenden ein Act der Gottesverehrung werde, muß er wenigstens implicite und virtuell auf die Gottesverehrung hingerichtet sein": so erachtet sicher auch der Verfasser, es sei dieß von selbst der Fall dadurch, daß Jemand mit Bewußtsein und Aufmerksamkeit einen Eid ablegt, ebenso gut wie wenn Jemand mit Bewußtsein und Aufmerksamkeit ein Gebet spricht. Eine weitere Hinwendung ist keinesfalls erforderlich. Selbst die concomitanter unterlaufenden Verstöße der Leichtfertigkeit, Unehrerbietigkeit rauben dem Eid ja noch nicht geradezu jenen Charakter; nur durch sündhaften Zweck und lügenhafte Aussage wird derselbe aus einem Acte der Gottesverehrung zu einem Acte frevelnder Irreligiösität, wie ein Gebet zu sündhaftem Zwecke es gleichfalls wird.

Eine Meinungsverschiedenheit dürfte in einem andern Punkte obwalten. Deren Heranziehung möchten wir aber nicht als eine Ausstellung an dem Werke des Verfassers betrachtet wissen, sondern vielmehr als eine Anregung zur weiteren Lösung einer Frage, bei der selbst die größten Theologen unentschieden und schwankend sich ausdrücken. Der Verfasser nämlich verlegt das ganze Gewicht des Eides als solchen auch beim Versprechungseide in die Anrufung des göttlichen Zeugnisses zur Bekräftigung der Wahrheit, und will keine specifisch verschiedene Beziehung zu Gott anerkennen, je nachdem Gott als Zeuge der Wahrheit der Aussage oder als Bürge für die Erfüllung des Versprechens angesehen wird (S. 189). Er stützt sich dabei auf den Satz, daß sowohl lügenhafte Aussage als auch Nichteinlösen des Versprechens gegen die Wahrheit sei. Allerdings ist das richtig; aber Beides verstößt unseres Erachtens gegen die Wahrheit in specifisch verschiedener Weise. Ein Versprechungseid enthält immer einschlußweise einen Aussageeid; aber er enthält dazu noch ein anderartiges eidliches Element. Auf dieses erste Element beziehen sich auch nur die angeführten Auctoren S. Alphonsus, Salmanticenses, und deßhalb behaupten dieselben mit Recht, daß eine verschiedene Art von Sünde nicht vorliege, je nachdem Einer fälschlich etwas als Factum beschwöre oder mit trüglicher Absicht, das Versprechen nicht zu halten, eine eidliche Zusage mache. Damit ist noch nicht gesagt, daß er beim wirklichen Bruch eines ernst gemeinten Versprechens nicht eine verschiedenartige Sünde gegen den Eid beginge. Und doch scheint davon die Lösung der Schwierigkeit abzuhangen. Die nachfolgenden Erörterungen des Verfassers selbst haben Recensenten in dieser Ansicht nur bestärkt. Der Satz S. 396, daß das eidliche Versprechen einer läßlich sündhaften That nur eine läßliche Sünde sei, scheint in innigem Zusammenhang mit dem eben berührten Lehrpunkte zu stehen. Wer diesen verneint, wird in jenem Versprechen schwerlich eine nur läßliche Sünde erblicken. Und in der That, ich sehe, in Überein-

stimmung mit dem hl. Alphons, nicht ein, wie in einem derartigen Versprechen nicht eine förmliche Blasphemie, also eine sehr schwere Todsünde liegen sollte, ähnlich wie bei einem Gelübde, das auf eine sündhafte Handlung lautete. Wenn Verfasser S. 398 das Erfüllen solchen Eides, des Eides wegen, für todsündlich, weil blasphemisch, hält: so ist nicht abzusehen, wie beim Ablegen des Eides diese Eigenschaft abgestreift werden kann. Praktisch gebe ich sehr gerne zu, daß bei dergleichen Eiden sowohl die Sündhaftigkeit des Eides als auch des versprochenen Gegenstandes leichter dem Geiste des Schwörenden unbeachtet bleiben und deßhalb die Todsündlichkeit schwinden kann. Allein wir haben es hier mit der objectiven Schätzung des eidlichen Versprechens zu thun. Und in ihm tritt eben hier direct die Beziehung zu Gott als Bürgen in einer für Gottes Heiligkeit schimpflichen Weise auf. Die Schändung dieser Beziehung zu Gott als Bürgen der Treue ist freilich nicht gleichartig, aber doch nicht weniger sündhaft als die Schändung der andern Beziehung zu Gott als Zeugen der Wahrheit durch Lüge. Daß jene beiden Beziehungen nicht eigentlich gleichartig seien, scheint S. 390 zugegeben zu werden, weil aus ihr erklärt wird, daß bei Nichterfüllung eines Versprechungseides die Geringfügigkeit der Sache die Sünde zu einer läßlichen herabdrücken könne, was bei der Lüge im Versicherungseide nicht der Fall sei; der Grund lautet: „Ein ... Versprechen nicht erfüllen ist nicht eine Lüge, sondern Untreue." Sehr wahr; aber gerade deßhalb kann auch die Bezugnahme auf Gott für die Treue im Versprechen weder mit der Bezugnahme auf Gott als Zeugen für die Wahrheit der Aussage gleichartig sein, noch ganz in derselben aufgehen; mit andern Worten, in einem solchen Eide haben wir ein doppelartiges Element: das eine, welches ihn zum Aussageeid, das andere, welches ihn zum Versprechungseid macht.

Einige andere Differenzen übergehen wir. Schließlich bringen wir noch einmal unsere Befriedigung zum Ausdrucke, welche die Lesung des Werkes und die Gewandtheit und Umsicht des Verfassers in Lösung der einschlägigen Fragen in uns hervorgerufen hat.

**A. Lehmkuhl** S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Das häusliche Glück.** Vollständiger Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen. Zugleich ein nützliches Hilfsbuch für alle Frauen und Mädchen, die „billig und gut" haushalten lernen wollen. Herausgegeben von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl". Ausgabe für Süddeutschland. 12°. 208 S. M.-Gladbach und Leipzig, Riffarth, 1882. Preis: *M.* 1.

Die Mehrzahl unserer Leser hat gewiß längst dieses Büchlein, welches schon auf der vorletzten Versammlung der Katholiken Deutschlands ein „Thomas von Kempen

der Haushaltung" genannt wurde, kennen und nach Gebühr schätzen gelernt. Kirchliche und weltliche Behörden haben in der Anempfehlung des Buches gewetteifert und ihre Überzeugung ausgesprochen, daß es zur Lösung einer für das wirthschaftliche und sittliche Gedeihen des Arbeiterstandes so wichtigen Aufgabe, wie die gute Führung des Haushaltes es ist, einen höchst schätzenswerthen Beitrag liefere. So wirkt dasselbe denn bereits, wie uns versichert wird, in mehr als 100 000 Familien auf's Segensreichste. Ein großartiger und im höchsten Grade erfreulicher Erfolg, wenn man bedenkt, daß in jeder Familie, wo die ebenso eindringlichen wie praktischen einleitenden Mahnworte eines Seelsorgers an junge Hausfrauen wohl beherzigt und die auf gereifter Erfahrung und großer Sachkenntniß beruhenden Anweisungen über die Führung des Haushaltes befolgt werden, ein gutes Fundament für das wahre häusliche Glück gelegt ist. Aber darum sollte das Büchlein auch den Kreis der Freunde, welche sich seiner Verbreitung annehmen, noch fortwährend erweitern. Es sei nur noch bemerkt, daß die Commission des Verbandes „Arbeiterwohl", welche das Büchlein in's Leben gerufen hat, in lobenswerthester Weise noch immer bemüht ist, dasselbe zu vervollkommnen und allen gerechten Wünschen Rechnung zu tragen. So hat sie bereits unter Beihilfe sachverständiger Mitarbeiter verschiedene Ausgaben für Rheinland und Westphalen, für Schlesien und für Süddeutschland herstellen lassen, in denen die verschiedenen Lebensgewohnheiten und die landesthümliche Bereitung der Speisen eine eingehende Berücksichtigung finden. Die uns vorliegende Ausgabe enthält z. B. 137 für die süddeutsche Küche berechnete Kochrecepte.

**Leben und Wirken des hochseligen Johannes Nep. Neumann** aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers, Bischofs von Philadelphia. Von P. Joh. Nep. Berger, aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Mit Approbation der Obern. 8°. X u. 408 S. Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1883. Preis: *M.* 3.60.

Das Leben des im Jahre 1811 zu Prachatitz in Böhmen geborenen und im Jahre 1860 verstorbenen Bischofs von Philadelphia, Joh. Nep. Neumann, ist mit der Geschichte des Redemptoristenordens in Nordamerika, sowie mit der Entfaltung des kirchlichen Lebens daselbst auf's Engste verknüpft. Der Biograph hat es verstanden, das Leben und Wirken des amerikanischen Bischofs uns in diesem erweiterten Rahmen anschaulich und ansprechend vor Augen zu führen. Nachdem wir mit der Jugend und dem Bildungsgange des angehenden Missionärs bekannt gemacht sind, wird uns dessen Thätigkeit als Weltpriester auf dem amerikanischen Missionsfelde eingehend geschildert. Den Eintritt Neumanns in das Noviziat der Redemptoristen benützt der hochw. Herr Verfasser dazu, über die Einführung und weitere Verbreitung dieses Ordens in den Vereinigten Staaten sehr dankenswerthe Mittheilungen zu machen. Dann sehen wir den durch Tugenden und Erfahrung ausgezeichneten Ordensmann schon bald als Obern der Niederlassung in Pittsburg und darauf als stellvertretenden Provinzial-Obern der Redemptoristen in Nordamerika wirken. Seine apostolische Thätigkeit auf dem bischöflichen Stuhle von Philadelphia schließt das auch an erbaulichen Zügen reiche Lebensbild.

**Martin Luther.** Lebens- und Charakterbild, von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen. Von Georg G. Evers, früher lutherischer Pastor. I. Die Herausforderung. Mit einem

alten Bildnisse und einem facsimilirten Briefe Luthers. 8°. VIII u. 232 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 2.25.

Ein früherer protestantischer Prediger, welchen die Einsicht, die er durch das Studium der Schriften Luthers von dessen Leben und Lehre gewonnen, vom Wege des Irrthums auf den der Wahrheit zurückführte, ist gewiß wie Wenige berufen, ein Lebens- und Charakterbild des Wittenberger Reformators zu schreiben. Herr Georg Evers, mit dessen Conversionsschrift wir unsere Leser schon früher (Bd. XXI. S. 324) bekannt gemacht haben, veröffentlicht nun soeben die erste Abtheilung eines solchen Lebensbildes, welcher sechs weitere Hefte, die einzeln käuflich sind, rasch nacheinander folgen sollen. Das Verdienst der Schrift liegt, soviel wir nach dem vorliegenden Hefte urtheilen können, vorzüglich darin, daß der Herr Verfasser in ausgiebigster Weise die Quellen selbst reden läßt. Besonders den Protestanten gegenüber, an welche sich die Schrift laut Vorrede in erster Linie wendet, ist es von Wichtigkeit, daß der Verfasser sich durchgehends der gerade von diesen am meisten geschätzten Ausgaben der Werke und Briefe Luthers bedient. Das vorliegende erste Heft behandelt das erste Auftreten Luthers und sucht insbesondere dessen Hauptlehren aus dem Jahre 1516 übersichtlich zusammenzustellen.

**Gedanken und Rathschläge,** gebildeten Jünglingen zur Beherzigung. Von P. Adolph v. Doß, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Vierte, verbesserte Auflage, mit einem Titelbild. 12°. 580 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 3; geb. in Halbleder mit Rothschnitt *M.* 4.20.

Es gereicht uns zu großer Freude, schon wiederum (vgl. Bd. XX. S. 98) eine neue Auflage eines Buches anzeigen zu dürfen, welches zugestandenermaßen ein wahres Apostolat unter der studirenden Jugend auszuüben berufen ist. Wir fügen nur den einen Wunsch bei, daß Eltern, Erzieher und überhaupt Alle, denen das wahre Wohl unserer so bedrohten Jugend am Herzen liegt, sich an der immer weiteren Verbreitung der „Gedanken und Rathschläge" nach Kräften betheiligen mögen.

**Die läßliche Sünde.** Eine moral- und pastoral-theologische Abhandlung von Ant. Tappehorn, Pfarrer in Vreden. Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit. 8°. 80 S. Dülmen, A. Laumann, 1883. Preis: 75 *Pf.*

Mit vieler Umsicht und unter Einsichtnahme einer nicht geringen Anzahl der besten und bedeutendsten Theologen, wenn auch ohne vielen Aufwand wissenschaftlichen Apparates, hat der hochw. Herr Verfasser eine eingehende und für den gewöhnlichen Gebrauch des Priesters erschöpfende Orientirung über die verschiedenen Fragen bezüglich der läßlichen Sünden geboten. Es ist damit ein höchst wichtiger Gegenstand aus dem Gebiete der Theologie herausgegriffen und speciell den in der Seelsorge thätigen Priestern leicht zugänglich gemacht. — Einige kleine Wünsche hätten wir zwar zu verzeichnen. So z. B. hätten wir den eigentlichen inneren Grund des Unterschiedes zwischen Tod- und läßlichen Sünden gerne schärfer gefaßt gesehen. Bei der Besprechung der verschiedenen Mittel, durch welche die läßlichen Sünden getilgt werden, hätte die Wirkungs*weise* deutlicher hervortreten können, ob nämlich dem betreffenden Mittel die Kraft zukomme, unmittelbar die läßliche Sünde zu tilgen, oder nur die actuelle Gnade zu vermitteln, vermöge welcher der Mensch leicht einen sündetilgenden Act er-

wecke. Der Ausdruck (S. 16), „die heiligmachende Gnade verliere intensiv an Kraft", ist jedenfalls dem Mißverständniß ausgesetzt. Die Annahme (S. 29), daß Ananias und Sapphira &c. nur läßlich gesündigt haben, will uns trotz der gegentheiligen Begründung des Verfassers nicht „sicher ein Irrthum" scheinen. Die S. 34 dem Vasquez vorgeworfene Oberflächlichkeit in Bestimmung des Wesens der Sündenmakel beruht wohl auf einem Mißverständniß der von jenem (in I. II. disp. 139. cap. 5. und disp. 204. cap. 5.) behandelten Sache. S. 73 (gegen Ende) würde wohl statt des „empfängt unwürdig die Absolution" ein „ungiltig" vorzuziehen sein. — Doch wir stehen nicht an, das Büchlein als ein sehr nützliches Hilfsmittel für den Klerus zu bezeichnen. Wird es zur Benützung für den Unterricht des christlichen Volkes verwerthet, so kann ein reicher Segen daraus erwachsen. Ist es doch von hoher Bedeutung, daß der Christ genau unterrichtet sei über den Unterschied zwischen Tod- und läßlichen Sünden, über die Art und Weise, auch läßliche Sünden zu tilgen, über die erforderliche Disposition für die Beichte läßlicher Sünden, über die Mittel, dieselben zu vermeiden. Unterweisung über alle diese Punkte ist in vorstehendem Büchlein geboten.

**Wegweiser zum Herzen Gottes.** Von P. Franz Hattler S. J. Sammelausgabe des Sendboten-Kalenders von 1874—1881. Mit vielen Holzschnittbildern. 4°. VI u. 444 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 3.

Ein religiöses Familienbuch anderer Art haben wir in vorliegendem „Wegweiser". Sollte von denen, welche die einzelnen Sendboten-Kalender gelesen haben, Jemand nicht mehr in ihrem Besitze sein, so wird er gewiß mit Freude zu diesem Sammelwerke greifen; hoffentlich thut das eine noch größere Zahl solcher, welche durch diese Sammlung zuerst auf die anziehenden Erzählungen des P. Hattler aufmerksam gemacht werden. Der Verfasser besitzt eine Gabe, wie nicht Viele, so recht aus dem Herzen des Volkes und zum Herzen zu reden. Die launenhafte Lesewuth verzogener und verzärtelter Leser greift vielfach nach blasirten Romanen, um schließlich Herzensöde zu finden: einem gesunden christkatholischen Sinn ist in vorliegendem Buch eine andere Nahrung bereitet, welche Freude und Segen zurückläßt. Am besten bezeichnen wir das Werk, wenn wir es ein katholisches Sonntagsbuch für das Volk nennen, das religiöse Erbauung und Erholung zugleich in vollem Maße bietet.

**Kern der Herz-Jesu-Andacht,** nach den Schriften und Offenbarungen der sel. M. M. Alacoque. Mit Anleitung für Novenen, Fest-Octav und andere Andachtsübungen, nebst Morgen-, Abend- und Meßgebet zum heiligsten Herzen Jesu. Von M. Hausherr S. J. Mit Bewilligung geistlicher Obrigkeit. 16°. 160 S. Einsiedeln, Gebr. Benziger, 1883. Preis: geb. in engl. Leinw. mit Marmorschn. 55 *Pf.*; in engl. Leinw. mit Reliefpressung u. Goldschn. 65 *Pf.*

Wieviel auch schon über die segensreiche Andacht zum göttlichen Herzen Jesu geschrieben sein mag, sicherlich kann das Wesen dieser Andacht nirgendwo in lauterer Gestalt gefunden werden, als bei der vom Heilande selbst erwählten Dienerin seines heiligen Herzens, welche nach seiner Absicht das vorzüglichste Werkzeug zur Verbreitung dieser Andacht sein sollte. Nachdem nun vor wenigen Jahren zu Paray vom Kloster der Heimsuchung das Quellenwerk „Vie et Oeuvres de la B. Marguerite Marie Alacoque" in zwei starken Octavbänden veröffentlicht wurde, legte sich von selbst der

Wunsch nahe, daß ein erfahrener Geistesmann aus dieser so reichhaltigen und zuverlässigen Quelle mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des katholischen Volkes schöpfen und alles Wichtige und Wesentliche in kurzer, faßlicher Form zusammenstellen möchte. Diesem Wunsche ist in dankenswerthester Weise P. Melchior Hausherr in dem vorliegenden Werkchen entgegengekommen. So klein das Buch auch ist, es enthält Alles, was für die Kenntniß und Pflege der Herz-Jesu-Andacht dem katholischen Volke erwünscht sein kann. In dem ersten, belehrenden Theile wird über Vorbereitung, Gründung und Ausbreitung dieser Andacht, sodann über die vorzüglichsten Verheißungen und die besonderen Segnungen und Früchte derselben, endlich über ihren Kern und Geist gehandelt. Sowohl dieser Theil wie auch der zweite, welcher die Übung der Andacht praktisch durchführt, bedient sich zum großen Theile der Worte der sel. Margaretha Alacoque selbst. Wir gehen nicht zu weit, wenn wir das Büchlein als ein kostbares Vademecum für alle Verehrer des göttlichen Herzens Jesu empfehlen.

**Lebensskizze** des Jubelpriesters, geistl. Rathes und freiresignirten Pfarrers Josef Alois Daisenberger von Oberammergau. Der Reinertrag ist zum Besten der Errichtung eines Denkmals bestimmt. **16°. 24** S. Garmisch, A. Adam, 1883. Preis: 40 *Pf.*

Der Name des vor Kurzem hingeschiedenen geistlichen Rathes Daisenberger ist seit vielen Jahren in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt, da er auf's Engste mit den Passionsspielen von Oberammergau verknüpft ist. Auch die hohen Verdienste, welche der Verstorbene sich um den Text jener Spiele und um deren Aufführungen erworben hat, sind wiederholt gewürdigt worden. Wer aber außerdem den hauptsächlichsten Lebensschicksalen des providentiell geführten Mannes Interesse entgegenbringt, der wird die mit warmer Pietät geschriebene „Lebensskizze" und die sich daran anschließende Leichenrede des Herrn Decan Müller nicht ohne Befriedigung lesen.

**Großer Katechismus** der katholischen Religion, mit einem Abrisse der Religionsgeschichte für die reifere Jugend und für Erwachsene. Von J. Deharbe S. J. Neueste, vermehrte Auflage des sogen. „Lehrbegriffes". Nr. 1. Mit erzbischöflicher und bischöflicher Approbation. 8°. XVI u. 248 S. Regensburg, Pustet, 1883. Preis: ungebunden 50 *Pf.*, geb. 65 *Pf.*

Je mehr der Culturkampf den öffentlichen Unterricht in der christlichen Lehre behindert und erschwert hat, um so mehr sollte jede katholische Familie darauf halten, daß sie in ihrer Familienbibliothek einen guten, ausführlichen Katechismus besäße. Als solchen können wir nun den Deharbe'schen „Großen Katechismus", der soeben wieder in neuer Auflage erschienen ist, auf's Wärmste empfehlen. Derselbe ist, wie er es anerkanntermaßen verdient, auf Massenverbreitung berechnet, weßhalb auch der Preis so niedrig gestellt wurde.

---

# Miscellen.

---

**Ein trauriges Erbstück aus Falk'schen Zeiten** besitzt die Akademie von Münster in dem Philosophie-Professor Dr. Gideon Spicker. Wir stehen hier vor der fast unglaublichen Thatsache, daß ein Freigeist vom reinsten Wasser, der nicht ansteht, einen unversöhnlichen Widerspruch zwischen Religion und Wissenschaft auf seine Fahne zu schreiben, dazu ausersehen ist, Candidaten der katholischen Theologie in das Studium der Philosophie einzuführen. Dr. Spicker spricht diese seine Anschauungen mit aller nur wünschenswerthen Klarheit in der Schrift aus, durch welche er sich in die literarische Welt einführte. Es ist: „Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury, nebst Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft" (Freiburg 1872). Unsere Leser wollen es uns verzeihen, wenn wir aus derselben folgende nicht nur freigeisterisch, sondern wahrhaft frivol, ja blasphemisch klingenden Stellen hier anführen. Es heißt da: „Nicht der heilige, sondern der Freigeist ist es, der uns in alle Wahrheit einführt, der freie, der forschende, der kritische, der von allen Vorurtheilen und Leidenschaften unbefangene Geist, der das große Werk der Umgestaltung und Neugestaltung sieg- und segensreich anhub und fortsetzt." Was das Evangelium lehre, sei „himmlische Selbstsucht"; darauf laufe auch das Retten der Seele hinaus: „Also die Seele retten, diese arme Seele! ein echt jesuitischer Grundsatz, deren (?) erster General in der That Jesus selbst war, dessen Namen sie (?) nicht umsonst führen. Die Seligkeit, das liebe Ich, ist der höchste Zweck und alles Übrige bloß Mittel." Sogar Julius Frauenstädt, der bekannte Schopenhauer-Philosoph, der Spickers Schrift in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Jahrgang 1872, S. 633 ff.) einer eingehenden Kritik unterzieht und auch die obigen Stellen mittheilt, ruft bei dem letzten Citate aus: „Kann man weiter in der Freigeisterei gehen?" Derselbe Frauenstädt hebt hervor, daß der Graf von Shaftesbury, bekanntlich einer der ungläubigsten Freigeister Englands, dem Herrn Spicker noch nicht weit genug gehe: „Shaftesbury ist ihm (Spicker) doch noch nicht Freigeist genug, ist ihm vielmehr noch viel zu gläubig, da sein Optimismus auf metaphysischen Voraussetzungen beruht, alle Metaphysik aber nach Spicker in das Reich der Hirngespinnste gehört. Man empfängt, wenn man Spickers Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft liest, und wenn man dann Shaftesbury's Lehre vergleicht, den Eindruck, welch gewaltiger Unterschied doch zwischen einem Freigeist von heute und einem Freigeist des vorigen Jahrhunderts ist. Nicht bloß Shaftesbury ist unserem Verfasser noch viel zu gläubig, sondern sogar auch unter uns der Verfasser des ‚Leben Jesu', Strauß, dessen Christusbild er einer Kritik unterwirft." Über die

Philosophie Spickers reden wir hier nicht. Nur sei im Vorübergehen bemerkt, daß Frauenstädt (a. a. O.) in fünf weiteren Spalten eine Begründung folgenden Gesammturtheils über Spickers philosophische Anschauungen gibt: „Nicht minder als in Bezug auf die Religion und das Christenthum tritt Spicker in Bezug auf die Philosophie, sofern sie Metaphysik ist oder sein will, als kühner, revolutionärer Freigeist auf." — Der Münchener Professor Johannes Huber macht in einem Referate über dasselbe Werk (Augsb. „Allg. Ztg.", 1872, Nr. 175, Beil.) die Mittheilung, daß er Spicker, seinen früheren Schüler, zur Abfassung dieser Schrift angeregt habe. Es begreift sich deßhalb, von allem Anderen abgesehen, von vornherein, daß sein Urtheil über das Buch nicht überstrenge ausfallen kann. Nichtsdestoweniger redet er von „des Verfassers Bitterkeit gegen die Religion", und über dessen freigeisterische Weltanschauung spricht er sich also aus: „Der Verfasser der ‚Philosophie des Grafen von Shaftesbury' erweiterte sich, wie schon der Titel seines Buches ankündigt, sein Thema, indem er von demselben aus Veranlassung nahm, sich über das Verhältniß resp. den Unterschied zwischen Religion und Wissenschaft und die großen Probleme der Philosophie überhaupt auszusprechen und schließlich noch in eine Beurtheilung der Lehren Shaftesbury's seine eigenen religionsphilosophischen Ansichten einzuflechten. Diese Abschnitte seines Buches sind mit einem rückhaltlosen Freimuth und einer kühnen Kritik abgefaßt, welche von einem kräftigen (!) Denken Zeugniß geben; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß, indem nicht immer die nothwendige wissenschaftliche Vertiefung in das erörterte Problem vorausgeht, die Kritik nicht selten über das Maß hinausschießt. Indem das Verhältniß von Glauben und Wissen dahin festgestellt wird, daß jenes eine unmittelbare, dem Gemüth und der Phantasie entspringende Überzeugung sei und auf Mythe und Poesie sich stütze, dieses hingegen eine weither durch sinnliche Wahrnehmung und Verstandesthätigkeit vermittelte Einsicht darstelle, welche auf Thatsachen und Begriffen beruhe, hält sich der Verfasser für berechtigt, nicht bloß eine scharfe Scheidung zwischen Religion und Wissenschaft, sondern einen unversöhnlichen Widerspruch zwischen beiden zu behaupten. Diese Bestimmungen, welche von vornherein einseitig und darum unrichtig sind, beherrschen des Verfassers ganzen Gedankengang und treiben ihn zu Folgerungen, welche nicht nur eine völlig verkehrte Beurtheilung des religiösen Bewußtseins, sondern auch eine Negation der philosophischen Forschung involviren." Bedarf es der Weisheit eines Solon, um zu erkennen, daß ein so gearteter Mann nicht der Lehrer katholischer, ja überhaupt positiv gläubiger Studenten sein kann? Oder will man dem Volke die Religion nicht erhalten?

# Aus dem Jugendleben des P. Joseph Kleutgen.

Als im Januar dieses Jahres die Trauerkunde vom Tode des P. Joseph Kleutgen die katholische Welt durcheilte, mischte sich überall in die Klagen um den herben Verlust auch der Ausdruck dankbarer Erinnerung an die Verdienste, welche der Verstorbene durch seine große Gelehrsamkeit sich um unsere heilige Kirche und insbesondere um das katholische Deutschland erworben hat. Man hat ihn geradezu einen Thomas redivivus genannt, und der oberste Hirt der Kirche beklagte seinen Tod mit den Worten: Erat princeps philosophorum. Gewiß, so oft von der Wiederbelebung der scholastischen Wissenschaften, die sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts in unserem Vaterlande vollzogen hat, auch in Zukunft die Rede sein wird, so oft wird der Name Joseph Kleutgen mit Ehren genannt werden. Und der Born der Wissenschaft, der in den großen Werken: „Die Theologie der Vorzeit“ und „Die Philosophie der Vorzeit“, geöffnet worden, wird voraussichtlich noch lange fortfließen zum Nutzen auch künftiger Geschlechter.

P. Kleutgen lebte und starb als schlichter, bescheidener Ordensmann; deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß die Mitwelt bisher so wenig, ja zu wenig über die Lebensschicksale desselben erfahren hat. Wenn wir es hier versuchen, einige Nachrichten über die Jugendzeit des Verstorbenen zusammenzustellen, so verdanken wir die Möglichkeit dazu theils den werthvollen, wenngleich nur fragmentarischen Aufzeichnungen des Verstorbenen selbst, welche wir in seinem schriftlichen Nachlasse vorfanden, theils den mannigfachen, uns von befreundeter Seite bereitwilligst gemachten Mittheilungen. Für letztere sprechen wir hier nochmals allen Betheiligten unseren verbindlichsten Dank aus. Zugleich benutzen wir diese Gelegenheit, um ausdrücklich zu erklären, daß wir auch fernerhin jeden Beitrag zur Vervollständigung der begonnenen Skizze, seien es Correspondenzen oder Mittheilungen anderer Art, mit großem Danke entgegennehmen werden.

## 1. Vaterhaus.

Es war am 12. April, dem Charfreitage des Jahres 1811, als in der Dominicanerkirche zu Dortmund ein Knäblein getauft wurde, welches die Namen Joseph Wilhelm Karl erhielt. Es hatte drei Tage vorher, am 9. April, als das zweitälteste Kind des Kaufmanns Wilhelm Kleutgen das Licht der Welt erblickt. Der Täufling legte in seinem späteren Leben dem Umstande, daß er gerade an dem Tage, an welchem die Kirche das Andenken an den schmerzvollen Tod des Erlösers begeht, mit dem Gewande der Unschuld bekleidet und in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen worden, eine besondere Bedeutung bei. Er glaubte darin einen Fingerzeig des Himmels erblicken zu sollen, daß er von Gott auserwählt sei, in vorzüglicher Weise an dem Kreuze und den Leiden seines Erlösers theilzunehmen. Und in der That hat es dem P. Joseph Kleutgen an vielem herben Leid und schweren Prüfungen während seines langen Lebens nicht gefehlt.

Die Stadt Dortmund hatte um jene Zeit eine sehr überwiegend protestantische Bevölkerung. Es waren nämlich zur Zeit der sogen. Reformation sämmtliche Einwohner, mit Ausnahme weniger Familien und dreier Klöster, vom katholischen Glauben abgefallen. Die Zahl der Katholiken hatte sich zwar allmählich wieder gemehrt, aber doch nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Maße. Die drei Klöster, ein Franziskaner-, ein Dominicaner- und das Katharinenkloster, wurden im Jahre 1803 säcularisirt. Die Dominicanerkirche mit den anliegenden Gebäulichkeiten verblieb den Katholiken Dortmunds, und durch Cabinetsordre von 1818 wurde das ganze Besitzthum der Dominicaner zu Kirchen- und Schulzwecken der katholischen Gemeinde überwiesen. Im folgenden Jahre trat an die Stelle der Dominicaner-Prioren, unter deren Leitung bis dahin noch die Gemeinde pastorirt worden war, der erste katholische Weltgeistliche als Pfarrer. Es war der hochwürdige Herr Stratmann, der auf die Erziehung und Heranbildung des jungen Joseph Kleutgen nicht ohne Einfluß bleiben sollte.

Da das Klostergebäude, von welchem ein Theil dem neuen Pfarrer zur Wohnung angewiesen worden, um diese Zeit sich in einem kaum wohnlichen Zustande befand, nahm derselbe im Kleutgen'schen Hause seine Wohnung. Er fand daselbst eine sehr freundliche Aufnahme, und das Verhältniß zwischen der Familie und dem geistlichen Hausgenossen wurde ein so herzliches, daß der Pfarrer ein- für allemal den Gedanken an eine

Wohnungsänderung aufgab. Pfarrer Stratmann wird uns als ein sanfter, stiller Mann geschildert, dessen ganzes Wesen Frieden und Gottseligkeit athmete. Er wurde später zum Dechanten ernannt, und so kam es, daß das Kleutgen'sche Haus sehr viel auch von den Geistlichen der Umgegend besucht wurde, die hier stets um Gotteslohn auf's Entgegenkommendste aufgenommen wurden. Es war in der That eine geistliche Atmosphäre, in welcher der kleine Joseph aufwachsen sollte.

Auch die Glieder der Familie selbst zeichneten sich durch Gottesfurcht aus. Der Vater, Wilhelm Kleutgen, ein geborener Rheinländer, hatte sich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts als Kaufmann in Dortmund niedergelassen. Am 27. Juni 1809 verehelichte er sich mit A. Katharina Mergendahl. Es gingen im Ganzen fünf Kinder aus dieser Ehe hervor. Aber nach kaum elf Jahren eines glücklichen Zusammenlebens wurde der Vater in der ersten Kraft des vollen Mannesalters vom Tode dahingerafft. Er starb am 25. October 1820. Wenngleich Joseph damals sein zehntes Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, so dürfen wir doch aus den tiefen und gesegneten Eindrücken, welche für ihn in der Folgezeit mit dem Andenken an den Dahingeschiedenen verknüpft waren, mit Recht schließen, daß der Vater sich der Erziehung des kleinen Joseph mit allem Eifer angenommen habe. Joseph konnte, wie er selbst bezeugte, stets nur mit dem Gefühle ehrfurchtsvoller Liebe an den zu frühe Verlorenen zurückdenken. In dieser Gesinnung besuchte er häufig dessen Grab, und wenn dann das Bild des seligen Vaters wieder lebhaft vor seinem Geiste auftauchte, erneuerte er seine guten Vorsätze und Gelöbnisse, zu denen der Vater schon frühe den Keim in sein Herz gesenkt hatte. Eines der ersten Gedichte, welche Joseph während seiner Gymnasialjahre verfaßte, spiegelt die Gefühle wieder, die jene Besuche in ihm wachriefen. Als Gedenkstein, welchen der fromme Sohn selber dem theuern Todten errichtet, möge es auch hier eine Stelle finden.

### Am Grabe meines Vaters.

Düst'res Gewölk umschleiert des Himmels lächelnde Bläue,
 Und der Pappeln Gezweig schüttelt ein schauriger West.
Horch, melancholisches Flüstern ertönt aus dem wilden Gesträuche,
 Das um dieß einsame Grab bunten Gemisches sich rankt.
Schauer des Schmerzes, mit Wehmuth sehnender Liebe gepaaret,
 Weh'n mir durch's Herz — ich erheb' thränend zum Himmel den Blick.
Vater, ach Vater! du sankst zu früh in die Tiefe des Grabes;
 Vater, ach Vater! zu früh raubt' dich den Deinen der Tod.
Als sich die Wolken des Kummers zertheilt und heiter der Freude

Himmel dir lachte; als kaum, die du mit sorgender Lieb'
Durch die Kindheit geleitet, des Lebens Frühlings sich freuten,
Deines Schutzes bewußt: faßt' dich der eisige Arm,
Drückte den kältenden Kuß dir grausam der Tod auf die Lippe;
Weinend und jammernd dir nach, ließest die Deinen du hier.
Vater, doch lebt dein Geist und harret unser im Lande,
Wo nicht Seufzer der Brust, Thränen dem Aug' nicht entflieh'n.
Dir erscholl die Stimme des Herrn, und du gingest zur Ruhe;
Selig bist du bei Gott, unserer Wanderung Ziel.
Selig im himmlischen Licht schaust du der Geheimnisse Tiefe,
Schaust, was dein gläubiges Herz einstens in Demuth verehrt.
Aber sieh auch auf mich, den Sohn, der sehnend dir nachblickt.
Unter den Tausenden, die geh'n die gefahrvolle Bahn,
Strauchelt mühsam auch er hinauf durch Klippen und Dornen: —
Möcht' auf der strahlenden Höh' einstens ihn Kühlung umwehn!
Denn zum Jüngling reifte der Knabe, dem du erblichest;
Fort in des Lebens Meer reißt ihn der brausende Strom.
Sieh, er fliehet zum Hügel, der deine Gebeine bedecket,
Einsam zur Dämmerungszeit, lassend der Menschen Gewühl.
Höre mich, Vater, und fleh' zu dem Throne der segnenden Gottheit,
Flehe Stärkung auf mich, Gnade und Stärkung herab,
Daß ich im heißen Kampf für Wahrheit und Tugend bestehe,
Du mit der Palme des Siegs einst mir die Schläfe umschlingst.

Josephs Mutter war eine kindlich fromme Frau, welche es als eine ihrer Hauptpflichten erachtete, auch ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. Sanft und milde in ihrem Wesen, besaß sie doch eine seltene Willensstärke. Mit klarem Blick überschaute sie stets die Obliegenheiten ihres Wirkungskreises und griff überall helfend und fördernd ein. Auch für fremde Noth hatte sie stets ein offenes Auge, und ihre größte Freude war es, durch Wohlthun der Noth Anderer zu steuern.

Im fünften Jahre, nachdem sie Wittwe geworden, ging sie eine zweite Ehe ein. Christoph Köhler, welchem sie den 23. Januar 1825 am Altare ihre Hand reichte, führte das von Josephs Vater gegründete Geschäft weiter, wie er auch schon einige Zeit vorher in demselben thätig gewesen war.

Die Kinder, welche aus dieser zweiten Ehe hervorgingen, waren sehr ungleich geartet. Die vier Halbbrüder Josephs, besonders einer derselben, wurden später für ihn ein Gegenstand vieler Sorgen und schweren Kummers. Nur das fünfte der Kinder, Aletta, zeigte einen tiefreligiösen Sinn; sie entsagte der Welt, indem sie bei den Damen vom heiligsten Herzen die gewünschte Aufnahme fand; als fromme Ordensfrau starb sie am 10. Mai 1881 zu Padua.

Die vier Geschwister Josephs aus der ersten Ehe waren ein Bruder,

Wilhelm, und die drei Schwestern: Lina, Katharina und Theresia. Wilhelm war viel jünger als Joseph, während die Schwestern ihm an Alter am nächsten standen. Der häusliche Verkehr mit diesen konnte auf die religiöse Entwicklung des jungen Joseph nur einen günstigen Einfluß ausüben, da dieselben ein frommes, eingezogenes Leben den weltlichen Freuden vorzogen, wie sie denn auch später alle drei sich entschlossen, die Welt ganz zu verlassen und im Ordensstande sich ausschließlich dem Dienste des Herrn zu weihen. Den beiden jüngeren Schwestern war es auch vergönnt, ihren Entschluß auszuführen.

Theresia wurde im Jahre 1835, 21 Jahre alt, Novizin bei den französischen Nonnen des St.-Michaelsklosters zu Paderborn. Hier fand sie in vollem Maße, was sie gesucht hatte. Begeistert für ihren heiligen Beruf, wurde sie bald durch die gewissenhafteste Erfüllung aller Berufspflichten ihren Mitschwestern ein leuchtendes Beispiel. Auch ihre Leistungen im Lehrfache erwarben sich bald die allgemeine Anerkennung. Aber schon nach vier Jahren stellten sich die Anzeichen eines Siechthums ein, welches sie langsam dem Tode entgegenführte. Kurz vor ihrem Tode verlangte der Gehorsam von ihr noch das schwerste Opfer; sie mußte nämlich dem Willen des Arztes gemäß, der kein Mittel zu ihrer Rettung unversucht lassen wollte, ihre theure Klosterzelle verlassen und zu ihren Angehörigen nach Dortmund zurückkehren. Zu wie hoher Vollkommenheit der liebe Gott diese reine Seele geführt hat, bezeugen folgende Worte, welche sie einige Wochen nach ihrer Übersiedelung niederschrieb: „O, wie gerne wäre ich hinübergegangen zum Vater der Liebe, als ich im vorigen Winter dem Tode nahe war und in der Neujahrsnacht mit den heiligen Sterbsacramenten versehen wurde! Ich hatte den ganzen Winter eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Himmel, um Gott allein aus ganzem Herzen zu lieben. Gott will, daß ich hier noch verweilen soll. Ich sehe aber Alles als den Willen Gottes an, und den zu erfüllen, ist nützlich und sehr angenehm. Ich bin ruhig und zufrieden und hoffe auf Gott." Sie legte die Feder nieder, um sie nicht mehr zu ergreifen. Denn wenige Stunden später — es war der 30. Juli 1841 — stellte sich ein Blutsturz ein, dem sie erlag.

Noch kürzer war die Zeit, welche der Schwester Katharina im Ordensstande zu leben vergönnt war. Dieselbe trat in das Kloster der Barmherzigen Schwestern zu Paderborn ein, starb aber schon als Novizin am 15. Juli 1839. Sie zeichnete sich aus durch einen beständigen Frohsinn im Herrn; der Geist des Gebetes und der Betrachtung verklärte ihr

Wesen; ihr Opfermuth ließ sie die Leiden lieben und suchen. So würde sie gewiß in ihrem Berufe als Barmherzige Schwester die segensreichste Wirksamkeit entfaltet haben, wenn der Herr sie nicht so früh zu sich gerufen hätte. Auch sie starb im Schooße ihrer Familie.

Die Erstgeborene unter den Geschwistern, Lina, war in gleicher Weise, wie Katharina und Theresia, dem weltlichen Leben abhold, und wenn sie bloß dem Zuge ihres Herzens gefolgt wäre, hätte sie ebenfalls die klösterliche Abgeschiedenheit aufgesucht. Jedoch man machte ihr eindringliche Vorstellungen, daß nicht auch sie noch der Familie sich entziehen und so der Mutter allein die Sorge um die kleinen Geschwister überlassen dürfe. Die gewissenhafte Tochter wagte diesen Vorstellungen die Berechtigung nicht abzusprechen, und sie entsagte, wie schwer es ihr auch wurde, ihrem Herzenswunsche, in den Ordensstand einzutreten. Dafür aber suchte sie von dieser Zeit an im elterlichen Hause selbst ein klösterliches Leben zu führen. Auch ihr Äußeres sollte davon Zeugniß ablegen; sie beraubte sich ihres Haarschmuckes und trug nur noch einfache schwarze Kleidung. Aus religiösen Beweggründen suchte sie nun in der Familie Allen Alles zu werden. Ihre Geduld, ihr sanfter Ernst, ihre Klugheit und Mäßigung, ihre innige Antheilnahme bei jedem Leid gewannen ihr das Vertrauen Aller, mit denen sie verkehrte. Viele suchten und fanden bei ihr Rath, Trost und Belehrung. Als sie sich später geneigt zeigte, auch Kinder anderer Familien zu erziehen und zu unterrichten, ersah man bald, wie glücklich sich die Eltern schätzten, denen es vergönnt war, ihre Kinder der Obhut einer so tugendhaften Erzieherin anvertrauen zu dürfen. Sie wurde auf diese Weise für die drei letzten Jahre ihres Lebens Vorsteherin eines förmlichen Mädchenpensionates, welches freilich wegen der räumlichen Verhältnisse des elterlichen Hauses eine nicht gar große Ausdehnung annehmen konnte. Aus ihrer letzten Krankheit sind uns folgende Worte von ihr aufbewahrt: „Nur in der wahren Hingebung finde ich Ruhe und Frieden des Herzens. Siehe, mein Jesus, hier bin ich — mache nur mit mir, was du willst. Willst du mich beleben durch das Feuer der Liebe, oder soll ich kalt und dürre sein? Nicht entferne mich von dir und führe mich in den wahren Frieden.“ Wenn die größere oder geringere Hingabe des eigenen Willens an den heiligen Willen Gottes der Gradmesser wahrer Tugend ist, so dürfen wir mit Recht schließen, daß Lina Kleutgen bei ihrem Eintritt in die Ewigkeit (5. December 1841) große Fortschritte auf dem Wege der Selbstheiligung aufzuweisen hatte.

Das war die nächste Umgebung, in welcher der von Gott zu so großen Aufgaben berufene Mann seine Jugend zubringen sollte. Die Vorsehung hatte gesorgt, daß ihm die unschätzbare Gnade zu Theil wurde, im Schooße einer Familie aufzuwachsen, in welcher die katholische Religion kein bloßer Name, sondern der Alles durchdringende und belebende Hauch des Familienlebens war.

## 2. Erste Studienjahre.

Joseph hatte in seiner frühesten Jugend eine sehr schwächliche Gesundheit. Mehrmals brachte ihn Krankheit an den Rand des Grabes. „Periculum mortis non unum“, sagt er selbst über diese Zeit auf einem Erinnerungsblättchen, auf welchem er die für ihn wichtigsten Ereignisse seines Lebens in lakonischer Kürze zusammengestellt hat. Ob unter diesen Umständen ein regelmäßiger Besuch der Elementarschule möglich war, wissen wir nicht. Von Dortmund schreibt man uns nur: „Seinen ersten Unterricht mag er wahrscheinlich vom Dechanten Stratmann erhalten haben.“ Sicher ist, daß Verstand und Herz des talentvollen Knaben nicht ohne die verdienstvollen Bemühungen des geistlichen Hausfreundes in so harmonischer Weise ausgebildet wurden. Für religiöse Eindrücke war sein Herz in außerordentlicher Weise empfänglich. Die erste heilige Beicht und noch mehr die erste heilige Communion ergriffen den jungen Joseph so sehr, daß er noch in seinem späten Alter mit Dank gegen Gott sich dieser gnadenreichen Stunden der Kindheit erinnerte. Das Glück, zum ersten Male dem Tische des Herrn sich nahen zu dürfen, theilte er mit 24 anderen Kindern — eine freilich sehr bescheidene Zahl, vergleicht man sie mit den 553 Neocommunicanten, welche dieses Jahr (1883) in der gleichen Pfarrkirche dieselbe Feier begingen.

Schon frühe zeigte Joseph neben den herrlichsten Anlagen auch eine große Lust und Liebe zu den Studien. Und als sein Höchstes schwebte ihm schon damals der Priesterstand vor. Seine fromme Mutter ging gern auf seine Wünsche ein und gestattete ihm, das Gymnasium seiner Vaterstadt zu besuchen. Er selbst schrieb später: „Ich hatte meine Studien schon als Knabe mit dem Vorsatze, Geistlicher zu werden, begonnen.“ Freilich sollten noch manche Zwischenfälle sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstellen.

Zunächst war es der Gesundheitszustand des schwächlichen Knaben, welcher wieder mehr Besorgnisse einflößte. Schon um Ostern 1824 mußte Joseph aus der Quarta des Gymnasiums austreten, um einen

größeren Theil der Zeit der Erholung widmen zu können. Er machte nun viele Spaziergänge in Gottes freier Natur. Ein Freund der Einsamkeit, liebte er es, sich mit sich selbst und der ihn umgebenden Natur zu beschäftigen. So irrte er oft stundenlang vor den Thoren seiner Vaterstadt umher. Sein kindlich frommes Gemüth hob ihn bei Betrachtung der Naturschönheiten mit unwiderstehlicher Macht zu Gott empor.

Ein Bewohner der Gegend, welcher sich stets freute, so oft er den stillen Knaben mit den lebhaften Augen vorübergehen sah, beobachtete ihn eines Tages wiederum, als er wie gewöhnlich bald die ihn umgebende Natur betrachtete, bald sein Auge zum Himmel erhob, und jetzt voranschritt, jetzt wieder stille stand. Da auf einmal warf sich der Kleine, nachdem er längere Zeit zum Himmel emporgeblickt hatte, auf die Erde nieder und streckte seine Arme aus. Dieses seltsame Benehmen veranlaßte den Beobachter, hinzuzutreten und sich nach der Ursache desselben zu erkundigen. Er erhielt die unerwartete Antwort: „Nun ja, da schon diese Erde so schön ist, wie schön muß da nicht der liebe Gott sein! Ihn kann ich nicht umarmen, darum umarme ich seine Erde."

Noch immer blieb die Liebe zu den Studien rege, und auch der häusliche Unterricht nahm seinen Fortgang. Der Erlernung fremder Sprachen wurde freilich nur ein geringer Theil der Zeit gewidmet. Er betrieb die übrigen Fächer, welche ihn weniger anstrengten. Um diese Zeit begann Joseph auch die deutschen Dichter zu lesen; Klopstocks Messiade wurde bald seine Lieblingslectüre. Auch seine Abneigung gegen Göthe scheint schon aus dieser Zeit herzustammen. Die Verstöße gegen die Sittlichkeit, welchen er in dessen Werken begegnete, erfüllten ihn nämlich sofort mit Abscheu und Unwillen. In einem Briefe an P. Baumgartner, von welchem P. Kleutgen die Schrift „Göthe's Jugend" erhalten hatte, schreibt er (30. December 1879): „In früher Jugend schon bin ich wider ihn [Göthe] durch die Lesung seiner eigenen Werke eingenommen worden, und obwohl ich nichts von dem, was Sie erzählen, bei Andern gelesen hatte, so befremdet mich doch auch nichts, ja Alles kommt mir als bekannt vor, weil ich es bei ihm selbst hinlänglich angedeutet gefunden hatte."

Er selbst versuchte sich um diese Zeit zum ersten Male im Dichten. Auf einem seiner Spaziergänge im Frühlinge ward die zu neuem Leben erwachende Natur seinem in sie sich versenkenden Geiste zum Bilde der zukünftigen Auferstehung. Nach seiner Heimkehr drängte es ihn, die Gedanken und Empfindungen, welche jenes Bild in ihm hervorgerufen, in

Verse zu fassen. Die Dichtkunst behielt für ihn während seiner ganzen Jugend ihren Reiz.

Zu seinen Beschäftigungen gehörten ferner Musik und Gesang. Gern brachte er seine Zeit bei einigen Knaben zu, welche darin schon größere Fortschritte gemacht hatten, und er betheiligte sich dann an ihren Übungen oder folgte diesen wenigstens mit ganzer Aufmerksamkeit.

Josephs Stiefvater machte öfters zu Wagen mehrtägige Geschäftsreisen in der näheren oder weiteren Umgebung Dortmunds. Zuweilen durfte Joseph ihn dabei begleiten. Auf einer solchen Fahrt war es, wo Beide einst in die größte Lebensgefahr geriethen. In den Straßen einer kleinen Stadt wurde das Pferd plötzlich scheu und rannte in wilder Hast vorwärts, bis der Wagen umstürzte und auf dem Steinpflaster zerbrach. Gegen alles Erwarten blieben Beide unverletzt. Noch in den letzten Jahren seines Lebens erinnerte sich P. Kleutgen gern an diese auffallende Rettung, die er einem besonderen Schutze seines heiligen Engels zuschrieb.

Auf diese Weise vergingen zwei Jahre. Joseph, dessen Gesundheit sich inzwischen gekräftigt hatte, war 15 Jahre alt geworden. Jetzt handelte es sich darum, den Entscheid über die Zukunft zu treffen. Der Stiefvater hatte gehofft, Joseph werde allmählich die Gedanken an die Fortsetzung seiner Studien aufgeben, den Kaufmannsstand liebgewinnen und so für ihn eine Stütze des Geschäftes werden. Allein seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Josephs Überzeugung, daß er zu den höheren Studien berufen sei, war nicht in's Wanken gekommen, und mit Freuden war er bereit, das in den letzten Jahren Versäumte auch mit gesteigerter Anstrengung wieder einzuholen. Da er sich während dieser Zeit mit dem Studium der alten Sprachen gar nicht mehr beschäftigt hatte, galt es vor Allem, hier Hand an's Werk zu legen, bevor wieder an den Eintritt in das Gymnasium gedacht werde. Zu diesem Zwecke hielt man es für das Beste, ihn aus der zerstreuenden Umgebung zu entfernen, damit er ungestört sich diesen Studien widmen könne. Ein der Familie befreundeter Geistlicher, der Pfarrer Rustemeier in Lippstadt, war bereit, den jungen Studenten in sein Haus aufzunehmen, um durch Privatunterricht dessen Studien zu fördern.

Um Ostern 1826 erfolgte die Reise nach Lippstadt. Dort begann nun ein fleißiges Arbeiten. Nachdem Joseph des Morgens sein Gebet verrichtet und der heiligen Messe beigewohnt hatte, war er bis zum Abend fast ununterbrochen mit seinen Büchern beschäftigt. Der Knabe besaß

bereits einen solchen Ernst, daß ihm diese Lebensweise durchaus nicht lästig fiel. Nach Vergnügungen, wie sein Alter sie sonst begehrt, hatte er gar kein Verlangen; nicht einmal das Bedürfniß nach Umgang mit Altersgenossen fühlte er. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, waren seine einsamen Spaziergänge. Doch auch auf diesen noch war er häufig mit der Lesung eines Dichters beschäftigt. Am liebsten wandelte er auf diesen Abendspaziergängen am Ufer der Lippe einher, und war er dann allein und ungestört, so zog er sein Buch hervor; sehr häufig waren es Klopstocks Oden.

Pfarrer Rustemeier erzählte später, wie er über die außerordentlich raschen Fortschritte habe staunen müssen, die sein Zögling während dieser Zeit gemacht habe. Bereits nach einem einzigen Jahre hielt er denselben reif für die Secunda des Gymnasiums. So kehrte dieser denn um Ostern 1827 wieder nach Dortmund zurück; er bestand die Prüfung und trat in die Secunda ein. Aus seiner Einsamkeit sah er sich plötzlich in das geräuschvolle Schulleben versetzt. Soviel es in seiner Macht stand, suchte er jedoch auch jetzt die Zurückgezogenheit zu pflegen. In seinen Arbeitsstunden, die hinter den Schulstunden nicht zurückstanden, ließ er sich durchaus nicht stören. Seine einsamen Spaziergänge machte er wie früher. Es verfloß eine geraume Zeit, ohne daß die neuen Verhältnisse eine merkliche Veränderung in ihm hervorgerufen hätten. Sein Eifer für die Studien ließ nicht nach; im Gegentheil, die Begierde, in denselben glänzende Fortschritte zu machen, wuchs mehr und mehr, zumal auch der Erfolg seinen Bemühungen durchaus entsprach.

Nur ganz allmählich bahnte sich eine Veränderung anderer Art in seinem Innern an. Das ganz protestantische Gymnasium bot natürlich dem gläubigen und frommen Sinne Josephs nicht die erforderliche Pflege. So geschah es, daß sein Eifer für die Religion und das religiöse Leben zu erkalten begann. Zu gleicher Zeit und ebenso unmerklich verblaßte in seinem Geiste das Ideal des geistlichen Berufes, welches ihm bisher bei seinen Studien vorgeschwebt und zum Leitstern gedient hatte. Sein Drang nach etwas Hohem und Großem war zwar in stetem Wachsen begriffen; aber dieses Streben fand nicht mehr das rechte Ziel. Unter solchen Umständen wurde es verhängnißvoll für ihn, daß er noch mehr als früher zu den deutschen Classikern griff; einer seiner Lehrer hatte ihn nämlich dazu nachdrücklich ermuntert. Vorzüglich las er Schiller, Körner, Lessing und Herder. Die Ideale der Ersteren begeisterten ihn vorübergehend; allein Lessing und Herder übten einen weit

nachhaltigeren, darum aber auch um so verderblicheren Einfluß auf ihn aus. Eine Zeitlang glaubte er, ein neues Ideal in ihnen verkörpert zu finden, jedoch nur, um nachher desto bitterer enttäuscht zu werden.

Die eingehendere Beschäftigung mit Lessing und Herder nahm zu einer Zeit ihren Anfang, aus welcher er selbst folgenden Vorfall berichtet. Einer seiner Lehrer besaß in hohem Grade die Gabe, seine Schüler zu selbstthätigem Denken anzuregen. Als derselbe in einer Unterrichtsstunde aus Xenophons Memorabilien die Gespräche des Sokrates mit seinen Schülern erklärte, ergriff den aufmerksamen Zuhörer plötzlich eine große Aufregung, und er fühlte sich wie mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt. Es war das Aufwachen des Geistes zum Denken. Mehrere Tage hindurch dauerte die Aufregung fort. Anfangs wußte er nicht, wie ihm geschah. Erst allmählich klärte es sich in seinem Geiste. Bisher hatte er ruhig hingenommen, was man ihn lehrte, sich einfach angeeignet, was er vorfand: jetzt hob sich aus dem inneren Gähren, das er in sich wahrnahm, immer deutlicher das Verlangen empor, sich zur Wahrheit selbst mit eigenen Kräften aufzuschwingen, sie aus ihren Gründen zu erschauen und sie mit seinem Denken zu durchmessen.

Die nächste Folge war, daß nun das Ideal, zu welchem er glaubte emporringen zu sollen, in bestimmteren Zügen vor seiner Seele stand. Es war die Erfassung der Wahrheit durch die Macht des Gedankens und ihre Darstellung in den Formen des Schönen. Er versuchte sich jetzt häufiger in Gedichten, für die er nicht selten die altclassischen Versmaße wählte.

In einen unglücklicheren Zeitpunkt konnte die nähere Bekanntschaft mit Lessing und Herder, die der noch des inneren Haltes ermangelnde Studiosus jetzt machte, gar nicht fallen. Sein Glaube war zwar zu tief gewurzelt, als daß die Stürme, welche sich bei Lesung „Nathans des Weisen" und der „Ideen zur Philosophie der Geschichte" gegen denselben erhoben, ihn hätten vernichten können. Aber dennoch zogen manche nicht ungefährliche Zweifel in seine Seele ein; ja er gerieth in Irrgänge, aus denen er sich nicht wieder herauszufinden wußte. Herders „Ideen" hatten für ihn eine gewaltige Anziehungskraft, und die Anschauungen, zu denen er bei Lesung dieses Werkes erhoben wurde, fesselten ihn; aber er sah ein, daß diese Ideen, welche die Philosophie geben sollte, mit den Ideen des Christenthums ebenso wenig zu vereinbaren seien, als die Weisheit Nathans mit der Weisheit des Sohnes Gottes. Zwiespalt zerriß seine Seele und raubte ihm den Frieden und die Ruhe, welche er bisher ge-

nossen. Diese bittere Enttäuschung führte einen neuen Umschwung herbei. Er begann zu zweifeln, ob jene Erkenntniß der Wahrheit durch das Denken, zu der er emporzuringen bemüht war, für den Menschen überhaupt erreichbar sei. Und in diesem Zweifel ward er durch manche Äußerungen gerade jenes Lehrers, der ihn zum eigenen Denken angeregt hatte, nur bestärkt. Derselbe sprach nämlich zu seinen Schülern nicht selten von den ohnmächtigen Anstrengungen der Philosophen, namentlich derjenigen, welche gerade damals in großem Rufe standen. Die Anmaßung, mit welcher diese ihre Systeme aufdrängten, ohne doch von dem, was sie behaupteten, genügende Rechenschaft geben zu können, widerstrebte ihm, und er stellte denselben die Weisheit des großen Griechen, der wußte und gestand, daß er nichts wisse, lobend gegenüber. Demgemäß drohte das anfangs mit voller Liebe umfangene Ideal bereits wieder in eitel Nichts zu zerrinnen. Der enttäuschte Jüngling blickte mit Trauer hin auf das vermeintliche Loos des Menschen, der Erringung der Wahrheit durch Erkenntniß entsagen zu müssen und dafür dem Denken zum Trotz mit dem Herzen sich an die Wahrheit festzuklammern.

Inzwischen blieb Joseph einer der fleißigsten Schüler. Indem er in allen Fächern einen reichen Wissensschatz zu erwerben sich bemühte, konnte es bei seinen herrlichen Anlagen nicht ausbleiben, daß er bald für einen der vorzüglichsten Schüler des ganzen Gymnasiums galt. So rückte die Zeit heran, wo seine Gymnasialstudien zu Ende gingen. Das Abiturienten-Examen flößte ihm keine Furcht ein. Er unterzog sich demselben, noch nicht 19 Jahre alt, in so ausgezeichneter Weise, daß er von der Prüfungs-Commission ein Zeugniß Nr. I erhielt. Viele seiner Mitschüler beneideten ihn, seine Lehrer und Freunde wünschten ihm und den Seinigen Glück. Nur er selbst konnte sich nicht von Herzen freuen.

Der Abiturient sollte über seine Zukunft entscheiden. Aber da lag gerade für ihn die Schwierigkeit. Während er sah, wie die übrigen Jünglinge mit Lust und Zuversicht die verschiedensten Lebenswege wählten, war es ihm nicht möglich, einen Entscheid zu treffen. Der heilige Glaube war für ihn nicht mehr die helle Leuchte, welche ihm das Höchste und Beste, wonach er feurigen Geistes rang, im rechten Lichte gezeigt hätte. Der Lieblingsgedanke seiner Kindheit, im Priesterstande jenes Höchste zu erreichen, fand jetzt in seiner Seele keinen Widerhall mehr. Noch viel weniger konnte er sich indessen für irgend eine andere Laufbahn entscheiden. Bei seiner idealen Anlage widerte ihn das Alltagsleben an; für ihn verloren sogar die Wissenschaften, sobald er sie sich im Dienste

eines solchen Lebens dachte, all ihren Reiz. Er wollte ein Leben und eine Thätigkeit, welche den höchsten Interessen der Menschheit geweiht seien. „Was es mich zu suchen drängt," schrieb er damals, „ist zwar ein Beruf, aber kein Stand." Er suchte, aber ohne das Gesuchte zu finden. Vergegenwärtigen wir uns die anderen Zweifel, welche seit einiger Zeit in seine Seele eingezogen waren, und wir werden begreifen, daß die trübste Stimmung sich seiner bemächtigte. Er selbst verlieh derselben einen lebendigen Ausdruck in dem Gedichte:

### Trüber Blick in's Leben.

So wollt ihr fliehen, Träume, die mich beglückt?
So soll ein finst'rer Genius grausam mir
Den holden Blüthenkranz zerraufen,
Den ihr dem Jüngling zaub'risch flochtet?

O nein! o weilet! mit dem Erwachen stirbt
Die Freude, stirbt die Hoffnung des Lebens ab.
Zu früh läßt euer Scheiden mich in der
Wirklichkeit öde Wahrheit schauen.

Wie hob einst froher Drang mir die Brust empor,
Wenn sich auf lichten Höh'n das schöne Ziel
Im Glanze der Verklärung meinem
Ruhelos suchenden Geiste zeigte!

Ich sah ein hehres Himmelsbild, Wahrheit, dich
Sah ich umringt vom lächelnden Schwesternkreis
Der Musen, welche duft'ge Kränze
Dir um die glänzende Stirne schlangen.

Und jetzt? ein Scheinbild dünkest du mir des Wahns,
Des Wahns, der mich, ach selig, betrogen: o
Daß nie zerronnen wär' der Traum, von
Wahrheit geträumt und heil'ger Schöne!

Was beutst du, Leben, für das entriss'ne Glück?
Was beutst du für zernichtete Hoffnung mir?
In eine weite Leere, so düster,
Läßt du mich harmvoll und bangend schauen.

Was gilt ein Leben mir, das nicht Thatenfüll',
Nicht heißer Kampf, nicht ruhmvoller Sieg verschönt?
Ist denn dieß Herz zu nied'rer Sorge,
Nur zu gemeinem Geschäft gebildet?

Du mächt'ger Trieb, du tiefes Gefühl der Brust,
Sollst du erstarren schon an der Erde Frost?
Soll, in der Knospe schon erdrücket,
Sterben die Blüthe der heil'gen Wünsche?

Ach, gold'ne Phantasien der Jugend, ach,
Ihr keimt, ihr sproßt, beseligt, doch nur im Strahl
Der Morgensonne prangt die Blüthe,
Und sie erstirbt an des Tages Gluthen.

Der getrübte Blick ließ es zu keinem Entschlusse kommen, nicht einmal zu dem, eine Hochschule zu besuchen. Der junge Kleutgen blieb im elterlichen Hause und setzte daselbst einstweilen für sich allein das Studium des classischen Alterthums fort.

### 3. An der Universität zu München.

Den ganzen Winter 1829 auf 1830 brachte Joseph Kleutgen, mit seinen Privatstudien beschäftigt, in Dortmund zu. Indessen kamen ihm über die immer mehr emporblühende Universität München Nachrichten zu, welche ihn nicht gleichgiltig ließen. Es regte sich in ihm der Wunsch, auch selbst durch Lehrer, über die er so viel des Lobes vernommen, in seinen Studien gefördert zu werden und zugleich von den reichen Bildungsmitteln, welche München in seinen Mauern vereinigte, den erwünschten Gebrauch machen zu können. Zu einem Entschlusse wäre es vielleicht dennoch nicht gekommen, hätte nicht seine Mutter ihn auf alle mögliche Weise ermuntert, sich aufzuraffen und den Plan möglichst bald zur Ausführung zu bringen.

Zu Anfang des Frühlings 1830 wurde die Reise nach München angetreten. Die neue That — eine solche war es ja immerhin im Vergleiche mit der ihr vorhergehenden Lebensweise — verlieh dem jungen Studiosus auch neue Lebenskraft und Lebenslust. Die Reise selbst mit dem Wechsel der Gegenstände, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, trug ebenfalls dazu bei, die trüben Gedanken zurückzudrängen. In demselbem Maße wuchs auch die Hoffnung, in dem neuen Leben, welches seiner harrte, endlich das zu finden, was er bisher vergebens gesucht hatte. So zog er frischen Muthes in Isar-Athen ein.

Es war das erste Mal, daß der Sohn der rothen Erde das Leben einer Großstadt in unmittelbarer Nähe kennen lernte. Seine Stimmung hob sich. Je größer das Gewirre und Getriebe war, welches er bei der Thätigkeit wahrnahm, die den tausendfachen täglichen Bedürfnissen diente, desto erhabener stand die Universität mit ihren Herrlichkeiten vor ihm. Aus diesem Alltagsleben hob sich dieselbe nur um so glänzender empor. Sie kam ihm vor wie eine große Ringschule des Geistes, und der Ge-

danke, daß an ihr gegen zweitausend Jünglinge, welche der Wissensdurst aus allen Theilen Deutschlands herbeigeführt hatte, unter der Leitung von nahezu hundert Lehrern in alle Gebiete des Wissens eingeführt wurden, ergriff ihn mächtig und fachte seine frühere Begeisterung wieder an.

Als „Philologiae studiosus" wurde er am 28. April vom dermaligen Rector magnificus, Professor Fr. Thiersch, immatriculirt. Indem er sich nun denjenigen Lehrzweigen zuwandte, welche seiner Geistesrichtung und seinen bisherigen Studien am meisten entsprachen, hörte er Vorlesungen über Plato, Pindar, Demosthenes und Horaz, außerdem über Philosophie, Ästhetik und Kunstgeschichte; doch besuchte er, wenigstens zeitweilig, auch ein theologisches Colleg. Über die bei Thiersch gehörten Vorlesungen liegen noch die Testirbogen vor; es waren im Sommersemester Vorlesungen „über Demosthenes' philippische Reden und Horazens Episteln", im folgenden Wintersemester „über Pindars nemeische Gesänge". Am meisten Reiz hatten für ihn die Vorlesungen über Ästhetik, welche er bei dem als Kunstkenner hochgeschätzten Schorn hörte. Dieser selbst lernte bald auch seinerseits die schönen Anlagen und den feinen Kunstsinn seines eifrigen Schülers kennen und würdigen; die Folge war, daß sich rasch eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler bildete, welches Letzterem die mannigfachsten Anregungen gab. Die reichen Kunstsammlungen Münchens fesselten den für alles Schöne begeisterten Musensohn stets auf's Neue; ganze Stunden brachte er mit der Betrachtung und dem Studium der herrlichen Kunstschöpfungen zu. Aber auch das Theater zog ihn an. Hier sah er das erste Mal die Werke unserer berühmtesten Dichter, Schillers insbesondere, von ausgezeichneten Kräften zur Aufführung bringen. Nur dann jedoch, wenn eines dieser ernsteren Meisterwerke aufgeführt wurde, was freilich selten genug geschah, fand er sich im Theater ein. Die Lustspiele und insbesondere alle Stücke, in denen der sittliche Anstand verletzt wurde, ekelten ihn an.

Auch die Lust zu eigenem Schaffen erwachte wiederum. Außer einer Anzahl kleinerer Gedichte, welche er um diese Zeit verfaßte, ist hier das Arbeiten an einem Trauerspiele großen Stiles zu erwähnen, welches ihn eine Zeitlang beschäftigte. Er führte dasselbe jedoch nicht zu Ende, und auch die Fragmente scheint er frühzeitig vernichtet zu haben. Aus den übrigen Gedichten heben wir hier jenes aus, welches am besten seine damalige Seelenstimmung wiederspiegelt.

### Weihe für's Leben.

Ich seh' des Lebens große Pforten offen,
Dem jungen Geiste schließt die Welt sich auf:
Mit zitterndem Verlangen, kühnem Hoffen
Seh' ich der Kämpfer, seh' der Sieger Lauf.

Die Kindheit floh mit ihren stillen Träumen,
Den Jüngling wecket auf ein mächt'ger Zug:
Kein Zagen mehr! aus diesen engen Räumen
Trägt mich befreit der mächt'ge Geistesflug.

Aus seinem Neste blickt mit frohem Leben
Der junge Adler in die Weite hin:
In jenen Fernen will er frei hinschweben,
Und schwingt die Fittiche mit trunk'nem Sinn.

Zur Sonne ist sein heller Blick gehoben,
Die Erd' in immer tief're Tiefen sinkt: —
Es reißt auch mich der mächt'ge Drang nach oben,
Wo mir im Sonnenglanz die Krone winkt.

Hinauf! hinauf! die schöne Höh' erflogen!
Es glänzt in dieser Welt ein himmlisch Gut:
An deinen Brüsten hab' ich Kraft gesogen,
Natur, du stärktest diese heil'ge Gluth.

Was in der tiefsten Brust des Menschen klinget,
Woraus ihm frühe die Begeist'rung quillt,
Wornach mit erstem Jugendtrieb er ringet:
Muß wahr, muß rein sein, wie der Tugend Bild.

Wohlan, o Welt, nimm hin dieß junge Leben,
Sieh mich mit freudigem Verlangen nah'n:
Mit all dem Feuer, all dem heißen Streben
Stürz' ich mich kühn in deinen Ocean.

Zumal die letzte Strophe läßt leicht erkennen, daß zwar die alte Begeisterung zu neuem Leben erwacht und in der früheren Stärke zurückgekehrt ist, daß aber der kindlich fromme Sinn, welcher dieselbe einst verklärte, kaum noch sichtbare Spuren zurückgelassen hat. Wenn schon der Knabe und der heranblühende Jüngling den Drang zu Hohem und Erhabenem in sich verspürte, so ließ damals sein frommer Sinn ihn dasselbe in nichts Anderem suchen, als in dem, was der christliche Glaube lehrt und verheißend in Aussicht stellt: seine Begeisterung ward ganz von der Religion getragen. Nicht so jetzt. An die Stelle dessen, wozu die christliche Hoffnung und die christliche Liebe emporringen, waren die allgemeinen Ideen des Edlen, Wahren und Schönen, sowie eines unbestimmten Ewigen und Göttlichen getreten. Und als ideale Lebensaufgabe schwebte

ihm jetzt nicht mehr das Wirken für Gott und sein Reich auf Erden vor, sondern einzig eine Thätigkeit im Dienste eben jener Ideen.

Gott ließ es zu, daß dem Irrenden längere Zeit kein Mentor begegnete, an dessen Hand er den verlorenen Weg hätte wiederfinden können. Die zwei Professoren, welche ihm am nächsten standen, Thiersch und Schorn, waren nicht die Männer, diesen Einfluß auf ihn auszuüben. Am wenigsten der Erstere; zur Charakterisirung desselben läßt sich kaum etwas Treffenderes anführen, als folgende Zeilen des Dr. von Ringseis (Hist.-pol. Bl. Bd. 85, S. 690): „Wenn in dem stattlichen Gebäude, aus welchem die große Intrigue des vorigen Jahrhunderts die Jesuiten vertrieben hat, Thiersch eine Rede gehalten, und dazu bot sich ihm als Präsidenten der Akademie der Anlaß häufig, so pflegte man zu fragen: ‚Hat er seinen obligaten Ausfall auf die Jesuiten gemacht?‘ Und die Antwort lautete: ‚Wie denn nicht?!‘ — Wenn Thiersch, wie nicht zu zweifeln, mit beigetragen hat, den Kronprinzen, nachmaligen König Max II., seiner Kirche zu entfremden, so mag ihm Gott verzeihen! Einem katholischen Bayern, welcher die Folgen davon verkostet, fällt es schwer.“ Auch Schorn war Protestant; es wurden daher Gespräche über die Religion zwischen Lehrer und Schüler vermieden. Die Vorlesungen Schellings und Baaders boten diesem ebenso wenig das, was ihm noth that. Übrigens besuchte er dieselben auch nur vorübergehend.

Die innige Freundschaft, welche der strebsame Student mit einem jungen Manne einging, der als Literat thätig war, förderte ihn zwar bei seinen dichterischen Arbeiten; aber zu der Pflege des religiösen Lebens gab sie keinen neuen Anstoß.

Gegen Ende des Sommersemesters sollte sich der Kreis der näheren Freunde erweitern. Ein Landsmann, der eben seine Studien vollendete, redete nämlich unserem Studiosus von einem Studentenvereine, der sich durch Gesittung und edle Bestrebungen empfehle, und er erbot sich, ihn in denselben einzuführen. Kleutgen nahm an und wurde Mitglied der Burschenschaft „Germania“. Es ist bekannt, daß die Burschenschaften, welche nach der Ermordung Kotzebue's durch das frühere Burschenschaftsmitglied Sand in Folge der Karlsbader Beschlüsse für aufgelöst erklärt waren, bald wieder von Neuem in's Leben traten. An manchen Orten konnten sie freilich nur als geheime Verbindungen ihr Dasein fristen. Anders war es in Bayern, seitdem König Ludwig (1825) den Thron bestiegen hatte. Dieser ließ die Verordnungen gegen die Universitäten

aufheben; die Burschenschaft wurde wieder gestattet, selbst das Tragen der Farben freigegeben.

Es war gerade die Zeit der Juli-Revolution, als Kleutgen der Burschenschaft beitrat. Selbstverständlich bildeten die großen Ereignisse des Tages bei den Zusammenkünften einen Hauptgegenstand der Gespräche. Auch mag viel von Völkerglück, Freiheit, Einheit des Vaterlandes, und wie die Kraftworte alle heißen, geredet und gesungen worden sein. Jedoch um Betheiligung an bestimmten politischen Unternehmungen hat es sich, wenigstens nach den Wahrnehmungen Kleutgens, in der Münchener „Germania" damals nie gehandelt. Am wenigsten war Kleutgen selbst gesonnen, sich an irgend welchen „demagogischen Umtrieben" zu betheiligen. Ein noch jetzt in angesehener Berufsstellung lebender Bekannter Kleutgens, mit welchem dieser vor seinem Eintritt in den Orden so innig befreundet war, daß er vor ihm keine Geheimnisse hatte, schreibt uns: „Ich erinnere mich nicht, daß Kleutgen irgendwie Tagespolitik von selbst getrieben hätte, und der Revolution irgendwie auch nur in etwa gehuldigt hätte." Jene Zeit des Sturmes aber charakterisirt derselbe Herr mit den Worten: „Der Sturm der Juli-Revolution 1830 ging durch die Welt, riß vieles und gutes Alte nieder, aber zerriß auch den dichten Nebel, der über der Vergangenheit und über der Zukunft des Landes und der Kirche hing, und fegte vielfach den dicken Staub von den herrlichen Gestalten und Einrichtungen der Vorzeit hinweg und ließ sie in neuer Schönheit erblicken." Auch Kleutgens Gesichtskreis mag sich auf solche Weise erweitert haben. Für das classische Alterthum hegte er schon längst eine hohe Begeisterung. Vielleicht daß jetzt zum ersten Male die Ahnung in ihm aufstieg, auch das Mittelalter müsse noch manche reiche Schätze bergen, welche bei der Mitwelt in Vergessenheit gerathen seien. Seine Studien freilich galten vor wie nach in erster Linie dem classischen Alterthum.

Auch im zweiten Semester, welches Kleutgen in München zubrachte (Winter 1830 auf 1831), fuhr er fort, die Zusammenkünfte der Burschenschaft zu besuchen. Auf diese Weise geschah es, daß er Augenzeuge des Tumultes wurde, welcher in der Christnacht stattfand und die Verhaftung mehrerer Studenten veranlaßte. Die Burschenschaftler zogen von ihrem Versammlungsorte unter Fackelschein lärmend durch die Straßen. Zum Tumulte kam es erst, als die Polizei — nach der Darstellung Fehrs: in unvorsichtiger Weise — einschritt. Mit den Studenten verbanden sich jetzt Haufen aus dem Volke. Ehe Kleutgen es sich versah, war

er von einer solchen Menschenmenge umringt, daß er keinen Ausweg mehr erblickte. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Die wilden Rufe und Verwünschungen, welche immer häufiger und lauter erschollen, erfüllten ihn mit Entsetzen. Erst nach längerer Zeit gelang es ihm, auf einem Seitenwege den Platz zu verlassen. Trotz der ernstesten Maßregeln war die Regierung mehrere Tage nicht im Stande, den Aufruhr zu dämpfen. War dieser im Geheimen vorbereitet und auch der Fackelzug der Studenten verabredet, oder genügte in jener Zeit der allgemeinen Aufregung jeder Feuerbrand, die Massen zu entzünden? Kleutgen glaubte das Letztere annehmen zu müssen, um so mehr, als sich in keiner Weise kund that, was man denn eigentlich wollte. „Jeden Abend," berichtet dieser selbst über den Vorfall, „erneuerten sich die lärmenden Züge durch die Stadt. Die Truppen mußten bald dieses, bald jenes öffentliche Gebäude, bald diesen, bald jenen Palast schützen. Der eine Haufen schrie wider die Taxen, der andere forderte freie Verfassung, dieser bedrohte die Geistlichkeit, jener den Hof. Aber kein Plan, kein auf ein bestimmtes Ziel gerichtetes Streben kam zum Vorschein. Alle wollten die Empörung; aber jeder suchte in ihr die Freiheit, nach der es ihn gelüstete." Kleutgen konnte in allem, was er wahrnahm, nur ein vernunftloses Toben, den Ausbruch wilder Leidenschaften erblicken. Eine solche Umgebung verleidete ihm Alles. Die tiefste Mißstimmung bemächtigte sich seiner. Er schüttete klagend sein Herz aus in dem Gedichte:

### Die Flucht der Genien.

Entweicht ihr, Jugendphantasien?
Entweichst du, froher Lebensmuth?
Seh' ich die schönen Bilder fliehen?
Erlischt des Herzens heil'ge Gluth?

Weilt noch, ihr jungen, kühnen Freuden,
Du meines Strebens frische Lust;
Nur jetzt darfst du, nur jetzt nicht scheiden,
Begeisterung, aus wunder Brust.

Es zielen feindliche Dämonen
Nach meinem Seelenfrieden hin;
Der Friede kann ja dort nicht wohnen,
Wo seine besten Engel flieh'n.

Das Schicksal dränget roh und mächtig,
Die eig'ne Brust gebiert den Feind.
Und wider mich und Schicksal fecht' ich,
Zur Seite schützend steht kein Freund.

Mit frohem, jugendlichem Hoffen
Warf ich mich in des Lebens Strom;
Den Weg zum Großen wähnt' ich offen,
Für das des Geistes Muth erglomm.

Vergebens Muth! vergebens Ringen!
Aus dunkler Wolke bricht der Sturm;
Was du für Opfer mögest bringen,
Die rohe Macht erdrückt den Wurm.

O meines Herzens kühnes Pochen!
O meiner Jugend gold'ner Traum!
Des Schiffes Masten sind gebrochen,
Ich liege nackt am Felsensaum.

Und jetzt willst du auch mir entschwinden,
Die meines Willens Gluth geschürt?
Soll ich am öden Strand nicht finden,
Die mich in diese Bahn geführt?

Dich, Ahnung eines hohen Lebens,
Begeisterung für's ew'ge Ziel:
Hofft' ich auf deine Treu' vergebens?
Verläßt den Kämpfer du, der fiel?

Ich fiel von wilder Feinde Streichen;
Doch heb' ich itzt auch mich empor,
Kann ich die Hoffnung noch erreichen,
Daß du's nicht bist, die ich verlor.

Der Münchener Aufruhr bildete einen Wendepunkt im Leben des jungen Kleutgen. Alle seine Hoffnungen waren wiederum geknickt. Sein Entschluß, München zu verlassen, war darum bald gefaßt. Die Zeugnisse, die er sich beim Abgange von der Universität ausstellen ließ, tragen das Datum des 8. Januar 1831. Die Rückreise in die Heimath wurde angetreten; aber schwarze Wolken hüllten die Zukunft in Dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

# Die preußische Kirchenpolitik in Kleve-Mark.

(Fortsetzung.)

---

Wir müssen jetzt etwas näher die geistliche Gewalt betrachten, welche sich die brandenburgischen Herrscher über die katholischen Unterthanen beilegten. Mit Leichtigkeit werden wir dann sehen, daß dieselbe weder jemals früher von den klevischen Herzogen ausgeübt worden, noch mit den heilig beschwornen Verträgen im Einklang stand, dagegen fortwährend die größte Unzufriedenheit unter den Katholiken erregte.

Lehmann selbst bietet uns das Fundament zu diesem Raisonnement, indem er mit der größten Offenherzigkeit erklärt, daß jene von den Zoller'schen Kurfürsten und Königen über die geistlichen Sachen der Katholiken usurpirte Gewalt der Summepiskopat gewesen sei. Auch bietet er uns in seinen Documenten manche Einzelheiten, welche wir nur aus anderen ähnlichen Actenstücken zu vervollständigen brauchen, um ein sprechendes Mosaikbild dieses Summepiskopates, seiner Natur, seiner Motive und seines Umfanges zu erhalten.

Das Programm des großen Kurfürsten erhellt aus folgenden Worten seines Testamentes:

„Wann die römisch-katholischen Geistlichen in diesen obbenannten Landen Euch alleine für ihren supremum Episcopum halten (wie sie allzeit die vorigen Herzöge von Kleve dafür haben erkennen müssen), des Papstes und der Bischöfe Bullen, Decrete und Befehl nicht pariren, sondern sich einzig und allein an Euch halten, so seid Ihr schuldig, ihnen allen Schutz zu leisten. Da sie aber dem Herkommen zuwider handeln wollten und einen andern Episcopum oder Supremum in diesen Landen erkennen möchten, so seind selbige erstlich mit Geld zu bestrafen; wenn aber solches nicht bei ihnen verfangen möchte und sie in ihrer Bosheit und Ungehorsam verharrten, so kann man selbige absetzen und andere Römisch Katholische an ihre Stelle, die da Gehorsam leisten, hinwiederum setzen."

Lehmann setzt mit Recht hinzu, diesem Grundsatz sei der Kurfürst bis zu seinem Tode getreu geblieben (I. S. 58). Derselbe habe sich die Ehedispensen vorbehalten, denn „er fühlte sich eben durchaus als oberster Bischof auch der Katholiken" (S. 81). Ja freilich; das haben wir schon bei Anführung des berüchtigten Säcke-Edictes gesehen, wodurch der Kurfürst, selbst unter Todesstrafe, einen anderen Ordinarius (Bischof) und Obern in geistlichen Dingen als ihn allein anzuerkennen verbietet.

Zur Motivirung dieses Summepiskopates oder „territorialen Papismus“ gab man folgende Gründe an. Zuerst berief man sich auf das Verfahren der frühern Herzoge, die „einem zeitlichen Erzbischofen zu Köln, auch dem römischen Papst (selbst nicht an geistlichen Sachen) in ihren Landen nicht das Geringste zugestanden, noch einem, so davon hanget, zu verüben nachgegeben“ (Lehmann, I. Nr. 56), oder wenn sie „einigen Schein der Jurisdiction“ der Erzbischöfe zugelassen, es „nur allein“ „precario“ „aus Freundschaft permittirt“ hatten. Man berief sich auch auf eine Bulle Eugen' IV. vom Jahre 1444, obwohl diese päpstliche Bewilligung für die Rechtmäßigkeit der klevischen Diöcesangewalt „nicht nothwendig“ gewesen: denn, heißt es in einem Bericht der klevischen Regierung vom 6. März 1662 (Lehmann, I. Nr. 53), „es ist genugsam bekannt, daß zuvörderst Jure divino die Sorge und Administration der Religion und geistlichen Sachen einem zeitlichen Landesherrn Jure potestatis a Deo ipsi concessae incumbiret und daher das vulgare Axioma verwachsen ist: cujus est Regio, ejusdem etiam est Religio, seu de Religione Dispositio“. Endlich berief man sich auf den westphälischen Frieden, der das jus dioecesanum der katholischen Bischöfe über die katholischen Unterthanen protestantischen Fürsten suspendirt habe, wenn dasselbe 1624 nicht unbestritten ausgeübt worden.

Welchen Umfang der Summepiskopat in sich schloß, ersieht man aus der Bestallungsurkunde, wodurch der große Kurfürst den Mainders, Abt von Ammensleben, zu seinem Vicarius in spiritualibus für die Katholiken und Klöster Halberstadts ernannte:

„Wir Friedrich Wilhelm ..... tragen auch solches Vicariat demselben [Herrn Prälaten Placido v. Mainders] hiermit und kraft dieses also und dergestalt auf, daß Uns er zuvörderst treu, hold und gewärtig sei, .... Unsere hohe Jura in Ecclesiasticis & Spiritualibus bei denen, welche der römischen katholischen Religion beigethan, respiciren und beobachten, dagegen weder dem Pontifici Romano, noch Episcopo, Metropolitano oder sonsten jemanden das Geringste nicht verstatten und einräumen, sondern an Unsere Statt alles dasjenige, was Uns als Episcopo et Ordinario in geistlichen und Kloster-Sachen zu handeln, zu ordnen, zu ändern, zu verbessern und sonst in einige Wege zukommt, thun und verrichten, bei Begebenheit die Dispensationes episcopales circa Ritus Ecclesiae Romano-Catholicae in unserm hohen Namen ertheilen, die aber in Matrimonialibus etwan fürkommende Casus an Uns oder Unsere halberstädtische Regierung berichten .... Dagegen soll er bei allen solchen Verrichtungen von Uns und Unserer Regierung Hülfe, Schutz und Schirm, auch als Unser Vicarius und Primus unter denen geistlichen Ordenspersonen

allenthalben die vordere Session und Ehrensitz haben und behalten" (Lehmann, I. Nr. 198).

Auch in Kleve gedachte man 1662 einen kurfürstlichen Vicarius in spiritualibus einzusetzen (Lehmann, I. 88), mußte aber wegen der Reversalien, Verträge und besondern Verhältnisse, die für dieses Land maßgebend waren, davon abstehen. Ja, äußere Verhältnisse zwangen den Kurfürsten sogar, den vielen Klagen der Katholiken über Gewissenszwang insoweit nachzugeben, daß er 1674 sein Säcke-Edict vom Jahre 1661 milderte und erklärte, die Katholiken dürften „in Causis fidei nec non in Spiritualibus et Sacramentalibus — so viel nämlich die Ordines, Priesterweihe, Consecration der Templen, Kirchen und Altarn, wie auch die Ritus, Ceremonias et Visitationes und Disciplinam ecclesiasticam concerniren kann — fremde Geistliche . . . pro Ordinario vel Superiore erkennen" (Lehmann, Nr. 157). Man tröstete sich preußischerseits über diese Milderung damit, daß jene Sachen nicht eigentlich zur bischöflichen Jurisdiction gehörten, also dadurch dem Kölner Erzbischof kein Diöcesanrecht eingeräumt würde, was man durchaus nicht wollte; daß ferner in solchen Cultsachen die Regierung auch die protestantischen Prediger gewähren lasse. In Bezug auf andere Mandate und Urtheile der geistlichen Obrigkeit blieb aber das Säcke-Edict bestehen, so daß „wer dem zuwiderhandeln möchte, derselbe mit der von Alters gewöhnlichen, in dem obbesagten am 7. September des 1661. Jahres gnädigst ausgelassenen Edicto exprimirten Strafe [des Ertränkens] unausbleiblich beleget werden solle". Zu solchen Mandaten, deren Insinuirung die Todesstrafe nach sich zog, wurden die Ausschreibung eines Ablaßjubiläums, die Festsetzung eines besondern Bettages (Lehmann, Nr. 154), Verordnungen über Ehesachen, Straffsentenzen des Kölner Erzbischofes gerechnet. Bei diesem preußischen Summepiskopat mußte trotz seiner milderen Auslegung alle kirchliche Zucht leiden; ein schlechter Geistlicher brauchte ja nur von der Sentenz des Xantener Officials zu appelliren, um gegen jede Strafe von Seiten seines Bischofes geschützt zu werden; da nun auch die Regierung die Prüfung und Examinirung der geistlichen Candidaten hinderte[1], dagegen die unverweigerliche Anstellung aller von ihr Präsentirten verlangte (Lehmann, I. 80) und mit den Pfründen schmählichen Schacher trieb, so ward allen Unordnungen im Klerus Thür und

[1] Hierüber klagte der Kölner Kurfürst in einem Briefe (Bonn, 9. April 1635) an den Pfalzgrafen von Neuburg. Eine Copie dieses Briefes befindet sich im Xantener Archiv.

Thor geöffnet. Unwürdige erkauften sich die kirchlichen Stellen, und in ihrer Bestrafung waren dem Erzbischof die Hände gebunden. Nicht selten hinderte man auch den Xantener Archidiakon an der Verfolgung der geistlichen Übelthäter, indem diese an dem protestantischen Richter leicht einen Rückhalt fanden. Exempla sunt quotidiana und notoria, klagte der Archidiakon in einer Beschwerdeschrift vom Jahre 1663. Des großen Kurfürsten kirchenpolitische Maximen blieben aber Norm für die spätere Zeit.

Auch die Nachfolger des Kurfürsten nahmen für sich den Summepiskopat über die Katholiken in Anspruch: so Friedrich I. (Lehmann, I. 394) — und Friedrich Wilhelm I.; ja, letzterer nannte sich geradezu Papst. Er befahl den katholischen Geistlichen Lingens, „für die ihnen von der Regierung zu ertheilende Confirmation“ „ein Gewisses zum potsdamischen Waisenhaus“ zu erlegen, „da die protestantischen Reichsfürsten kraft des summi Juris circa Sacra in ihren Territoriis für Päpste zu halten“ (Lehmann, I. 944). Auch er sprach wie alle seine Vorgänger als Episcopus der klevischen Katholiken dem Kölner Erzbischof das Diöcesanrecht über Kleve ab. Sogar Friedrich der Große erhob trotz seines Unglaubens denselben Anspruch auf den Summepiskopat. Er nannte sich Supremus in ecclesiasticis, trug sich gleichfalls lange und ernstlich mit dem Plane, einen Generalvicar, der an seiner Statt die höchste bischöfliche Gewalt in Preußen ausübe, zu ernennen (II, Nr. 278 und a. a. O.). Wie sein Minister und Großkanzler Coccejus ihm vordemonstrirt hatte, daß die jurisdictio papalis, die jurisdictio omnimoda in den Territorien protestantischer Landesherren von diesen selbst auch über Katholiken ausgeübt werde und deßhalb der Papst nicht als Oberrichter der preußischen Katholiken anzuerkennen sei (Lehmann, II. Nr. 208. 363), so wollte er „sich auch ratione religionis die volle Souveränetät vorbehalten“ (l. c.).

Die genannten Könige legten sich aber nicht nur den Titel eines „höchsten Bischofs“ der Katholiken bei, sondern suchten gleich ihren Vorgängern diese Gewalt nach Kräften auszuüben zur unsäglichen Vexation der Katholiken.

Als „supremus Episcopus“, der „wo nicht mehrere, doch gewiß eadem jura habe, welche die Römisch-Catholischen Bischöffe bei denen ihrigen exerciren“, behielt sich Friedrich I. in einem Edicte vom 8. Juni 1712 das Recht, Prälaten, Äbte und Äbtissinnen zu confirmiren, vor (Gravamina religionis betreffend das Ertz-Stifft Cöllen, S. 49), hob die Joannis- und Marien-Feste auf und verlegte ihre Feier auf den folgenden Sonntag (Edict vom 15. Juni 1712, l. c. S. 28), annullirte die ohne ausdrücklichen Consens der Eltern bezw. Vormünder eingegangenen Ehen und dabei angemaßten „priesterlichen Copulationen“, setzte fest, daß „auch die dispensationes in gradibus dispensabilibus allein“ vom Könige ertheilt werden (Edict vom 18. September 1693, l. c. S. 49), „dispensirte und befreite allergnädigst“

„aus habender Lands-Fürstlicher hoher Macht und gerechtsame circa sacra et Ecclesiastica vom Sub-Diaconat" (17. Januar 1707, l. c.). Ebenso schrieb Friedrich Wilhelm I. den katholischen und protestantischen Pfarrern ein „allgemeines Kirchengebet" nach der sonntäglichen Predigt vor, damit „in allen (Ihrer Majestät) Landen und Provintzen in dem Kirchen-Gebett an Sonn- und Festtagen eine uniformität gehalten werden solle" (l. c. S. 44 ff.), deßgleichen ein im protestantischen Geist gehaltenes „Bußgebet" (l. c. S. 46 f.); ferner erließ er auch an die katholischen Seelsorger einen „allergnädigsten Befelch", unter 10 Goldgulden Strafe ein allgemeines Gebet für die glückliche Niederkunft der Königin zu sprechen und darin zu beten, daß der Allerhöchste den König und die Königliche Familie in dem protestantischen Glauben erhalten wolle (l. c. S. 3), errichtete das seit 1631 supprimirt gewesene Canonicat eines Scholasticus in Wissel auf's Neue und erhob es zu einer „Dignität cum privilegio praecedentiae et habitus distincti (An die Röm. Kayserliche Majestät von Ihre Churf. Durchl. zu Cöllen abgegebene ausführliche Demonstration, S. 16), verordnete 1724, daß die Katholiken Kleve's das Osterfest nicht nach dem Gregorianischen Kalender am 16. April, sondern nach dem verbesserten evangelischen Kalender bereits den 9. April feiern müßten (l. c. S. 120 ff.); er mahnte wiederum, daß seine Vorfahren in den klevischen Landen „frembden Geistlichen" keine Jurisdiction „jemalen gestattet", „sondern diejenigen, welche sich unterstanden haben, Päbstliche Bullen oder anderer frembden Geistlichen Mandata zu extrahiren, zu publiciren oder deren sich auf einige Weise in hiesigen Landen zu bedienen, mit Leib- und Lebens- auch andern schwären Strafen eifrigst zu beanden" verordnet haben; darum befahl er, nachzuforschen, ob wegen Haltung des päpstlichen Jubiläums (1725) solche „frembde Mandata" in den Kirchen oder sonst affigiret und publiciret worden (l. c. S. 138), „ob bereits und was für geistliche Mandata des Habits halber bey denen Nonnen- oder Jungferen Clöster eingelaufen" (l. c. S. 137), da er „eine so straffbare Vilipendentz und Hintansetzung" seiner „Verordnungen und scharffen Edicten, mithin Violation" seiner „Territorial-Hoheit keines Wegs ungeahndet hingehen lassen wolle" (l. c. S. 138). Der Dechant von Kleve ward, da er, „auff von dem Vicario Generali zu Cöllen erhaltenes Mandat, unlängst ein vierzigstündiges Gebett angestellet und dergestalt freventlich wider die Königliche Landsherrliche Territorial-Hoheit vergriffen", „dieses seines Verbrechens halber" ab officio suspendirt, seine Einkünfte sequestrirt, jeder der Kapitularen aber zu 25 Goldgulden verurtheilt (S. 29). Alles das geschah auf besondern Befehl des Königs. Ja, als der Dechant von Xanten in einer Bittschrift für sein Recht, eine Äbtissin zu confirmiren, sich auf eine Bulle Leo' X. vom Jahre 1519 berief, ward den 1. März 1729 unter Anführung des Säcke-Edictes „dieses Unternehmen und die vermeintliche angezogene Actus seiner Vorfahren als etwas höchst straffbares und für eine fiscalische Beahndung würdige Usurpation und Eingriff in die Landesfürstliche Hoheit" hingestellt (l. c. S. 150).

So verfuhr Friedrich Wilhelm I., ein gerechter und biederer Fürst, welcher den Katholiken nicht abhold war, ja wiederholt eine Kerze vor dem

Gnadenbilde der Mutter Gottes in Kevelaer opfern ließ [1]. Bezüglich des Summepiskopates über die Katholiken trat der ungläubige Philosoph Friedrich II. ganz in die Fußstapfen seines gläubigen Vaters. Er legte sich als „Supremus in ecclesiasticis“ das Recht bei, Diöcesen zu dismembriren und Theile einer Diöcese „ohne umbstände“ einer andern zu geben (Lehmann, II. 247. 257), dem Breslauer Bischof einen Coadjutor cum jure successionis zu bestellen [2], die Annahme einer Lehrentscheidung des päpstlichen Stuhles als irrelevant für den Besitz einer Pfründe zu erklären (Lehmann, II. 729), mit höchster Autorität Gewissensbedenken entweder nach Anhörung der Gründe zu entscheiden oder auch ohnedem niederzuschlagen. Als ein Deserteur den Geistlichen Faulhaber anklagte, daß dieser ihm in der Beichte die Desertion als unbedeutend hingestellt habe, und der Geistliche „nach seinem principio religionis“ mit Berufung auf das Beichtsiegel nicht darüber Rede und Antwort stehen wollte, ward letzterer gehängt (Lehmann, IV. 1). Der König ließ ferner dem Treueide, welchen er vom Klerus Schlesiens forderte, die Worte einfügen: „Wie ich mich denn auch ausdrücklich anheischig mache, dieser eidlichen Verbindung mich zu keiner Zeit und unter keinem Vorwand zu entziehen, und wenn ich es thun sollte, mir dieserhalb keine Vergebung weder in diesem noch jenem Leben zu Statten kommen solle.“ Vergebens stellten die Breslauer Domherren in der inständigsten und unterwürfigsten Weise dem Könige vor, „daß die letzten Worte den Grundsätzen des katholischen Glaubens widersprächen, und daß ihnen doch ein solcher Eid vorgeschrieben werden dürfe, der die Religion nicht beleidigt, welche unsere Verbindungen [Verpflichtungen] heiligen und unwiderruflich bekräftigen soll“. Der König schlug diese nach dem katholischen Glauben ganz evidenten Gründe mit dem Befehle nieder: wer binnen 24 Stunden den Eid nicht leiste, solle seine Residenz sofort verlieren und über die Grenze geschafft werden.

Sehr charakteristisch für die Natur der von den Kurfürsten und Königen ausgeübten kirchlichen Hoheitsrechte sind die Repressalien, welche bereits mit Georg Wilhelm begannen, ganz besonders stark aber in der

---

[1] Er ließ dazu einen Schild mit dem königlichen Wappen und der Inschrift machen: Fridericus Wilhelmus rex singulari in B. V. M. affectu cereum hic obtulit XIV Julii XVIIcXIV iterumque praemisso scuto regio XII Julii XVIIcXXVIII (Nettesheim, Geschichte der Stadt und des Amtes Geldern, S. 501).

[2] Der König witzelte darüber in einem Briefe an Cardinal Sinzendorf in frivoler Weise: „Le St. Esprit et Moy nous avons resolus ensemble que le Prelat Schafgotsch seroit elû Quadjuteur de breslau, et Ceux de Vos Chanoines qui si oposeront seront regardéz Comme des Ames devouées à la Cour de Viene et au Diable, et qui resistant au St. Esprit Meritent le plus haut periode de Damnation.“ Das Letztere ließ er sogar in den Treu-Eid aufnehmen, indem darin, wie wir gleich sehen werden, die Untreue wider den König mit denselben Worten taxirt wird, welche die Schrift von den Sünden wider den heiligen Geist gebraucht (Lehmann, II. 399 u. IV. 142).

Regierung des großen Kurfürsten sowie seiner beiden Nachfolger auftraten und die durch Reversalien, Verträge, Recesse garantirten Rechte katholischer Unterthanen antasteten. Gerade sie zeigen, daß die Landesfürsten die souveräne Gewalt über Kirchensachen für uneingeschränkt hielten und daß sie sich nicht einmal durch Eid, Versprechen und Reichssatzungen gebunden erachteten, sondern kraft ihrer Souveränetät einseitig verfügen zu können glaubten.

So viel zur Charakteristik des Systems des traditionellen preußischen Kirchenrechts, das nach dem Vorgeben seiner hauptsächlichsten Vorkämpfer durch die Maigesetzgebung wieder erweckt werden sollte. Deßhalb wirft eine solche Charakteristik ihr Schlaglicht auch auf den heutigen Culturkampf, und darum glaubten wir, sie etwas ausführlicher zeichnen zu sollen. Jetzt ist aber gegen Lehmann zu zeigen, wie jene Kirchenpolitik mit der ganzen Vergangenheit brach und den gegebenen Verheißungen auf's Schreiendste widersprach.

Der landesherrliche Summepiskopat steht im geraden Gegensatz zum Grunddogma der katholischen Kirche. Nach diesem hat Christus die kirchliche Gewalt nicht der weltlichen Obrigkeit, sondern ausschließlich Petrus und den andern Aposteln und damit auch ihren Nachfolgern, dem Papste und den Bischöfen, übertragen. Das ist grundlegend für die Kirche und ihre ganze Verfassung, wird aber durch das System des landesherrlichen Summepiskopates auch in seiner mildesten Form geläugnet. Deßhalb ist die principielle Aufstellung des Summepiskopates ein vollständiger Bruch mit dem Katholicismus und eine Proclamirung des Protestantismus. Was hat in der That Heinrich VIII. zum Protestanten gemacht? Den katholischen Cultus ließ er bestehen; ebenso die übrige katholische Lehre. Indem er aber sich den kirchlichen Supremat beilegte, richtete er den Protestantismus in England auf. Auch jetzt noch stimmen manche ritualistische Geistlichen Englands fast ganz in Bezug auf die Lehre und den Cult mit den Katholiken überein. Warum sind sie nichtsdestoweniger keine Katholiken? Weil sie den kirchlichen Supremat dem Landesfürsten zuerkennen und die Jurisdiction des römischen Papstes und der römischen Bischöfe nicht anerkennen wollen. Der landesherrliche Summepiskopat ist also wesentlich protestantisch. Schon daraus ist klar, daß die brandenburgischen Kurfürsten, indem sie nach Besitzergreifung Kleve's dieses System auch dort einführten, mit der ganzen katholischen Vergangenheit und der Tradition der frühern katholischen Fürsten vollständig brachen. Lehmann hat auch in der That nicht ein einziges

Document beigebracht, worin ein Klever Herzog sich summus episcopus nennt oder eine geistliche Gewalt sich an Stelle des Papstes und des Kölner Erzbischofes beilegt. Thatsächliche Übergriffe in die kirchliche Jurisdiction oder große Privilegien beweisen das noch nicht. Thatsächlich kann ein allmächtiger Minister den König beherrschen, damit läugnet er noch nicht dessen Gewalt oder spricht sich dieselbe zu. Thatsächlich kann ein Parlament Übergriffe sich erlauben, damit will es noch nicht die Monarchie beseitigen. Und ein König kann, ohne abzudanken, große Gerechtsame einem Unterthanen verleihen.

Aber die Bulle Eugen' IV. vom Jahre 1444; aber das Säcke-Edict Herzogs Johann vom Jahre 1508; aber die der Kölner Jurisdiction feindlichen Anordnungen Herzogs Wilhelm von 1550 und 1551! Eugen IV. eximirte durch jene Bulle auf Bitten des Herzogs Adolph von Kleve dessen Land von der Jurisdiction des schismatischen Erzbischofes von Köln und unterwarf es der Jurisdiction des Utrechter Bischofes, der für Kleve einen Weihbischof als seinen Vicar weihen sollte; zugleich ertheilte er in dieser Bulle dem Klever Herzog das Präsentationsrecht zu den Pfründen, deren freie Collation sonst dem Erzbischof von Köln zustand. Der Papst bewilligte alles das nur provisorisch für die Zeit des Schisma, cassirte daher bei der Rückkehr des Kölner Erzbischofes in die kirchliche Einheit sofort alle gegen ihn getroffenen Anordnungen und Censuren, mithin auch jene Errichtung des Klever Suffraganbisthums[1]. Sodann versöhnte sich der Herzog Adolph auf dem Tage zu Maestricht 1449 mit dem Erzbischof und kehrte mit seinen Landen unter dessen Jurisdiction zurück[2].

Der Jungherzog Johann, welcher gerade die Fehde mit Köln geführt hatte, zog nun mit seinen Baronen Goswin von Ketteler, Johann von Loë und Andern nach Palästina, ging 1450 mit ihnen nach Rom, um den Jubiläumsablaß zu gewinnen und ward vom Papst Nicolaus in der liebreichsten Weise empfangen. Später (1463) ließ er eine feierliche Victorstracht (Procession mit den Reliquien des hl. Victor) in Xanten veranstalten. Der Dechant von Xanten hatte bei einer Unterredung des Herzogs mit dem

[1] Siehe Floß, Zum klevisch-märkischen Kirchenstreit, S. 2 u. 72.

[2] In den Tabulae pacis inter Archiepiscopum Coloniensem et Ducem Clivensem heißt es vom klevischen Clerus et populus: „hactenus guerrarum tempore quadam exemptione usus est et modo sublatis guerris ad integritatem redit Ecclesiae Coloniensis“ (Schatten, Ann. Paderb., ad a. 1449). Lacomblet hat in seinem Urkundenbuch (LV. 348) fälschlich reddat statt redit. Eine Urkunde des Kölner Generalvikars aus dem Jahre 1449, den Marienaltar der Stiftskirche betreffend, befindet sich im Xantener Archiv.

Kölner Erzbischof (1462) letztern um Erlaubniß hierzu gebeten und dieselbe erhalten. Der Herzog, welcher mit seiner Frau und seinen Söhnen gekommen, trug selbst die Reliquien eine Strecke Weges; die ganze Ritterschaft der klevisch-märkischen Lande war herbeigeeilt und eine ungezählte Menge von Bürgern und Bauern. An 6000 Bewaffnete waren allein aus Wesel erschienen. Bei dieser Tracht offenbarte sich die ganze Frömmigkeit, aber auch der außerordentliche Wohlstand der guten alten katholischen Zeit am Niederrhein. Der Vater des Herzogs, Adolph IV., hatte 1421 einer ähnlichen Victorstracht beigewohnt. Derselbe zeichnete sich auch durch eine wahrhaft königliche Freigebigkeit gegen die Klöster und Stifter aus und stiftete u. A. die große Karthause bei Wesel. Das sind doch keine Vorläufer der Reformation.

Wo erscheint bei alle dem auch nur eine Spur vom landesherrlichen Summepiskopate? Aber jenes Privileg Eugen' IV., sagt Lehmann, „hat jedenfalls das Selbstgefühl des Landesherrn unermeßlich gesteigert". Warum nicht lieber „keinenfalls"? Denn wie könnte ein nur provisorisch ertheiltes, sofort zurückgenommenes, in der Ausübung dem Urtheile des Bischofes untergebenes Nominationsrecht zu einigen Pfründen diese Wirkung gehabt haben? Jedenfalls aber hat es dem echt katholischen Sinne der Klever Herzoge, mit dem ein Summepiskopat unvereinbar ist, keinen Eintrag gethan.

Wir kommen nun zu dem berüchtigten Säcke-Edicte Herzogs Johann vom 14. Mai 1508. Schon seit alter Zeit hatten seine Vorfahren, die Grafen von der Mark, gegen die Einmischung der bischöflichen Gerichte in weltliche Rechtsfragen Verordnungen erlassen, aber jedesmal die der kirchlichen Gerichtsbarkeit zuständigen Sachen der Ehe, der Testamente, des Sends (Visitation) und der kirchlichen Renten ausgenommen. Wenn über die Sachen des Glaubens, des Cultus und der kirchlichen Disciplin geschwiegen wurde, so geschah es, weil selbstverständlich nur Papst und Bischöfe darüber zu richten hatten. Das zu läugnen, fiel damals fürwahr Niemanden ein. Herzog Johann wiederholt jene Verordnungen mit der Verschärfung, daß die Übertreter des Landesverraths schuldig, in Säcke gesteckt und ertränkt werden sollten. Aber auch er nahm ausdrücklich die vier genannten Sachen als zur kirchlichen Jurisdiction gehörig aus[1]. Das Edict erkennt also ausdrücklich die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofes an. In gleicher Weise nimmt auch das Edict des Herzogs Wilhelm vom Jahre 1551 die beregten vier Punkte aus und gestattet in denselben ausdrücklich Appellation an den Kölner Erzbischof[2]; denn, wie

---

[1] Scotti, Gesetze und Verordnungen im Herzogthum Kleve, I. 38.

[2] Scotti 118.

es in einem ähnlichen Edicte vom Jahre 1550 heißt, „wij syn nit gemeint, dat daermijt gedachten unserem Neven und Gefader [dem Erzbischof von Köln] ahn seiner Liebden geboerlicher geistlicher Jurisdiction in maeten wie upgemeld oder an dem, weß dat erbar wesen undt leven der Geistlichen belangt, Verhinderung geschien soll." Außerdem hatte der Herzog einen Gesandten nach Rom geschickt, welcher 1551 Julius III. seine Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl betheuerte[1]. Also alle jene Edicte nehmen ausdrücklich von ihren Strafbestimmungen die geistliche Jurisdiction des Erzbischofes, wie vielmehr die des Papstes, von den Strafbestimmungen aus, während das Säcke-Edict des calvinistischen Kurfürsten vom Jahre 1661 gerade diese bischöfliche und päpstliche Gerichtsbarkeit und Oberhoheit in geistlichen Dingen trifft. Es besteht also ein vollständiger Gegensatz zwischen den Gesetzen der katholischen Herzoge Kleve's und denen ihrer calvinischen Nachfolger, und doch wagt Lehmann zu behaupten, jene Herzoge hätten dem System des „territorialen Papismus" gehuldigt, und das Säcke-Edict des großen Kurfürsten sei „im engsten Anschluß" an die frühern Verordnungen der katholischen klevischen Herzoge erlassen. Die thatsächlichen Übergriffe Herzogs Wilhelm in das geistliche Gebiet wollen wir übrigens nicht läugnen. Nichts ist schlimmer, als eine vermittelnde Stellung annehmen wollen in revolutionären Zeiten, da eine mächtige Partei mit rücksichtsloser Energie Alles aufbietet und daransetzt, um die bestehende Ordnung zu stürzen. Eine solche Stellung suchte nun Herzog Wilhelm zu behaupten, indem er eine Reformation im Sinne des Erasmus durchführen wollte. In Wahrheit leistete er damit dem Protestantismus den größten Vorschub, wie er ja auch selbst das Abendmahl unter beiden Gestalten empfing und einen beweibten Geistlichen als Hofprediger hielt. Schon zu seinen Zeiten war die Mark fast gänzlich abgefallen, deßgleichen die bedeutendsten Städte des Klever Herzogthums, Wesel und Duisburg, sowie fast der ganze Klever Adel. Mit allen Anstrengungen konnte er es nicht verhindern, daß in seiner Residenzstadt Kleve ein den Neuerungen ergebener Magistrat gewählt wurde. Aber dennoch ist der Herzog niemals von der Kirche abgefallen, und seit 1570 wandte er sich entschieden und beharrlich wieder der Kirche zu. Zur Beurtheilung der Klever kirchenpolitischen Verhältnisse ist aber gerade dieß Ausschlag gebend; denn die protestantischen Erben von Kleve-Jülich versprachen in den Ehepacten,

[1] Lacomblet, Archiv, V. 65.

die katholische Religion ohne Änderung und Neuerung aufrechtzuhalten, oder wie es in den Reversalien heißt, sie zu „continuiren und manuteniren", also deren Status quo zu erhalten. Wie dieser Status quo gewesen, gesteht auch Lehmann ein, wenn er schreibt: „Die Kämpen der Gegenreformation setzten sich [am Klever Hofe] fest. Die spanischen Mönche [mit diesem Namen werden die deutschen Jesuiten bedacht, die weder Spanier noch Mönche waren] und die spanischen Söldner erschienen im Lande . . . Der Ausgang wäre jedenfalls eine völlige Katholisirung des Landes gewesen, wenn Herzog Johann Wilhelm länger gelebt" (I. 29).

Doch was machen wir viele Worte? In dieser Controverse hat der Gegenpart Alles zugestanden, habemus confitentem reum. Denn die brandenburgischen Gesandten schreiben von Bielefeld aus über jene drei Edicte, daß die klevischen Herzoge damit keineswegs das Jus dioecesanum des Erzbischofes haben läugnen wollen (Lehmann, I. Nr. 123).

„In dem Edict von 1508 sind vier Fälle (Ehesachen, die Sende, geistliche mortificirte Renten, Testamentssachen) ausgenommen, und auch Herzog Wilhelm wollte nur verhindern, daß die Unterthanen in erster Instanz außer Landes evocirt würden; keineswegs wollte er den Erzbischöfen zu Köln das Jus dioecesanum und geistliche Oberjurisdiction abstreiten: wie aus jenen Edicten von 1550 und 1551 zu ersehen, wo er die gebührlichen Appellationen außer Landes ausdrücklich verstattet." Doch „von der Zeit ab, da das Kurhaus Brandenburg diese Länder in Besitz bekommen", hat man „diesseits dem Erzbischof zu Köln keine geistliche Jurisdiction geständigt", sondern die klevisch- und märkische Regierung „namens S. K. D. promiscue contra cujuscumque Religionis Subditos sich des Juris episcopalis gebraucht".

Kann man deutlicher sagen, daß die brandenburger Herrscher im Gegensatz zu den früheren katholischen Herzogen sich den Summepiskopat über die Katholiken angemaßt haben?

Es war das auch den heiligsten Versprechen zuwider. Denn in den Ehepacten vom 14. December 1572 war festgesetzt worden, daß, falls das Land an Preußen fallen würde, der neue Landesherr vor der Huldigung den Unterthanen der kleve-jülich'schen Lande festiglich geloben, zusagen, verbriefen und versiegeln sollte, mit Nichten auf Veränderung der Religion zu dringen, keine religiösen Neuerungen einzuführen, sondern die Unterthanen bei dem alten katholischen Glauben unbehindert verbleiben zu lassen[1]. Der Summepiskopat, welcher diesem alten katholischen

[1] „Im massen auch sonderlich vertragen, da solcher Fall der tödtlicher Ableibung vorfiele, soll ehe und bevor bestimbts unsers Ohemen und Schwagers Hertzogen zu

Glauben schnurstracks widersprach und eine Neuerung in den klevischen Landen war, enthielt also offenbar einen Bruch dieser Ehepacten und der spätern Verträge, die immer auf dieselben zurückkommen. Wird das genannte Versprechen sammt diesen Verträgen vielleicht deßhalb von Lehmann verschwiegen? Alles schien ihn zu nöthigen, dessen Wortlaut zu bringen. Er preist die preußische Toleranz gegen die Katholiken für die damalige Zeit als etwas ganz Außerordentliches, dessengleichen auf der ganze Welt nicht gefunden worden. Er forscht nach den Ursachen, macht lange Declamationen. Ei, warum gibt er nicht den einfachsten Grund an: Preußen hatte sich durch ein heiliges Versprechen dazu verpflichtet? Oder glaubt er, daß Verträge den katholischen „Ketzern" nicht zu halten wären? oder gar, daß die staatliche Souveränetät allmächtig sei und darum, uneingeschränkt durch alle früheren Verträge, einseitig festsetzen könne, was ihr beliebe?

Als der letzte Herzog von Kleve, Johann Wilhelm, 1609 kinderlos starb, traten viele Berwerber um die reiche Erbschaft auf. Brandenburg und Pfalz-Neuburg, welche die älteren Schwestern des letzten Herzogs geheirathet hatten, kamen indeß allen anderen zuvor und gaben den Ehepacten gemäß 1609 folgende Reversalien: „die katholische Religion, wie auch andere christliche Religion an jedem Orte in öffentlichem Gebrauch und Übung zu continuiren, zu manuteniren und zuzulassen, und darüber Niemand in seinem Gewissen noch Exercitio zu turbiren, zu molestiren und zu betrüben."

Da das Grundgesetz der kleve-jülich'schen Lande deren Untheilbarkeit aussprach, so konnten sie nur gemeinschaftlich das Land in Besitz nehmen, bis entschieden worden, wer unter den Beiden der rechtmäßige Erbe sei. Dieser gemeinschaftliche Besitz war auch für die kirchlichen Verhältnisse von der größten Wichtigkeit, besonders als der Pfalzgraf von Neuburg katholisch geworden. Denn Letzterer trat nun für die Katholiken in den

---

Gülich 2c. Land und Unterthanen uns Hertzog Albrecht Friedrichen unserm Erben und Nachkommen Huld und Aydt thuen, ihnen von uns festiglich gelobt, zugesagt, verbrieffet, und versiegelt werden, obangeregte Fürstenthumben Cleve, Gülich und Berge 2c. Sambt die zugehörige Graffschafften und Herrlichkeiten, Unterthanen und Angehörige zu einige Veränderung der Religion mit nichten zu bringen, oder darentgegen einige Verneuerung einzuführen, sondern sie vielmehr bey dem alten wahren allgemeinen Catholischen und Apostolischen Glauben unbehindert verbleiben zu lassen, und darwieder zu thun nicht gestatten."

Diese und die folgenden Verträge sind in den beiden Beschwerdeschriften des Kölner Erzbischofs zusammengestellt.

von Brandenburg zunächst occupirten kleve-märkischen Landen ein, während umgekehrt Brandenburg [1] die Interessen der Protestanten in Jülich-Berg

[1] Wir lassen hier ein solches Actenstück (aus dem Xantener Archiv) folgen:

Von Gottes gnaden Georg Wilhelm Marggraue zue Brandenburg, deß h. Römischen Reichs Erz-Cämmerer vnndt Churfurst, in Preußen, zue Cleue, Julich, Berge, 2c. Herzog 2c.

Erbare liebe Andechtige, Eß ist euch unverborgen vnndt landtkundig, waßgestalt an seiten deß herrn Pfalzgrauen zue Neiburg 2c. Lb. die Gemeinen vnndt Kirchen der wahrer Euangelischer Religion in diesen unsern Furstenthumben unndt Landen, in merklicher anzahll unndt dem mehrern theill mit sperrung ihres freijen religionis exercitii sambt anderen trangsalen mehr, elendiglich zerstört vnndt verfolget werden, ohne einig derselben verschulden, unndt zumahll denen mit diesen Landen uffgerichten Reversalen vnndt anderen mehren dießfalß ferner erfolgten erklärungen zuwidder, deßhalben wir biß daher so woll fur unnß alß durch unsere Freundt unndt allijrte in mehrfeltigen wollgemeinten erinnerungsschreiben die behörliche restitution in der güte suchen unndt begehren lassen,

Wann wir aber in der that verspüren, daß solcher gestalt nicht allein zur restitution nichts kan verfangen, sondern vorbemelte Kirchen unndt Gemeinen nur desto bitterer angefeindet werden, Wir unnß aber dabey zuuorderst gewissens halben, dann auch daß wir zue erhaltung guter einigkeitt vorangeregte Reversalen, unsers theils, zuhandthaben gemeindt seindt, dergestalt hoch interessirt befinden, daß wir lenger nichtt zusehn mögen, da wir euch unndt alle ewerer confession zugethane Geist- unndt Weltliche, nicht allein beij offentlichem exercitio ewerer Religion, sondern auch in unbehinderter nießung so vieler vnndt mehrentheils von unsern Vorherrn unndt unnß herrührender unndt vergönter milter stiftungen vnndt güter unter vnserm schutz sicher bleiben vnndt wohnen lassen, daß dabeij unsere Religionsgenossen also Jämmerlich betrübt unndt verfolget werden,

So ist hiemit unser gnedigster unndt ernster befehll, daß ihr unuerzüglich beij Pfalz Neiburgs 2c. Lb. alles vleisses daran seiet, damit die zerstörte unndt betrangte Euangelische Gemeinen dieser Landen allerdings widder restituirt unndt beij ihrem freijen exercitio Religionis in Kirchen unndt Schulen unbeeinträchtiget gelassen werden, allermaßen wir nicht zweifelen, ihr ein solches woll werdet vermögen, auch euch dabeij nicht wenig interessirt zu sein erachten können, Dann uff den wiedrigen fall habt ihr es dauor zu halten, daß nach so lang gehabter gedult wir solcher abgenötigter gegenhandthabs Mittell [Repressalien], welche euch mit treffen werden, nicht geübriget bleiben mögen, Verlassen vnnß solches also zu geschehen, vnndt seindt ewerer verrichtung unuerlengten berichts innerhalb Monatsfrist in gnaden gewertig, damit wir euch woll beigehan. Datum Emmerich den 6 Maij Anno 1626

An statt unndt vonwegen hochst. Gn. ihrer Churf. Durchl.
Johann Fridrich von Roeden.

Denn Erbarn unsern lieben Andechtigen Dechant unndt Chr. von Heimbach Capitul der Collegiat Kirchen unserer Stadt Xanten.

Aus den vielen Actenstücken jener Zeit, die im Xantener Archiv liegen, haben wir dieses veröffentlicht, weil es zeigt, daß bereits Kurfürst Georg Wilhelm die Politik der Repressalien begonnen hat und die gewaltsame Wegnahme der katholischen Kirchen in Emmerich, Rees, Goch und Büderich nicht bloß von den Holländern verschuldet, sondern Ausführung einer brandenburgischen Drohung war.

vertheidigte. Daraus entstanden dann die endlosen Verhandlungen über die gegenseitigen Religionsbeschwerden. Auch nach der definitiven Theilung blieben gerade in Religionssachen Überbleibsel des früheren Condominats; so hatte der Kurfürst einen Residenten in Düsseldorf, der über die Interessen der dortigen Protestanten, und der Pfalzgraf einen Residenten in Kleve, der über die Interessen der dortigen Katholiken zu wachen hatte; auch die Kapitelspfründen, deren Patronat die früheren Herzoge ausgeübt hatten, wurden noch im 18. Jahrhunderte von jedem der beiden Fürsten abwechselnd nach einem bestimmten Turnus besetzt, sowohl vom Könige Preußens für Jülich-Berg, als vom pfälzischen Kurfürsten für Kleve-Mark. Von diesen charakteristischen Verhältnissen schweigt Lehmann; nur gelegentlich (S. 41) erwähnt er einmal den Condominat. Er verfährt so auch noch bei andern Ereignissen, die von Wichtigkeit für die religiös-politische Entwickelung gewesen sind; anstatt sie der Ordnung nach actenmäßig darzustellen, erwähnt er sie gar nicht oder nur nebenbei, wie wir bereits gesehen und noch weiter sehen werden.

Zunächst mußten die beiden possedirenden Fürsten Bundesgenossen gegen ihre mächtigen Feinde werben; denn der Kaiser hatte, als seine Abmahnungen vergeblich gewesen, den Sequester über die Lande bis zur endlichen Entscheidung gelegt und mit dessen Ausführung den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, beauftragt, der auch alsbald Jülich besetzte. Er stützte sich besonders auf spanische Truppen, die im niederländischen Kriege frei geworden waren. Dagegen trat die Union der deutschen protestantischen Fürsten für Brandenburg und Pfalz-Neuburg ein, und auch Heinrich IV., der diese Gelegenheit benutzen wollte, um einen Hauptschlag gegen das habsburgische Haus zu führen, erbot sich gleichfalls, Hilfstruppen zu senden. Er machte dieß aber von der Bedingung abhängig, daß die beiden Fürsten die katholische Religion in den kleve-jülich'schen Landen gemäß den Ehepacten aufrecht halten würden, was sie bereitwilligst versprachen. Dasselbe Versprechen ließen sich die Franzosen 1610, als sie nach dem Tode Heinrich' IV. Jülich eroberten, bei der Übergabe dieser Stadt feierlich wiederholen[1]. Das Versprechen wurde

[1] Ayant cy devant esté promis par Messieurs les Princes au feu Roy de Louable memoire, l'invincible Henry le grand du nom, Roy de France et de Navarre, que es pays de Juliers Cleves et Bergh et autres appartenants et possedez par les dicts sieurs Princes; Il ne se feroit aucun changement, en l'exercice de la Religion Catholicque Apostolicque et Romaine ains qu'iceluy exercice serà permis à toutes personnes es dicts pays, les dicts Princes promettent le faire ainsy garder et observer, et seront toutes personnes Ecclesia-

aber schlecht gehalten. Als nämlich die beiden lutherischen Fürsten Besitz vom Lande ergriffen hatten, fielen mancherorts die Protestanten über die katholischen Kirchen und Kirchengüter, Hospitäler und Waisenhäuser her, denn sie glaubten sich durch ihre Landesherren gedeckt. Darin täuschten sie sich nicht. Erst als der Pfalz-Neuburger katholisch geworden, kam wenigstens von dieser Seite Änderung. Auch setzte der Vertrag von Xanten (12. November 1614) fest, daß alle seit 1609 in Religionssachen geschehenen Änderungen wiederum aufgehoben und künftighin Alles gemäß den Reversalien und dem bei der Übergabe Jülichs gemachten Versprechen, die katholische Kirche in der freien Ausübung ihres Cultes und dem Genusse ihrer Privilegien und Güter zu erhalten, geschehen solle. Garanten dieses Vertrages waren Frankreich, Spanien, England, Holland; er blieb die Basis aller späteren Verträge, obwohl vorderhand seine Ausführung an der Weigerung der Spanier, Wesel zu verlassen, scheiterte. Wiederum ward 1624 in Düsseldorf zwischen den beiden Fürsten ein Receß geschlossen, der, wie Lehmann sagt, „über die kirchlichen Fragen nur einen Hinweis auf ältere Verpflichtungen enthielt". Was das für Verpflichtungen waren, sagt er nicht; es war das in den Ehepacten gegebene Versprechen, den alten katholischen Glauben aufrecht zu halten und keine Veränderungen und Neuerungen in Religionssachen vorzunehmen [1]. So ward Brandenburg fort und fort an seine Verpflichtungen gegen die Kirche in Kleve-Mark erinnert oder auch mit bewaffneter Macht dazu angehalten. Wenn es denselben in sehr bescheidener Weise nachkam, so verdient das nicht jenes überschwängliche Lob, welches Lehmann der brandenburgischen Toleranz ertheilt.

Unterdessen hatten die Spanier, als Bundesgenossen Pfalz-Neuburgs, fast die ganzen Lande besetzt, selbst Kleve 1624 auf kurze Zeit occupirt. Nur Emmerich und Rees blieb in den Händen der Holländer. Es war das auch für die Religionsfrage von der größten Wichtigkeit; denn 1624 war das im westphälischen Frieden bestimmte Normaljahr, und dieß war den Katholiken entschieden günstig. Lehmann gibt das zu, aber mit einer Ausnahme; denn er behauptet, der Erzbischof von Köln sei un-

stiques conservez et maintenus en leurs privileges, et immunitez; et en la jovissance de leurs biens, rentes et revenus, etc.

Lehmann übergeht dieß Versprechen und den Vertrag von Xanten.

[1] „Zweytens, dieweil auch in den Preußischen Heyraths-Tractaten, darauf sich auch die Heyraths-Tractaten der jüngern Schwestern referiren, klar versehen ist, wie es mit der Religion soll gehalten werden, als sollen selbige Tractaten in gehörige Obacht genommen und gehalten werden."

zweifelhaft im Normaljahr nicht im ruhigen Besitze seiner Diöcesangewalt über die Katholiken von Kleve-Mark gewesen, deßhalb sei diese gemäß Art. 5 § 48 des westphälischen Friedens suspendirt, und der Kurfürst „Erbe des Bischofs" geworden (S. 54. 64). Hier ist wiederum das „Unzweifelhafte" geradezu auf den Kopf gestellt. Daß die Kölner kirchliche Gerichtsbarkeit „ruhig ausgeübt" wurde, soweit der Arm der Spanier reichte, wird wohl auch Lehmann nicht bezweifeln. Die Spanier hatten sich aber fast der ganzen Lande bemächtigt. Zudem wies der Erzbischof von Köln aus den Protocollen seines Generalvicariats nach, daß dasselbe im Jahre 1624 zwei Streitigkeiten aus Kleve-Mark, die von Siberg und die von Bongart, abgeurtheilt und zwei Visitationen, des Xantener Capitels und der Franziskanessen in Sonsbeck, abgehalten. Dagegen kann auch nicht ein einziges Document von den Gegnern erbracht werden, daß der Kurfürst thatsächlich im Jahre 1624 in Emmerich oder Rees irgendwie die Ausübung der bischöflichen, von den Katholiken nach wie vor anerkannten Jurisdiction[1] gestört habe. Die Reeser leisteten sogar damals, wie noch geraume Zeit später, den Treueid dem Kurfürsten von Köln als ihrem Landesherrn, da die Stadt nur im Pfandbesitz der Herzoge von Kleve war. Freilich liegen zwei kurfürstliche Erlasse aus den Jahren 1615 und 1616 gegen die bischöfliche Jurisdiction vor. Doch das sind nicht Normaljahre; es müßte also bewiesen werden, daß jene Erlasse 1624 erneuert oder thatsächlich ausgeführt wurden. Dieß ist aber nicht geschehen. Das einzige Document, welches aus dem Jahre 1624 von Seiten des Kurfürsten über Kirchensachen vorliegt, ist jener Receß von Düsseldorf, worin der Kurfürst sich verpflichtet, den alten katholischen Glauben ohne alle „Neuerung" und „Änderung" aufrecht zu halten. Der brandenburgische Summepiskopat und die Läugnung der Kölner bischöflichen Gerichtsbarkeit war aber ohne Zweifel, wie selbst die brandenburgischen Abgesandten in Bielefeld 1672 (Lehmann, I. Nr. 123) eingestehen, eine Veränderung des Status quo vor 1609. So nichtig ist auch dieses Fundament der von Brandenburg beanspruchten und von Lehmann so heiß vertheidigten Kirchenhoheit.

Die spanische Übermacht in Kleve-Mark hörte mit dem Verluste Wesels 1629 völlig auf; die Holländer rückten in die von ihren Gegnern verlorenen Plätze, und nun begannen die größten Drangsale für die

[1] Daß die Katholiken die Jurisdiction des Ordinarius anerkannt, geht schon aus der Thatsache, daß der katholische Cult fortgesetzt wurde, hervor. Ohne bischöfliche Approbation und Jurisdiction kann ja nicht einmal giltig Beicht gehört werden.

Katholiken. Diese wandten sich an den Kurfürsten von Köln, an den Kaiser, an den holländischen Feldherrn Heinrich von Oranien. Der Kurfürst von Köln schrieb auch an den Cardinalinfanten, den spanischen Statthalter der Niederlande, ja die katholischen Kurfürsten verwandten sich 1630 für die Klever Katholiken bei Brandenburg und den Generalstaaten [1]. Alles das half wenig. Der dreißigjährige Krieg vermehrte die Bedrängnisse in's Ungemessene. Darum war aber auch der Jubel unbeschreiblich, als die Kunde vom endlichen Abschluß des Friedens kam. Besonders am Niederrhein [2] ward der Friede mit den größten Festlichkeiten verkündet. Aber die Freude sollte nicht lange währen. Der Kurfürst warf sofort wieder (1651) die Kriegsfackel in's Vaterland unter dem Vorwand der Religion, der Bedrückungen der Protestanten. Er überfiel mit 4000 Mann den ganz unvorbereiteten Pfalzgrafen, der sich eines solchen Friedensbruches nicht versehen hatte. Letzterer erklärte die brandenburgische Klage über die Verfolgung der Protestanten für so unwahr, daß er sich nicht würdige, darauf zu antworten [3]; aber selbst wenn sie wahr gewesen, so hätte nach den Reichsgesetzen und dem westphälischen Frieden zuerst eine friedliche Lösung versucht werden müssen. Lehmann hat kein tadelndes Wort über diesen Frevel des Friedensbruches. Glücklicherweise gelang derselbe nicht. Aber es schien, als ob der Kurfürst seine katholischen Unterthanen dieß Mißlingen entgelten lassen wollte. Seit 1609 hatte man in den klevischen Landen die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen die Katholiken verübt. Über 100 Kirchen, Vicarien und Renten waren ihnen, wie auch die klevische Regierung zugab, den Reversalien entgegen geraubt worden. Daß dieselben in den Kriegszeiten nicht zurückgegeben wurden, wollen wir der brandenburgischen Regierung nicht hoch anrechnen. Aber auch nach dem Frieden schien der Kurfürst keinen Finger rühren zu wollen, um das Unrecht wieder gut zu machen. Ja, das Sträuben gegen diese Zurückgabe war einer der hauptsächlichsten Gründe, weßhalb alle Verhandlungen scheiterten, bis schließlich Pfalz-Neuburg nachgab. Dazu kam die erdrückende Belastung des Klerus mit Steuern und ein schmählicher Pfründenschacher. Der Kurfürst mußte auf die Beschwerde Kurkölns selbst gestehen, daß er die Pfründen auch Protestanten zuwende (von denen dann Geistliche sich dieselben erhandeln mußten), setzte aber hinzu, daß

---

[1] Ein ganzes Convolut von diesen und ähnlichen Bittschriften und Antworten befindet sich im Xantener Archiv.

[2] Siehe hierüber Nettesheim, Geschichte der Stadt Geldern, S. 421.

[3] Brosius, Juliae Annal., III. 158.

kein Capitel sich zu dieser Beschwerde bekennen wolle (Lehmann, I. Nr. 40). Das ist nicht ganz richtig. Im Xantener Archiv befindet sich noch die Antwort, welche die Capitel auf die Frage, ob sie sich wegen der Collation der Pfründen oder anderer Dinge beim Kölner Kurfürsten beschwert hätten, einmüthig abgaben. Sie erklären, „dismahlen" nicht beim genannten Kurfürsten geklagt zu haben; sie hätten aber „zum öftern" ihre Beschwerden sowohl bei ihrem gnädigsten Landesherrn, als bei dessen klevischer Regierung vorgebracht, wären „aber nit bis zu diesem Tag erhort worden." Wir fanden auch unter den Gravamina des Xantener Archivs eines gerade aus jener Zeit (13. April 1663), „Gravamina capituli Xantensis", dessen dritter Punkt lautet, daß der Kurfürst Pfründen an Weltliche verleihe, von denen die Geistlichen sich dieselben um Geld verschaffen müßten. Dasselbe Capitel klagt über den Zwang, der Priestern angethan wurde, damit sie Ehen unter Verwandten auch ohne kirchliche Dispens einsegneten, und viele andere Punkte. Aber das Vorgehen gegen die Katholiken wurde immer gewaltsamer.

Der Dechant des Klever Capitels Ubelmann wurde nämlich sammt dem Pfarrer den 8. August 1658 „auf befelch des hhl. Regierungsrathes durch die Richteren in leibliche Haft gezogen und mit gewaffneter Manschaft zu höchstem Schimpf und Spott als ahn leib und leben straffbahre Übeltheter offentlich" in's Gefängniß geschleppt. Was war nun das hochpeinliche Verbrechen solcher bislang völlig unbescholtenen Ehrenmänner? „Erstlich weilen das Concilium zu Trident in unserer [Collegiat-] Kirche jährlich publicirt worden, zweitens das man mit der materbornschen procession gegen Verbott der Regierung fortgefahren . . . und bei dem darüber angestellten Verhör den Erzbischoffen zu Cölln seinen ordinarium genannt." Das Klever Capitel sandte darauf eine sehr inständige Bittschrift[1] an den Kurfürsten, worin es betheuert, daß jene tridentinische Vorschrift über die Ehe seit mehr denn 20 Jahren alljährlich ohne allen Anstand in der Kirche verkündet worden, die Materborn'sche Prozession seit unvordenklichen Zeiten in Gewohnheit gewesen, endlich der Erzbischof „quoad spiritualia et sacramentalia" „mit keinem Unfug pro ordinario gehalten" werde. Jene Geistlichen wurden nun freilich wieder auf freien Fuß gesetzt, gegen das dem kurfürstlichen „jus episcopale" präjudicirenden „Unwesen" aber das Säcke-Edict erlassen. Auch

[1] Eine Copie dieser Bittschrift im Archiv von Xanten.

die Beschwerde der Katholiken [1] über den Befehl, daß sie selbst dieses Edict von der Kanzel verkündigen sollten, ward nicht angenommen. In dieser verzweifelten Lage wandten sie sich endlich durch den Pfalzgrafen an den Kaiser. Die Beschwerdeschrift enthielt 302 detaillirte Fälle von Bedrückungen, Erpressungen, Vexationen, Beraubungen. Doch auch dieser Schritt schien die klevische Regierung nur zu erbittern. Dieselbe drohte unter dem Vorwande, daß Protestanten um ihrer Religion willen aus Düsseldorf vertrieben worden, mit Repressalien. Vergebens erwiederte Pfalz-Neuburg, daß nur Leute, die einen schmutzigen Lebenswandel geführt, ausgewiesen worden, und daß alle bis auf fünf katholisch seien. Die Repressalien wurden ausgeführt, die Kapuziner aus Kleve ausgewiesen, und sie konnten erst nach zwei Jahren wieder zurückkommen; den Jesuiten in Emmerich und den Kapuzinern von Xanten ward der Befehl zugestellt, binnen sechs Wochen das Herzogthum zu verlassen; mit genauer Noth erlangten die Minoriten von Kleve noch einen kleinen Ausstand. Da gab Pfalz-Neuburg, welches durchaus zum Frieden mit dem Kurfürsten kommen wollte, nach und deprecirte sogar wegen des Geschehenen. Später wunderte sich die klevische Regierung, daß die Prediger, welche sie zu dieser Ausweisung veranlaßt, ihre Klagen thatsächlich als unbegründet zurückgenommen (s. o. S. 43).

Unterdessen fuhr man in der Stadt Kleve mit den Vexationen der Katholiken fort. Man wollte eine Straße quer durch die Immunität anlegen, d. h. durch den mit Privilegien versehenen Platz der Canoniker-Wohnungen, um für Se. Kurfürstliche Durchlaucht einen reinlicheren Weg vom Schloß zur Nassauer-Allee zu schaffen. Trotz aller Proteste des Capitels ließ der kurfürstliche Statthalter in einer Nacht die Capitelsschule, welche auf dem Terrain der projectirten Straße lag, durch mehr als 100 Mann demoliren. Es war die

[1] Außer der bereits oben (S. 38 f.) erwähnten Klageschrift des Klever Capitels „super edicto de insaccatione“ sammt Beilagen befindet sich im Xantener Archiv ein ausführlicher, mit Actenstücken belegter Bericht über das, was vor Überreichung jener Beschwerdeschrift in Kleve geschehen war. Zuerst hatte das Capitel eine kleinere Supplik dem Kurfürsten überschickt. Daraufhin erging ein Befehl der Regierung, alle Capitulare „zu vernehmen, ob und welche sich zu diesem anmaßlichen Bericht bekennen“. Das ganze Capitel erklärte einmüthig, die Supplik gesandt zu haben. Serenissimus bezeugte ihm darob sein Mißfallen und befahl der Regierung, das Edict an den Thüren der Collegiatkirche anzuschlagen, dem Capitel aber, sich nach demselben zu richten. Erst jetzt verfaßte letzteres jene Beschwerdeschrift. Die Furcht war aber auch unter den weltlichen Beamten so groß, daß das Capitel anfangs Niemanden finden konnte, der seine Unterschrift legalisiren wollte.

einzige öffentliche Schule der Katholiken, während die Reformirten in der überwiegend katholischen Stadt deren drei besaßen; und über fünf Jahre dauerte es, bis dem Capitel nach vielen Beschwerden und Verhandlungen eine neue Schule hergerichtet wurde. Dann wollte der Statthalter 1665 auch das Leprosenhaus aufheben, „um daraus zu Diensten des Kurfürsten einen mit Mauern umzogenen Platz zu machen, für Holzfiseel, Jagdhunde u. dgl. hinzulegen". Das Capitel erwiederte, daß der Ort ad pias causas fundirt sei, doch könne man, ohne das Leprosenhaus aufzuheben, ja den Hof zeitweilig für den gewünschten Zweck aptiren. Man wollte aber gerade die Aufhebung des Leprosenhauses und steckte sich hinter den protestantischen Magistrat, der binnen acht Tagen das Spital zu räumen gebot. Die Aussätzigen (unter diesen ein stockalter, blinder, gichtbrüchiger Mann) baten nun das Capitel, auf dessen Heide Hütten aufzuschlagen; der Oberjägermeister aber insinuirte demselben, daß „von nun an alle Stifter und Klöster die Jagdhunde der hohen Herrschaft zu ernähren hätten"[1]. Die possedirenden Fürsten kamen endlich in Dorsten 1665 zu einem Theilungsvertrag; zugleich ward darin laut dem westphälischen Frieden 1624 als Normaljahr für die Religionssachen angenommen. Sofort erhoben aber die Stände der Mark und von Kleve, sowie die klevische reformirte Synode dagegen Einspruch, während die katholische Ritterschaft Kleve's, sowie das Capitel von Xanten den Kurfürsten baten, doch den Vertrag zu ratificiren. Wir lassen hier die beiden Actenstücke folgen:

Durchleuchtigster Churfurst, Gnedigster Herr.

Demnach die Clevische Landstende auß Ritterschafft und Stätten unlengst auß Xanten, wieder den zu Dörsten, durch göttlichen beystand in puncto religionis in so weit getrofenen provisional vertrag, warüber alle Underthanen billich zu erfrewen und vielmehr Gott dem Almechtigen deßwegen zu danken alß sich dißfals zu beschweren hetten, auf dem nahmen der gesambten landtstenden ein- und ander schriftlich eingewand, unnd dahero [wir] in der beisorg stehen, Ew. Churf. Dhl. dardurch in die gedancken gebracht werden mögten, alß wen die auf den Landtägen mit erscheinende Catholische Stende diße Ew. Churfl. Dhl. zu beruhigung dero Underthanen, tragende höchst ruhmliche, und hoc in passu bezeigte friedfertige höchste intention, neben andern improbiren, unnd wiedersprechen theten; alß haben eine nohtwendigkeit zu sein erachtet, hoffen auch Ew. Churfl. Dhl. werden es auch nit ohnmilt empfinden, daß wir unserer wegen vorerwenter anseithen der Landstende beschehener contradiction tragende Verschuldt, derofelben in Underthenigkeit bekandt machen, in maßen dan nicht allein die catholische Ritterburtige der Zeit mehrentheils außer landts sich aufgehalten,

[1] Über alles dieses Scholten, Stadt Kleve, S. 210. 527.

unnd allein ein einziger der von Tingnagel solchen deliberationibus beigewohnet, unnd alßo pluralitati votorum, welche doch vigore pacis publicae in religionssachen, so von vielen juxta affectus decidirt worden, billich kein platz greifen solle, hatt weichen mueßen, sondern auch die beyde Stätte Calcar und Xanten demselben außtrucklich contradicirt haben, wie auß beygehendem bey der subsigillation ertheiltem reverse mit mehrerem gnedigst zu ersehen Unndt obwohlen Keiner mit gesunden Wißen wirdt verleugnen und in abrede sein können, wan alles nach den reversalen observirt und gehalten werden solle, daß den Catholischen dardurch weith ein mehrers, alß sonsten eingeraumet, und zuruck gegeben werden mueße, undt also bey observantz des Jahrs 1624 noch ein merckliches verlieren werden, So wollen dennoch dieselbe zur befurderung deß gemeinen weesens herstellung guethen Vertrawens und ungefärbter liebe ihr eigenes interesse lieber so weit hindersetzen, alß daß Sie die mit so vielen seuftzern so viele Jahren hero höchst desiderirte und von Gott dem Almechtigem mit vielen Tränen erbettene, nunmehr in so weith zwischen beyden Chur- und fürstl. Dhl. Dhl. getroffene guete harmonie, und einigkeit einiger gestalt controvertiren, oder zur fernern trennung die geringste ahnlaß geben sollen,

Wie dan auch unsers theilß nit ergreifen können, daß Unßere andere mitstände, wan die sach ohne passion und affection recht eingesehn wirdt, sich daruber zue beschweren einige reden haben, Sintemahlen den Catholischen niemahlen im Sinn, noch gedanken kommen, daß dieselbe in Ihren Zustehenden unnd hergebrachten exercitiis turbiret, wenig nach Verordnung des Munster- und Oßnabruggischen Friedensschluß von friedtbahrer beywohnung unndt andern burgerlichen freyheitten unnd gerechtigkeitten excludirt, sondern bey demjhenigen, waß jetzgenannter friedenschluß Ihnen zum besten verordnet, unbeeinträchtiget gelassen werden sollen. Welches dan, tam in aequitate quam justitia absonderlich fundirt und gegrundet dardurch alle bißhero obgeschwebte streitigkeitten, höchstschädtliche Trennungen, und alle Zerruttungen, infractiones und mißhelligkeiten auß dem Wege geraumt, und beyderseits underthanen durch dieß, und kein ander bequemer mittel, in einen gueten Ruhestandt und bestendige tranquillität gesetzt, und erhalten werden könne. Gestalt dardurch alle occasiones litigandi, auch die gnedigste verschafften, wie bißhero so vielfaltig beschehen, deßfalß ferner zu beunruhigen, neben allen Zwiyspalt mißverständtnus und verbitterung gentzlich abgeschnitten werden, Wie dan auch unsers geringen Underthenigsten ermesens, die Evangelische sich unterem schein der reversalen zubeschweren keine befuegte Ursach haben, weilen obbesagter dörstischer Vergleich nur interimsweiß, und biß zu erörterung der kayserlicher Commission aufgerichtet, dabey dan erkent werden solle ob, und waß die reversalen in puncto religionis vor effect und wurckung haben sollen. Wan nun bey so gestalten sachen nicht gern die blasme viel weniger die große Verantwortung zu vorderst vor Gott dem Almechtigen, Ew Churfl. Dhl. der gantzen Ehrbaren Welt und kunfftiger posteritet auf unß laden und ersitzen laßen wöllen, daß wir dißes so lang gewunschtes heilsahmes Werk zu hemmen gesucht, oder einig retardat verursacht haben sollen, sondern Unserer aufliegender underthenigster devotion, und pflichten halber daßelbig, waß Ew. Churfl. Dhl. neben anderen hohen potentaten, juxta pragmaticam illam sanctionem totius Imperii hierinnen guth gefunden haben, gleich anderen Reichsunderthanen gehorsambst einzufolgen Unß in allen wegen schuldigst erkennen. Alß haben Ew. Churfl. D. auß oberwehnten motiven diße Unsere respective underthenigste unschuldt, und gehorsambstes anerbieten schuldigster maßen in Underthenigkeit zu hinderbringen nit umbgehen mögen, mit nochmahliger underthenigster bitt unß solches in ungnaden nicht vermerken, sonderen in dero beharlichen hohen Churfl. Gnaden, Schutz und Schirm ferner gnedigst zu conserviren, dieselbe hiebey Gottes

langduerigen obhaltung zur langwirigen glückseligsten Regierung Unß aber zu dero hohen Churfurstl. hulden und Gnaden unterthenigst gehorsambstes fleißes recommendirendt

Ew. Churfl. Dhl.

Unterthenigst gehorsambste

J. Jh. v. Bre  Fher von Wilich zu Winenthal
D. B. freyherr v. Loe zu Wißen
Otto Tengnagel zu der Horst
Willem van Ulfft dictus Dornich zu Lorchhaußen,
Ar. freyh. von Wachtendunck zu Germenseel

Pro copia authentica cum suo vero originali concordante Jaco. Heinrici publicus et in Aula Electorali Clivensi approbatus Notarius sc. et subscripsi 1666 11 Aprilis.

Durchleuchtigster Churfurst, Gnedigster Herr.

Was vor ungelegenheit religionssachen vielmals im Lande verursachet ist leider! landtkundig, und derwegen haben wir unß, und alle ruheliebende sich billig erfrewet, daß Ew. Churfurstliche und Seine Pfaltz Newburgische Durchleuchtigkeiten in religionsweesen Verglichen, und die sache zu Dörsten so weith bracht, daß 1ª Januarii 1624 pro termino sub ratificatione angenohmen worden, unerachtet den Catholischen die reversalen und daß Jahr 1609 nutzlicher gewesen wehre. Nun vernehmen wir aber mit befrembdung, daß einige vielleicht in particulier interessirte an statt ietzgenannten 1624 Jahrs, daß Jahr 1651 pro termino vorgeschlagen, unnd so viel erhalten haben, daß Ew. Churfl. Dhl. es ahn einigen Cleve- und märkische Deputirten gelangen laßen, welche hieruber mit den gulich- unnd bergischen landtstenden in conferenz zue tretten im werck begriffen sein solten; Wan aber gnedigster Churfurst unndt Herr aller billigkeit zuwieder were, daß den Catholischen alle Kirchen, beneficien, Pastoryn, vicarien, und Thenten welche Ihnen vor und nach dem Jahre 1624 entzogen fürtershin enthalten werden wolten, sich dannach auch nit reimet, daß entweder einer in aliena Ecclesia, non concupisces predigen, oder der solches Prediget, ex alieno leben solte, sonderlich dahe, ob gleich die Catholische ahnstatt der reversalen, und deß Jahrs 1609 das Jahr 1624 alß einen gemeinen Reichsterminum mit ihren großen schaden Ew. Churf. Dhl. zum respect, und auß liebe der ruhe und deß friedens annehmen mögten, dennoch die Catholische Stände auß Ritterschafft und Stätten, wie auß derselben beiliegenden original bitte, welche Ew. Churfl. Dhl. gewunschter ankunft in diesen landen zuruk gehalten, und unß, umb mit dißer supplic zu ubergeben zugestellet haben, mit mehrerem zu vernehmen, so wenig alß wir in dem Jahr 1651 consentiren können, sondern neben unß der meinung sein, unnd bleiben, daß man sich zum wenigsten bey dem Jahr 1624 halten solle, dardurch den auch den Dörstischen tractaten vornembster intendirter zweck kunftiger ruhe, unnd einigkeit bestendigst zu erhalten wehre, insonderheit wan die wurkliche restitution allerseits uffrichtig erfolgte, unnd unß daß unsere alßo gelaßen würde, gleich wir andern daß ihrige von hertzen gern lassen werden, Als glangt dißem nach ahn Ew. Churfl. Dhl. unsere underthenigst diemuetigste bitte, dafern es bey den reversalen und dem Jahr 1609 ja nit Verbleiben könte, daß unß dannach, wie anderen catholischen Reichsunderthanen kein anderer terminus alß welcher von allen hohen potentaten, Chur- und Fursten

fest gestellet, und wir unß darumb deßen nit begeben können, angemuethet, sondern es dabey allerdings gelassen werden möge. Solches

Ew. Churfl. Dhl.

Underthenigst diemuetigster

Johan Mockel Dechant zu Xanten nomine capituli Xantensis subscripsit.
idem omnium collegiorum Decani proprio nomine et manu subscripsere.

Die gesammte klevische Geistlichkeit sandte eine ähnliche Bittschrift an den Pfalzgrafen von Neuburg [1]. Lehmann hat alle jene protestantischen Documente mitgetheilt, die katholischen aber nicht aufgefunden. Der Kurfürst gab dem Verlangen seiner protestantischen Unterthanen Folge und ratificirte den Vertrag nicht.

(Schluß folgt.)

**G. Schneemann** S. J.

---

# Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

## 14. Die Opfer der Priesterjäger und der Kerker.

Bevor wir den blutigen Abschluß des Titus-Oates-Processes erzählen, müssen wir noch ein Bild der unblutigen Verfolgung versuchen, welche derselbe in allen Grafschaften Englands hervorrief, und wenigstens einige seiner fast zahllosen Opfer nennen. Würden wir nur das Schicksal der auf dem Schaffote Geschlachteten berichten, so wäre ja unsere Darstellung viel zu lückenhaft. Erst durch einen Blick auf die Hunderte, ja Tausende unschuldiger Opfer, welche der anglikanische Fanatismus in die Leiden der verleumderisch Angeklagten und ungerecht Hingerichteten mit hineinriß, gewinnen wir einen Begriff von der Ausdehnung und dem Ingrimme dieser Verfolgung.

Alle Gefängnisse Londons und der Provinzen waren seit dem Tage, da die Kunde von der greulichen Papistenverschwörung England durchflog, mit Katholiken überfüllt; viele davon schmachteten als der Verschwörung verdächtig, andere als Beherberger von Priestern, die meisten

[1] Eine Copie davon im Xantener Archiv.

einfach ihrer Glaubenstreue wegen, da sie den vom Apostolischen Stuhle verbotenen „Treue-Eid" (oath of allegiance) nicht leisten wollten. Wenn wir die gefangenen Katholiken jener Tage auf mehrere Tausende schätzen, so werden wir nicht übertreiben, da die Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu von 1680 die Zahl der im Kerker gestorbenen auf einhundertundsiebenundvierzig angeben[1]. Wir möchten einmal gerne hören, aus welchem Lande und von welcher Zeit man aus der Geschichte der Inquisition, von der so viele Schaudermären in protestantischen „Geschichts"werken zu lesen sind, auch nur eine annähernde Zahl ihres Glaubens wegen Eingekerkerter nachgewiesen werden könnte! Und doch sagen die Jahresbriefe, daß die Verfolgung im Jahre 1680 nicht sowohl gegen Freiheit und Leben, als vielmehr gegen Hab und Gut der Katholiken gerichtet war.

Ganze Schaaren von Häschern, Priesterjäger an ihrer Spitze, durchzogen die Grafschaften. Der hohe Lohn von 20 Pfd. St., der auf den Kopf jedes Priesters gesetzt war, hatte die Priesterjägerei zu einem eigenen und sehr einträglichen Gewerbe ausgebildet. Wenn ein solcher Späher den Aufenthalt eines Geistlichen ausgekundschaftet hatte, ließ er sich von dem nächsten Friedensrichter die nöthige Vollmacht ausstellen, falls er nicht vom Privy Council mit einer Generalvollmacht ausgerüstet war, und überfiel dann das verdächtige Haus. Glückte der Fang, so war die gastfreie Familie ruinirt. Man denke sich die verzehrende Angst, in welcher sowohl Laien als Priester damals Tag und Nacht schwebten: jene für das Leben ihrer verehrten Priester, diese für Freiheit und Habe ihrer edeln Gastgeber. Als ein Beispiel theilen wir die Geschichte des P. William Aylworth (Harcourt) S. J. aus Nottingham mit, welcher von den Häschern beinahe zu Tode gehetzt wurde. Er entging zwar ihren Anschlägen, starb aber wenige Monate später in Folge der Strapazen, am 10. September 1679. Die Bibliothek von Stonyhurst[2] bewahrt die von P. Aylworth selbst verfaßte Erzählung seiner Erlebnisse, welche sich wie das Kapitel eines Romans lesen.

„Nach Weihnachten 1678[3] wurde ein Priesterjäger in diesen Theil Englands und gerade in das Haus gesandt, in welchem ich mich zufällig wäh-

---

[1] Cf. Records, XII. p. 80.

[2] Mss. Collectio Cardwelli, v. I. p. 62 (cf. Records, XII. p. 482 sq.).

[3] Wir geben die Jahreszahl nach der gewöhnlichen Zählung von Christi Geburt. Das Manuscript rechnet offenbar von der Menschwerdung (25. März) und zählt daher 1679. Es steht aber fest, daß P. Aylworth am 10. September 1679 starb.

rend dieses Sturmes aufhielt. Er hatte Verhaftbefehle für vier oder fünf Priester unserer Gesellschaft, die entweder früher in diesem Hause gewohnt hatten, oder von denen man glaubte, sie hätten sich dahin geflüchtet; obschon ich nun nicht namentlich genannt war, bestand für mich die gleiche Gefahr. Überdieß war von der Regierung dem Häscher eine Belohnung von 20 Pf. St. (400 M.) für jeden Priester ausgesetzt, und der verlogene oder vielmehr meineidige Oates hatte mich unter den von ihm so böswillig Angeklagten genannt. Endlich kam der Häscher in Begleitung einer Schaar protestantischer Nachbarn, denen ich von Angesicht bekannt war. Der Häscher beabsichtigte die erste Haussuchung am 20. Januar (1679) vorzunehmen. Um uns zu überrumpeln, machte er die mehr als 100 Meilen von London in Eilmärschen binnen zwei Tagen und weckte mitten in der Nacht einen Friedensrichter. Mit diesem eilte er am folgenden Morgen nach unserm Hause; eine Schaar von etwa 26 Mann begleitete ihn; manche darunter waren sehr wohl mit der Ordnung und den Gewohnheiten unseres Hauses vertraut. Der liebe Gott fügte es, daß ein Diener sie kommen sah, als sie nur noch einen Bogenschuß vom Hause waren; sofort meldete er meinem Obern [1] und mir, es käme ein Trupp Häscher in vollem Galoppe des Weges gesprengt. So eilten wir augenblicklich in unsere Verstecke. Da ich aber nach einer halben Stunde in dem Theile des Hauses, wo ich verborgen lag, kein Geräusch mehr hörte, kroch ich ruhig heraus und frug eine Magd, die gerade vorbeiging, was es gäbe. Sie antwortete, es seien nur einige benachbarte Adelige, welche mit unserm Obern speisen wollten. So ging ich quer durch den Garten auf mein Zimmer zu und war schon ganz in seiner Nähe, als die Herrin des Hauses mich sah und in großer Angst fragte, wohin ich wolle. Die ganze Wohnung und namentlich mein Zimmer und dessen Nähe seien voll von Häschern, die Alles drunter und drüber würfen und nach Priestern suchten. Ich drehte also um und ging langsam, damit meine Eile mich nicht dem Blicke eines Häschers verrathe, der mich über die Mauer oder durch ein Fenster sehen konnte, zu meinem Verstecke zurück. Da lag ich mehrere Stunden verborgen, bis die unliebsamen Gäste das ganze Haus durchsucht hatten und sich entfernten.

Am selben Abende bei Einbruch der Nacht saß ich im Zimmer meines Obern; wir wollten einige Stunden in gemeinschaftlicher Lesung verbringen. Er sprach den Wunsch aus, er möchte wohl mein Versteck ansehen, da ihm das seinige nicht sicher genug scheine. Sofort lud ich ihn ein, mit mir zu kommen. Er war aber müde und wünschte jetzt zu ruhen. Ich drang in ihn und sagte, es sei kein Augenblick zu verlieren. Besiegt durch mein ungestümes Begehren und ein wenig ärgerlich erhob er sich endlich von seinem Stuhle und folgte mir. O wundervolle Vorsehung Gottes! Kaum hatten wir das Versteck erreicht und die Thüre geöffnet, als ein Diener gelaufen kam und am ganzen Leibe zitternd uns mittheilte, die Häscher seien wieder im Hause und seien fast unbemerkt bis in die innersten Zimmer eingedrungen.

---

[1] P. George Busby, von dem sogleich einige Notizen folgen.

Der schlaue alte Fuchs hatte sich dieses Mal allein im Dunkel der Nacht in das Haus geschlichen, eine Lampe ergriffen, bei deren Schein die Dienerschaft in der Thorhalle spielte, und war damit geraden Weges in das Zimmer meines Obern geeilt, das wir einen Augenblick vorher verlassen hatten. Er fand daselbst ein munteres Feuer im Kamin und auf dem Tische zwei Breviere. Tobend und rasend, weil die Beute seiner Hand entschlüpft war, rief er seine Gesellen zu Hilfe, welche er theils am Thore, theils in einem Hinterhalte im Garten aufgestellt hatte. Sofort begann eine neue und sorgfältige Haussuchung; jedes Zimmer und jeder Winkel wurde durchspürt, der Garten abgesucht; dann wandte er sich an die Dienerschaft und suchte sie durch Lohn zu bestechen oder durch die Drohung, sie in Fesseln zu schlagen, zu erschrecken. Endlich sah er ein, daß er so nichts ausrichte; nach einer nutzlosen und höchst aufregenden Haussuchung war er gezwungen, das zweite Mal abzuziehen.

Hierauf belästigte der Priesterjäger acht Tage lang der Reihe nach alle hervorragenden Katholiken der Grafschaft. Bevor er dann nach London zurückkehrte, brach er abermals ganz unerwartet mit einem zahlreichen Gefolge von Nachbarn in unsere Wohnung ein, durchforschte jeden Winkel, ließ keinen Stein unberührt, unterwühlte die Mauern, durchsuchte die Cisternen, jedes größere Faß, ja die Quellen selbst. Er löste sogar den Mägden die Zöpfe auf, um zu sehen, ob darin keine Rosenkränze versteckt seien u. s. w. Aber Gott beschützte uns, so daß wir auch dieses dritte Mal der Hand des wüthenden Feindes entrannen.

Einen Monat nach diesen Ereignissen schickte man ihm noch einen zweiten Priesterjäger zu Hilfe, einen Menschen, nicht weniger berüchtigt durch seine Verbrechen als durch seine schamlose Frechheit. Fanatische Sectenwuth und äußerste Armuth machten den Mann zu jeder That fähig, wobei auch nur die geringste Hoffnung auf Gewinn lockte. Der Privy Council gab ihm daher Verhaftbefehle mit und schickte ihn zugleich mit dem früheren Häscher in unser Haus. Um den Überfall besser zu verbergen, nahmen sie einen Umweg in eine 18 Meilen entfernte Stadt. Da sammelten sie eine große Schaar bewaffneter Constabler, darunter schlaue Burschen, welche jeden Zugang unseres Hauses wohl kannten. Um die Vesperstunde kamen sie an und hielten sich hinter einem nahen Hügel so wohl versteckt, daß es ihnen glückte, sich in Haus und Garten einzuschleichen, ja in die innern Räume vorzudringen, ehe man uns auch nur im Mindesten warnen konnte. Als sie an der Zimmerthüre unserer Herrin erschienen, klopfte diese und gab mir ein Zeichen, daß die unwillkommenen Gäste wieder da seien. Sofort warf ich das Buch, welches ich in der Hand hatte, in ein Versteck und eilte aus dem Zimmer. Wie ich aber die Halle, meinen einzigen Fluchtweg, betrat, sah ich mich auch schon von zahlreichen Häschern umringt. Alle Blicke waren auf mich gerichtet; ich suchte ihr forschendes Auge ruhig zu ertragen und meinen Beruf zu verbergen. So schritt ich mitten durch die ganze Schaar und nahm meinen Weg zu einem obern Zimmer, war aber kaum einige Stufen emporgestiegen, als ich plötzlich mit dem Anführer der Häscher zusammentraf.

Er sowohl als seine Begleiter fixirten mich mit grimmigem Blicke; ich ging ruhig an ihnen vorüber und gewann die oberen Räume des Hauses. Da ich aber oben keinen Ausweg fand und der Priesterjäger mir auf dem Fuße folgte, mußte ich denselben Weg wieder hinabgehen und nochmals durch die Halle, welche gesteckt voll Constabler war. Ich trat in ein anstoßendes Gemach, nahm den Hut ab und mischte mich mit der unbefangensten Miene unter die Dienerschaft, welche rund um das Feuer saß. Als aber die Mägde dazukamen und die Herrin mit der Familie, da war ich um eines Haares Breite durch ihr plötzliches Erschrecken und die Angst, die sich in ihren Mienen abspiegelte, den Blicken der Häscher verrathen. Die göttliche Vorsehung fügte es, daß diesen Abend keine Nachbarn bei den Häschern waren, oder daß sie sich am Thore, vielleicht auch in einem andern Theile des Hauses befanden. Während ich so am Feuer saß, grüßte mich ein protestantischer Specereihändler, der Geschäfte halber im Hause war und recht wohl wußte, wer ich sei, dreimal, schüttelte mir die Hand, fragte nach meinem Befinden und sagte, es freue ihn, daß es mir so gut gehe. Als dann der eine Flügel der Wohnung auf das Genaueste durchsucht war, begab sich der Priesterjäger mit seinen Gehilfen in den andern Flügel, und da ich bemerkte, daß der durchforschte Theil von Häschern frei war, ging ich in ein Zimmer, welches sie zweimal durchstöbert hatten, und verbarg mich daselbst. Kaum war ich in dem Verstecke, als der durchtriebene Priesterjäger zum dritten Male das anstoßende Gemach durchforschte. Die Maurer und Werkleute, welche er mitgebracht hatte, begannen mit Hämmern und Spitzhauen die Wände rundum zu prüfen. Endlich kamen sie an die Stelle, wo mein Versteck in der Mauer ausgehöhlt war, und schlugen darwider. Gleich Spürhunden verkündeten sie dem Priesterjäger, da sei ein hohler Raum in der Wand. Ich hörte das in meinem Verstecke und klopfte auf der entgegengesetzten Seite, daß man mich hinauslasse. In der Verwirrung konnten aber die Leute, die den Eingang zu meinem Verstecke bewachten, den Schlüssel nicht finden. Inzwischen hatte der Priesterjäger das Zimmer schon abgeschlossen und wollte das Versteck öffnen und durchsuchen. Da änderte er plötzlich sein Vorhaben: „Schon zweimal habe ich es heute durchsucht," sagte er, „es ist doch zu lächerlich, noch ein drittes Mal nachzusehen." Mit diesen Worten entfernte er sich; hätte er zugesehen, er hätte mich finden müssen. Aber es gefiel Gott, die Gefahr abzuwenden, und so entrann ich ein viertes Mal der Hand des Henkers und wurden meine Freunde vor zeitlichem Ruine und vor Kerkerhaft bewahrt.

Am nächsten Morgen kehrten die Häscher gegen neun Uhr mit einer großen Schaar Nachbarn und mit Werkleuten aller Art zurück. Auf mich und auf unsern Obern hatten sie es abgesehen: so war uns gemeldet worden. Eine überaus strenge und lange Haussuchung wurde dieses Mal durchgeführt. Sie untersuchten nicht nur alle Wände mit ihren Hämmern, sondern durchforschten auch die Nebengebäude und Stallungen, stießen ihre Schwerter in die Getreidehaufen, eiserne Stangen in die Heustöcke, rissen im Hause die Steinfliesen der Halle auf, durchwühlten mit ihren Werkzeugen jede frischgegrabene Stelle im Garten und Hofe, ob sie irgend ein unterirdisches Ver-

steck fänden. Doch Gottes Güte vereitelte auch diesen fünften Versuch. Die wiederholten und sich so rasch folgenden Haussuchungen und der Umstand, daß ringsum in der Nachbarschaft Häscher lauerten, ließ es meinem Obern und mir gerathen scheinen, unsern Aufenthalt für ein paar Tage zu wechseln; unsere Freunde theilten diese Meinung. Drei Tage später fiel unser Oberer durch Verrath in die Hände der Feinde und wurde in's Gefängniß geworfen.

Nach einer Abwesenheit von zwei oder drei Tagen suchte ich wieder meinen früheren Aufenthalt auf. Etwa drei Meilen vom Hause stieg ich vom Pferde, übergab es einem Diener und wollte den Rest des Weges auf mir unbekannten Nebenpfaden zurücklegen. Es war Nacht und schneite, und tiefer Schnee verbarg jede Fußspur. So wurde ich gezwungen, an einem Hause vorzusprechen und mich nach dem Wege zu erkundigen, der in unser Nachbardorf führte. Dieser Vorfall kam sofort den Spähern zu Ohren. So umzingelten sie zwei Tage später in aller Frühe, noch bevor die Thüren geöffnet waren, Haus und Garten von allen Seiten. Am Vorabende (18. März 1679) hatten sie meinen Obern verhaftet, und nun suchten sie um jeden Preis meiner habhaft zu werden; denn sie hatten gehört, daß ich seit Kurzem wieder im Hause sei. Die Mauern und Wände waren so durchlöchert und beschädigt worden, daß meine Freunde mir einstimmig den Rath gaben, ich solle mich dießmal keinem Verstecke anvertrauen. Ich legte mich daher einfach unter einen Tisch, welcher mit einem leinenen Tafeltuche bedeckt war, dessen glatt abfallender Saum mich zwar nicht sicher, aber doch ein wenig verbarg. Hier zog ich mich auf den möglich kleinsten Raum zusammen, drückte Kopf und Kniee an meine Brust und mußte in dieser qualvollen Stellung sieben ganze Stunden ausharren; denn so lange dauerte diese Haussuchung. Beide Priesterjäger kamen mit fünf Gefährten alsbald in das Zimmer, in welchem ich mich unter dem Tische versteckt hatte. Eine halbe Stunde lang untersuchten sie mit den Augen und mit Werkzeugen die Mauern und jede irgendwie verdächtige Stelle; dann durchforschten sie die übrigen Räume des Hauses und kehrten abermals in das Zimmer zurück, in welchem ich regungslos unter dem Tische kauerte. Zum zweiten Male durchsuchten sie es mit der größten Sorgfalt, gingen dann wieder fort und kehrten zum dritten Male zurück, dieses letzte Mal sich mit einer oberflächlicheren Prüfung begnügend. Es gefiel aber Gott, auch diese sechste Haussuchung zu vereiteln; sie zogen endlich ab, und ich kam unter dem Tische hervor, von Herzen froh, daß meine Freunde der drohenden Gefahr entgangen waren, zugleich aber auch tief betrübt, daß mir selbst das glorreiche Loos entgangen, um Christi willen Kerker und Tod zu leiden und so mein Leben, das ich in meinem Alter doch bald verlieren muß, in einem preiswürdigen Tode für den Glauben zu opfern."

Der nächste Tag brachte eine neue fruchtlose Haussuchung; doch schleppten die Häscher eine ganze Bibliothek katholischer Werke mit sich fort. Am Abende reisten zwei Bedienten nach London. Kaum hatten die Häscher das erfahren, als sie vermutheten, der gesuchte Jesuit möchte

einer der Bedienten sein; sie setzten also denselben mit Postpferden nach, erreichten sie kurz vor London und sahen zu ihrem großen Ärger, daß sie sich abermals getäuscht hatten. Um dem allgemeinen Spotte zu entgehen, sprengten sie aus, sie hätten den Jesuiten, und er sei im Kerker. Das gab P. Aylworth ein wenig Luft: aber seine Lage blieb doch so gefährdet, daß er von seinen Obern den Befehl erhielt, England zu verlassen. Nachdem er die Katholiken der Umgegend nochmals aufgesucht, mit den heiligen Sacramenten getröstet und einige von der Kirche Abgefallene mit Gott ausgesöhnt hatte, vertraute er sich dem Schutze seines heiligen Engels und ritt muthig nach London. Nochmals entging er wie durch ein Wunder den Häschern und schiffte sich dann unter vielen Fährlichkeiten nach den Niederlanden ein, starb aber daselbst an den Folgen seiner Strapazen schon am 10. September 1679. Er war ein durch Gelehrsamkeit wie durch Tugend ausgezeichneter Mann. In jüngeren Jahren war es sein Herzenswunsch, in die Missionen von Paraguay gesandt zu werden. Dann arbeitete er 10 Jahre in England. Im Jahre 1675 erschien zu Köln seine Metaphysica Scholastica.

Der „Obere“, welcher in dem Berichte P. Aylworths öfter erwähnt wird, war P. George Busby S. J. Die Häscher schleppten ihn nach seiner Verhaftung am 18. März 1679 nach Derby. Daselbst wurde er am 25. Juli 1681 zum Tode verurtheilt, jedoch vom Könige begnadigt. Lange Zeit schmachtete er im Gefängnisse und schrieb Briefe voll himmlischen Trostes aus den Mauern seines Kerkers. Manche davon sind uns erhalten. Als ein Beispiel die folgenden wenigen Worte: „Ich ströme über von Wonnen in all meiner Trübsal. Ich komme mir vor wie ein Baum, den die göttliche Vorsehung an den Ufern des Derwent pflanzte, auf daß er Früchte trage in seiner Zeit, Früchte, welche bleiben sollen für die Ewigkeit und niemals verderben.“ So schrieb der fromme Dulder in Mitten der Kälte des Winters, am 19. Januar 1682, in seinem Kerker. P. Francis Blackistone S. J. war sein Mitgefangener.

Ähnliche Erlebnisse, wie P. Aylworth soeben erzählte, berichtet P. Hamerton (Young) S. J. aus Lincolnshire und P. Alexander Keynes S. J. aus Devonshire. P. Hamerton entrann auf fast unglaubliche Weise dem Verrathe eines feigen Verräthers; denn auch an solchen fehlte es nicht, wie bei keiner Verfolgung der Kirche. P. Keynes aber rettete sich durch seltene Kühnheit. Er flüchtete aus Devonshire nach London, um vor den Häschern, die ihm auf der Ferse waren, im

Mittelpunkte der Verfolgung sicherer zu sein. Mit Vorliebe nahm er seine Wohnung bei protestantischen Predigern und bei den größten Feinden der katholischen Kirche. Längere Zeit war er sogar im Hause des Apothekers Sir Robert Barker zur Miethe, wo Titus Oates als Hausfreund aus und ein ging. Nicht weniger als fünf Dienstboten dieses fanatischen Katholikenhassers traten als Zeugen für Oates auf und beschworen meineidig, Oates sei bei ihnen in London gewesen, als er in St. Omer war.

Andere Priester endlich entgingen zwar dem Kerker und dem Galgen, erlagen aber der beständigen Aufregung, den Strapazen der Flucht, den Entbehrungen bei dem Tage und Wochen langen Aufenthalt in engen Verstecken. Wir haben schon früher von den Schicksalen solcher zu Tode Gehetzter erzählt [1]; es genügt, an ihre Namen zu erinnern: P. Ignatius Price, P. Ignatius Cotton, P. Charles Pritchard, sämmtliche drei aus der Gesellschaft Jesu, und der hochw. Weltpriester Andreas. So starb auch am 26. Juni 1680 P. Francis Bruning (Simeon) S. J. in Hampshire förmlich zu Tode gehetzt.

Nur zu oft glückte aber den Priesterjägern ihr Fang; dann schleppten sie triumphirend die Beute in das betreffende Grafschaftsgefängniß; es wurden Zeugen geworben, welche darthaten, daß der Angeklagte die heiligen Sacramente gespendet habe; man stellte den Gefangenen vor die nächsten Assisen, und der Urtheilsspruch erfolgte nach dem Gesetze Elisabeths, welches jeden katholischen Priester zum Tode des Hochverräthers verdammte. Das Urtheil wurde zwar nur in den oben mitgetheilten acht Fällen vollstreckt; aber Gefängniß, bis der Tod die Ketten sprengte oder Jakob II. nach seiner Thronbesteigung sie löste, war das Loos jedes gefangenen Priesters. Mit einigen derselben und mit ihrer heroischen Standhaftigkeit müssen wir unsere Leser bekannt machen.

Um die Zeit, da der hochw. Herr Postgate sein „Taubenlied" in den Kerkern des Schlosses zu York dichtete, lag unter den vielen anderen katholischen Gefangenen ebendaselbst William Allison, ein Weltpriester, in Banden. Nur sein Name und die Nachricht, daß er im Kerker starb, ist auf uns gekommen. Auch ein Jesuit, P. Jeremias Pracid (Cornwallis, Brent) schmachtete in den gleichen Mauern. Er war zu Skipton von einem Kapitän Hebar am 13. December 1678 festgenommen worden und blieb bis zur Thronbesteigung Jakob' II. in Fesseln. P. Pracid zog unter dem Namen Cornwallis als Händler und

[1] Bd. XX. S. 39. 123: „Opfer einer Priesterhetze in Süd-Wales."

Verfertiger von Brillen, Fernrohren und Vergrößerungsgläsern im Lande umher. So war er in einer Schenke zu Skipton übernachtet; Kapitän Hebar, der am Schenktische saß, faßte Verdacht und fragte den Wirth, ob er diesen Gast kenne. Der Wirth verneinte es; da nahm der Hauptmann P. Pracid in's Verhör, und eine einzige ausweichende Antwort in Betreff seiner Religion genügte zu seiner Verhaftung. Der Beweis, daß er ein Priester sei, gelang den Anklägern nicht; sonst hätte er wohl auch am Galgen geendet. Die Litterae annuae stellen ihm folgendes Zeugniß aus: „Während der ganzen Dauer dieser schweren Tage zeichnete er sich aus durch Frömmigkeit und lobwürdigen Eifer. Er litt an einer Krankheit, welche die Ärzte für die Schwindsucht erklärten, und es ist ein Wunder, daß er in seiner Schwäche unter der Last der Fesseln, mit denen man ihn belud, nicht zusammenbrach. Ohne Feuer mußte der Gefangene des Winters Strenge in den leichten Sommerkleidern, in denen man ihn verhaftete, ertragen. Durch Gottes gnadenreichen Beistand erduldete er das nicht nur, sondern nahm sogar an Stärke und Gesundheit zu. Seine Geduld, Bescheidenheit und heroische Tugend machte solchen Eindruck, daß manche Familien, welche vordem der Gesellschaft Jesu nicht geneigt waren, ihre besten Freunde wurden. Während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft predigte er an allen Sonn- und Festtagen seinen Mitgefangenen. ... Dazu kamen Christenlehren und die Macht des Beispiels seines frommen Lebens.“ Am 1. April 1686 wurde er auf Bürgschaft freigelassen und starb bald nachher, wahrscheinlich zu York, eines heiligmäßigen Todes.

Im Kerker zu Durham starb ein Priester des Benedictinerordens. Außer seinem Namen Benedict Constable, dem Tage seines Todes 1683 und dem Umstande, daß er anläßlich des Titus-Oates-Sturmes verhaftet wurde, finden sich keine näheren Angaben über das Leben und den Tod dieses Bekenners.

Aus Lancashire erwähnt Bischof Challoner zunächst zwei Weltpriester, Richard Birket und Richard Fletcher, welche in Lancaster, der Hauptstadt der Grafschaft, ihres priesterlichen Charakters wegen vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt wurden. Das Urtheil wurde jedoch nicht vollstreckt; allein der hochw. Herr Birket starb im Kerker, während sein Gefährte die Verfolgung überlebte. Zugleich mit diesen beiden Bekennern wurde ebenfalls in Lancaster ein Mitglied der Gesellschaft Jesu eingekerkert und zum Tode verurtheilt; von ihm erzählen unsere Quellen ausführlicher. Es ist P. John Penketh (Rivers.)

In seiner Jugend focht er mit Auszeichnung unter spanischer Fahne in den Niederlanden; dann fühlte er sich zu einem höheren Kriegsdienste berufen. 21 Jahre alt, eilte er (1651 auf 1652) nach Rom. Bei seinem Eintritte in das englische Colleg trug er folgende Notiz in das Aufnahmebuch ein: „Mein Name ist John Penketh alias Rivers. Ich bin ein Sohn von Richard Penketh von Penketh in der Grafschaft Lancaster, welcher eine Tochter von Thomas Patrick aus Bisham in der gleichen Grafschaft zur Gattin hatte. Geboren und auferzogen wurde ich im Hause meines Vaters und bin nun 21 Jahre alt. Mein Vater verlor beinahe sein ganzes Vermögen und hinterließ der Mutter nur sehr wenig. Alle meine Verwandten sind von guter Familie, aber am Bettelstabe in Folge der schweren Zeiten [1]. Ich bin das jüngste von 13 Geschwistern; doch sind davon nur mehr zwei Brüder und eine Schwester am Leben. Manche meiner Verwandten sind protestantisch; aber mein Vater und seine ganze Familie, ein Onkel ausgenommen, waren immer katholisch. Meine Studien machte ich in England unter Hauslehrern und in einer Privatschule. Ich war immer katholisch und habe England am 13. August 1651 verlassen, um nach Rom zu gehen, wo ich in der Familie Christi um so sicherer die Eitelkeiten und Gefahren der Welt zu besiegen hoffe; auch treibt mich ein glühendes Verlangen, Seelen zu retten, wenn ich der Priesterwürde werth erachtet werden sollte."

John Penketh erhielt in Rom am 12. Mai 1652 die heilige Firmung und nach Vollendung der höheren Studien am 17. December 1656 die heilige Priesterweihe. Von 1657—1663 war er Beichtvater der englischen Benedictinerinnen in Brüssel und trat dann zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Über sein folgendes Leben, seine Gefangenschaft und Verurtheilung enthält das römische Archiv der Gesellschaft Jesu die nachstehenden Mittheilungen [2]:

„Endlich erhielt er die ersehnte Erlaubniß, in die reichere Seelenernte nach England zu gehen [3]. Seine Arbeiten und Mühsale aufzuzählen oder die Standhaftigkeit zu schildern, mit welcher er sie ertrug, würde ein Buch verlangen statt dieser kurzen Notiz. Bei seiner Ankunft in England wurde ihm seine Heimath Lancashire angewiesen, und er erhielt die Stelle eines Kaplans in der Familie eines Edelmannes, welche er aber nur unter der Bedingung annahm, daß er volle Freiheit habe, in den umliegenden Dörfern

---

[1] D. h. in Folge der Strafgesetze.

[2] Cf. Records, XII. p. 331 sq.

[3] Das genaue Datum ist nicht mitgetheilt. Es wird gegen Ende der sechziger Jahre gewesen sein, da er nach dem Noviziate als Präfect in St. Omer thätig war.

die Seelsorge zu üben. Mit Vorliebe gab er sich mit der ärmeren Klasse der Bevölkerung ab und zog stets zu Fuß von Dorf zu Dorf. Daß unter diesen armen Leuten die Nahrung, welche man ihm vorsetzte, nicht besonders fein war, läßt sich denken; doch pflegte er zu sagen, sie schmecke ihm vortrefflich. Seine Enthaltsamkeit war so groß, daß er während mehr als zehn Jahren außer der Essenszeit auch nicht das Mindeste weder an Speise noch Trank berührte. Tag und Nacht war er zu jeder Stunde bereit, auch die entferntesten Kranken zu besuchen, unermüdet in Spendung der heiligen Sacramente, überaus eifrig in Privatermahnungen und Predigten. Kurz, was einen apostolischen Arbeiter ziert und ein Mitglied der Gesellschaft Jesu schmückt, das alles besaß P. Penketh.

Während er so seinem Seeleneifer lebte, verbreitete sich das Gerücht der vorgeblichen Verschwörung wie ein plötzlich losbrechender Wirbelwind über nahezu alle Länder Europa's. Das Verbrechen wurde freilich den Katholiken aller Stände zur Last gelegt, doch ganz besonders griff man die Jesuiten an. Überall wurden sie verfolgt, nirgends ließ man ihnen Ruhe: man trieb sie im ganzen Lande in dunkle Löcher und Verstecke. Unser Missionär erhielt rechtzeitig Warnung; aber er wollte nicht flüchten, sondern in der Stunde der Gefahr bei seiner Heerde ausharren. Ringsum von Feinden und Gefahren umlagert, fand sein Muth und Eifer neue Nahrung. Man meldete ihm, einige Personen in einem entfernten Dorfe sehnten sich nach seinem geistlichen Beistande. In dunkler Nacht machte sich der Pater in Begleitung eines zuverlässigen und des Weges kundigen Mannes auf; schon nach einer oder zwei Meilen trafen sie einen Friedensrichter, der dem Pater wohl bekannt war und der manche Dienste von ihm erhalten hatte. Der Mann schloß sich P. Penketh höflich an, spielte den Busenfreund und lud ihn dringend in sein Haus, dem Begleiter die größte Sorge anempfehlend. Ohne eine Ahnung von Verrath überließ sich der Pater seiner Freundschaft. Aber kaum hatte er das Haus des Friedensrichters betreten, so wurde er, aller Wohlthaten ungeachtet, verhaftet und eingesperrt, als ob das Haus ein Gefängniß wäre. Am nächsten Morgen schleppte man ihn nach dem Gefängnisse der Grafschaft (nach Lancaster), und nachdem er daselbst zwei Monate geschmachtet hatte, machte man ihm den Proceß und stellte ihn vor die Assisen. Seines priesterlichen Standes wegen wurde er angeklagt, und Zeugen traten auf, welche bewiesen, daß er die heiligen Sacramente gespendet habe. Er antwortete, dieses Zeugniß genüge nach den Gesetzen Englands nicht. Die Strafe stehe auf dem Empfange der heiligen Weihen im Auslande, und dafür sei auch keine Spur eines Beweises beigebracht. Der Richter, dessen Hände mit dem Blute vieler Priester befleckt waren, antwortete mit erheuchelter Mäßigung: ‚Mr. Penketh, seid Ihr bereit, zu beschwören, daß Ihr kein Priester seid? Nur das Eine verlange ich von Euch und ich will Euch freisprechen und ledig nach Hause ziehen lassen und vor jeder künftigen Belästigung in Schutz nehmen.‘ — ‚Es ist nicht Sitte der Engländer, daß der Angeklagte sich mit einem Eide reinige,‘ entgegnete P. Penketh. Sofort redete dann der Richter die Geschworenen an, als ob er durch diese Zwischenfrage die Wahrheit fest-

gestellt hätte, und forderte sie auf, sich zur Berathung über den Spruch zurückzuziehen. Nach einer halben Stunde traten sie wieder ein und sprachen das ‚Schuldig', d. h. sie erklärten ihn für einen Priester. Der Pater wurde dann gefragt, ob er irgend einen Grund beibringen könne, weßhalb das Todesurtheil nicht zu sprechen sei; er entgegnete nochmals kurz, es sei durchaus unerwiesen, daß er die heiligen Weihen im Auslande empfangen habe, und ohne diesen Beweis könne man ihm nach dem englischen Rechte nichts anhaben. Der Richter entgegnete: ‚Gleichwohl haben die Geschworenen Euch schuldig gesprochen und so muß ich meiner Pflicht gemäß das Todesurtheil des Hochverräthers über Euch fällen. Ihr sollt also von hier in das Gefängniß zurückgeführt, von dort morgen nach dem Platze der Hinrichtung geschleift, gehenkt, halbtodt losgeschnitten und geviertheilt werden u. s. w.' Bei diesem Todesurtheil fiel der Pater auf seine Kniee und rief frohlockend aus: ‚Deo gratias! Laus Deo! Te Deum laudamus!' und auf dem Rückwege zum Gefängnisse wünschte man ihm Glück zu einem so seligen Tode.

Er jubelte vor Freuden, während manche seiner Freunde wehklagten und Alles aufboten, die Hinrichtung ihres geliebten Vaters abzuwenden. Sie sparten weder Mühe noch Geld und erlangten endlich zu ihrem Troste und zur Hilfe der Katholiken, daß die Vollstreckung des Urtheils hinausgeschoben wurde. Als er von seinen Freunden Kunde hiervon empfing, beklagte er sich bitter, daß die Marterkrone, das Ziel so vieler Seufzer und Wünsche, ihm durch ihren blinden Eifer also entrissen, und die Palme, die er schon in der Hand zu halten meinte, geknickt wurde. Wenn er aber auch keines gewaltsamen Todes starb, so wird man ihm doch die Krone eines langsamen Martyriums nicht absprechen können. Wer hätte größeres Recht darauf? Sechs Jahre schmachtete er in einer engen Zelle, welche so eng gebaut war, daß sie keine Heizung gestattete, und so brachte er diese lange Zeit ohne Feuer zu, obschon die Kälte in jenem Theile Englands sehr strenge ist. Die Einsamkeit und andere fast zahllose Mühsale ertrug er mit unbesiegbarem Großmuth. Seine Abtödtung, was Speise und Schlaf betrifft, und seine Selbstbeherrschung in allen Stücken, seine bewunderungswerthe Unschuld und Freundlichkeit im Umgange gewannen ihm in kurzer Frist die Herzen aller Mitgefangenen, namentlich des Kerkermeisters, und obschon manche darunter dem Gottesdienste der katholischen Kirche feindselig waren, bezeugten sie doch Alle einstimmig, sie hätten niemals an diesem Priester und Jesuiten ein Wort oder eine That bemerkt, welche eines Heiligen unwürdig gewesen wäre. Man könnte sagen, das Gefängniß sei während der Zeit seiner Haft ein reicher Seelenmarkt gewesen. Man erlaubte ihm, täglich die heilige Messe zu lesen. Aus allen Gegenden des Landes eilten die Leute herbei, um den Bekenner Christi zu sehen, bei ihm zu beichten, ihn um Rath zu fragen, und merkwürdiger Weise beschwerte sich kein Protestant dagegen: so groß war der Einfluß seiner Heiligkeit auf Alle. So verflossen seine Tage bis zum Tode Karl' II., da Jakob (II.) den Thron Englands bestieg, auf dessen Befehl alle eingekerkerten Priester, darunter auch P. John Penketh, die Freiheit erlangten."

Was nun unser Gewährsmann von der reichen Ernte seines Seeleneifers während der Regierung Jakob' II. und von den neuen Prüfungen im Gefolge der Revolution von 1688 und während der Herrschaft des Oraniers erzählt, liegt außerhalb des Rahmens unseres Gegenstandes. Doch sei uns gestattet, aus dem eben angeführten Documente die kurze Schilderung seines gottseligen Todes beizufügen: „Endlich erlag er, gebrochen durch seine frommen Arbeiten. Er war hochbetagt und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten. Man rief ihn eines Tages an das Bett eines Kranken, und er eilte sofort hin, tröstete den Leidenden, spendete ihm die heiligen Sacramente und schleppte sich mit Mühe nach Hause zurück. Heimgekehrt verfiel er alsbald in seine Todeskrankheit. Zwei Wochen litt er an einem heftigen Fieber und ertrug seine Schmerzen zu allgemeiner Erbauung. Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen, als von Gott und göttlichen Dingen; beständig wiederholte er die Worte der heiligen Schrift: „Cupio dissolvi et esse cum Christo! Sit nomen Domini benedictum! Fiat voluntas tua!" (Ich wünsche aufgelöst und mit Christo zu sein. Der Name des Herrn sei gepriesen! Dein Wille geschehe!) Gestärkt durch alle Sacramente der katholischen Kirche, gab er endlich sanft seine Seele seinem Schöpfer zurück.

Ein Manuscript, welches in der Bibliothek von Stonyhurst aufbewahrt wird [1], enthält den folgenden interessanten Zug, der sich auf die Verurtheilung P. Penkeths bezieht. Derselbe beleuchtet ein damit verbundenes erschütterndes Drama.

„Der Hauptankläger P. Penkeths, eines Jesuiten, der zum Tode verurtheilt, seines priesterlichen Standes wegen u. s. w. im Schlosse zu Lancaster schmachtete, war ein ehemaliges Beichtkind des Paters. Er hatte sich in die Tochter eines Friedensrichters verliebt, eine Protestantin, und war von ihr durch das Versprechen, ihn zu heirathen, zur Anklage des Paters bestimmt worden. Aber als er nach der Anklage aus dem Gerichtssaale heimkehrte, befiel ihn eine plötzliche Krankheit und raffte ihn binnen zehn Tagen hinweg. Mit großer Reue bekannte er allen Besuchern seine himmelschreiende Sünde und das gerechte Strafgericht Gottes und schickte Almosen an Penketh und andere gefangene Katholiken mit der Bitte, sie möchten für ihn beten. Die Person, welche mir dieses erzählte, war gegenwärtig, als der untröstliche Vater des jungen Mädchens mit ihrer Mutter und Schwester etwa acht Tage nach seinem Tode in das Gefängniß kamen, sich vor P. Penketh auf die Kniee warfen und ihn mit vielen Thränen in des Verstorbenen Namen um Verzeihung baten. Und der gute Pater gewährte sie ihnen sofort und begann

[1] Angl., vol. V. n. 100 (cf. Records, XII. p. 334).

mit Thränen für die Seele seines Anklägers zu beten. Der junge Mann war der Erbe einer reichen Familie und der einzige Sohn seiner Eltern, und die ganze Nachbarschaft war ob seines Todes in tiefer Trauer."

Noch ein Ordensbruder P. Penkeths, P. Nicolaus Tempest, wurde während der Titus-Oates-Verfolgung in Lancashire eingekerkert und erlag den 26. Februar 1679, erst 46 Jahre alt, der verpesteten Luft seines Verließes. Ob er auch, wie die drei zuletzt genannten Bekenner, im Schlosse von Lancaster oder anderswo starb, ist nicht klar aus unseren Quellen zu ermitteln. Sie loben seine Tugenden, namentlich seinen Seeleneifer, welchen er während seiner 16jährigen Arbeit als Missionär mit reicher Frucht bethätigte.

Nicht weit von Chester an der Grenze von Nord-Wales liegt Holywell, die „heilige Quelle" der Jungfrau und Martyrin Winefrida, ein selbst in den Tagen der heftigsten Verfolgungen besuchter Wallfahrtsort, dessen Wasser bis herab auf die Gegenwart bei Katholiken und Protestanten seiner wunderbaren Heilungen wegen berühmt ist. Zur Zeit, von der wir berichten, war P. Humphrey Evans (Brown) S. J., ein ehrwürdiger Greis von 83 Jahren, der Seelsorger dieses Heiligthums. Er stammte von protestantischen Eltern, welche ihn auf die Universität von Oxford schickten. Die Sittenlosigkeit, welche damals an dieser Hochschule herrschte, vertrieb den reinen Jüngling; er ging nach Paris, wurde daselbst 1618, 22 Jahre alt, in die katholische Kirche aufgenommen, eilte im gleichen Jahre noch nach Rom und empfing da 1623 auch die heilige Priesterweihe. Zwei Jahre später trat er in die Gesellschaft Jesu und arbeitete mehr als 50 Jahre als seeleneifriger Missionär in den Bergen von Wales. Kurze Zeit vor dem Losbruche des Titus-Oates-Sturmes wurde der hochbetagte Ordensmann von einem Schlage gerührt. Brave Katholiken erbarmten sich des hilflosen, seiner Sprache fast ganz beraubten Kranken und pflegten ihn in ihrem Hause. Shaftesbury und der Privy-Council hätten wohl denken können, daß dieser gelähmte, bettlägerige Greis wenigstens an der vorgeblichen Verschwörung unschuldig sei. Nichtsdestoweniger sandten sie eine Bande Häscher, welche die Spur des Kranken auffanden. Zu früher Morgenstunde am heiligen Christfeste 1678 drangen sie in das Haus seiner Gastwirthe, durchsuchten jeden Winkel, brachen in das Zimmer des Kranken, rissen ihn aus dem Bette, mißhandelten ihn mit Faustschlägen und drohten, ihn auf der Stelle mit ihren Musketen niederzuschießen. Während der Greis also mißhandelt wurde, wiederholte er voll Muth und Freude mit stammelnden und kaum

verständlichen Lippen die Worte: „Fiat voluntas Dei!“ (Es geschehe der Wille Gottes.) Die Häscher sahen endlich ein, daß sie den Kranken nicht nach London schleppen konnten. Er starb drei Wochen später, am 14. Januar 1679, an den Folgen der erlittenen Mißhandlung. Am gleichen Tage mußten die guten Leute, welche ihm Obdach und Pflege gewährt hatten, sich vor den Assisen zu Chester unter der Anklage auf Hochverrath verantworten, welche auf der Beherbergung eines Priesters stand. Es scheint, daß sie freigesprochen oder doch wenigstens nur zu Geldstrafen verurtheilt wurden. Als sie nach Chester gingen, bat sie der Sterbende in seiner Sehnsucht nach der Marterpalme noch: „Nehmt mich mit, nehmt mich mit!“ Wenige Stunden später entschlief er sanft im Herrn. Die litterae annuae [1] spenden seiner Tugend und seinen Talenten hohes Lob. Er pflegte zum Andenken an die von Gott empfangenen Wohlthaten jährlich gewisse Erinnerungstage zu begehen, so den Tag, an dem er Oxford verließ, da er in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde, den Tag seiner Ankunft in Rom, seiner Priesterweihe, der Aufnahme in die Gesellschaft Jesu und seiner Profeß. Er hatte, so lang er lebte, die Gewohnheit, beim ersten Schall der Angelusglocke die jungfräuliche Mutter Gottes mit ganz besonderer Andacht zu grüßen, und ermahnte oftmals auch Andere zu dieser Verehrung. Es scheint, daß die seligste Jungfrau ihren Diener für seine Treue in auffälliger Weise belohnen wollte. Ohrenzeugen erzählen nämlich, die Angelusglocke habe in der Nacht vor seinem Tode wunderbar von selbst zu läuten begonnen. Auch habe die Uhr, nach deren Stundenschlag er seine frommen Übungen regelte, im Augenblicke seines Todes wohl ein ganzes Miserere lang geschlagen, und dasselbe habe sich ereignet, da man seine Leiche hinaustrug, und ein drittes Mal, als sie in das Grab gesenkt wurde.

Aus Staffordshire sind die Weltpriester Andreas Brommich und P. William Atkins S. J. als Opfer der Verfolgung zu nennen. Beide ertrugen jahrelangen Kerker und wurden zum Tode verurtheilt; während aber der Erstere ruhigere Zeiten erlebte, starb P. Atkins am 17. März 1681 im Gefängnisse zu Stafford, 80 Jahre alt, einzig bedauernd, daß er nicht so glücklich sei, sein Blut für den Glauben zu verspritzen. Als man ihm mittheilte, daß der König die Vollstreckung des Urtheils nicht bestätige, klagte er mit den Worten des Psalmisten: „Heu mihi, quia incolatus meus prolongatus est!“ (Weh' mir, weil

---

[1] Cf. Records, XII. p. 938. 939.

meine Wanderschaft verlängert wurde!) Noch ein dritter Gefangener, der ebenfalls im Kerker von Stafford schmachtete, wird in den Jahresbriefen der Gesellschaft Jesu erwähnt: es ist P. Robert Williams S. J. Wie lange er aber seine Ketten tragen mußte, finde ich nicht bemerkt.

Ein ähnliches Loos wie P. Atkins hatte in Leicester dessen Ordensgenosse William Bentney (Bennet) S. J. Der 73jährige Greis wurde durch einen abgefallenen Katholiken den Häschern verrathen. Sogar die Protestanten, welche den ehrwürdigen Missionär näher kannten, beklagten seine Gefangennahme. Das reizte aber die Wuth der Ankläger nur um so mehr, und da sie fürchteten, sie würden zu Leicester keine Zeugen wider den greisen Priester finden, so schleppten sie ihn nach Derby und stellten ihn dort vor die Assisen. Am 24. März 1682 wurde ihm das Todesurtheil gesprochen. Der König ließ es aber nicht vollstrecken, und beim Regierungsantritte Jakob' II. erlangte er die Freiheit. Nach dem Sturze der Stuart wurde der Greis wiederum eingekerkert und zum Tode verurtheilt. Er starb im Kerker von Leicester am 30. October 1692 über 80 Jahre alt.

Der beiden Jesuiten P. Mico und P. Mumford, welche im December 1678, jener in der Newgate, dieser im Gatehouse bei Westminster, ihren Leiden erlagen, bevor man sie vor Gericht stellen und nach Tyburn schleifen konnte, ist bereits oben Erwähnung geschehen [1]. Ebenfalls in den Kerkern Londons starben ihre Ordensgenossen P. Richard Lacey, P. Eduard Turner, P. Thomas Jenison und P. Anthony Hunter.

P. Jenison, geboren 1643, war das Kind protestantischer Eltern aus der Grafschaft Durham. Als Knabe sah er einst eine katholische Kapelle; der Anblick des Altares und der frommen Bilder machten einen solchen Eindruck auf sein unschuldiges Herz, daß er inständig nach Belehrung verlangte und bald nachher die Gnade der Aufnahme in die heilige Kirche erhielt. Er verzichtete zu Gunsten seines Bruders auf ein großes Vermögen, ging nach St. Omer und trat 1663 zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Als der Titus-Oates-Sturm ausbrach, hatte er erst vier Jahre in England am Seelenheile gearbeitet. Die Bekehrung seines Vaters und seiner Geschwister scheint er veranlaßt zu haben; leider hielten aber die Seinigen in dem Sturme der Verfolgung nicht Stand. P. Jenison hatte den Schmerz, daß nicht nur alle zum

---

[1] Bd. XXII. S. 482. 483.

Protestantismus abfielen, sondern daß sein eigener Bruder, zu dessen Gunsten er auf sein Erbe verzichtete, gegen ihn als Zeuge auftrat; ein unseliger apostasirter Priester hatte sie mit in sein Verderben hineingerissen. Der Abfall der Seinigen und das falsche Zeugniß des eigenen Bruders war der bitterste Tropfen in dem Kelche seiner Leiden. P. Jenison wurde, wie wir oben erzählten, von Titus Oates persönlich mit den allerersten Opfern verhaftet und aus dem Bette nach der Newgate geschleppt. Da lag er in einem der elendesten Kerker des berüchtigten Gefängnisses fast lebendig begraben, bis seine Leiden den Tod herbeiführten. Der Herr erfüllte ihn mitten in allen Qualen und mitten in dem Seelenschmerze ob des Abfalles seines Vaters und seiner Geschwister mit überströmender Freude, so daß er oft in die Worte ausbrach: „O wie süß ist es doch, für Christus zu leiden!" Er starb am 27. September 1679, erst 36 Jahre alt.

P. Lacey (Prince) starb im gleichen Gefängnisse ein halbes Jahr später, am 11. März 1680, in dem noch jüngern Alter von erst 32 Jahren. Er war in Oxford 1648 geboren, trat mit 20 Jahren in die Gesellschaft Jesu und machte seine Theologie in dem englischen Colleg zu Lüttich. Die Obern spenden seiner Tugend das höchste Lob; oft bat er aus Demuth, man möge ihm erlauben, Laienbruder zu werden. Bald nach seiner Priesterweihe brach in England der Titus-Oates-Sturm aus. Da verzehrte ihn die Sehnsucht nach der Marterkrone; er bestürmte den Himmel mit Gebeten, daß ihn die Obern nach England senden möchten, und wirklich erhielt er die gewünschte Erlaubniß. Er segelte nach Dover; als er den Boden der Heimath betrat, wurde er aufgefordert, den „Treueid" zu leisten. „Gehorsam und Treue, welche christliche Fürsten von ihren Unterthanen verlangen können, will ich gerne meinem Könige geloben, für dessen Wohl ich Leib und Blut hinzugeben bereit bin," sagte P. Lacey zu dem Beamten. „Aber dieser Eid enthält einige Sätze, für deren Wahrheit nicht einmal Ihr bei ernster Erwägung Gott zum Zeugen anzurufen wagt. Diese Sätze will ich also nicht beschwören, bin aber bereit, den Huldigungseid zu leisten." Auf diese kluge Antwort entgegnete der Beamte: „Ihr redet wie ein Ehrenmann, aber die Form dieses Eides ist nun einmal gebräuchlich im Königreiche, so müßt Ihr nach derselben schwören, oder in's Gefängniß wandern." P. Lacey wurde also nach London geführt und vor den Privy Council gestellt. Oates schwur, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, das sei ein Jesuit, ein Prediger und ein Haupträdelsführer der Verschworenen. So wurde der

junge Priester, der noch nie in England gepredigt oder die Sacramente gespendet hatte, in das schreckliche Gefängniß der Newgate geworfen. Fünf Monate schmachtete er daselbst in einem engen und schmutzigen Loche, ohne Feuer in der harten Winterzeit, ohne zureichende Kleidung und bei ekelhafter Kost. Ein heftiges Fieber warf ihn nieder; erst am Tage vor seinem Tode gestattete man dem Arzte Zutritt zum Bette des Sterbenden. Er lag im Delirium und konnte nicht vermocht werden, die Arznei zu nehmen. Da kam der Doctor auf den Einfall, den Kranken aufzufordern, ihm mit dem Tranke die Gesundheit des Königs zuzutrinken. Sofort richtete sich P. Lacey auf, ergriff das Arzneiglas, rief: „Wenn es die Gesundheit des Königs gilt: nun wohl!“ und leerte den ekelhaften Becher mit einem Zuge. Staunend sagte der Arzt: „Und ich soll glauben, daß diese Männer, die selbst im Fieberwahne zu jedem Opfer für den König bereit sind, Verschwörer und Hochverräther seien? Eher würde ich glauben, ich selbst und wir Protestanten alle wären dieser Verbrechen schuldig!“ Alle Anwesenden waren bei P. Lacey's Tode tief ergriffen. In seinen Phantasien wandte er sich an P. Whitebread, seinen glorreich gestorbenen Provincial und an die übrigen hingerichteten Mitbrüder, bat sie um ihre Fürsprache und sagte, bald hoffe er bei ihnen zu sein, und mit ihnen vereint Gott ewig zu preisen. Er betete auch für den König und rief einmal aus: „O Whitehall!“ (d. h. Weißer Palast, in dem der König residirte), „du bist nicht mehr weiß, sondern roth von unschuldigem Blute!“

Im gleichen Jahre und im gleichen Gefängnisse starb auch Mr. Richard Gerard aus Staffordshire. Er war nach London gekommen, um als Entlastungszeuge im Processe der fünf im Tower gefangenen Lords aufzutreten. Der Mann konnte unbequem werden; so beschwor denn Stephan Dugdale, einer der Genossen des Titus Oates, Mr. Gerard sei selbst einer der Mitverschworenen, und das Haus der Lords beschloß am 19. Mai 1679, der Entlastungszeuge sei sofort in die Newgate zu werfen, wo er bald nachher um der Gerechtigkeit willen starb.

P. Eduard Turner, der ältere Bruder des zu Tyburn hingerichteten P. Anthony Turner, starb im Gatehouse-Gefängnisse zu Westminster am 19. März 1681. — Der letzte Jesuit endlich, der als Opfer der Oates-Verfolgung in den Gefängnissen von London verschied, ist P. Anthony Hunter (James Smith). Er war 1606 in Yorkshire geboren, 1649 als Priester in die Gesellschaft Jesu eingetreten und hatte sich durch einen seltenen Seeleneifer in seiner langen priesterlichen Thätigkeit aus-

gezeichnet. Als die Verfolgung ausbrach, eilte er muthig nach London, um dem dortigen Obern beizustehen; da fiel er den Häschern in die Hände. Am 28. Februar 1680 wurde er vor Gericht gestellt und als Priester zum Tode verurtheilt; er begrüßte das „Schuldig" der Geschworenen mit dem lauten Rufe: „Sit nomen Domini benedictum in saecula." (Der Name des Herrn sei gepriesen in Ewigkeit.) Am folgenden Morgen wurde er mit einer Anzahl Verbrecher nochmals vor die Schranken geführt, um „als der größte von allen" an erster Stelle den Urtheilsspruch zu empfangen. In diesen Umständen gab P. Hunter ein Beispiel des Seeleneifers, welches beweist, bis zu welcher heiligen Leidenschaft der Durst nach dem Heile seiner Mitmenschen in der Brust des greisen Priesters sich gesteigert hatte, und welches seinesgleichen nicht leicht finden dürfte. Wir besitzen die Erzählung desselben in einem Briefe des ehrwürdigen Bekenners selbst, den er an seinen Ordensgeneral Paul Oliva unter dem 6. März 1680, wenige Tage nach seiner Verurtheilung, schrieb[1]. Nachdem er seiner Freude Ausdruck verliehen, daß man ihn, wie seinen himmlischen Meister, „unter die Verbrecher" rechnete, fährt er also fort:

„Was aber meine so schon große Freude noch größer machte, war folgender Umstand. Unter den berüchtigten Schächern, welche mit mir zum Tode verurtheilt wurden, waren zwei Brüder, deren Namen ich schon früher gehört hatte. Da ich nun nicht wußte, ob sich eine andere Gelegenheit, ihre Beichten zu hören, bieten würde, drängte ich mich an einen der Beiden heran und hörte, so gut es bei der Kürze der Zeit und dem beschränkten Raume anging (wir standen Alle vor den Schranken, Angesichts der Richter, deren Aufmerksamkeit gerade durch die Verhandlung abgelenkt war), sowohl seine als seines Bruders Beicht, ermahnte sie jedoch, die Anklage zu vervollständigen und die heilige Communion zu empfangen, wenn sich eine Gelegenheit bieten würde. Sollten sie diese Gelegenheit nicht haben, so möchten sie dennoch guten Muthes sein und auf den allbarmherzigen Gott hoffen; dieser werde ihren guten Willen annehmen und ihre Seelen retten. Wirklich bot sich ihnen nachher die gewünschte Gelegenheit, ein seltener Trost, und wir dürfen hoffen, daß sie ihr Leben im Stande der Gnade beschlossen. Nachher wurde ich von ihnen getrennt und in einen anstoßenden Kerker zu anderen Gefangenen gesperrt. Durch Zufall, oder vielmehr durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung, traf ich auch da mit einem Katholiken zusammen, dem ich ebenfalls zu einer guten Beicht verhalf. Seine Hinrichtung wurde jedoch aufgeschoben wie auch meine, obschon ich nicht um Begnadigung einkam. Das Einzige, um was ich die göttliche Güte bitte, ist, daß ich mich alle Zeit, im Leben wie im Tode, als einen echten Sohn der Gesellschaft Jesu bewähre; darum bitte ich demüthig

---

[1] Cf. Records, XII. p. 686. 687.

um das Gebet unserer lieben Patres und Brüder und namentlich um dasjenige Ew. Paternität."

P. Hunter starb am 3. Februar 1684 in dem hohen Alter von 78 Jahren, bis zum letzten Tage seines Lebens die Ketten tragend, welche ihm um der Liebe zu seinem Heilande willen leicht und süß erschienen.

Wie die jüngere Gesellschaft Jesu, so hatte der altehrwürdige Orden des heiligen Benedict auch in London seine glorreichen Bekenner. Schon am 17. Januar 1679 war P. Placidus Adelham (Adland) vor den Schranken der Old-Bailey seines priesterlichen Charakters wegen zum zum Tode verurtheilt worden. Der König begnadigte ihn, und er starb im Kerker. Gerade ein Jahr später, auf den gleichen Tag und an demselben Orte, wurde aus dem gleichen Grunde über die beiden Benedictiner P. James Corker und P. William Wall (Marsh und Marshall), den Bruder des Märtyrers von Worcester aus dem Franziskanerorden, das Todesurtheil gesprochen. P. Corker blieb bis zur Thronbesteigung Jakob' II. im Gefängnisse und wurde später Abt von Cismor und Lambspring. Auch P. Wall überlebte die Verfolgung. Nur einen Tag vor P. Hunter S. J. wurde P. James Hesketh (Baker), nach den Jahresbriefen der Gesellschaft Jesu ebenfalls ein Benedictiner, zum Tode verurtheilt; ob er im Kerker starb oder die Tage der Freiheit erlebte, ist nicht gewiß.

Zugleich mit P. Corker standen auch zwei Söhne des hl. Dominicus, zwei Söhne des hl. Franziskus und zwei Weltpriester am 17. Jan. 1680 vor den Schranken der Old-Bailey. Es waren Lionel Anderson (Munson) O. P., Alexander Lumsden O. P., William Nappier (Russel) O. S. F., Charles Parrey O. S. F., Henry Starkey und David Joseph Kemish aus dem Weltclerus. Sie alle mit Ausnahme von P. Lumsden, der als Schotte nach anderm Recht abgeurtheilt, und des hochw. Herrn Kemish, dessen Proceß wegen seiner Krankheit abgebrochen wurde, empfingen das Todesurtheil, wurden jedoch begnadigt. Von dem hochw. Herrn Starkey ist zu erwähnen, daß er für seinen König in den Kämpfen mit den Rundköpfen 4000 Pfd. St. und ein Bein verloren hatte, welches ihm eine Kanonenkugel wegriß. Mit päpstlicher Dispens war er später zum Priester geweiht worden. Endlich ist noch ein Sohn des hl. Dominicus zu nennen, P. Atwood, der im Titus-Oates-Sturme zum Tode verurtheilt und erst auf dem Wege zur Richtstätte, da er schon auf die Schleife gebunden war, begnadigt wurde. Nähere Umstände konnte Bischof Challoner, dessen „Denk-

würdigkeiten" wir die Nachrichten über die zuletzt genannten Bekenner entnahmen, nicht in Erfahrung bringen.

Wir können von diesen Opfern, welche alle bis zur Thronbesteigung Jakob' II. im Gefängnisse schmachten mußten, wenn sie der Tod nicht vorher zur ewigen Freiheit einführte, nicht scheiden, ohne das folgende Zeugniß zeitgenössischer Schriftsteller anzuführen. Die Verfasser des Florus Anglo-Bavaricus [1] erzählen, daß sich alle Gefangenen mit großem Eifer dem Gebete und der Betrachtung der himmlischen Freuden widmeten. Ganze Tage brachten sie in der innigsten Unterhaltung mit Gott zu. Sogar der Gefängnißaufseher der Newgate bezeugt: „Wahrlich, nie in meinem Leben sah ich Männer wie diese; so oft ich ihre Zellen betrete, finde ich sie in Gebet versunken auf ihren Knieen." Vom Jahre 1682 an, als der Sturm der Verfolgung ausgetobt hatte, gelang es den Priestern mitunter, selbst in der Newgate das heilige Meßopfer darbringen zu können. Dann hallten wohl die düstern Gewölbe, sonst nur an die Ausbrüche des Schmerzes und der Verzweiflung armer Übelthäter gewöhnt, wieder von lautem Gebete und frommen Liedern. In allem Leid fehlte es den Gefangenen nicht an reichem Troste; denn Christus pflegt seinen Getreuen durch fühlbare Gnade nahe zu sein, wenn sie aus Liebe zu ihm die Welt und ihre Genüsse verlieren. Zahlreiche Beispiele, welche das beweisen, enthält das angeführte Büchlein. Nicht um sich selbst und ihr Elend, sondern um ihre Mitbrüder, die, von Häschern verfolgt, wie scheues Wild in Wäldern und Einöden umherirrten oder in Verstecken wie lebendig begraben lagen, zeigen sich die Gefangenen besorgt. In einem Briefe, der damals im Kerker geschrieben wurde, lesen wir folgende Zeilen: „Ich bin überzeugt, könnten jene, deren Muth zu sinken und deren Treue gegen Gott zu wanken droht, könnten sie nur vermocht werden, den Worten ihrer Brüder zu glauben, die eines verborgenen und überaus schrecklichen Todes sterben: wahrlich, man müßte ihrem übergroßen Verlangen nach Leid eher einen Zügel anlegen, als sie durch andere Beweggründe zur Seelenstärke ermuntern und durch die Erinnerung ihrer Christenwürde und das Andenken ihres liebenswürdigsten und heiligsten Erlösers anspornen. Ich rede in meinem Namen und im Namen meiner Mitgefangenen. Gott überschüttet uns während dieser Zeit der Trübsal mit seinen Tröstungen, und er thut es nicht mit karger, sondern mit freigebiger Hand, und die herrliche Frucht seiner Gnade wird

---

[1] p. 120 sq.

auch von unserm Feinde nicht verkannt. Diese Erfahrung läßt mich voll Theilnahme an meine Gefährten denken, die unter der gleichen Verfolgung leiden, wenn sie auch noch nicht eingekerkert sind. Auch zweifle ich nicht, daß dieselbe göttliche Güte in ihrer Erbarmung den bittern Kelch der Verfolgten mit der Süßigkeit ihres Segens mildern werde." — Der Trostbrief eines Gefangenen an seine Genossen in der Freiheit — ist das nicht bezeichnend für den Heldenmuth der Eingekerkerten sowohl, wie für das in mancher Hinsicht in der That schlimmere Loos der Freien?

Aber nicht nur Priester, auch zahlreiche Laien, und nicht nur Männer, sondern edle Frauen und Jungfrauen schmachteten in den Kerkergewölben, und unter den 147 Opfern, die in kurzer Zeit im Gefängnisse starben, werden auch manche Frauen und Jungfrauen für ihre Treue im Leiden gekrönt worden sein. Und gerade in die ekelhaftesten und am meisten verpesteten Gefängnisse scheint man die Frauen geworfen zu haben. So wurden beispielsweise in York eine ganze Reihe edler katholischer Frauen nicht in das Schloßgefängniß, sondern in die Gewölbe der Ousebridge eingekerkert, welche bei einem etwas hohen Stande der Ouse unter Wasser waren. Canonicus Raine gibt in seinen „York Castle Depositions" manche Namen dieser muthigen Bekennerinnen[1]; darunter befinden sich Maria und Margaret More, die Enkelinnen Crescens More's, des Enkels des berühmten Kanzlers und Blutzeugen Sir Thomas More. Margaret More starb im Kerker, würdig ihres großen Ahnherrn. Canonicus Raine versucht in der Einleitung zu dem eben angeführten Werke ein Bild vom damaligen Zustande der Gefängnisse in den nördlichen Grafschaften zu entwerfen. „Es ist unmöglich," sagt er, „in Ausdrücken zu starker Entrüstung von den Verhältnissen der Kerker im Norden und von dem Benehmen der Kerkermeister zu sprechen. Es waren Höhlen voll Greuel und Entsetzen, in denen Männer und Frauen ohne allen Unterschied zusammengepfercht lagen. Die Gefängnisse der Inquisition können unmöglich schlimmer gewesen sein. Einigen mangelte es vollständig an Licht und Lüftung; manche waren bei hohem Wasserstand zum Theil unter Wasser. Die Zahl der Gefangenen, welche während dieses Jahrhunderts (im 17. Jahrhundert) in den Kerkern starben, ist geradezu entsetzlich. Und wie konnten sie auch in solchen Löchern und bei einer Behandlung, wie man sie keinem Wilden zumuthen würde, am Leben bleiben? Jede Bequemlichkeit, ja die Nothdurft des Lebens war ihnen

---

[1] Cf. Records, XII. p. 699—700.

versagt. Was Nahrung und den letzten Fetzen am Leibe angeht, waren sie auf Gnade und Ungnade in der Gewalt des Kerkermeisters. Den elendesten Bissen Brod mußten sie zu unerhörtem Preise erkaufen. Wenn sie Widerspruch wagten, so waren Eisen da und Daumschrauben, welche sie zum Schweigen zwangen."

Doch genug dieser düstern Kerkerbilder, auch wenn wir von den Opfern nur eine geringe Zahl nennen konnten. Von den meisten ist kaum der Name auf uns gekommen; erst beim Weltgerichte werden wir mit ihnen und ihren Leiden bekannt werden. „Allen diesen," sagen die bereits angeführten Jahresbriefe [1], „wurde Leben und Freiheit und großer Lohn versprochen, wenn sie sich nur schuldig bekennen und so den schwindenden Glauben des Volkes an die Verschwörung stützen wollten. Aber auch nicht ein Einziger aus dieser so großen Zahl fand sich, der die Rettung seiner Familie, seine eigene Freiheit und sein Leben um den Preis einer so folgenschweren Lüge hätte erkaufen wollen." Wahrlich, wir können diesen Abschnitt unserer Erzählung der Titus-Oates-Verschwörung nicht besser schließen, als mit den Worten der oben angeführten Quelle: „Wir können nicht umhin, das wundervolle Maß der Gnade anzubeten, welches Gott den schwer geprüften Katholiken zutheilen wollte, und welches allein ihnen die Kraft gab, eine so furchtbare Prüfung siegreich zu bestehen."

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

---

# Annette von Droste-Hülshoff's literarischer Entwicklungsgang.

(Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses.)

(Fortsetzung.)

## IV. Romantik (1818—1824).

Um die innere Unruhe zum Schweigen zu bringen, glaubte Annette trotz allerlei körperlicher Leiden und Schwächen nichts Besseres thun zu können, als sich einer größeren, alle ihre Kräfte in Anspruch nehmenden Arbeit zu widmen.

[1] Cf. Records, XII. p. 80.

Das Trauerspiel war ihr verleidet, sie ließ es liegen. „Es enthält zwar mitunter ganz gute Stellen," schreibt sie dem Freunde, „aber der Stoff ist übel gewählt. Hätte ich es in damaliger Zeit fertig gemacht, wo ich dieses noch nicht einsah, sondern mir im Gegentheil diese Idee sehr lieb und begeisternd war, so wäre es wohl so übel nicht geworden; aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Stoff zu bearbeiten, für den ich nicht die mindeste Liebe mehr habe. Es ist mir leid, ich wollte, daß ich es damals fertig gemacht hätte." [1]

Statt des Trauerspiels finden wir nun bald eine epische Dichtung auf dem Arbeitstisch des Fräuleins, und trotz mancherlei Abhaltungen kann dieses bereits am 27. October 1818 dem Freunde eine nahezu vollendete Copie der Arbeit in Aussicht stellen.

„Ich habe in diesem Jahre ein Gedicht in sechs Gesängen geschrieben, dem eine nicht zu wohl ausgesonnene Rittergeschichte zu Grunde liegt, das mir aber in der Ausführung ziemlich gelungen scheint. Dieß wollte ich Ihnen nun schicken, sobald es fertig wär', konnte aber nicht sobald damit zu Stande kommen, weil ich im vorigen Jahr sehr an einem Kopfschmerz gelitten habe, der äußerst nachtheilig auf die Augen wirkte; und habe mich hierbei, wie die Ärzte behaupten, sehr vor Rückfällen zu hüten. Ich habe auch wirklich nie einen halben Gesang ununterbrochen schreiben können, ohne einen kleinen Anfall zu spüren. Obschon die Gesänge nicht sehr lang sind, und ich im Ganzen nicht so sehr langsam arbeite, so hat dieß kleine Werk doch so oft und lange Feiertag gehalten, daß mir beinah' das ganze Jahr darüber hingegangen ist; und je näher ich zum Ziele kam, je weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen einen Brief ohne diese Einlage zu schicken.... Ich muß Ihnen sagen, ich freue mich ganz kindisch auf Ihre Antwort, obschon es natürlich nicht ganz ohne Furcht abläuft; denn Sie sind zwar ein höchst milder, aber doch scharfsichtiger Richter. Aber ich bitte! achten Sie doch ja nicht auf meine Furcht und verschweigen mir doch ja nichts von dem, was Ihnen davon mißfällt; denn das wäre wirklich in schriftstellerischer Hinsicht das größte Übel, das Sie so einem armen Lehrling, wie ich bin, zufügen könnten." [2]

Es dauerte indeß noch bis zum Februar des folgenden Jahres, ehe die Abschrift in die Hände Sprickmanns kam; denn wiederum stellte sich während des Winters von Zeit zu Zeit eine Augenentzündung ein, die „durch das Schreiben ein klein unmerklich wenig schlimmer geworden war", wie Annette sich sehr umständlich verkleinernd ausdrückt. Auch meint sie, die Verschlimmerung sei im Grunde nicht einmal vom Schreiben gekommen; sie wäre vielmehr am Tage vorher „in den Wind gegangen, und davon komme es recht eigentlich". Die Mutter aber sah wohl besser, und auch mag es die Augenentzündung allein nicht gewesen sein, welche sie beunruhigte, kurz, sie verbot Annetten, die Abschrift anzufertigen, und bat die ältere Schwester,

---

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

[2] An Sprickmann, 27. October 1818.

Jenny, darum. Der Brief, welcher die Copie begleitet, ist ein köstliches Cabinetsstück Droste'schen Humors, so rein und gesund, wie wir ihn in den schönsten Zeiten der Dichterin nur suchen könnten.

„Nun bitte ich Sie nochmals recht von Herzen, lieber Sprickmann, schreiben Sie mir doch recht deutlich und aufrichtig über das kleine Werk, nicht allein über offenbare Fehler, sondern was Ihnen nur immer unbehaglich daran auffällt und noch verbesserenswerth scheint. Ich habe zwar schon soviel darüber reden hören, und jeder klug sein Wollende sitzt zu Gericht (denn meine Mutter, die das erste Exemplar bekommen hat, wie Sie aus der Zueignung sehen, liest es zuweilen zu meinem großen Leide ihren Bekannten vor, und sehr oft Menschen, von denen ich vorausweiß, daß sie recht viel Ungeschicktes darüber sagen werden) und hat ein neues Lob und einen neuen Tadel, und ich weiß oft nicht, worüber ich mich am meisten ärgere. Was das Lob anbelangt, so habe ich schon recht an mich halten müssen, um manche unbedeutende und eben passable Stellen nicht auszustreichen, die mir durch unpassendes Lob ganz und gar zuwider geworden sind. So kam z. B. ein gewisser Herr, dem mein Gedicht auch — nicht durch mich[1] — zur Beurtheilung vorgelegt worden war, immer darauf zurück: die schönste Stelle im ganzen Gedicht sei (2. Gesang 3. Strophe 3. Zeile): ‚Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß', und erst durch sein vieles Reden wurde mir offenbar, wie dieser Ausdruck so gewöhnlich und oft gebraucht und beinah' die schlechteste Stelle im ganzen Buche ist. Dieser Herr hörte auch gar nicht davon auf, sondern sagte während des Tages mehrmal, wie in Entzückung verloren: ‚Es rauscht' der Speer, es rc. rc.', wozu er auch wohl leise mit dem Fuße stampfte. Ich mußte endlich aus dem Zimmer gehen. Wie ich vor einer Woche in Münster bin, begegnet mir der Unglücksvogel auf der Straße, hält mich sogleich an und sagt sehr freudig freundlich: ‚Nun, Fräulein Nettchen, wie geht's? was macht die Muse? Gibt sie Ihnen noch bisweilen so hübsche Sächelchen in die Gedanken, wie das Gedichtchen von neulich? Ja, das muß ich Ihnen sagen, das ist 'n niedlich Ding; was für 'ne Kraft bisweilen: „Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß"!' — Ich machte mich sobald wie möglich los und lachte ganz unmäßig, ich hätte aber ebenso gut weinen können. Sehen Sie, mein Freund, und so geht's mir oft. Von der anderen Seite würde ich mir wenig daraus machen, mein Gedicht oft auf die albernste und verkehrteste Weise tadeln zu hören, wenn ich nicht dabei gezwungen wäre, zu thun, als ob ich ihre Bemerkungen ganz richtig fände, ein freundliches Gesicht zu machen und ihnen vielleicht noch für ihre Aufrichtigkeit zu danken. Aber wenn ich oft Stellen, von denen ich überzeugt bin, daß sie zu den besseren gehören, als dunkel, unverständlich rc. rc. schelten höre, und dagegen die schlechtesten, seichtesten, eben weil nur Jeder gut und klug genug ist, um sie ganz zu verstehen und zu empfinden, loben höre, und soll alsdann noch die oben benannten freundlichen Grimassen dazu schneiden — das ist zu arg, und mit Stillschweigen oder einer Verbeugung kann ich

[1] Im Original unterstrichen.

es nicht abmachen; dann bin ich hochmüthig. — Daß die ungeschickten Lober und Tadler die nämlichen Personen sind, versteht sich von selbst; nur einige wenige genügsame Seelen halten sich ausschließlich zu den Ersteren. — Nur zwei- oder dreimal bin ich zu meiner Freude mit einem bloßen ‚recht schön' abgefertigt worden, sonst ist es jedesmal, wenn ich das Gedicht in die Stube schickte (denn ich hebe es selbst auf, obschon es meiner Mutter gehört, und bin also gezwungen, mein liebes Kind jedesmal selbst in die Hände seiner Feinde zu liefern), so gut, als ob ich auf ein Dutzend Kritiken pränumerirte, denn fast Niemand kann der Versuchung widerstehen, sich durch irgend eine Verbesserung als einen denkenden, feinen Kopf zu charakterisiren.

„Mein lieber, geliebter Freund! Ich weiß, daß ich Ihnen dieß Alles schreiben kann, ohne daß Sie deßhalb auf den Argwohn gerathen, als könne ich keinen Tadel vertragen. Sie wissen, wie sehr nachsichtig ich sonst hierin war, fast zu nachsichtig, denn aller und jeder Tadel war mir lieb, wenn auch von den albernsten Menschen; ich hatte den Grundsatz, daß ein fremdes Auge immer und jedesmal schärfer sehe, wie eines, was durch Eigenliebe bestochen und durch das öftere Überdenken und Überlesen des Geschriebenen gegen die Härten und Unrichtigkeiten darin gleichsam abgestumpft worden wäre, und nicht selten opferte ich meine bessere Überzeugung. Noch jetzt ist mir ein vernünftiger, wohlmeinender Tadel sehr werth, aber auch nur der; von meinem Sprickmann z. B. würde es mich sehr, sehr kränken, wenn er mir einen seiner Gedanken über meine Arbeit verschwieg oder bemäntelte. Ach, Sie wissen nicht, mein Freund, wie süß und lieb mir jedes Ihrer Worte ist, ich könnte und möchte mich Ihrem Urtheil blindlings unterwerfen, und würde es für die größte Grausamkeit halten, wenn Sie mich aus übergroßer Güte verleiteten, etwas stehen zu lassen, was Ihnen mißfiel und mich nachher gereute. Sonderbar ist es, daß selbst von denen, deren Urtheil ich selber wünschte und mir ausbat, Keiner dem Andern gleich geurtheilt hat; ich will Ihnen einige Proben davon hinsetzen, damit Sie mich darüber berichtigen können, wenn Sie so gut sein wollen. Einer sagte z. B., der erste Gesang sei zu gedehnt; ein Anderer: der erste Gesang habe viel Ähnlichkeit mit den Templern von [Zacharias] Werner. (Das kann sein, aber ich bin unschuldig daran, ich kenne die Templer nicht.) Wieder ein Anderer: der zweite Gesang sei zu dürftig und zauberisch und habe durchaus das Gediegene der übrigen nicht. (Ich muß Ihnen auch sagen, daß anfangs im zweiten Gesange der alte Ritter sich selber vergiftet, nachdem er seinen Pflichten durch Versorgung seiner Tochter glaubte genug gethan zu haben; meine Mutter fand das anstößig, ich mußte also zwei Strophen herausnehmen und zwei andere dafür einflicken; ich will Ihnen jedoch die beiden ausgesetzten Kinder copiren und über die eingeflickten Strophen stecken, dann schreiben Sie mir wohl, ob Ihnen das Alte oder das Neue besser gefällt.) Ein Anderer sagte: wenn der Alte sich vergifte, so könne er nicht feierlich begraben werden, wenigstens in damaligen Zeiten nicht; wieder ein Anderer: der dritte Gesang treibe sich zu viel in den Jagdgeschichten herum; wieder: der Alte im dritten Gesang (Vater der Alba) sei zu phantastisch gerathen. Über die drei letzten Gesänge

ist mir weniger gesagt worden, diese trifft gewöhnlich nur ein Tadel mit, der das Ganze trifft, z. B.: die Übergänge seien zu grell, es scheine, als habe ich mich zu sehr in ein Bild vertieft, nicht davon loskommen können und deßhalb oft plötzlich abgebrochen &c. Dieß sind ungefähr die Urtheile, die ich von vernünftigen Leuten habe zu hören bekommen; ist es aber nicht sonderbar, daß ein Jeder nur eines von allen diesen gesagt hat, und wenn ich ihm die übrigen Urtheile vorlegte, keines davon begreifen konnte und wollte? Und es waren doch alle Fünf denkende, geschmackvolle Leute. Daß ich von diesen Urtheilen das eine mehr als das andere richtig finde, versteht sich von selbst; aber ich möchte Ihnen nicht gern vorgreifen und verlasse mich auf Ihr Gefühl weit mehr, wie auf das meinige, da ich doch noch immer der Meinung bin, daß man sich an seinen eigenen Werken endlich dumm liest und corrigirt, so daß man nicht mehr schwarz und weiß unter einander kennt." [1]

So weit die Dichterin.

Sehen wir uns nach diesen „Einleitungen und Vorreden an den Kritiker" das Werk selbst näher an, insofern es für uns an dieser Stelle von besonderem Interesse ist.

Da das Gedicht zum ersten Male in der Cotta'schen Sammelausgabe erschien und daher manchem Leser noch unbekannt sein dürfte, halten wir eine vorherige kurze Inhaltsangabe zum besseren Verständniß für angebracht.

Der „Walther" besteht aus sechs Gesängen, welchen die Namen der in ihnen besonders hervortretenden Personen (Der Klausner — Theatilde — Walther — Cäcilia — Alba — Verenus) als Überschriften dienen.

Der erste Gesang führt uns den „Helden" in seiner Grotte kurz vor:

„... Doch nun aus weißem (Nebel) Meere, kalt und schwer,
Wankt ein verblichnes Jünglingsbild daher,
Und langsam naht's der Kluft mit ernstem Schritte.

Am kleinen Born, der aus dem Felsen quillt,
Netzt er den Gaum' im lichten Flimmerspiele;
Denn der Begeist'rung Gluth, die ihn erfüllt,
Vereint sich mit des Heumonds banger Schwüle:
Ein frommer Seufzer ringt sich himmelan,
Sein Auge sucht gerührt den Sternenplan,
Die Grotte nimmt ihn auf in ihre Kühle.

Ich les' die Frage im erstaunten Blick:
‚Wie! schon so früh entflohst du den Gefahren? —
Ließ keinen Stachel dir die Welt zurück? —
Kann junges Blut mit solcher Ruh' sich paaren?
Und darfst du's wagen, trauend deiner Kraft,
In Feierstunden stiller Rechenschaft
Dein inn'res Herz dir selbst zu offenbaren?'"

Wie also der Jüngling zu dem Entschluß gekommen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, d. h. die Beantwortung der ersten jener vier gestellten

---

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

Fragen, bildet den Inhalt der Erzählung. Nach dem Gewicht, welches die Dichterin den drei folgenden Fragen beilegt, sollte man freilich mehr erwarten, zumal in den beiden nächsten Strophen ein Conflict des jungen Einsiedlers mit seinem Beruf in Aussicht gestellt wird:

„... Doch dieses matte, welkende Gesicht,
Voll Zügen tiefen Schmerzens, ach, es spricht,
Daß es noch einem theuren Bilde fröhne."

Die Schilderung eines inneren Kampfes mit den schmerzlich-süßen Erinnerungen füllt auch in der That den ersten Gesang. Der zweite erzählt uns die Geschichte der Eltern Walthers, zumal seiner schönen, unglücklichen Mutter Theatilde. Sie hatte einst zufällig den Ritter Alhard erblickt:

„Das schönste Fräulein sie auf deutscher Flur,
Der kühnste Ritter er in deutschen Schlachten.
Der Gott, dem jeder Busen Opfer brennt,
Mit dem oft schmerzlich arme Herzen ringen,
Wie soll ich kund thun, was ein Jeder kennt?
‚Nicht Alle;' sprichst du, ‚große Geister zwingen
Gar leicht den Funken, daß er nie erglüht.'
Vor solcher Größe schweigt mein armes Lied,
Was ist dem Phönix wohl der Lerche Singen!"

Theatilde ist aber höchst unglücklich in der Ehe:

„Hat je dem Weih' die Taube wohlgewollt?
Ist wohl der Hindin in des Löwen Höhle?"

Kaum hat sie Walther das Leben gegeben, so stirbt sie. Mit der lebhaften, kühn gehaltenen Beschreibung einer Jagd hebt der dritte Gesang an. Walther erlegt mit vieler Geschicklichkeit und Kühnheit einen Eber, wodurch der kriegerische Vater, sehr gerührt und hocherfreut, dem Jüngling den Ritterschlag verspricht. Beim weiteren Verlauf der Jagd findet Walther ein schlummerndes Mägdlein, an das er natürlich sein Herz verliert, dessen Wohnung er aber nicht gleich ausfindig machen kann, weil des Vaters Horn zum Rückzug bläst. Erst am folgenden Morgen gelangt er zu einer schönen, stillen Klause im Wald, wohin Balduin mit seiner Tochter Alba sich aus dem Getriebe der Welt zurückgezogen hat. Zum Unglück will aber um jene Zeit der Vater Alhard seinen Sohn mit einer reichen Erbin, Cäcilia, vermählen, welche eines Tages mit ihrem Pflegevater Ebbo auf dem Schloß erschienen ist, und uns als ein schönes, aber herzloses und kokettes Fräulein geschildert wird. Ein Kreuzzug, den Walther mitmacht, schiebt die Entscheidung zwischen Alba und Cäcilia einige Zeit auf (vierter Gesang); aber mit der Heimkehr beginnt wieder die Schwierigkeit, besonders da Cäcilia es durch ihre Künste verstanden, des alten Ritters Herz ganz für sich zu gewinnen. Bei dem ersten Besuche im Walde findet Walther die Klause verödet, und ein Grabstein in der Nähe trägt den Namen „Balduin". Alba selbst findet der junge Ritter als Magd wieder. Sie erzählt ihm vom Tod des Vaters und

wie er ihr kein zeitlich Gut hinterlassen; als Walther darob gerührt wird, antwortet sie:

„O laßt das — spricht sie — was ist Armuth dann,
Daß wir so heiß ihr zu entfliehen streben!
War doch Maria, Himmelskönigin,
Nur eine gnadenvolle Dienerin;
Den Armen ist das Himmelreich gegeben."

Am anderen Tage schickt ihr Walther eine Botschaft zu einem Stelldichein, wo er ihr in Treuen seine Hand bieten will. Die Zusammenkunft wird Cäcilien verrathen, und sie trifft mit Alhard die Verabredung, die arme Nebenbuhlerin vor Walthers Augen zu tödten.

Der sechste Gesang führt uns Walther im Kerker vor, in den ihn der Zorn des Vaters über seine hartnäckige Weigerung, Cäciliens Hand anzunehmen, geworfen hat. Mit dem schrecklichen Ende des Vaters kommt zwar für Walther die Stunde der Freiheit; allein nicht bloß, daß mit Alba seines Lebens Freude dahinsank, er fühlt sich auch verpflichtet, für die Sünden seines Vaters genugzuthun. Er geht deßhalb zu Verenus, dem Einsiedler, und bittet ihn um Rath, wie er die Ungerechtigkeiten des Vaters gutmachen und für sich selbst Ruhe und Glück finden könne. So verschenkt er denn Alles an die Armen, behält nur seine Waffen und ein Bild Alba's und zieht gegen die mildwarnende Stimme Verenus' in die Einsamkeit der Klause, in welcher wir ihn im ersten Gesang gefunden haben. Die Dichterin schließt:

„Gelöst hab' ich dir mein gegebnes Wort,
Geendet sind die traurigen Geschichten;
Du selber sahst ihn in des Traumes Hort
Und des Erwachens rügenden Gerichten.
Doch laß uns wandern! Sieh, der Morgen thaut,
Schon schweigt das Käuzlein, und neugierig schaut
Der Dämm'rung graues Auge durch die Fichten."

Aus dieser kurzen Analyse geht zur Genüge hervor, daß das eigentliche Grundmotiv des „Walther" nur die weitere Ausführung eines bereits in der „Bertha" angeschlagenen Accordes ist. Bei Besprechung des Trauerspiels hoben wir hervor, daß in demselben als Mittel gegen eine unglückliche Liebe auch das Kloster erwähnt wurde. Man müßte die Romane der Siegwart-Periode nicht kennen, um nicht zu wissen, wie abgedroschen dieses Klosterthema um jene Zeit in der erzählenden Literatur war. Wie Annette aber einen wahren Abscheu vor jeden ausgetretenen Spuren der Dichtung hat und andererseits Alles, was sie angreift, bis auf den Grund verfolgt, so sehen wir auch die Klosterfrage von ihr in einer ganz neuen Weise behandelt, die zugleich den Vortheil hat, daß sie poetisch sowohl als psychologisch wahrer ist, als die conventionellen älteren Darstellungen. Annette ist gläubige Christin und zugleich durchaus praktische Realistin. In dieser doppelten Eigenschaft weist sie ein Klosterleben ohne wahren inneren Beruf trotz seiner anfänglichen Reize als zum Tröstend auf die Dauer ungeeignet zurück. Sehr

kräftig und entschieden geschieht dieß in „Bertha", wo die Freundin der Heldin den Klostergedanken ausräth:

„Auch der Beruf ist selten, theure Bertha,
Zu solchem strengen, eingezog'nen Leben,
Und selten nur der Andacht reines Opfer.
O, glaub' es, manche Klosterjungfrau weint
In ihrer Zelle, blaß und trauervoll.
Der Tod geliebter Eltern oder Schmerz
Getäuschter Liebe führt' betäubend sie
In diese Mauern. Dort will sie ihr Leid,
Ihr süßes Lieben ewig fest umfangen
Und ewig an dem theuren Bilde hangen,
Verlieren sich in süße Schwärmerei'n.
Doch lindernd gießt die Zeit den Balsam in
Die Wunden, und das theure Bild erlischt.
Verwundernd fühlt sie ihre Wunden harschen
Und wieder aufblüh'n ihre Jugendkraft.
Der trübe Blick der Trauer ist verschwunden,
Und Sehnsucht fühlt sie nach vergangnen Stunden,
Möcht' wieder in das rege Leben kehren —
Doch bindet sie des Eides Heiligkeit.
Sie sieht durch ihres Gitters enge Räume
Des Lebens Freuden schnell vorüberzieh'n,
Es schmückt, verschönernd sie, die Macht der Träume,
Und täuschend mit der Morgenröthe Glüh'n.
Und höher pocht das Herz; es fühlt die Arme
Verlassen, einsam sich im All der Welt.
Verschwunden ist vor den enthüllten Blicken
Die stille Freistatt, nun ein Kerker ihr;
Verlassen ist der Andacht hohes Feuer,
Und Thränen rinnen auf den hellen Schleier. — —
Wenn sich der ernste Geist zur Stille neigt,
Thut besser er, der Jugend flücht'ge Jahre
Geduldig abzuwarten, kein Gelübde
Sich ladend auf die Seele, daß nicht schnell
Und unverhofft der Funke lodre auf
In lichten Flammen, sengend ihm die Brust." [1]

Was im Drama die nachdenkende Heldin ablehnt, das übernimmt in der Erzählung der enthusiastische Held in unkluger Weise, und daher finden wir ihn denn auch in demselben Zustande, in dem uns eben die berufslose Klosterfrau geschildert wurde.

Darin liegt eigentlich der tiefere Werth der Erzählung, daß sie das als unumstößlich angenommene poetische Dogma der liebeskranken Einsiedler

[1] Wir bemerken ausdrücklich, daß die Dichterin im Vorausgehenden mit begeisterter Überzeugung den wahren Beruf zum Klosterleben durch das Beispiel einer Hofdame geschildert hatte, es ihr also fern liegt, alle Klosterfrauen oder auch nur viele in dem eben mitgetheilten Porträt zu zeichnen.

menschlich wahr erfaßt, dem Zweifel an seiner Richtigkeit energischen Ausdruck verleiht und wenigstens andeutungsweise die ganze Verlogenheit desselben dem Leser nahelegt. Auch hier sehen wir daher wieder durch alle verschwommene Romantik hindurch die echte und gesunde Dichterin der späteren Zeit vor uns stehen.

Man würde in der That Annetten Unrecht thun, wollte man im „Walther" nur die Erzählung sehen. Es ist kein Zweifel, daß es der Dichterin um die Charakteristik eines Zustandes, um die Aufstellung, nicht die Lösung eines psychologischen Problems zu thun war.

„Allerdings," sagt König[1], „ist die Erfindung: die Wandlung eines jungen Ritters zum Einsiedler aus Liebesgram, von großer, fast kindlicher Einfachheit, und doch geht ein tieferer Zug durch dieses Motiv, der in etwas an Ebers' ‚Homo sum' erinnert. Auch in Walther, wie in Paulus, regt sich trotz der Einsiedlerklause immer wieder der alte Mensch: der Gedanke an sein einstiges thatenfreudiges Ritterleben und noch mehr an seine Geliebte läßt ihn nicht zum Frieden kommen, und wehmüthig klingt der Grundton durch das Ganze:

„O Jüngling, einer heillos finstern Macht
Ist dein zerstörtes Leben hingegeben;
Der kleinste Augenblick, zu schlecht bewacht,
Zerstört die Frucht von jahrelangem Streben;
Ein Traum, wenn Schlummer löst den strengen Hort,
Ein flücht'ges, achtlos hingesproch'nes Wort
Vermag die alte Flamme zu beleben."

„Oder wie es zum Schluß heißt:

‚'s nicht die Welt, die ihn herüberzieht,
Doch sind's auch nicht der Andacht reine Wellen;
Es ist ein furchtbar Etwas, das sich müht,
Sich zwischen ihn und seinen Gott zu stellen.
Vergebens schlingt um ihn ein Jahr den Lauf,
Manch heit'rer Tag steigt wie ein Bräut'gam auf,
Doch keiner kann der Seele Dunkel hellen.'"

In diesen Worten und Anführungen gibt König unseres Erachtens, ohne vielleicht selbst zu ahnen, in welchem Grade, die eigentliche Stärke, aber auch zugleich die größte Schwäche des Gedichtes an.

Nicht bloß vom religiösen, sondern auch vom rein ästhetischen Standpunkt ist der „Walther" trotz seiner Abgeschlossenheit ein Bruchstück, ein Anfang, dem das Ende, eine poetische Frage, der die Antwort, ein Knoten, dem die Lösung fehlt. Anfang und Schluß des Gedichtes führen uns den „Helden" in seiner Grotte vor, wie er trotz seines Scheidens aus der Welt doch nicht die Ruhe und den vollen Frieden gefunden. Das Gedicht selbst erzählt uns, wie und warum er zu der Höhle und in den Zustand gekommen;

[1] Annette von Droste-Hülshoff, ein Lebens- und Literaturbild, von Robert König. Heidelberg, Winters Universitäts-Buchhandlung, 1882.

aber das ist nur die Hälfte der poetischen Aufgabe; die andere, bedeutend wichtigere und interessantere wäre gewesen, zu zeigen, wie er aus dem zweifelhaften Zustande auf die eine oder die andere Weise herausgekommen. Aber jetzt endet das Gedicht mit demselben Abschluß, den etwa eine Krankheitsgeschichte hätte, wenn sie nach Darlegung vom Entstehen und Verlauf des Übels uns den Patienten, für dessen Schicksal sie uns erwärmt hat, zwischen Tod und Leben schwebend vorführte und dann abbräche. Wie das gegen das innerste Leben der Kunst verstößt, sieht Jeder ein.

Was nun die Fragestellung selbst, d. h. die Auseinandersetzung des Zustandes bei Walther, angeht, so ist auch hier wieder Manches zu berücksichtigen. Das Problem ist älter als Ebers und auch als Annette; wir brauchen nicht auf den Roman und die Dichtung zu kommen, um es in seiner drastischen Wirklichkeit zu treffen. Seit sich Einsiedler von der Welt zurückzogen, nahmen sie sich selbst mit ihrer verderbten Natur, die durch frühere Erfahrungen gefährlichen Lockungen der Welt und den Feind alles Guten, den Allversucher Satan, mit in die Einöde. Das hat vor Allem St. Hieronymus, einer der gewaltigsten Athleten der Einsamkeit, und mit ihm tausend andere heilige Mannesherzen erfahren. Nicht den kampflosen Frieden suchten sie, sondern den gefahrloseren und gewisseren Sieg. Also das Ideal der ungetrübten Ruhe, der versuchungsfreien Sicherheit in der Einsamkeit suchen wollen, wäre das Beginnen eines Thoren und unerfahrenen Kindes. Der Kampf an und für sich wäre darum auch bei Walther kein beunruhigendes Symptom; aber was uns für seine Sicherheit bangen macht, ist die Halbheit, mit welcher er die Einöde betreten. Er hat nicht bloß sich aus der Welt retten wollen, sondern auch seine Liebe. An der Wand seiner Höhle hängen die Waffen, sein ehemaliger Stolz — und darf er sich wundern, daß „die alten Wurzeln noch so tief, so fest sitzen, nach so langen, schweren Kämpfen"? Der Kampf war eben ein falschverstandener, er hätte mit dem „Verlasset Alles" beginnen sollen. Verlassen mußte der Dichter vor Allem das Bild an seinem Halse — denn mag er auch im Wachen sich bezwingen, im Traume lebt die Todte und seine Liebe wieder auf.

> „Mein Lieben ist versenkt, die Welt ist leer,
> Ich habe keinen Wunsch, als den nach Oben,
> Bald binden mich Gelübde, mir nicht schwer;
> In stiller Klause schweigt des Busens Toben;
> O lieber Vater, steht mir Armen bei,
> Helft stillen diese Thränen, dieß Geschrei;
> O, wär' ich dem Gewühle schon enthoben!"

So redete der junge, unglückliche Mann in der ersten Aufwallung des Schmerzes und in einer aufrichtig gemeinten religiösen Gesinnung. Aber der alte Einsiedler kannte besser das Leben:

> „‚Mein theures Kind,' versetzt Verenus drauf,
> ‚Wohl wunderbare Wege geht die Gnade;
> Doch blühend thut sich dir die Zukunft auf,
> Drum wähl' nicht also hart' und rauhe Pfade;

Schlag' nicht in Fesseln dieses heiße Herz,
Sonst wohl beweinst du einst mit herbem Schmerz
Der Welt zu lieblich lockende Gestade.'

Allein vergebens muß an Walthers Sinn
Das wohlbedachte Wort vorübergleiten.
‚Was ich geliebt,' spricht er, ‚ist all dahin
Und mag mich nun als Engel schützend leiten.
Mein Vater, Eure Rede dünkt mich Spott.'
‚Nun wohl,' versetzt der Greis, ‚und gebe Gott,
Ihr möget Eure Stimmung nicht mißdeuten.'" [1]

Allein Walther täuschte nicht bloß sich, sondern auch Verenus — was er geliebt, war nicht Alles dahin; es lebte nur zu lebendig in des Jünglings Herzen, und als Zeichen dessen trug er unter der Kutte das Bildniß der Todten, welches er erbarmungslos einem Kinde entrissen. Statt also „als Engel ihn schützend zu leiten", mußte die Anhänglichkeit an die Gestorbene und deren Bild jenes „furchtbare Etwas" sein,

„. . . das sich müht,
Sich zwischen ihn und seinen Gott zu stellen" [2].

Solange er an diesem „furchtbaren Etwas" hängt, wird er auch in der Klause nicht zum Frieden kommen. Wir können daher mit der Dichterin am Schluß der Erzählung durchaus nicht ruhig sagen:

„Du selber sahst ihn (Walther) in des Traumes Hort
Und des Erwachens rügenden Gerichten;
Doch laß uns wandern! Sieh, der Morgen thaut. . . ." [3]

Wir können uns denken, wie Annettens kühner Geist, der sich gern mit den höchsten und schwierigsten Problemen abgab, auch anfänglich die übrigen Fragen des ersten Gesanges bearbeiten und lösen wollte, diese Aufgabe aber als für ihr Geschlecht und ihre Jugend zu schwer — vielleicht auch als zu fernabliegend von der damaligen Kunstrichtung — später fallen ließ.

Sehen wir indeß von diesem Fehler in der Anlage ab, so können wir nicht umhin, manches Lob zu unterschreiben, welches diesem Gedichte ertheilt worden ist. Die Fabel ist einfach und doch ziemlich gut gegliedert — mit Ausnahme des ganz überflüssigen zweiten Gesanges — und entbehrt keineswegs des Reizes. Die Personen sind durchaus nicht verkörperte Ideen, allgemeine Schablonen, sondern recht individuell angelegte Menschen von Fleisch und Bein, wenn auch die romantische Atmosphäre, in der sie sich bewegen, die scharfen Umrisse nicht recht erkennen läßt. Einzelne Scenen, Bilder und Gedanken sind von ganz unzweifelhafter Schönheit. Im Allgemeinen ist die Sprache wohlklingend, glatter und leichtverständlicher sogar, als in den späteren Werken; die von der Dichterin auch später so oft gebrauchte Strophe

[1] Sechster Gesang, Strophe 39. 40. 41.
[2] Sechster Gesang, Strophe 51.
[3] Sechster Gesang, Strophe 52.

schön gebaut und mit seltenen Ausnahmen auch fleißig gereimt. Als Ganzes läßt das Gedicht indessen in der Ungleichmäßigkeit der Ausführung, den oft sprunghaften Übergängen und den vielfach verschwommenen Motivirungen noch sehr deutlich den Neuling herausfühlen.

Was Sprickmann der Dichterin über den „Walther" geantwortet hat, wissen wir nicht; die Vergiftung des Ritters im zweiten Gesang muß auch er wohl verworfen haben, da sie in den uns erhaltenen Exemplaren fehlt; sonst scheint er jedoch nicht viel geändert zu haben, da eine uns vorliegende Abschrift des ersten Gesanges aus jener Zeit wörtlich mit der später von Schücking zuerst veröffentlichten Lesart stimmt [1].

Annette selbst hat den Walther niemals drucken lassen. Mit der neuen Richtung, welche sie im „St. Bernhard" nahm, und überhaupt mit ihrer entwickelteren Kunstauffassung stimmte das romantisch-sentimentale Jugendgedicht nicht mehr überein; vielleicht hielt sie auch das durch häufigen Mißbrauch verächtlich gewordene Grundmotiv von einer Veröffentlichung ab. Sie war mit der Zeit übrigens auch dahin gekommen, daß sie mittels ihrer Schriften wo nicht „einen unmittelbar frommen Zweck", so doch „eine entschiedene moralische Richtung" verfolgen wollte [2], und gerade in diesem Punkte mochte ihr der Walther am meisten unvollendet erscheinen.

Als sie mit Professor Schlüter bekannt geworden, hatte sie anfangs das Gedicht noch nicht ganz über Bord geworfen. So schrieb sie ihm (2. Jan. 1835): „Auch den Walther werde ich mitbringen; erschrecken Sie nicht! es sind nur einzelne Stellen, etwa in jedem Gesange drei oder vier Strophen, die ich Sie nochmals anzuhören bitten möchte. Es kömmt mir fremd an, zu sagen, daß eine meiner Arbeiten von einem meiner Freunde zu scharf beurtheilt ist; denn Freundesurtheil ist sonst nur allzu milde und hat manches gute Talent verdorben. Doch wir waren damals noch nicht bekannt mit einander, und ich wünschte, Sie könnten sich, sobald ich das Heft zur Hand nehme, denken, es sei von einem Anderen. Das Gedicht ist im Ganzen sehr mißglückt und matt, im Einzelnen aber nicht immer."

Wie wir anderswoher erfahren, war das Gedicht dem Freunde beim ersten Male sehr schlecht vorgelesen worden und hatte darum in seinen Augen wenig Gnade gefunden; aber auch dieses zweite Mal fiel das Urtheil nicht allzu günstig aus, wenn auch das einzelne Schöne gern anerkannt wurde.

Seit jener Zeit verschwindet das Gedicht vollständig von der Bildfläche. Wie uns Schücking jedoch versichert, wäre Annette in den letzten Jahren zu günstigeren Ansichten über diese Jugendarbeit gekommen, so daß man dasselbe ohne Bedenken in die Gesammtausgabe der Schriften von 1878 aufnehmen zu dürfen glaubte.

Über das innere Leben und die äußeren Verhältnisse der Dichterin gibt uns der „Walther" unmittelbar und ausdrücklich nur wenig Aufschlüsse. Einzelne Gedanken indeß verrathen, daß die „Unruhe", von der sie an Sprick-

---

[1] Die Druckfehler natürlich ausgenommen.

[2] Briefe, 2. Aufl. S. 91.

mann schrieb, sich noch lange nicht gelegt hatte. Der poetische Takt verhinderte sie jedoch, in einem objectiven Gedicht zu oft hinter den handelnden Personen zu erscheinen; zudem hatte sie zu jener Zeit noch zwei andere Werke unter Händen, in welchen sie furchtloser das Tiefste und Vorübergehendste ihres krankhaft erregten Gemüthes niederlegen konnte. Daß sich die Dichterin aber in einer seltsam gereizten Stimmung befand, ersehen wir aus den Briefen an Sprickmann. Wir können uns daher über den Reichthum an literarischen Plänen und verschiedenen Fragmenten, als über Versuche, des inneren Unbehagens Herrin zu werden, nicht wundern.

Es ist geradezu schwer, sich einen richtigen Begriff von der fieberhaften inneren Thätigkeit Annettens um jene Zeit zu machen. Kaum ist der Walther beendet, so beginnt die „Ledwina". „Ich möchte mich jetzt auch einmal in Prosa versuchen," heißt es in demselben Briefe, der die Sendung des „Walther" an Sprickmann begleitet, „und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst. Aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? ‚Denn ihr Name ist Legion.' Ich hatte seit 1½—2 Jahren nicht viel von diesen Dingern gelesen, wußte also nicht recht, wie die Commercien standen, und hatte mir also einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, so daß außer dem Niederschreiben nicht viel mehr fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte, und ich doch keine große Freundin von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldin gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Constitution auf; ich hatte die Idee mit Liebe und Wärme überdacht, und ich glaube und hoffe, daß es nicht mißlungen sein würde. Da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben und fordern, weil wir sie in vielen Jahren schon ganz durchgelesen haben, bloß die neuesten Sachen. Gleich zu Anfang: ‚3 Novellen', wo in zweien die Heldin auf denselben Füßen stand, wie die Meinige, das frappirte mich; in den folgenden Wochen ebenso. Kurz, ich merke bald, daß ich, anstatt etwas Neues zu erfinden, an den Lieblingsstoff unserer Zeiten gerathen bin, nur mit dem Unterschiede, daß meine Heldin weder magnetisirte noch magnetisirt wurde, weil ich zu wenig vom Magnetismus kenne, um darüber zu schreiben, da hingegegen den Heldinnen der Lesebibliothek ebendazu oder deswegen ihre Zartheit oder Schwächlichkeit ertheilt war. Denn diesem großen unbegreiflichen, wenigstens mir unbegreiflichen Gegenstande geht es wie dem Löwen in der Fabel, den sogar der Esel schlug; jedes junge Kind muß seine ersten Hörner daran ablaufen. Es ist mir aber nun unmöglich, meine Novelle fertig zu machen, da sie schon so viele Schwestern hat, die ihr zwar in der Haupttendenz gänzlich unähnlich, in der Form aber desto ähnlicher sind. Schelten Sie nicht, mein geliebter Freund; wenn ich wüßte, daß meine Unbeständigkeit Sie verdrösse, so wollte ich viel lieber meine Novelle niederschreiben. Ich würde sie überhaupt nicht liegen lassen, wenn ich schon angefangen hätte zu schreiben; aber da das ganz Ding nur noch eine Idee ist, so dünkt mich, es ist besser, ich gehe weiter und suche mir einen anderen

Stoff, wenn ich nur einen finden kann, der nicht so ganz und gar ausgedroschen ist." [1]

Welcher Freund hätte nach einer solchen Ankündigung das Fräulein nicht aufgefordert, unbekümmert um die rührende Ängstlichkeit, nichts Originelles liefern zu können, einfach „weiter zu gehen" und die bereits fertige Novelle doch ja niederzuschreiben! Denn bei einer solchen Sorge, die ausgetretenen Geleise des Romans zu verlassen, hätte auch der „ausgedroschenste Stoff" wenigstens in der Ausführung manches Eigenthümliche und Originelle bringen müssen. Dieser Meinung scheint denn auch Sprickmann gewesen zu sein; denn trotz ihrer Bedenken hat sich die Dichterin doch später an den Stoff gemacht, und zwar mit einer Beharrlichkeit, die genugsam zeigt, daß er ihrem Herzen recht nahe lag.

Aus einem Briefe an ihre Mutter ersehen wir, daß selbst in der Fremde das Andenken an diese Novelle sie begleitete. Als sie zwischen 1820 und 1824 zu einem längeren Aufenthalte bei ihrem Onkel Werner in Köln weilte, bittet sie die Mutter, „ihr doch ja die ‚Ledwina' zu schicken, woran sie diesen Winter ein gutes Stück zu schreiben gedenket", übrigens, sollte keine ganz gute Gelegenheit des Schickens sein, so thäte das auch nicht viel, „ich weiß ja, wie weit ich bin, und könnte auch wohl so fortfahren".

Wie wir sehen, ist der Roman bereits ein gut Stück gediehen und hat schon einen Titel. Indeß scheint aus der Fortsetzung während jenes Winters in Köln nicht viel geworden zu sein, und auch sonst geschieht der Arbeit nicht weiter Erwähnung. Erst in einem Briefe an W. Junkmann vom 4. August 1837 zählt die Dichterin das Fragment Ledwina [2] („ein Roman, etwa bis zu einem Bändchen gediehen") unter den Arbeiten auf, die ihr „aus den spätern Jahren" unvollendet im Pulte lägen und an deren Fortsetzung sie wohl denke. Es kam indessen niemals zu dieser Fortsetzung, weil Annette in jenen „späteren Jahren" eingesehen haben mag, wie von allen ihren Jugendarbeiten dieser Roman wohl das Unfertigste und Mißglückteste, wenn auch in mancher Beziehung wieder das Originellste, Kühnste, weil Seltsamste und Gewagteste war.

Beim Lesen des Fragmentes, wie es uns aufbewahrt vorliegt, entsteht unwillkürlich die Frage, ob die Dichterin nicht in diese eine Erzählung alle Schrecknisse des Lebens, alles Beängstigende und Widerstrebende, alle Motive des Grausens und Abscheues habe verweben wollen. Mit einer wahren Zerstörungswuth läßt sie den ertödtenden Reif des Spottes oder des Realismus über jede keimende ideellere Schönheit, jede sich entfaltende Blume edler Rührung fallen. Es ist

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

[2] Die Form Ledonia, wie sie in dem gedruckten Briefe steht, beruht augenscheinlich auf einem Lesefehler. Ob jedoch die Form Ledwina die richtige ist, wollen wir nicht unbedingt behaupten. Annette hatte eine Tante mit Namen Ludwina, und so möchte auch diese Form wohl eher anzunehmen sein, wenn nicht das Manuscript des Romans an den meisten deutlicheren Stellen „Ledwina" zu haben schiene.

keine gesunde Nahrung für den Geist, dieses seltsame, halb überweich sentimentale, halb derb naturalistische Fragment mit seinen thränenseligen Moll-Accorden und schrillen Dissonanzen. Es kann auch der jungen kränklichen Dichterin unmöglich wohlgethan haben, dasselbe zu schreiben, wenn es überhaupt nicht schon ein krankhaftes Symptom war, daß sie sich in einen solchen Stoff hineinlebte.

Das Fragment reicht kaum über den, freilich ein ganzes Bändchen füllenden Eingang; eine Ahnung der Verwicklung und Lösung ist aus dem Vorhandenen nicht zu schöpfen und eine Analyse daher unmöglich.

Wie in „Bertha“ haben wir zwei Schwestern, die ältere Ledwina und die jüngere Therese. Wie Annette es schon an Sprickmann schrieb, tritt die Heldin von der ersten Seite als ein dem frühen Tode verfallenes Wesen auf, und zwar ist die Schilderung ihres Zustandes so herzbeengend, ja für eine junge Dame, die selbst sich lange Zeit diesem Zustande verfallen glaubte, so grausam zu nennen, daß es uns förmlich als ein Räthsel erscheint, wie Annette die Feder habe führen können, ohne zu zittern. Zum Überfluß ist auch der Held des Stückes, Graf Hollberg, anscheinend mit derselben Krankheit behaftet, und es wird auch so unschicklich über dieselbe gesprochen, als habe die Dichterin eine wahre Lust gefühlt, recht lange und tief in einer Wunde herumzusondiren, die sonst sogar ein gesunder, starker Mann nur leicht zu berühren pflegt. Nicht minder ergeht sie sich mit anscheinender Vorliebe in Fragen über Erscheinungen der Geistesstörung. Und doch sagt sie selbst: „Der Wahnsinn ist eine Sache, über welche gar zu scharf zu grübeln und zu untersuchen geistliche und weltliche Gesetze verbieten sollten. Ich glaube, daß nichts leichter zur Freigeisterei führt.“ „Ich sollte eher meinen,“ fiel Türk ein, „in's Tollhaus.“ Warneck versetzte: „Eins von Beiden, und sehr leicht Beides zugleich.“ Man begreift nicht, wie Annette nur dazu kam, solche Gespräche in einer aristokratischen Familie vor jungen Damen als Tischgespräch führen und bei der Gelegenheit als Beleg der Behauptungen Geschichten erzählen zu lassen, die man wegen ihrer Grausenhaftigkeit nur den starknervigsten Bauern zutrauen sollte. Neben diesem Grausenhaftesten steht dann wieder seltsamster Weise das Weichste und Empfindsamste ohne Übergang und Vermittelung.

So groß indeß *anscheinend* der Abstand zwischen Walther und Ledwina sein mag, in Wirklichkeit gehören beide Dichtungen zu der Romantik in ihren Verirrungen. Die empfindsamen Ritterdichtungen einerseits, der sich selbst verhöhnende Spott, der Cultus des Gewaltsamen, Unschönen, ja Häßlichen andererseits, sind ja die Gegenpole der einen Romantik vom Anfange dieses Jahrhunderts, als deren classische Vertreter wir nur Fouqué und Victor Hugo nennen wollen. Ledwina kann somit durchaus als der natürliche Rückschlag von der Art des Walther aufgefaßt werden, allein sie war in ihrer Art eine neue Verirrung. Indessen ist gerade Ledwina das entscheidende Übergangsstück zu dem, was man den Hülshoff-Stil, jene realistisch-spröde Art in Erzählung wie Schilderung nennen könnte. Jede idealistische Übertreibung in Charakteren und Darstellungen ist ihr bereits in diesem Fragmente fern; auch die guten Personen, welche auftreten, haben meistens ihre kleinen, all-

täglichen Schwächen, und das Familienbild der Mutter und Geschwister Ledwina's bietet bei allem guten Willen der einzelnen Glieder mitunter einen wenig erfreulichen Anblick; besonders ist der Bruder Karl eine, wie man sagen sollte, dem Leben abgelauschte Individualität. Auch eine Besuchs-Scene ist voll Realistik und oft gutmüthiger, oft beißender Satire in der Anlage — wenn auch in der Ausführung noch etwas gar zu photographisch treu, um nicht bisweilen in's Unkünstlerische zu verfallen.

Es ist schwer, aus einem solchen seltsamen Bruchstück eine bezeichnende Probe mitzutheilen, welche das Ganze charakterisiren könnte. Begnügen wir uns daher mit folgender Stelle. Nach einem bereits sehr schmerzhaften Gespräch zwischen der kranken Ledwina und ihrer Schwester lassen sich beide in einer Ecke des abendlichen Parkes nieder. Ledwina spricht:

„Therese, auf unserem Boden stehen so viele alte Bilder aus der Familie, aber wir wissen doch fast von keinem recht, wen es vorstellt, und es sind doch alle unsere Voreltern und haben hier gewohnt, Gott weiß, in welchen Zimmern, und haben Geschwister und Kinder gehabt, die diese Bilder mit Freude und Verehrung betrachtet und bewahrt, und vielleicht späterhin mit der theuersten, rührendsten Erinnerung. Und nun? Neulich hat einer der Knechte der alten Frau, du weißt wohl, mit der schwarzen Kappe, die Nase und die Augen ausgestoßen; das ist gewiß absichtlich geschehen, weil sie entsetzlich häßlich aussieht." Sie fuhr tief sinnend fort: „Die Vergangenheit, das Vergehen des Andenkens, die liebsten, theuersten Überbleibsel werden endlich mit Füßen getreten. Denk', wenn der Mutter Bild ..."

Sie fing heftig an zu weinen und klammerte sich fest um ihre Schwester. Therese mußte sich gewaltsam einhalten, denn alle Fasern ihres Herzens schmerzten sie; aber sie hielt sich fest und sagte:

„Ledwine, sei ruhig, schade dir nicht selber. Warum suchst du gewaltsam Gegenstände auf, die dich erschüttern und krank machen müssen? Nun bitte ich dich, wenn du mich lieb hast, so nimm dich zusammen und sprich wieder etwas Anderes."

Beide schwiegen. Ledwina stand auf und wandelte ein paarmal den Garten auf und nieder. Dann setzte sie sich wieder zu Therese, die über allerlei Dinge zu reden begann. Sie antwortete so, daß Therese sowohl ihren guten Willen als seine gänzliche Schwäche sehen mußte. Die Sonne begann sich zu neigen, und ihre milden Lichter tanzten durch die Zweige der Linde auf den Gewändern der Mädchen und auf Ledwinens leise bebendem Antlitz.

„Wie schön der Abend wird!" sagte Therese.

„Gestern um diese Stunde lebte der arme Clemens[1] noch," seufzte Ledwina.

„Suchst du wieder das Trübe?" sagte Therese sanft.

„Ist denn," versetzte Ledwina beklemmt, „ein Tag Andenken zu viel für seiner Mutter einzigsten Trost? Hör' mich an."

---

[1] Der einzige Sohn einer Wittwe in der Nähe des Schlosses, welcher in der vorigen Nacht bei Führung eines Reisenden ertrunken war.

Nun erzählte sie, wie sie an dem Flusse gewandelt, immer hinauf, kämpfend mit greulichen, sinnlosen Bildern; wie sie sich fast besiegt und umkehren wollte — nur noch diese eine Bucht vorüber — und ein matter, flimmernder Schein sah durch dichte Brombeerranken aus dem Gewässer zu ihr herüber. Heimlich schaudernd, nannte sie es den Widerschein der Sonne. Da wehten leichte Wolken herauf, das Sonnengold schwand vom Strome, und heller flammte das heimliche Licht durch die dunklen Blätter. „Therese, ich mußte an die Sagen denken von Lichtern, die über den Versunkenen wachen. Indeß ergab ich mich nicht und schritt rasch darauf zu; da flammte es hoch auf und schwand, und wie ich an das Gestrüppe trat, da war es die Laterne des armen Clemens, die, ausgebrannt und in die Ranken verschlungen, auf dem Wasser schwankte. Ich kniete an das Ufer und löste sie aus den Dornen; aber wie ich sie so kalt und naß und erloschen in der Hand hielt, da war es mir, als sei sie ein todter, erstarrter Theil des Verlorenen. Ich habe sie am Ufer stehen lassen."

Sie drückte sich, leise schaudernd, an Therese. „Aber was ist denn das?" sagte sie und deutete auf den Boden.

„Was meinst du?" versetzte Therese.

„Mich dünkt, ich sehe mehr als die Schatten der Bäume."

„Auch die uns'rigen," sagte Therese.

„Es wird nichts sein; hör' zu, und wie ich zurückgehe und an das Sandloch komme, da sehe ich von weitem die alte Lisbeth aus ihrem Hause gehen. O, Therese, sie ist so klein geworden, ich hätte sie fast nicht erkannt. Sie ging lange vor mir, ohne mich zu sehen, sondern immer starrte sie in das Wasser. Du weißt, sie ist immer so ordentlich. O Gott, sie sah so verstört aus; die Hälfte ihrer grauen Haare hing unter der Mütze hervor. Ich konnte es nicht mehr aushalten und ging vorüber. Da schlug es Mittag im Dorfe und die Betglocke begann zu läuten. Ich sagte im Vorübergeh'n: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' Sie sah nicht auf, sondern schloß die Hände zusammen und sagte laut und oft nach einander: ‚In alle Ewigkeit. Amen.' Ich hörte es noch, wie ich eine Strecke von ihr war."

„Gott wird sie trösten," sagte Therese und sah bewegt vor sich nieder. Da war es ihr selber, als sähe sie durch den Schlagschatten der Bäume noch eine andere Gestalt lauschen. Sie sah rasch um sich, aber es war nichts.

„Es wird zu kühl für dich, Ledwina," sagte sie aufstehend, und die von heimlichen Fieberschauern Durchbebte folgte ihr willig. . . .

Von dem Voraufgehenden losgelöst, kann diese Scene unmöglich dieselbe schaurige Wirkung wie im Zusammenhange des Fragmentes haben, allein auch so beweist sie mit den sich drängenden traurigen Motiven hinlänglich das Wort Theresens:

„Warum suchst du immer gewaltsame Gegenstände auf, die dich erschüttern und krank machen müssen?"

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

# Niederländische Skizzen.

(Fortsetzung.)

---

## 6. Der lange Jan von Middelburgh.

Wer sich einen Begriff von Zeeland machen will, der muß den langen Jan in Middelburgh besuchen. Alle andern Bekanntschaften helfen nicht. Da mag man die West- oder Ostschelde, den Haringvliet oder den Krammer hinabfahren, überall ist Zeeland von fern nur ein schmaler, niedriger Küstenstrich, der sich gelbgrün zwischen Meer und Himmel schiebt, und höchstens durch einen Kirchthurm oder eine Windmühle andeutet, daß auf dem melancholischen Floß vielleicht Menschen wohnen mögen. Das ist aber Zeeland nicht! Nein, wahrhaftig nicht! Denn Zeeland ist kein Floß, es ist das schönste, reichste, gesegnetste Ackerland von ganz Holland. Da blühen Hanf, Flachs und Krapp in herrlicher Fülle, da gedeihen Bohnen, Erbsen und Kartoffeln wie im Paradies, und fetter, üppiger wächst der Weizen nirgendwo. Und doch, wenn man dem Ufer näher kommt, ist von all der Herrlichkeit nichts zu sehen. Einförmige Dünen und Deiche ragen den Fluß entlang. Über dem Ufersand zeigt sich wohl etwas Grün, aber meist nur Wiese mit zerstreutstehenden Bäumen und niedrigem Buschwerk — kein Wald, keine lachenden Auen, kein fröhlicher Felsenvorsprung. Etwas ferner ragt etwa eine Mühle auf, ein Thurm, endlich die rothen Giebel eines Dorfes. Aber viel Leben ist auch da nicht. Die meisten Ortschaften haben am Ufer nur einen kleinen Aussteigeplatz — ein paar Hütten oder Häuser auf dem Damm und ringsherum prosaische Weidenbäume. Das Paradies im Innern wagt sich nicht an die Küste heran. Der Strom ist noch lebendiger als das Ufer; denn da ziehen fast beständig Schiffe auf und ab, da spiegelt sich die Sonne aus zerrissenem Gewölk, da knarrt und rauscht doch wenigstens die Maschine, plätschert das Wasser und plaudern die Passagiere.

Nicht viel mehr bekommt man zu sehen, wenn man von Bergen-op-Zoom, der wohlbefestigten Fischerstadt, quer durch Süd-Beveland und Walcheren mit der Eisenbahn dampft. Die Fläche links und rechts ist zu topfeben, um einen erfreulichen Eindruck zu machen. Da und dort, besonders bei Goes, tritt etwas von dem zeeländischen Garten an die Bahn heran, verläuft sich aber wieder in einförmiger Fläche. Wer von London kommt, dem wird da ganz karthäuserlich zu Muthe, und wer vom Rhein kommt, den muß eine elegische Stimmung ergreifen.

Nirgends tritt die amphibialische Natur der Niederlande so stark hervor, wie in der Provinz Zeeland. Das Wasser herrscht. Das Land erscheint bloß als abgerissenes Inseldelta. Zwischen der Ost- und Westschelde liegen die größeren Inseln Walcheren, Nord-Beveland und Süd-Beveland. Zwischen zwei Armen der Waal, von denen der eine erst „Hollandsch Diep“ und dann

„Haringvliet“, der andere erst „Volkerak“, dann „de Krammer“, „de Hals“, „de Vlieger“ und „de Springer“ heißt, liegt die längliche Insel „Gooren“ (gute Rhede) und „Overflakken“. Zwischen dem südlichen Waalarm und der Ostschelde endlich liegen die Inseln Schouwen, Duiveland, Tholen und St. Philippsland. Alle diese Inseln zusammen umfassen ein Areal von 1780 qkm mit 190 000 Einwohnern. Die Provinz ist also ungefähr so groß und so stark bevölkert wie der schweizerische Kanton St. Gallen.

Doch in Mitte dieser Inseln ragt kein Sentis empor, ja nicht einmal ein Hügel oder ein romantisches Felsengestade, wie an der Westküste von Schottland oder auch den Hebriden. Flach lagern sich die weiten Inselflächen zwischen den breiten Armen der Schelde und der Waal, und bloß Namen sind es, welche die höchst einförmigen Gewässer unterscheiden. Die Zeeländer aber sind noch fast ausnahmslos echte Insulaner. Fast alle Verbindung ist auf Schiffahrt beschränkt. Nur Süd-Beveland und Walcheren sind quer von der Eisenbahn durchschnitten, welche Bergen-op-Zoom mit Vlissingen verbindet. Die Leute von Nord-Beveland und Tholen, Schouwen und St. Philippsland, Gooren und Overflakken, also die Mehrzahl der Zeeländer, sind deßhalb noch an ihre alten Segel- und Frachtschiffe und an die kleinen Dampfer gewiesen, welche von Rotterdam, Brielle, Hellevoetsluis, Willemstad, Vlissingen und Antwerpen aus ihre kleinen Häfen besuchen. Im Winter ist der Verkehr beschwerlich und nicht immer ohne Gefahr. Im Sommer aber sind all die Verbindungsstraßen zwischen den einzelnen Inseln stets durch Dampfer, Segelschiffe der verschiedensten Art und zahlreiche Fischernachen belebt, und man hätte wohl einen oder den andern Monat nöthig, um von Insel zu Insel alle ihre Routen abzufahren, alle Häfen und Landungsplätze zu besuchen, kreuz und quer alle Landwege zu durchwandern und alle Kirmessen mitzufeiern, in welchen das patriarchalische Inselvolk sich von seinem sonst einförmigen Schiffer-, Fischer-, Bauern- und Sennenleben zu erholen pflegt.

Daß schon die Römer häufig an der Westküste von Walcheren landeten, bezeugen zahlreiche Alterthümer, die man in Westkapelle und Domburg ausgegraben hat und die jetzt in Middelburgh und Leyden aufbewahrt werden. Es sind dabei Steine, die dem Göttervater Jupiter und dem salzigen Neptun geweiht waren. Einer trägt die Inschrift: Herculi Magusano. Eine stark beschädigte Victoria beweist, daß sie nicht siegreich geblieben ist. Bei Domburg fand man eine Göttin Bucorina, von der indeß die Philologen noch nicht herausgebracht haben, wofür sie im Olymp und auf Walcheren zu sorgen hatte. Die Hauptrolle aber spielt eine Göttin Nehalennia, welche eine himmlische Obsthändlerin gewesen zu sein scheint. Auf einer der Sculpturen trägt sie wenigstens einen Korb mit Früchten und hat einen kleinen Hund Azor bei sich. Eine Anzahl ausgegrabener Götter ging bei einem Brande der Domburger Kirche 1848 zu Grunde. Dagegen liegen aus den Römergräbern zu Domburg noch eine Menge Münzen, Töpfe, kleinere und größere Utensilien vor, welche es sicher machen, daß Römer bis zum Ende des dritten Jahrhunderts in diesen Gegenden hausten. Ob der Cultus der Göttin Neha-

lennia sich noch länger erhalten hat, dürfte zweifelhaft sein. Denn der erste christliche Glaubensbote, der von England aus diese Küste besuchte, war der hl. Willebrord am Ende des siebenten Jahrhunderts. In seiner Lebensgeschichte wird nun allerdings ein Götzenbild auf „Walacrun" erwähnt, ad quod statuto tempore omnis congregabatur populus — um das sich zu bestimmten Zeiten das ganze Volk versammelte; aber ob das Nehalennia mit ihrem Hündchen war, wer kann das sagen? Sicher dagegen ist, daß Willibrord mit dem Heiligthum kurzen Proceß machte und es nach seiner Predigt alsbald zertrümmern wollte. Der heidnische Wächter zog entrüstet sein Schwert und wollte dem Verwegenen das Haupt abschlagen. Doch wurde der Heilige wunderbar vor dem Tode bewahrt, der Beschirmer des Götzenbildes aber war nach drei Tagen eine Leiche.

In einer alten Reimchronik wird der Götze sowohl als Wodan, wie auch als Mercurius bezeichnet. An einer andern Stelle wird er bloß Mercurius genannt:

„Doe sende hi in den Lande schiere
Willibrorde | die eerst bekeerde
Die Vriesen | ende 't gheloove leerde:
Tot Westcappelen dat hi quam |
Daer hi aenbedende vernam
Mercuriose over enen God;
Dat Beelde | doer ons Heren ghebod |
Brac hi | ende hevet 't Volc geschouden;
Mer dat hevet hi sware ontgouden:
Want een die Marcuriuse wachte
Sloechen in sijn Hoeft onsachte |
Dat hi storte sijn bloet:
Nochten predicte hi mit ter spoet
't Woort ons Heren als een stout Serjant."

Wie andere Theile der Niederlande wurde auch Zeeland geraume Zeit durch Raubzüge der Dänen und Normannen belästigt; wie dort blieb indeß die ursprüngliche Bevölkerung friesisch-sächsischen Stammes im Besitz des Landes, befestigte es gegen die See und gegen die Ströme und gestaltete es zu einem reichen Ackerland; wie dort entwickelte sich im Verlauf des Mittelalters die bunteste Klein- und Vielherrschaft, aber zugleich eine sehr vielseitige Cultur, Viehzucht und Landbau, Handel und Gewerbe, rege Schiffahrt nach allen Seiten hin. In das politische Regiment theilten sich fernwohnende Prälaten und ansässige Aebte mit Herzogen, Grafen, Baronen, freien Städten und bäuerlichen Genossenschaften, sämmtlich unter kaiserlicher Oberhoheit, mit kaiserlichen Briefen und Privilegien, aber ohne strammen inneren Rechtsverband, in steter Parteibewegung, Fehden, Kämpfen und Processen aller Art, Bündnissen, Gegenbündnissen, Erbstreitigkeiten und andern „Krakeelen" zu Pferd und zu Fuß, zu Land und zu Wasser. Hervorragende Bedeutung erlangte schon frühe eine bei Middelburgh gelegene Abtei, welche Godebald, der 24. Bischof von Utrecht, in die Stadt selbst verlegte und den Prämonstratensern übergab. Sie wurde Hauptmittelpunkt für Religion und Bildung auf Wal-

cheren. 1253 erlangte auch die um die Abtei herum gelegene Stadt durch den römischen König Wilhelm II. von Holland eigene Gerichtsbarkeit und noch weitere Rechte und Privilegien, weil sie ihm gegen die „schwarze Margreth" von Flandern treulich zur Seite stand. Neben Middelburgh entwickelten sich auch Vlissingen und Veere zu ansehnlichen Städten; unter den Adelsfamilien ragten die van Borsseln hervor.

Albrecht Dürer besuchte Middelburgh auf seinen Kunstwanderungen 1520 und bewunderte in der Abteikirche daselbst ein Gemälde Jan Gossarts (Mabuse), das wahrscheinlich im Bildersturm zerstört wurde. Der letzte Abt von Middelburgh, Nicolaus de Castro (van den Burcht), wurde von Pius IV. 1561 zum ersten Bischof von Middelburgh ernannt, erlebte aber als solcher nur wenige Jahre verhängnißvollen Kampfes. Das „Evangelium" faßte zuerst beim Pöbel Wurzel und veranlaßte schon 1566 einen Bildersturm. Als die Schuldigen zur Strafe gezogen wurden, verläugnete der Prädikant de Hoorne seine für das Evangelium so thatkräftigen Schäflein; die Spanier aber ließen die eingekerkerten Bilderstürmer wieder frei. Noch 1570 ließ der Bischof ein neues Reglement für Processionen aufsetzen: Ordo servandus in processionibus quae fiunt in festivitatibus solemnibus secundum consuetudinem Conventus Middelburgensis quando praelatus facit officium. Als Alba in den Niederlanden erschien, machte sich der Prädikant de Hoorne aus dem Staube. Er kam erst wieder, als der Prinz von Oranien die Stadt nach langer, hartnäckiger Belagerung 1573 zur Übergabe zwang. Es starben während der Belagerung 1566 Menschen eines qualvollen Hungertodes. Das mit Waffengewalt eingedrungene „Evangelium" wurde der Bevölkerung nun mit dem Rechte des Stärkeren aufgedrängt. Die Bürgerschaft hing noch lange am Glauben ihrer Väter. Es wurden noch Münzen mit dem früheren habsburgischen Adler geschlagen und mit der Umschrift Sub umbra alarum tuarum versehen. Die St. Lucas- (Maler-) Gilde behielt auf ihren Zunftpfennigen den hl. Lucas, wie die Zimmerleute den hl. Joseph. Die Rederijkerkammer, die sich „het Bloemken Jesse" nannte, behielt ihr altes katholisches Wappen bei, das Jesse's Stammbaum vorstellt. Unten liegt der Patriarch wie auf so vielen mittelalterlichen Darstellungen, aus einem Zweige links ragt das Bild Davids empor, aus einem rechts das Bild der oft von Protestanten gelästerten Gottesmutter und aus dem obersten Zweig in der Mitte das Jesukind mit der Weltkugel. Die Umschrift lautet: „Wt de wortel van Jesse zal een struicxken rijsen En daer op een bloome waerdich om prijsen. 1589." Der Terrorismus des siegreichen aufständischen Adels, die aufreizende Agitation der Prediger und die verhängnißvolle Politik der Spanier rissen indeß das Volk doch mit in die politische Schilderhebung hinein, Walcheren wurde zu einem Hauptwaffenplatz der Aufständischen und galt fürder als Grundpfeiler und Ausgangspunkt der neuen protestantischen Republik. Bei der Abgeschiedenheit der kleinen Inselprovinz erhielt sich auch der Geist Philipps von Marnix hier an seinem Grabe kräftiger als in anderen Provinzen.

Mit Rücksicht auf die Meergeusen kam es mir ganz drollig vor, daß

uns als Hotel in Middelburgh „die Abtei" empfohlen wurde. Das müssen fromme, ascetische Geusen sein, welche ihre Wirthshäuser „Abteien" nennen! So dachte ich mir. Der Omnibus brachte uns aber wirklich unter einem Thorweg hindurch in einen mit Bäumen bepflanzten Hof, der ganz und gar wie ein Klosterhof aussah. Und das war er auch. Wir logirten in einem Theile der alten Prämonstratenserabtei, und selbst das Hotel mit seinen langen, engen Corridoren kam mir ganz klösterlich vor. Der Wirth war aber kein Meergeuse, sondern, wie sich bald herausstellte, ein katholischer Kölner. Als wir des Morgens früh die katholische Kirche aufsuchten, um Messe zu lesen, begegneten uns von einer Seitenstraße her einige Nonnen, die offenbar auch zur Kirche gingen. Es ist merkwürdig, daß die katholische Religion die einzige ist, welche die Macht besitzt, die Menschen so früh aus dem Bette zu bringen und zwar auch an Werktagen. Als wir in die Kirche kamen, waren bereits Leute da — allerdings Leute aus den unteren Ständen; aber das stimmt ganz zum Evangelium.

Bevor wir jedoch zur Kirche gelangten, ward uns noch eine angenehme Ueberraschung zu Theil. Die Straße, die man uns angewiesen, mündete nämlich plötzlich auf einen großen Platz, und vor uns stand eines der prächtigsten Rathhäuser, die ich noch je gesehen; wenn auch nicht so groß wie das in Brüssel und nicht so reich wie das in Löwen, doch ein entschieden verwandter Bau — geschaffen von jenem poesievollen Geist, der sich noch am Vorabend der Kirchentrennung durch ganz Deutschland geltend machte. Die acht Fenster und zwei Thüren des untern Stockwerks sind ziemlich einfach gehalten und belassen dem Unterbau seine volle Kraft. Die zweite Fensterreihe aber ist bis unter das Dachgesimse hinauf mit verschwenderischem Reichthum decorirt, und ein ebenso reichgeschmückter Erker mit Balcon schließt nach rechts die Façade ab. In den zierlichen Nischen zwischen beiden Fensterreihen befinden sich die Statuen der 25 Grafen von Holland und Zeeland, welche vor der republikanischen Zeit Middelburgh beherrschten. Die letzten fünf sind Karl der Kühne, Kaiser Maximilian, Maria von Burgund, Philipp der Schöne und Kaiser Karl V. Die Anfänge des Baues stammen aber schon aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, aus der Regierungszeit Philipps des Guten. Der Frontgiebel und der westliche Seitengiebel, der mächtige Belfried oder Glockenthurm, der über das hohe, steile Dach emporragt, sowie die Statuen sind aus den Jahren 1505—1518. Den Bau leitete ein Meister aus Mecheln, Anthonis Keldermann mit seinen Söhnen, die Statuen sind das Werk des Bildhauers Michiel Ywijns in Mecheln. Alles mahnt an die glanzvolle Zeit, in welcher die vielen kleinen niederländischen Staaten und Gemeinwesen unter burgundischen und habsburgischen Herrschern zu einem der reichsten und blühendsten Theile des Reiches sich vereinigten. Maximilian ließ sich 1478 in Middelburgh huldigen, besuchte die Stadt als Kaiser wieder zehn Jahre später und hielt 1505 daselbst die 17. Hauptversammlung der Ritter vom goldenen Vließ. Karl V. nahm schon als Prinz 1515 die Huldigung der Zeeländer entgegen. Damals stand das Rathhaus schon nahezu vollendet da. Karl bestätigte 1517 die alten Privilegien der Stadt und ge-

währte ihr 1522 noch zwei Märkte, die je 14 Tage dauern sollten. Das Madonnenbild, welches wahrscheinlich die höchste Nische im Frontgiebel ausfüllte, ist fort — die Nische steht leer. Darunter ist eine Sonnenuhr mit dem Spruch: Pereunt et imputantur. „Sie ziehen vorüber und werden angerechnet." Der Glockenthurm, erst viereckig, wird von der schön ornamentirten Gallerie an polygonisch, die viereckige Anlage aber setzt sich in vier leichten Seitenthürmchen fort, die mit dem Thurme durch Strebebögen verbunden sind. Die Mitte des Thurmes über der Gallerie schmückt ein großes Zifferblatt. In der ganzen decorativen Architektur waltet ein feiner Schönheitssinn, wenn auch nicht die ernste Strenge früherer Gothik. Die folgenden Jahrhunderte haben in Middelburgh nichts mehr dergleichen aufzuweisen. Da der Prachtbau den Zeeuwischen Philistern offenbar zu poetisch war, so haben sie ihn im Innern fast völlig verwahrlosen lassen. Im untern Theile ist die Fleischhalle der Stadt. Der große Saal ist eine Rumpelkammer. Die „hochmögenden Staaten von Zeeland, Raadpensionaris, Secretaris und Compagnie" haben sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von der Noordérstraat her einen kleinen Regierungspalast an das alte Rathhaus angebaut, der aus tadellosen Quadern und so prosaisch wie möglich gebaut ist. Hier führte uns der Weg vorüber zur katholischen Kirche, die aus dem Ende der vierziger Jahre stammt und wie der neue Rathhausflügel nur auf Licht und Geräumigkeit berechnet gewesen zu sein scheint. Ich freute mich indeß, bei den Meergeusen wenigstens wieder eine katholische Kirche zu finden und in ihr Messe lesen zu dürfen. Ja es ist sogar ein katholischer Dekan in Middelburgh, und die Katholiken machen schon wieder fast ein Viertel der Bevölkerung von Zeeland aus.

Nach der Messe besuchten wir das Rathhaus, das Museum der Zeeuwsch genootschap der Wetenschappen, die Abteikirche oder Nieuwe Kerk und die daranstoßende Koorkerk und den langen Jan. Die Säle des neuen Rathhauses und die der wissenschaftlichen Genossenschaft bilden zusammen ein ziemlich reiches Museum zeeländischer Geschichte, Cultur- und Kunstgeschichte. In den ersteren ist eine Menge interessanter Urkunden ausgestellt: die älteste Stadtrechnung von 1365, der erwähnte Privilegienbrief König Willems von 1253, Privilegienbücher aus dem 15. Jahrhundert, das Porterbuch (Bürgerbuch) der Stadt von 1360—1472, Karten und Pläne der Stadt aus den drei letzten Jahrhunderten, Abbildungen der Stadt und einzelner Gebäude von 1400 an, historische Gemälde und Zeichnungen aus der Geschichte der Stadt, viele Porträts von Bürgermeistern, Räthen, Prädikanten und andern berühmten Männern, Modelle, Wappen, Statuen, Hausrath aller Art, Denkmünzen, Gildenzeichen, Becher, Medaillen, Fahnen, eine besondere Sammlung von Gemälden und Raritäten, welche sich auf die Familie Evertsen, die berühmteste der Stadt, beziehen. Am reichsten vertreten sind dabei der Admiral Jan Evertsen (geb. 1600, gest. 1666) und dessen Bruder, der Admiral Cornelis Evertsen (geb. 1610, gest. 1666), und zwei Söhne dieser Brüder, von denen der erste, Cornelis de Jonge, es aber nur zum Viceadmiral brachte, Cornelis de Jongste aber (geb. 1642, gest. 1706), „Keesje de duivel" zu-

benannt, ebenfalls Admiral war. Jan und Cornelis der Ältere gehörten zu den bedeutenderen Seehelden ihrer Zeit und fielen beide in der viertägigen Seeschlacht von Dünkirchen. Während ihre Bilder die große Ruhmesära der niederländischen Republik verkünden, erinnern die Schützen- und Regentenstücke in den anderen Sälen an das feierliche Selbstbewußtsein, das jener Ruhm durch alle Kreise hinab verbreitete.

Die Sammlung im eigentlichen Museum ist viel mannigfaltiger. Da ist außer der Geschichte auch die Archäologie, die Culturgeschichte und die Naturgeschichte, und zwar sehr reichhaltig, vertreten. Zu den kostbaren Specialsammlungen zeeländischer Münzen, zeeländischer Fische, Vögel und Insecten gesellt sich auch eine besonders an Localgeschichte und sonstiger Localliteratur reiche und gut gehaltene Bibliothek. Es ist nur fast ein wenig zu viel durch- und nebeneinander und könnte eine Trennung in zwei Museen wohl nicht schaden. Neben den erwähnten römischen Göttern aus Domburg befand sich im selben Local ein schöner Renaissancealtar, der die Verklärung Christi in Marmorsculptur darstellte, ein dem Bildersturm entronnener Ecce-Homo-Kopf, ein Taufbecken von 1553, sogenannte Jacoba-Krüglein (Jacoba-Kannetjes), Mammuthsknochen aus Brouwershaven und eine riesige Götzenfratze aus Java, die ein Kaufmann als Schiffsballast mitgebracht hatte. In einem andern Zimmer waren gute Porträts der ersten oranischen Statthalter, des Seehelden de Ruyter und des Staatsmannes Jan de Witt; in einem dritten ein großes Planetarium und das Rad, an dem der berühmte de Ruyter als armer Junge Seile drehte. Wieder in einem andern war sämmtlicher Hausrath eines reichen zeeländischen Bauernhauses zusammengestellt, von den schweren eichenen Schränken und Tischen bis herab zum Kinderspielzeug und Küchengeräth. Da waren allerliebste Sachen und Sächelchen. Denn wohlhabend, wie sie sind, lieben und liebten die Zeeländer trotz der calvinistischen Strenge Schmuck und Zier in allen Dingen. Da lag die große Hausbibel auf einem eigens dazu hergerichteten Pulte. Die großen Schränke waren im Rococostil verziert. Auch Tischen und Stühlen fehlte ihr Schmuck nicht. In die Teller waren Figuren und farbige Inschriften eingebrannt. Auf einem las ich den beherzigenswerthen Spruch: Ziet wat hier van achteren staat. Bid eer gij aant eten gaat. („Seht, was hier von hinten steht", und auf der Rückseite dann: „Betet, eh' ihr an's Essen geht.") Der Stolz der Bauern ist das Messer, das ein jeder in der mit Stickerei garnirten Tasche der Beinkleider trägt. Der Griff ist von verschiedenem, oft kostbarem Stoff und oft auf's zierlichste gearbeitet. Besonderen Werth legen die Bauern auch auf silberne Westenknöpfe mit Filigranarbeit. Die Frauen tragen über der Stirne silberne oder goldene Platten unter der Haube, Hoofdnaald geheißen, an den Schläfen nach vorn zulaufende Spiraldrähte, die wie Pfropfenzieher aussehen, ebenfalls von Edelmetall, Krullenebellekens genannt — an der Schürze zierliche Schmuckdöschen, oft von der feinsten Arbeit — dazu noch Hals- und Armbänder und andern Putz, der bei reichen Bäuerinnen oft ein ansehnliches Vermögen repräsentiren soll.

Gewissermaßen eine Ergänzung zu den Sammlungen des Rathhauses

und des Museums bieten die umfangreichen Gebäude der alten Abtei, die den eigentlichen historischen Kern der Stadt ausmacht. Ihre vielen Flügel, aus verschiedener Zeit und in verschiedenem Stile gebaut, umschließen mehrere größere Höfe und Plätze, die mit Bäumen bepflanzt und durch Thorwege verbunden sind. In einem der Gebäude residirt der königliche Commissaris, die höchste Civilperson der Provinz; in einem andern tagen die zeeländischen Provincial-Landstände, wieder andere sind Privatwohnungen. Der schönste Theil ist die ehemalige Bibliothek, jetzt Ständehaus, spätgothisch, mit malerischen Thürmen, im Innern mit zahlreichen Erinnerungen an die niederländische Ruhmeszeit ausgestattet. Die Wände des Ständesaales sind mit Tapeten von J. D. Maecht geschmückt, welche die Seeschlacht an der Schelde 1572 darstellen. Der Triumph der „Freiheit" kam aber der großen Abteikirche theuer zu stehen. Wie überall war sie für die neue Religion viel zu groß. Das Chor wurde deßhalb abgemauert und die Kirche in zwei getheilt, die sog. Koorkerk und die Nieuwe Kerk oder Kloosterkerk, beide ihres einstigen glänzenden Schmuckes beraubt und mit prosaischem Gestühle zum Bibellesen und Predigthören verbarrikadirt. Die Stelle von Altären ersetzen einige Grabmäler, worunter in der Nieuwe Kerk das marmorne Prunkgrab der beiden Admirale Jan und Cornelis Evertsen. Die beiden Helden liegen in voller Rüstung da, und ein paar kleine dicke Engelchen betrauern sie mit weinerlichen Gesichtern. Das Grabmal wurde von einer andern jetzt abgebrochenen Kirche herübergebracht. Ein paar Tafeln erinnern an den römischen König Willem II. und seinen Bruder Floris, den „Voogt von Holland", die, der erste 1282, der andere 1258, im Chor der Abteikirche begraben wurden. Diese Tafeln rühren aber erst von 1820 her. Denn das Grab des Königs war in den republikanischen Zeiten verschollen und wurde erst 1817 wieder entdeckt. In einem abgemauerten Theile der Kirche hing die Wäsche des Küsters, da war auch der Stovenhok, d. h. der Winkel, wo die Kohlenschemelchen für die Frauen aufbewahrt werden. Diese Stovjes (kleine Kästchen mit einem Rost und Kohlenfeuerchen) bilden im holländischen Gottesdienst ein ganz unerläßliches Ingrediens. Eigene Mägde, Stovenmeiden genannt, sind dafür angestellt, dieselben für die Damen zu präpariren und zu bringen. Bei dem feuchtnassen Klima sind die Stovjes gewiß eine praktische Einrichtung und werden sicher auch dem „Worte" nachhelfen, wenn die Domines nicht feurig genug predigen.

Nachdem wir in allen Winkeln der traurig verbauten alten Abteikirche herumgegangen waren, standen wir endlich vor dem Thurm. Da ich seit Jahresfrist keinen Berg gesehen hatte und in der ganzen Umgegend kein Hügel zu finden war, so war ich alsbald entschlossen, hinaufzusteigen. Obwohl mein Freund und Begleiter als Holländer meine Sehnsucht nach Bergen nicht theilte, so nahm er doch meinen Vorschlag freundlich auf, und wir stiegen die enge Wendeltreppe hinauf, deren Wände ebenso tadellos weiß gerechtfertigt waren wie die zerstückelte Kirche.

Es war der Mühe werth. Von der Wächterstube aus, wo uns ein guter alter Thürmer sehr freundlich willkommen hieß, hatten wir eine ganz

vorzügliche Aussicht über Stadt und Land. Ganz Walcheren lag zu unseren Füßen ausgebreitet. Zunächst um den Thurm die Giebel und Höfe der Abtei, dann der große Rathhausplatz mit seinem prachtvollen Bau, die Stadt Middelburgh mit ihren Straßen und Grachten, ziemlich im Kreis um die Abtei herum, dann die weite Inselfläche mit ihren herrlichen Wiesen, Feldern, Gärten und Poldern, Gehöften, Villen, Dörfchen und Ortschaften, ihren größeren und kleineren Kanälen, Dämmen, Thürmen und Mühlen. Wie ein Silberstreifen zog sich durch die grüne Ebene der Kanal nach Vlissingen, während über der Schelde dunkle Wolken sich bergartig emporthürmten. Mit einem Telescop konnte man ganz genau die Schiffe sehen, welche im Hafen von Vlissingen vor Anker lagen, und andere, welche die Schelde hinauf- und hinabfuhren. Ein schweres Frachtschiff kam den Kanal herauf nach Middelburgh hin. Viel Leben war sonst nicht in dem Bilde. Die Stadt ist von unruhigem Fabrikgetriebe ziemlich verschont geblieben. Aber die Rundschau versicherte genugsam, daß Zeeland ein freundliches, gesegnetes Ländchen ist. Die Mehrzahl seiner Bewohner ist noch nach Vater Adams Manier mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt. Die Arbeit ist hart, erhält aber Leib und Seele gesund, und der fruchtbare Boden erstattet reichlich die Mühe, die ihm geschenkt wird. Dem kräftigen Bauernvolk gesellt sich ein nicht minder kräftiger Schlag von Fischern und Schiffern bei, die, abgehärtet gegen Regen und Sturm, den ganzen Tag in Gottes freier Luft zubringen. Weit mehr als die Bewohner anderer Provinzen halten die Zeeuwschen noch zähe an ihrer alten Tracht, ihren alten Sitten und Gebräuchen fest.

Und nun sind wir beim „langen Jan“ gewesen. Denn so wird der Kirchthurm der Abtei (de abdijtoren) genannt, der die anständige Höhe von 85 m erreicht und fast über die ganze Insel und über einen Theil der Schelde hin sichtbar ist. Der lange Jan ist aber nicht nur der „Höchste“ in Middelburgh, sondern auch ein redlich altes Haus, da seine Fundamente in's 13. Jahrhundert zurückreichen. Dreimal hat ihn der Blitz getroffen, und dreimal hat er sich von Neuem wieder in die Lüfte gereckt. Er trägt 42 Glocken mit einem Gewicht von circa 1600 Kilo. Damit musicirt er fröhlich alle Viertelstunden, alle Stunden etwas länger, und an Fest- und Werktagen führt er ganze Musikstücke damit auf.

Was mich an der Stadt am angenehmsten anmuthete, wohl zum Theil, weil es mir noch neu war, das waren die Grachten, d. h. die zwei großen Wasserstraßen, die in zwei concentrischen Ringen, rechts und links von breiten Straßen begrenzt, um den Kern der Stadt herumgehen. Zunächst den Häusern entlang läuft ein kleines Trottoir, dann die Straße, dann eine Baumallee, dann der Fluß oder Kanal, und über demselben wieder Allee, Straße, Trottoir und Häuserreihe. Die Gracht (das Wort bedeutet einfach Graben) stellt also einigermaßen die älteste Form der heutigen Boulevards dar und hat mit diesen den Vortheil, die eintönige todte Steinmasse der Häuserreihen durch das freundliche Grün stattlicher Alleen zu beleben. Dadurch aber, daß an die Stelle einer staubigen Fahrstraße ein von Schiffen, groß und klein, befahrener Kanal tritt, erhält dieser Boulevard einen ganz andern, viel an-

muthigeren Charakter. Man ist in der Stadt; denn Kutschen rollen an den stattlichen Häuserreihen vorüber. Man ist auf dem Lande; denn schwere Lastwagen ziehen drüben an kleineren Häusern vorbei. Man ist am Fluß; denn Schiffe ziehen dazwischen auf und ab, halten still, werden ausgeladen. Mastbäume und Segel ragen zwischen den Alleen und dunkeln Häusergiebeln auf. Viele Brücken theilen den Kanal in kleinere Regionen und führen in die Stadt hinein. Kaum hat man eine Straße durchwandert, steht man wieder an einem kleinen Hafen, der in mancherlei Variationen wieder dasselbe Bild zeigt. Die Festungswerke sind längst abgetragen. An ihrer Stelle wechseln neue Häuser und Straßen mit Gärten und Parkanlagen, in welchen die Gracht als artiger Weiher dient. Was das freundliche Stadtbild noch heiterer macht, das sind die alterthümlichen Volkstrachten, welchen man noch ziemlich häufig begegnet.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

---

# Recensionen.

---

**Monumenta ecclesiae Strigoniensis.** Jussu et sumptu Eminentissimi et Reverendissimi Domini *Joannis Cardinalis Simor* Principis Primatis, archiepiscopi Strigoniensis etc. ordine chron. disposuit Dr *Ferdinandus Knauz,* abbas de Szerfel etc. Tom. I et II. Strigonii 1874 et 1882.

Die beiden Bände, die hier angezeigt werden, sind der Anfang eines großen Werkes, das die Urkunden der Kirche von Gran zusammenstellen soll. Alle Urkunden, die der gelehrte Herausgeber in den ungarischen und österreichischen Archiven im Originale oder in guten Copieen fand, hat er vollständig abdrucken lassen; die übrigen bringt er nur im Auszuge. Zwischen die Urkunden fügt er an dem geeigneten Orte die wichtigern Stellen aus Chroniken und Geschichtsquellen ein, um so den chronologischen Gang der Ereignisse und das Verständniß der Urkunden klarer zu machen. Vor den Urkunden eines jeden Erzbischofes von Gran ist ein kurzer Lebensabriß desselben gegeben. Der erste Band bringt in 792 Nummern Urkunden und Nachrichten von den Bischöfen, die 999—1272 regierten; der zweite Band enthält in 927 Nummern die Urkunden und Nachrichten der Zeit von 1273—1321. Zwölf Tafeln zeigen eine Reihe facsimilirter Urkunden, die dem Diplomatiker gute Dienste leisten werden. Die Abbildung von dreißig alten Siegeln erweitert die Kenntnisse der Sphragistik.

Da der Erzbischof von Gran seit alters Primas von Ungarn war und oftmals das Amt eines königlichen Kanzlers versah, so enthalten beide Bände

eine Menge von Diplomen, welche nicht nur für die Geschichte des Königreiches von hoher Bedeutung sind, sondern auch werthvolle Nachrichten über die Geschichte der Kreuzfahrer geben, deren Weg oft durch Ungarn ging oder die von Ungarn unterstützt wurden. Das Hauptgewicht liegt aber, wie zu erwarten stand, in den Nachrichten über die kirchlichen und socialen Verhältnisse. Da die Urkunden und Nachrichten mit der Stiftung des Erzbisthums beginnen und in reicher Folge erhalten sind, so bieten sie vor Allem einen klaren Einblick in die Art und Weise, wie das Vermögen dieser Kirche wuchs, und geben so einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Grundbesitzes.

Den Anfang des Besitzes bildet die Dotation, welche der heilige König Stephan im Jahr 999 dem Kapitel und dem Erzbischofe schenkte, als er den Primatialstuhl von Gran gründete. Diese erste Gründung kann aber verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend gewesen sein; denn im Jahre 1156 verschrieb der Erzbischof Martirius seinen Kanonikern den Zehnten von siebenzig Höfen, aus deren Ertrag sie das Abendessen bestreiten sollten, dessen sie bis dahin entbehrten (I. Nr. 76), und 1211 beurkundet Erzbischof Johannes, daß er, um der Armuth seiner Kapitulare zu steuern, denselben die Einkünfte einer Kirche überweise, aus deren Erträgen sie die Kosten für Mehl und eventuell auch für Fleisch bestreiten könnten (I. Nr. 190). Das Vermögen wuchs aber ständig, und zwar hauptsächlich durch die Geschenke, welche die Könige und Königinnen bei ihrer Krönung zu machen pflegten. Sehr wichtig ist in dieser Hinsicht die Urkunde des Königs Emerich, welcher 1198 der Kirche von Gran den Zehnten von allen königlichen Einkünften bestätigt, weil er, wie seine Vorfahren, von dieser Kirche das Sacrament der Taufe und die Krone Ungarns erhalten habe (I. Nr. 139). König Andreas II. schenkte 1206 dem Kapitel zum Andenken an seine Krönung eine Jahresrente von 100 Mark aus dem königlichen Schatze (I. Nr. 175), und neun Jahre später bestätigte er die Schenkung des Hafenzolles der Villa Kakath, „weil die Könige Ungarns besonders zur Zeit ihrer Krönung die Kirche von Gran durch Geschenke zu heben gewohnt sind“ (I. Nr. 208). Ähnliche Geschenke machte 1227 König Bela, 1270 Stephan V., 1291 Andreas III. und 1315 König Karl, wie ihre Urkunden I. Nr. 291 und 746, II. Nr. 290 und 806 beweisen. Die Königinnen folgten dem Beispiele ihrer Männer. So überwies die Königin Elisabeth 1284 dem Kapitel ihren Hof Epel und dem Erzbischofe das Gut Belid (II. Nr. 167 und 166). Dieselbe Königin hatte dem Erzbischof 400 Mark versprochen, mit denen er die Kosten ihrer Krönung bestreiten sollte. Da sie dieselben aber nicht bezahlen konnte, erließ der Bischof ihr die Schuld, wogegen der König ihm das Gut Szakalos schenkte (II. Nr. 184).

Aber die Gunst der Könige ist launenhaft, und sie nahmen darum dem Kapitel und dem Erzbischofe nur zu oft die geschenkten Güter wiederum weg. So beraubte Andreas II. um 1225 die Kirche von Gran, und 1304 beschwerten sich die Kapitulare bitterlich darüber, daß König Wenzel mit bewaffneter Macht in ihre Sacristei und in ihr Archiv eingebrochen sei. Sie erzählen, wie er die Kirchenschätze wegtragen ließ und von vielen wichtigen Urkunden die

seidenen Schnüre und goldenen Siegel abriß, um sie auf diese Weise kraftlos zu machen, andere Urkunden aber zerriß (II. Nr. 587). Die Adeligen folgten dem Beispiel ihrer Könige und suchten sich ebenfalls auf Kosten der Kirche zu bereichern. Aber das ist der große Unterschied zwischen unsern Zeiten und denen des Mittelalters, daß damals der Glaube doch meist wieder die Oberhand gewann und zur Sühne des Unrechtes drängte. So bekennt König Andreas II. in zwei Urkunden des Jahres 1232 offen und laut, daß er aus Leidenschaft und gegen alles Recht gehandelt habe. Weil geschrieben stehe, daß die Sünde nicht erlassen werde, bis der Raub zurückerstattet sei, so wolle er alles herausgeben, was er widerrechtlich an sich genommen habe (I. Nr. 334 und 336). Eine ganze Reihe von Unkunden redet theils von erzwungener Rückerstattung und Entschädigung, weil das Kapitel die Sache vor Gericht brachte, theils von freiwilliger, die oft der nahende Tod veranlaßte. Da im Tode die Ewigkeit mit ihrer ganzen Bedeutung an den Menschen mahnend herantritt, so liegt es auf der Hand, daß die Kirche von Gran durch Sterbende oft beschenkt wurde. 1264 übertrug ein Bischof, Namens Zozimas, dem Kapitel eine große Besitzung, indem er dessen Kirche adoptirte und in ihr sein Grab wählte (I. Nr. 655, 656 und 686). Im Jahre 1272 vermachte der Adelige Peturke dem Kapitel ein bedeutendes Gut, weil er des Trostes der Erben beraubt sei (I. Nr. 771), und 1281 vererbte Graf Bartholomäus Szemere, der kinderlos starb, dem Erzbisthum sein Besitzthum Gutha (II. Nr. 124). Solche Schenkungen mußten häufiger werden, als König Ladislaus IV. in einer Urkunde vom Jahre 1283 allen Adeligen die wichtige Erlaubniß ertheilt hatte, in Ermangelung von Leibeserben ihre Güter der Kirche von Gran zu schenken (II. Nr. 146). So wurde das Erzstift reich. Wo gibt es ein königliches Vermögen, das solche Urkunden für seinen Bestand aufweisen kann, das sich auf so reine und gerechte Titel zu stützen vermag? Warum soll denn nur gegen die katholische Kirche rechtmäßig erlangter Reichthum eine Anklage sein, und warum soll er diejenigen, welche die rohe Gewalt haben, berechtigen, das kirchliche Vermögen direct durch Einziehung oder indirect durch übertriebene Steuern zu schädigen?

Eigentliche Stiftungen kommen in den alten Zeiten, von denen die beiden ersten Bände dieser Urkundensammlung handeln, seltener vor, obgleich sie nicht ganz fehlen. Auf sie einzugehen, sowie die andern Güter aufzuzählen, welche das Erzstift durch Kauf oder Geschenk erlangte, würde zu weit führen. Doch verdient die Urkunde Erwähnung, in welcher König Andreas II. 1218 eine geraubte Villa zurückgibt, die König Emerich dem Erzbischofe von Gran 1196 geschenkt hatte, um aus ihr Marmor zu brechen zur Wiederherstellung der abgebrannten Domkirche (I. Nr. 223, vergl. 129). Legt diese Villa mit ihren Marmorbrüchen Zeugniß ab für die Pracht des Baues, dann zeigen einige Urkunden, die reiche Goldschmiede betreffen, daß auch die Künstler nicht fehlten, die den innern Schmuck besorgten. So verleiht König Bela IV. im Jahre 1248 dem Goldschmied Meister Stephan das Gut Kerd, weil derselbe dem Rufe des verstorbenen Königs Andreas' II. gefolgt, aus dem Auslande nach Ungarn gekommen und demselben treu gedient habe, wie er

auch jetzt seine Dienste fortsetze (I. Nr. 479). In einer ganzen Reihe von Urkunden, die aus den Jahren 1289—1296 stammen, wird dann ein Goldschmied Nikolaus genannt als reich begüterter Bürger von Gran. Es erhellt daraus, daß die Goldschmiedekunst im 13. Jahrhundert in Ungarn nicht nur in der Hand der Laien lag, sondern auch, daß ihre Meister sehr geehrt und ihre Werke demnach sehr geschätzt waren. Leider ist nicht gesagt, woher der Goldschmied Stephan einwanderte. Vielleicht kam er aus Regensburg oder Wien, denn die Wiener Kaufleute waren schon 1284 in Gran so heimisch, daß sie sich wenigstens theilweise von dem erzbischöflichen Zoll befreien wollten, wogegen der Erzbischof Verwahrung einlegte (I. Nr. 155). Sie hielten aber an ihrem Vorhaben fest und erlangten im Jahre 1288 als Cysrenenses eine Bevorzugung und Ermäßigung, die den Kaufleuten, welche von der andern Seite des Rheines (d. h. aus Frankreich) und aus Venedig kamen, nicht gegeben wurde (II. Nr. 210). Sie waren aber damit nicht zufrieden und wurden, da es sich hauptsächlich um den Transitzoll handelte, von ihren Standesgenossen in Buda unterstützt, die der Erzbischof von Excommunication und Interdict nur unter der Bedingung lossprach, daß sie die verbrieften Rechte seiner Kirche nicht weiter schädigen hülfen (II. Nr. 232). Der ganze Streit deutet auf den regen Handelsverkehr und den raschen Aufschwung der Cultur in Ungarn hin. Von hoher Bedeutung ist, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, die Liste der Taxen, welche auf dem Markte von Gran als Zoll erhoben wurden (II. Nr. 215). Sie stammt aus dem Jahre 1288. Hier können wir nur einige Sätze herausheben. Demnach zahlten die Kaufleute von Venedig für all ihre Waaren 1 Procent. Schreiner oder Schuster gaben jeden Samstag $1/2$ Frisaticus, die Bäcker ein Brod, die Wirthe monatlich 3 Pfund. Von jedem Wagen Getreide wurde 1 Pfund erhoben. Für Salz war 1 Procent zu erlegen. Die Verkäufer der Knechte und Mägde zahlten 40 Denare.

Wie theuer damals die Leibeigenen waren, und wie viel ihnen die Freiheit kostete, das möge folgende Liste zeigen, in der eine Reihe von Urkunden zusammengestellt ist, welche über Ankäufe, Verkäufe und Vermiethungen handeln. Die erste Colonne gibt das Jahr an, die zweite den Gegenstand, um den es sich handelt, die dritte den Preis und die vierte endlich den Nachweis, wo sich die betreffende Urkunde findet.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1218 | Ein Gut zu 3 Pflügen (3 aratrorum) gekauft | 4 mrc. | I. Nr. 226. |
| 1242 | Ein Haus von Stein in Gran vermiethet zu jährlich . . . . . . . . . . . . | 3 „ | I. „ 432. |
| 1243 | Steinernes Haus auf dem Markt von Gran vermiethet zu jährlich . . . . . . . . | 2—3 „ | I. „ 441. |
| 1255 | Ein Landgut zu 4 Pflügen verkauft zu . . . | 6 „ | I. „ 559. |
| 1255 | Ein Gut zu $5^1/_2$ Pflügen verkauft zu . . . | $7^1/_2$ „ | I. „ 560. |
| 1257 | Ein Gut zu 18 Pflügen verkauft zu . . . | 36 „ | I. „ 583. |
| 1257 | Ein Gut zu 5 Pflügen verkauft zu . . . . | 10 „ | I. „ 583. |
| 1264 | Zwei Güter zu 12 und 4 Pflügen verkauft zu | 30 „ | I. „ 674. |
| 1279 | Ein bischöfliches Haus (palatium) verkauft zu | 200 „ | II. „ 77. |

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1281 | Ein königliches Pferd für den Preis eines Gutes gekauft . . . . . . . . . . . . . | 200 mrc. | II. Nr. 114. |
| 1282 | Zwei Mägde verkauft zu . . . . . . . . | 5 „ | II. „ 128. |
| 1283 | Ein Gut von 3 Pflügen angekauft zu . . . | 10 „ | II. „ 150. |
| 1294 | Eine Curie angekauft zu . . . . . . . . | 8 „ | II. „ 361. |
| 1300 | Eine Magd mit ihrem Sohne und ihrer Tochter gekauft zu . . . . . . . . . . . . | 3 „ | II. „ 513. |
| 1302 | Ein Knecht kostete . . . . . . . . . . . | 3 „ | II. „ 548. |
| 1303 | Ein Knecht in Freiheit entlassen (manumissus) für . . . . . . . . . . . . . . . | 2 „ | II. „ 563. |
| | Ein Gut zu 20 Pflügen verkauft zu . . . | 20 „ | II. „ 488. |
| 1303 | Ein Knecht freigelassen (liber dimissus) für . | 3 „ | II. „ 570. |
| 1303 | Ein Knecht entlassen für . . . . . . . . | 2 „ | II. „ 574. |
| 1304 | Zwei Knechte verkauft für . . . . . . . . | 5 „ | II. „ 580. |
| 1309 | Ein Knecht freigelassen für . . . . . . . . | 3 „ | II. „ 674. |
| 1312 | Haus (palatium) verkauft für. . . . . . | 6 „ | II. „ 745. |
| 1313 | Ein Knecht mit seinem Sohne freigelassen zu | 3 „ | II. „ 756. |

Gerade die letzte Urkunde ist sehr bezeichnend für die Geschichte der Leibeigenschaft, indem in ihr gesagt wird, daß der Vorfahre des Freizulassenden aus Böhmen in Gefangenschaft geschleppt worden sei und er jetzt entlassen werde, weil unser Herr und Erlöser die menschliche Natur annahm, um das Joch unserer Knechtschaft zu brechen und uns die verlorene Freiheit wiederzugeben.

Nicht einmal Adelige waren immer ganz frei. So befiehlt König Stephan V. im Jahre 1272 einigen Edeln, „die zügellos herumlaufen und sich in den Reichsadel einmischen wollen", zu den Diensten zurückzukehren, die sie der Kirche von Gran schulden (I. Nr. 777). Sie konnten sich darüber um so weniger beklagen, da der Erzbischof es war, der sie oft aus dem Stande der gewöhnlichen Leute in die Zahl seiner edeln Jobagen aufnahm und so adelte, wie z. B. die Urkunden II. Nr. 295 und 330 aus den Jahren 1291 und 1292 beweisen. Neben den adeligen Jobagen des Erzstiftes gab es aber auch andere, die im Dienste des Erzbischofes und des Kapitels ein Handwerk übten. Eine Urkunde von 1292 (II. Nr. 316) berichtet, wie das Kapitel eine Anzahl freier Männer, die „Ungarn und Slaven und nicht Deutsche" waren, auf eines seiner Güter sammelte und Jedem 60 Morgen (jugera) Ackerland verlieh, wogegen jährlich eine Summe Geldes (1 ferto), 2 Hühner, 2 Weißbrode, 2 Krüge Bier und 2 Maß Hafer zu entrichten waren. Starb einer dieser Jobagen ohne Kinder, so durfte das Kapitel sich irgend etwas aus seinem Nachlaß wählen, das Übrige wurde frei vererbt.

Diese letzte Bestimmung führt zu einer Reihe alter Testamente, welche für die Culturgeschichte bemerkenswerth sind. Das älteste wurde 1231 von der Gräfin Bors verfaßt (I. Nr. 326). Sie vermacht darin einer Kirche 80 mrc. und ein rothes Pferd, einer andern Kirche einen königlichen Becher und ein schwarzes Pferd, ihrer Schwester 10 Pferde. Diese Schwester und andere Frauenspersonen erhalten dann noch kostbare blaue und purpurne Gewänder, von denen ein Theil auch aus Goldstoff bestand und mit theurem

Pelzwerk verbrämt war. Lassen hier die Pferde die Ungarin und die Kleider die vornehme Frau erkennen, so zeigt das Testament des Meister Miko von 1305 den reichen Herrn, der über Geld und Gut verfügt und einer großen Zahl von Knechten und Mägden „zum Heile seiner Seele die Freiheit schenkt" (II. Nr. 600). Wie die Gräfin, so zählt auch Propst Ladislaus 1277 (II. Nr. 54) in seinem Testamente eine Anzahl von Kleidungsstücken auf, die er Verschiedenen vermacht. Das beweist, wie kostbar und dauerhaft die damalige Tracht war; denn wer würde heute in seinem Testamente ein Kleidungsstück einem geachteten Priester oder einem Gelehrten vermachen, wie der Propst es thut? Bemerkenswerth ist die Zahl und der Inhalt der Bücher, über die er Bestimmungen trifft. Ihre Titel nennt er in folgender Weise: bybliam, volumen institutam autenticum, tres libros codicis in uno volumine, decretum cum apparatu Johannis Theutonici, Decretales cum apparatu Bernardij, Dygestum vetus inforciatum, Digestum nouum, Sumpma Achonis, Codex, Liber sententiarum, Scolatica ystoria et Breuiarium. Item moralia Gregoriy, in uno volumine completa. Soliloquia agustini cum multis libris eiusdem in uno volumine. Distincciones Mauricij per alphabetum super diccionibus Theologycis et Psalterium glosatum. Epistolas Pauli cum apparatu interciso. Sumpma Goffridi. Der Werth dieser Bücher erhellt schon daraus, daß der Propst bestimmt, aus dem Erlöse der drei zuerst genannten nicht nur eine abgebrannte Mühle neu zu erbauen, sondern auch Thiere zur Dotation einer Kapelle anzukaufen. Im Jahre 1273 hatte ein anderer Propst seine Bücher einer Kirche des hl. Martinus vermacht, nämlich: Bibliam, decretum, decretales, storiam scolasticam, librum sententiarum, passionalem, pastoralem, libros sermonum (II. Nr. 11). Man ersieht aus beiden Listen, daß die hl. Schrift nicht vergessen war, und andererseits, wie eifrig das Kirchenrecht gepflegt wurde. Der zuletzt genannte Propst schenkte derselben Martinskirche einen Knecht Johannes und dessen Sohn, damit diese ihr als Glöckner dienten, und die Tochter, um die Besorgung der Wäsche zu übernehmen.

Erwähnen wir schließlich nur noch zwei liturgische Bestimmungen. Die erstere findet sich in einer Urkunde aus dem Jahre 1307 (II. Nr. 619), worin der Erzbischof von Gran allen Kirchen des Reiches das Läuten des Engel des Herrn am Abende vorschreibt. Die zweite Bestimmung ist in dem Testament enthalten, worin der Lector Johannes eine Kaplanei fundirt. Er bestimmt darin 1311 (II. Nr. 707), der Kaplan müsse an jedem Sonntage die Messe von der hh. Dreifaltigkeit lesen, am Montag die Messe vom hl. Erzengel Michael, am Dienstag vom hl. Johannes dem Täufer, am Mittwoch von den hhl. Aposteln Petrus und Paulus oder vom hl. Johannes, am Donnerstag vom hl. Könige Stephan oder vom hl. Ladislaus oder vom hl. Franciscus, am Freitag vom hl. Kreuze oder von den heiligen Martyrern, am Samstag von der allerseligsten Jungfrau; nur wenn Weihnachten auf den Samstag falle, dürfe er die Messe von der Mutter Gottes auslassen.

Man sieht, wie reich an Nachrichten ein solches Urkundenbuch ist, und wie es als Hilfsmittel zum Ausbau der verschiedensten Wissenschaften dienen kann.

Seine Eminenz, der Cardinal Simor, hat sich also hier ein neues Verdienst um die Wissenschaft erworben; denn die vorliegende Arbeit stellt sich in würdiger Weise neben die Herausgabe des Domschatzes von Gran, die neulich in dieser Zeitschrift besprochen wurde. Hoffentlich wird es dem hochw. Herrn Knauz vergönnt sein, Seiner Eminenz noch weitere Bände als Fortsetzung des so ernst und würdig begonnenen Urkundenbuches zu überreichen und so der Kirche von Gran ein Ehrendenkmal zu setzen, auf welchem das Doppelkreuz Ungarns hell erglänzt, das schon 1202 auf dem Majestätssiegel des Königs Emerich den Reichsapfel krönt.

St. Beissel S. J.

**Praelectiones dogmaticae de Verbo Incarnato,** quas in C. R. Universitate Oenipontana habuit *Ferdinandus Aloys. Stentrup* e Soc. Jesu. Pars prior. Christologia. Vol. I et II. p. 1328. Oeniponte, Sumptibus et typis Feliciani Rauch, 1882. Preis: *M.* 10.

Vorstehendes Werk bietet uns nicht eine compendiöse Darstellung, sondern eine ausführliche, sehr eingehende dogmatische Begründung und Entwickelung des hochwichtigen Geheimnisses vom menschgewordenen Worte. Wir rechnen es dem Verfasser zu großem Verdienste an, daß er es unternommen hat, die theologische Literatur durch ein Werk solcher Art zu bereichern. Ohne nämlich den Werth guter Compendien schmälern zu wollen, glauben wir gleichwohl, daß das Gedeihen und Wachsthum der theologischen Wissenschaft vor Allem auch Publicationen erheischt, welche für ein eingehenderes Studium empfehlenswerth sind.

Von den zwei Haupttheilen, in welchen die ganze Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes abgehandelt werden soll, haben wir in vorliegenden zwei Bänden den ersten Theil, die Christologie oder die Lehre von Christus dem Erlöser, an und für sich betrachtet. Der andere Theil soll die Lehre von der Erlösung oder dem Werke des Erlösers entwickeln.

Der Verfasser zerlegt die gesammte Christologie in drei Theile: 1) de persona assumente, 2) de natura assumpta, 3) de modo assumptionis — eine Eintheilung, welche das Dogma Verbum caro factum wie von selbst an die Hand gibt. Die alten Theologen pflegten bekanntlich die Lehre von der Incarnation mit den Untersuchungen über die Möglichkeit, Convenienz und Nothwendigkeit derselben zu beginnen. Wir können es nur billigen, wenn sich der Verfasser bezüglich dieses Punktes eine Abänderung in der Methode erlaubt. Denn die Frage von der Möglichkeit findet hauptsächlich durch eine klare, allseitige Entwickelung des Geheimnisses von selbst ihre Erledigung, und die Schwierigkeiten dagegen können erst recht gewürdigt und beantwortet werden, nachdem das Dogma selbst dem Verständnisse nahegelegt worden ist. Die Untersuchung aber über die Convenienz und Nothwendigkeit des Geheimnisses steht mit der Soteriologie in einem so engen Zusammenhange, daß sie mit Recht im zweiten Theile des Werkes zur Behandlung kömmt.

Das erste Kapitel de persona assumente liefert zunächst in vier Thesen einen ausführlichen Beweis der Gottheit Christi aus der heiligen Schrift. Daran schließt sich die Darstellung der Lehre der vornicänischen Väter, wo sich Gelegenheit bietet, das in mancher Hinsicht harte und unbegründete Urtheil des Petavius zu berichtigen. Wenn der Verfasser sich in einem längeren Scholion über den Ursprung des ewigen Wortes aus dem Vater verbreitet, so muß man das wohl als reine Beigabe betrachten, da dieser Gegenstand in die Trinitätslehre gehört.

Im zweiten Kapitel wird die Wahrheit und Wirklichkeit der vom Sohne Gottes angenommenen menschlichen Natur allseitig nachgewiesen und begründet. Die reiche Fülle von Belegen aus der patristischen Literatur zeigt deutlich, wie von jeher die Wichtigkeit dieser Lehre hochgehalten und im Zusammenhange mit andern Glaubenswahrheiten erfaßt wurde.

Die wichtigste und umfangreichste Partie des Buches bildet aber das dritte Kapitel de modo assumptionis. Es handelt in sechs Sectionen: 1) über die ontologische Einheit des Gottmenschen Christus; 2) über die Irrlehre des Nestorius; 3) über den Begriff der Hypostase und Person; 4) über verschiedene Lehrpunkte, welche sich aus dem Dogma von der Einheit der Person des Gottmenschen in zwei Naturen als Folgerungen ergeben; 5) über die Unterschiedenheit und Unvermischtheit der zwei Naturen in Christus; 6) über die Eigenschaften und Gaben der Menschheit Christi.

Zuerst wird das kirchliche Fundamental-Dogma von der realen und ontologischen Einheit des Gottmenschen grundgelegt durch eine genaue Auseinandersetzung der Schriftlehre und der Lehre der ersten vier Jahrhunderte, wie sie in den ältesten Glaubensbekenntnissen der Kirche und den Schriften der Väter niedergelegt ist. Daran reiht sich der Nachweis, daß die im Verlaufe der Zeit fixirte Formulirung des Dogma als ἕνωσις κατ' οὐσίαν, ἕνωσις κατὰ φύσιν, ἕνωσις καθ' ὑπόστασιν die geoffenbarte Lehre mit Genauigkeit und Schärfe zum Ausdruck bringt. Unnütz ist das Bemühen der Güntherianer, mit dem von der Kirche also formulirten Dogma ihre Lehre von der Synthese und dynamisch-formalen Einheit der göttlichen und menschlichen Substanz in Christus in Einklang zu bringen. Eine eingehende Charakteristik der Nestorianischen Irrlehre zeigt das Irrige der protestantischerseits vertheidigten Meinung, daß die Lehre des Nestorius im Wesentlichen mit dem geoffenbarten Dogma übereingestimmt habe, und widerlegt die auch von den Güntherianern aufgestellte Behauptung, als habe der Irrthum des Nestorius darin bestanden, die menschliche Natur in ihrem Ursprunge als getrennt von der Gottheit zu denken und die Vereinigung mit der Gottheit erst später eintreten zu lassen.

In der nun folgenden Entwickelung des Begriffes von Hypostase und Person finden wir nach Thesen geordnet dieselben Erörterungen, welche der Verfasser bereits in der Zeitschrift für katholische Theologie über diesen Gegenstand veröffentlicht hat. Da die Begriffe, in welchen die Kirche und die kirchliche Wissenschaft das Dogma formulirt hat, aus der Philosophie entlehnt sind, so muß eine gründliche wissenschaftliche Erklärung des Hypostase-Begriffs,

wie er auf dogmatischem Gebiete in der Lehre von der Incarnation seine Verwendung findet, nothwendig von der Untersuchung ausgehen, wie die Philosophie, speciell die aristotelische Philosophie, die Bedeutung des Hypostase-Seins erklärt hat, und ob dieser philosophische Begriff als vollkommen richtig geeignet war, für die genauere Formulirung des Dogma verwerthet zu werden. Deßhalb wird vorerst Aristoteles gegen den Vorwurf vertheidigt, als ob er einen Begriff von Hypostase aufgestellt, der als die Quelle aller antitrinitarischen und christologischen Irrthümer anzusehen sei. Dieser Vorwurf besteht darin, daß nach aristotelischen Principien Natur und Hypostase schlechthin Eins seien, was sich mit dem christlichen Dogma nicht verträgt. Allein überzeugend beweist der Verfasser, daß die Definition von substantia prima bei Aristoteles, die sich mit dem Begriffe Hypostase deckt, keineswegs die Begriffe von Natur und Hypostase als durchaus identisch setzt. Denn wenn auch Aristoteles keine wesenhaft vollendete Natur kannte, die nicht zugleich Hypostase gewesen wäre, so hörte doch gemäß seiner Definition von substantia prima eine solche wesenhaft vollendete Natur, falls sie nicht in sich und für sich bestände, eben deßhalb auf, Hypostase zu sein. Mit Recht betont der Verfasser in einer besonderen These, daß der Begriff von Hypostase als ein rein rationeller, nicht als ein gemischter zu betrachten ist, d. h. daß er eine Erkenntniß ist, die innerlich nur auf Vernunftprincipien beruht, wenngleich nicht zu läugnen ist, daß derselbe bezüglich seiner thatsächlichen Ausbildung der Offenbarung viel verdankt und die Vernunft den Glauben als äußere Norm anerkennen muß, welche sie in der Bildung und Anwendung dieses Begriffs vor Abirrungen bewahrt.

Nun folgt die speculative Entwickelung des Hypostase-Begriffs, und es wird mit großem Scharfsinn gezeigt, daß die Hypostase als das in sich und für sich bestehende Sein oder als die erste Substanz zu definiren ist. Wenn hierauf in den folgenden Thesen die gewonnene Definition mit andern Definitionen, deren sich die Scholastiker und heiligen Väter bedienen, verglichen wird, so soll eine solche Vergleichung den Beweis liefern, daß sich diese Definitionen nicht sachlich unterscheiden, und sie trägt nicht wenig dazu bei, den aufgestellten Hypostase-Begriff zu beleuchten und seine Richtigkeit zu bestätigen. Ebenso gründlich wird der Personbegriff erörtert. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, daß die vernunftbegabte Natur nicht das Formalprincip ist, wodurch ein Wesen Hypostase ist, sondern ausschließlich das Princip ist, wodurch die Hypostase zur Person erhoben wird. Interessant sind die Ausführungen des Verfassers, worin er im Anschluß an den englischen Lehrer auseinandersetzt, wie in der That die vernünftige Natur die der Hypostase eigenthümliche Seinsweise in höherer Vollkommenheit verwirklicht, und wie in den verschiedenen Vernunftwesen in Folge der Verschiedenheit der vernünftigen Natur dieses Personsein sich verschieden gestaltet, so zwar, daß dasselbe in Gott, der unerschaffenen Vernunft, den höchsten Grad der Vollkommenheit besitzt. An dem entwickelten Personbegriff werden sodann die von der alten Schule abweichenden Erklärungen Günthers und anderer moderner Theologen auf ihre Stichhaltigkeit

geprüft und in einer durchaus sachlichen Polemik widerlegt. In der Frage über die Unterscheidung zwischen Natur und Hypostase vertheidigt der Verfasser die wohlbegründete Ansicht, daß nur ein virtueller Unterschied anzunehmen sei, d. h. ein solcher, der seinen Grund im Gegenstande hat, wirklich aber nur ein begrifflicher ist. Die Schlußthese dieses Abschnitts vertheidigt gegenüber der vereinzelten Ansicht des Tiphanus die gewöhnliche Doctrin, daß die Person Christi zwar materiell betrachtet einfach, aber formell betrachtet wahrhaft zusammengesetzt ist.

Die vierte Section handelt von den Folgerungen, welche sich aus dem bisher dargestellten Dogma ergeben. Sie enthält: 1) die Lehre von der communicatio idiomatum; 2) die Widerlegung des Adoptianismus; 3) Maria ist wahrhaft und im eigentlichen Sinne Gottesgebärerin; 4) auch die menschliche Natur Christi ist Gegenstand latreutischer Verehrung. — Bezüglich des Adoptianismus wird der Gegenstand der Controverse dahin genau bestimmt, daß es sich um eine Erneuerung des Nestorianismus in anderer Form handelte, ob nämlich der Mensch Christus, als von Gott unterschiedene Person im Sinne des Nestorius, Adoptiv-Sohn Gottes sei. Irrig meint Vasquez, Gegenstand der Controverse sei gewesen, ob der Mensch Christus, obgleich natürlicher Sohn Gottes, dennoch seiner Menschheit nach zugleich Adoptiv-Sohn Gottes sei. Gleichwohl ist letztere Behauptung des Durandus als falsch zu verwerfen und hat schon in dem, was die Kirche gegen die Adoptianer lehrte, ihre Widerlegung gefunden. In der Frage nach dem formellen Grunde, warum Christus auch als Mensch nur natürlicher, nicht Adoptiv-Sohn Gottes sei, vertheidigt der Verfasser mit Recht die Ansicht, derselbe sei einzig darin zu suchen, daß dem Menschen Christus, weil das ewige Wort und der Mensch Christus dieselbe Person ist, das Gezeugtwerden vom ewigen Vater eignet und Christus als Mensch wegen der hypostatischen Vereinigung der göttlichen Sohnschaft theilhaftig ist, gegenüber der Meinung mancher neueren Scholastiker, welche außerdem einen Titel dieser Sohnschaft in der substanziellen Heiligkeit oder in dem natürlichen Anrecht des Menschen Christus auf die göttlichen Güter seines himmlischen Vaters finden wollen. — An die Lehre von der latreutischen Verehrung der Menschheit Christi schließt sich die dogmatische Begründung der Herz-Jesu-Andacht, welche zugleich die beste Vertheidigung und Empfehlung derselben ist. — Die fünfte Section beschäftigt sich eingehend mit dem Monophysitismus und Monotheletismus. Wir machen besonders aufmerksam auf die Erklärung der theandrischen Handlungen Christi.

Mit großer Ausführlichkeit wird in der letzten Section von den Eigenschaften und Gaben der Menschheit Christi gehandelt. Um kurz zu sein, wollen wir nur Einiges hervorheben. Der Frage von der Körperschönheit Christi werden zwei Thesen gewidmet. Von den Leidenschaften der Seele Christi ist nicht nur im Allgemeinen die Rede, sondern nach dem Beispiele des hl. Thomas wird die Wahrheit der einzelnen Affecte, als Liebe und Haß, Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht, Bewunderung

u. s. w. bewiesen. Auch die schwierige Abhandlung über das Wissen Christi haben wir mit lebhaftem Interesse gelesen. In der These über die visio beata Christi wird in Kürze das Ansehen der katholischen Schulen hervorgehoben, welches diese Doctrin, auch abgesehen von den Beweisen, worauf sie sich stützt, unzweifelhaft macht und nicht gestattet, sie als eine freie zu behandeln. Bei der viel controvertirten Frage über die scientia per se infusa Christi kommt es dem Verfasser mit Recht vor Allem darauf an, deren Begriff genau festzustellen. Die Lösung dieser Frage, sowie die Abhandlung über die scientia connaturalis Christi, müssen wir nach unserm Dafürhalten für wohl gelungen erklären.

Unter den vielen Lösungsversuchen, wie die Freiheit mit der Unsündlichkeit Christi zu vereinbaren sei, wird der Ansicht jener Theologen der Vorzug gegeben, welche behaupten, daß der menschliche Wille Christi nicht durch ein eigentliches Gebot gebunden war, durch sein Leiden und Sterben am Kreuze das Menschengeschlecht zu erlösen. Mit vielem Scharfsinn werden die wichtigsten Ansichten anderer Theologen geprüft und deren Schwierigkeiten aufgedeckt.

Zur Heiligkeit der Menschheit Christi übergehend, erörtert der Verfasser zuerst die Lehre von ihrer substanziellen Heiligung durch die Gnade der Union. Dem Beweise, daß die hypostatische Vereinigung für die Menschheit Christi im vollsten Sinne Gnade war ohne jegliches Verdienst, wird die Untersuchung beigefügt, ob und inwiefern die Patriarchen des Alten Bundes und die allerseligste Jungfrau die Menschwerdung des Sohnes Gottes verdienen konnten. Bei der Darlegung der verschiedenen Ansichten über die Heiligung der Menschheit Christi hätte zum Behufe der Vollständigkeit wohl auch die Meinung der Scotisten berücksichtigt werden können, daß nämlich die Menschheit Christi durch die Gnade der Union bloß radicaliter und dispositive geheiligt werde, indem diese Gnade die Wurzel und das Princip sei, dem die Verleihung der formellen Heiligkeit durch die geschaffene Gnade gebühre. — Ferner wird im Einzelnen gezeigt, daß der Menschheit Christi, zugleich mit der accidentellen Heiligung durch die habituelle Gnade, alle Tugenden, welche wegen ihrer Unvollkommenheit der Würde der hypostatischen Vereinigung nicht widerstreiten, sowie alle Gaben des heiligen Geistes und alle gratiae gratis datae zu Theil wurden. Andere scholastische Untersuchungen, ob und in welchem Sinne die Menschheit Christi durch die Gnade der Union unendlich geheiligt sei, ob diese substantielle Heiligung der geschaffenen Gnade zwar nicht in der Zeit, aber doch der Ordnung des Seins nach vorausgehe, in welchem Sinne die geschaffene Gnade Christi eine unendliche genannt und Christus die Fülle der Gnade zugeschrieben werden könne, werden gewiß jedem Theologen willkommen sein. — Die letzte These handelt von der Macht der Menschheit Christi, die zwar nicht Allmacht ist, aber doch in einer Theilnahme an göttlicher Kraft besteht, vermöge deren sie als Organ und Werkzeug Gottes befähigt war, übernatürlich zu wirken. Bezüglich der Controverse, ob diese Wirksamkeit der Menschheit Christi eine moralische oder physische sei, begnügt sich der Verfasser, die ver-

schiedenen Ansichten vorzulegen und die Bemerkung beizufügen, daß die Meinung derer, welche einen physischen Einfluß der menschlichen Thätigkeit auf die übernatürlichen Wirkungen behaupten, einigen Zeugnissen der heiligen Schrift und Väter mehr entspricht, während die Annahme eines bloß moralischen Einflusses nach philosophischen Principien durch eine leichtere Verständlichkeit sich empfiehlt.

Dieß unser Referat wird genügen, um den Leser einigermaßen mit dem reichen Inhalt der 85 Thesen bekannt zu machen. Aber auch viele andere Vorzüge finden wir in dem Buche, welche dasselbe zu einem Werke von hohem wissenschaftlichen Werthe machen. Die Doctrin ist durchaus gediegen und correct. Mit großer Erudition wird die positive Seite des Dogma behandelt: die Schrifttexte werden eingehend erörtert, und der Traditionsbeweis zeichnet sich aus durch einen großen Reichthum an patristischen Belegen. Vor Allem aber müssen wir der speculativen Entwickelung des Dogma unsere Anerkennung zollen. Der Verfasser bewährt sich als ein großer Kenner der scholastischen Theologie, deren vortreffliche Leistungen er mit verständigem Urtheil dem Studirenden darlegt, ohne dabei auf jede Weiterentwickelung zu verzichten. In der rationellen Begründung ergeht er sich jedoch nicht in kühnen und gewagten Speculationen, die nur zu oft der gewünschten Klarheit und des objectiven Gehaltes entbehren; dagegen begegnen wir überall einer ächt theologischen Argumentation, der es eigen ist, zu überzeugen und in ein tiefes Verständniß der christologischen Lehren einzuführen. Als einen besondern Vorzug des Werkes heben wir noch hervor, daß die Scholastik als eine continuirliche Entwickelung und Vertiefung der patristischen Christologie, als ein weiterer Ausbau und vielfach nur als eine systematische Zusammenstellung der Argumente erscheint, welche schon die Väter im Kampfe mit den aufsteigenden Häresien zur Vertheidigung des Dogma benutzten. Wir müssen es nämlich als ein durchaus verfehltes Verfahren betrachten, wenn man hie und da, die Auffassung der Dogmen bei den Scholastikern und Vätern unterscheidend, die Scholastik und Patristik in Gegensatz bringt und dann zwischen der beiderseitigen Auffassung gleichsam vermittelnd eine gewisse Harmonie herstellen will. Ferne lag es der Scholastik, sich zu der patristischen Theologie in Gegensatz zu stellen.

Die Form der Darstellung ist klar und bestimmt. Zu größerer Übersichtlichkeit würde es beigetragen haben, wenn der Verfasser die innere logische Gliederung durch äußere Unterscheidung der verschiedenen Lehrpunkte und Argumente in einem größeren Maße auch für das Auge ersichtlich gemacht hätte.

J. B. Sasse S. J.

**Le peuple et l'empire des Mèdes jusqu'à la fin du règne de Cyaxare,** par *A. Delattre* S. J. Mémoire couronné par l'Académie Royale de Belgique. 4⁰. p. VII et 200. Bruxelles, F. Hayez, 1883.

Die Arbeit erfolgte als Antwort auf die von der Brüsseler Akademie gestellte Preisfrage: „Man weise, auf Grund classischer wie orientalischer

Quellen, die Entstehung und Entwicklung des medischen Reiches nach; unter gleichzeitiger Würdigung der einschlägigen Arbeiten Opperts, der beiden Rawlinson (H. und G.), Spiegels u. A." Die hier berührten Fragen sind von hohem heils- wie weltgeschichtlichen Interesse; und die Arbeit selbst erscheint in hohem Maße geeignet, einen Überblick über den augenblicklichen Stand eben jener Fragen zu vermitteln. Während sie Allbekanntes und Unbestrittenes nur flüchtig berührt, erörtert sie eingehend die einzelnen Streitpunkte und prüft mit anerkennenswerther Nüchternheit die von verschiedenen Gelehrten ersonnenen Hypothesen. Sie zerfällt in drei Bücher: I. Medien und die Meder. II. Die Meder unter assyrischer Herrschaft. III. Das Königthum und das Reich der Meder.

Ziemlich an erster Stelle kommen die turanischen Meder an die Reihe, welche seit mehr als einem Jahrzehnt die Geschichte unsicher machen. Daß es indogermanische Meder gegeben, ja daß jederzeit die Meder der überwiegenden Mehrzahl nach Indogermanen gewesen, wurde nicht bezweifelt. Aber neben ihnen her wollte man Spuren turanischer Meder beobachtet haben: bald waren es die Überreste einer älteren Bevölkerung des Landes; bald scythische Einwanderer, die gleichzeitig mit den indogermanischen Medern sich im Lande niedergelassen hatten; bald mußten die Magier selbst sich zu Turaniern umstempeln lassen. Das Hauptbollwerk aller dieser Hypothesen bildet der mittlere, noch unentzifferte Text der dreisprachigen Darius-Inschrift zu Behistun, welcher einem zwar stark mit persischen Elementen versetzten, jedoch seinem Wesen nach turanischen Idiome eignen soll. Daraufhin schließt man: der mittlere Text muß dem nächst den Persern und Babyloniern wichtigsten Volksstamm des Perserreiches, d. i. den Medern, angehören; also waren die Meder Turanier. P. Delattre weist die Haltlosigkeit dieses Beweisganges auf mehr negativem Wege nach. Ihm gilt das fragliche Idiom als dasjenige des Volkes von Anschan oder Anzan, als dessen König sich Cyrus wiederholt bezeichnet, und das einen Theil von Susiana inne hatte. Freilich ist das zur Zeit vorliegende Material zu karg, um diese Vermuthung zur Gewißheit erheben zu können. Desto lebhafter vermissen wir es, daß der Verfasser den turanischen Medern nicht directer zu Leibe gegangen ist, indem er sich an der Auslegung des mittleren Behistun-Textes versuchte. Das hätte uns über den ethnischen Charakter des Volkes, dem jener Text angehörte, einen viel ergiebigeren Aufschluß gewährt, als der Proteus-Name „Turanier" je zu gewähren vermag.

Dann kommt der Verfasser auf Halevy's Ansicht zu sprechen, der aus Cyrus einen Susianer machen möchte, und weist dieselbe verdientermaßen zurück. In den Beziehungen Mediens zu Assyrien zeigt der Verfasser — wie uns scheint, mit vollem Recht —, wie verhältnißmäßig gering jederzeit die Ausdehnung des assyrischen Reiches nach Osten gewesen ist. Wohl niemals ist ganz Medien der assyrischen Herrschaft unterworfen gewesen. Die Grenzkantone waren mehrfach dem Reiche einverleibt; die nächstfolgenden wurden wiederholt und hart heimgesucht; die fernerliegenden, weitaus die Mehrzahl, anerkannten bloß vorübergehend und nominell die Oberherrlichkeit des Königs

von Assyrien. Überhaupt ist P. Delattre jederzeit und mit Geschick beflissen, aus den pomphaften Berichten der assyrischen Könige die nüchterne Wahrheit herauszuschälen.

Die Oppert'sche Fabel einer ersten Zerstörung Ninive's um 788 wird gebührend abgethan. Der Herodot'sche Dejoces wird gegen Grote's Einwurf in Schutz genommen, er sei zu sehr nach dem Muster eines griechischen Tyrannen zugeschnitten. Der Erzählung des Buches Judith wird ihre gebührende Stelle in der Geschichte Vorderasiens zugewiesen. Freilich, daß der in der Schlacht gegen die Assyrer gefallene Mederkönig Dejoces sein soll, will uns minder gefallen, da ja Herodot den gleichen Umstand von dessen Sohn Phraortes meldet. Für den Verfasser war hier wohl das chronologische Moment entscheidend, dem indessen ein so großes Gewicht nicht beizulegen sein dürfte, da, wie allgemein anerkannt wird, die medische Chronologie Herodots fehlerhaft ist.

Wir können P. Delattre's Schrift nur auf's Wärmste empfehlen; sie wird Fachleuten sowohl als Laien willkommen sein.

**Fr. v. Hummelauer** S. J.

**Über das Princip der Organisation und die Pflanzenseele.** Von Dr. **E. Lorenz Fischer,** Privatdocent der Philosophie an der königl. Universität Würzburg. 8⁰. IX u. 144 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 2.40.

Unter den verschiedenen Räthseln, welche die Wissenschaft in den letzten Jahren glaubte von Neuem formuliren zu müssen, gibt es wohl keines, dessen Lösung oder Lösungsversuch ein so allgemeines Interesse beanspruchte, als das Räthsel des Lebens. „Das Leben," sagt der hochw. Herr Verfasser, „liegt ja auf jedem Schritt und Tritt vor uns, ja in uns selbst; in breiter, unerschöpflicher Menge entfalten sich fort und fort vor unseren Augen die Organismen mit ihren wunderbaren Gestalten und ihrem Farbenschmelz — und wir sollten Nichts von ihrem inneren Grunde erkennen? sie sollten ewig als leibhaftige Räthsel uns träumerisch anblicken?" Das trieb denn auch den Herrn Verfasser, in vorliegender Arbeit das Problem seiner Lösung vielleicht einen Schritt näher zu bringen. Untersuchen wir, inwiefern ihm das gelungen.

Die Darlegung geht darauf hinaus: im lebenden Organismus sei ein doppeltes Princip zu unterscheiden, ein Princip der Organisation und ein Princip des Lebens. Wie bei der Maschine, so heißt es da, die Bewegung ein anderes Princip hat als die Anordnung der Theile, so auch im Organismus. „Der Unterschied ist nur der, daß beim lebenden Organismus dieses Princip der Bewegung wesentlich in ihm selbst liegt, nämlich in seiner Seele, während bei der Maschine der Anstoß zur Bewegung von außen kommt, von der Hand des Maschinisten." Dieser letzte Satz ist uns sehr sympathisch und scheint uns die einzig richtige Lösung des Problems anzudeuten; aber er enthält auch eine völlige Verneinung des geforderten Doppelprincips. Denn wenn beim Organismus das Princip seiner Bewegung

— wozu doch auch der vegetative Ausbau gehört — in ihm selbst liegen soll, so kann es nur ein und dasselbe sein, wie das Princip der Organisation. Doch sehen wir zunächst hiervon ab, prüfen wir vielmehr die Gründe, welche den Herrn Verfasser zu einem solchen Lösungsversuch veranlaßt haben. Es sind vorwiegend negative: nämlich „die Irrwege der bisherigen Auffassung" und Reihen von Bedenken, die sich „wie Bleigewichte" an die bisher ausgedachten Theorien hängen.

Die Grundlage der ganzen Frage bildet naturgemäß die Erörterung des *Unterschiedes* zwischen einem lebenden Organismus und dem unorganischen Naturkörper; denn die genau fixirte Differenz, den Überschuß, sozusagen, des Organismus zu erklären, das ist ja das Wesen der Aufgabe. Der Herr Verfasser läßt fünf charakteristische Merkmale zur Unterscheidung gelten: 1. Centralisation; 2. systematische Gliederung und functionelle Abhängigkeit der Organe; 3. innere Gestaltung der Stoffe nach einer typischen Form; 4. eigenthümliche Entstehungsart, und 5. Ernährung und Stoffwechsel. Auf eine andere allgemeine Eigenthümlichkeit, auf die protoplasmatischen Bewegungen, will Verfasser deßhalb kein Gewicht legen, weil die Anschauungen über die Ursachen derselben noch getheilt sind. Nichtsdestoweniger vermissen wir dieselben. Denn es ist zu bedenken, daß es sich hier einzig um Unterscheidungsmerkmale handelt, insofern dieselben als Thatsachen der allgemeinen *Beobachtung* unterliegen, welche also *an und für sich* eigenthümlich sind, keineswegs aber bloß um solche, welche etwa eine gnädige Erklärung noch als eigenthümliche gelten lassen will. Wäre das Letztere der Fall, dann stände es um die drei ersten der oben angeführten Merkmale sehr schlimm; so aber können wir dieselben bestehen lassen als Ausdruck — ob glücklichen? — einer wirklich vorhandenen Differenz, die noch jetzt wie ehedem den menschlichen Scharfsinn zu ihrer Erklärung herausfordert.

An erster Stelle hatte der Herr Verfasser betont, das charakteristische Unterscheidungsmerkmal liege nicht in dem Stoffe als solchem, „wohl aber vor Allem in der *besonderen Anordnung und Gruppirung* der Stofftheilchen oder in der *Form*. Der Organismus ist eine Verbindung von Unorganischem in eigenartiger Form". Hier kommt es offenbar nicht nur auf den *Inhalt* dieser eigenartigen Form an (das sind obige fünf Merkmale), sondern ganz gewiß ebenso sehr auf den Werth dieses Inhaltes, mit anderen Worten auf den *Grad* dieser Eigenartigkeit — und das ist eine Frage, welche der Herr Verfasser leider, an dieser Stelle wenigstens, unerörtert läßt. Man könnte ja einwenden, die Differenz zwischen Organismen und unorganischen Körpern lasse sich erst dann abschätzen, wenn das Princip beider gegensätzlich genau erkannt sei; indessen das wäre ein Irrthum. Ich kann z. B. den wesentlichen Unterschied zwischen Schwerkraft und Wärme mit vollem Rechte behaupten, obwohl das Princip der ersteren noch in ein mysteriöses Dunkel gehüllt ist; zur orientirenden Abschätzung eines solchen Unterschiedes genügen vollständig die allgemeinen, constanten und eben deßhalb charakteristischen Wirkungen oder Eigenschaften. In unserem Falle würde eine derartige vorläufige Fixirung des Unterschiedes — *ob wesentlich, oder unwesent-*

lich — und zwar an dieser Stelle, von unverkennbarem Nutzen gewesen sein. An einer späteren Stelle berührt der Herr Verfasser gelegentlich diese Frage, und da erscheint es ihm als das Richtige: „daß die organischen Bewegungen oder Lebensthätigkeiten nicht bloß quantitativ oder graduell, sondern qualitativ oder specifisch — ohne deßhalb wesentlich — von den unorganischen unterschieden seien". Einen solch specifischen Unterschied anzunehmen, sei deßhalb gerechtfertigt, weil kein organisches Wesen aus bloß unorganischen Stoffen hervorgehen könne. Doch damit ist die Sache keineswegs erledigt; vielmehr steht sofort eine doppelte Frage vor uns: erstens, welche Eigenthümlichkeit des Organismus hindert dessen Hervorgehen aus unorganischen Stoffen, und zweitens, wie tief schneidet dieselbe ein zwischen beiden? Beide Fragen möchten wir kurz und bündig dahin beantworten: Die Fähigkeit innerer selbständiger Entwicklung bildet einen wesentlichen Unterschied der lebenden Organismen von den unorganischen Naturkörpern. Und diesen Unterschied muß auch der Herr Verfasser, wie uns scheint, und zwar als wesentlichen, vertheidigen und gelten lassen, will er nicht mit dem Schlußsatz seiner ganzen Arbeit in Conflict gerathen. Derselbe verlegt, wie bereits angedeutet, den Unterschied zwischen Organismus und Maschine darein, „daß beim lebenden Organismus dieses Princip der Bewegung wesentlich in ihm selbst liegt". Doch wir müssen auf den Standpunkt und die Gedankenfolge des Verfassers zurückgehen.

Der sachlich in jenen fünf Punkten fixirte Unterschied, dessen eigentlicher Charakter „in der besonderen Anordnung und Gruppirung der Stofftheilchen" liegt, bedarf nun der Erklärung; und hierin besteht im Grunde das Problem. Der Raum gestattet uns leider nicht, dem negativen Theile der Arbeit des Verfassers Schritt für Schritt zu folgen. Derselbe umfaßt eine Kritik von „Erklärungsversuchen der Organismen", von denen keiner den Verfasser recht befriedigte. Dieselben werden zusammengefaßt in die idealistische oder Typentheorie, die Theorie der Lebenskraft, die Seelentheorie und die mechanische Theorie. Ein paar Bemerkungen können wir uns indessen nicht versagen.

Die „idealistische oder Typentheorie" befriedigt nicht, und das mit Recht, weil „ein lebendiger Gedanke, eine schöpferische Idee" ohne ein reales Subject im Organismus auch keine reale Macht haben kann. Weniger glücklich sehen wir aber auch den „immanenten Zweck" zusammen mit jenen kantischen Ideen und platonischen Typen vor dasselbe Forum gezogen und noch unglücklicher beurtheilt. Wie dieser seit Aristoteles fixirte und von der gesammten mittelalterlichen Philosophie hochgehaltene Begriff des immanenten Zweckes als substanzialer Form eine „neue Wendung" und noch gar „der idealistischen Theorie" sein soll, ist geradezu unerfindlich. Man ging seit Aristoteles von der Grundansicht aus, daß, wie die Hand des Künstlers im Marmor eine bestimmte Idee gleichsam verkörpere, und wie dieser durch die entsprechende Thätigkeit gleichsam fixirte Zweck die bestimmende Form (Gestalt) des Kunstwerkes sei, so auch alle Naturkörper durch eine Wesensform in ihrem Sein und Wesen constituirt würden. Im Kunstwerk ist gerade die zweckentsprechende Construction der concrete Ausdruck

dieser accidentellen Form: in den anorganischen und organischen Naturkörpern aber haben wir den immanenten Zweck, d. h. den in ihnen herrschenden und zum Ausdruck gebrachten Plan als substanzielle Form vor uns. Substanziell wird aber diese Form nicht genannt, weil sie etwa für sich subsistire, sondern weil durch sie der Naturkörper Substanz ist. Jedenfalls dürfte es hiernach feststehen, wie ungehörig es war, zu glauben, daß der immanente Zweck auch als substanzielle Form nur Idee, Gedanke, nichts Reales sei, das auf etwas Reales einwirken könne. Gewiß wollte doch auch der Herr Verfasser ein reales Unterscheidungsmerkmal anführen, als er das dritte jener fünf also formulirte: „Beim Organismus ist also die immanente Form das Bestimmende, dem die Stoffe untergeordnet werden."

Die Theorie der Lebenskraft, welche zur Erklärung des Organismus „eine von den unorganischen Kräften verschiedene, planmäßig wirkende, einigende und beherrschende Kraft" fordert, kann sich ebenso wenig der Gunst des Verfassers erfreuen. Abgesehen von der richtigen Erkenntniß des Gegensatzes zwischen lebenden Organismen und unorganischen Körpern, war es, wie jetzt wohl kaum mehr geläugnet werden kann, verfehlt, in den Organismus eine bewirkende Kraft (causa efficiens) edlerer Art zur Lenkung und Leitung der gewöhnlichen Stoffkräfte hineinzulegen.

Auch die „Seelentheorie" macht dem Herrn Verfasser bedeutende Schwierigkeiten, und wir müssen gestehen, so wie dieselbe vorgelegt wird, hätte sie auch für uns Bedenken. „Die substanzielle Seele, behauptet man," — so der Verfasser — „ist es, welche nicht allein die specifisch psychischen Thätigkeiten, wie Empfinden, Fühlen, Vorstellen, Denken, Wollen, vollzieht, sondern auch die organischen Functionen der Gestaltung, der Ernährung, des Wachsthums, der Fortpflanzung u. s. w. bewerkstelligt. Nach dieser Ansicht ist also die Seele die Bildnerin und Baumeisterin des Organismus." In der dieser Seele zugeschriebenen Substanzialität liege nun allerdings, so meint der verehrte Herr Verfasser, der Vortheil, „daß dieselbe als substanzielles Wesen eine reale Einwirkung auf die materiellen Elemente ermöglichen würde". Dem gegenüber muß nachdrücklichst betont werden, daß die Schwierigkeit der Einwirkung von Seele auf Körper in erster Linie, ja einzig und allein, aus der verschiedenen Natur beider — stofflich und nicht stofflich oder geistig — entspringt. Stehen nun beide als substanzielle Wesen — substantiae completae — einander gegenüber, so ist allerdings für beide ein reales Subject der Activität gewonnen; aber die Möglichkeit gegenseitiger Einwirkung ist damit zu einem noch größeren Räthsel angewachsen. Dieser Schwierigkeit entging die mittelalterliche Philosophie. Leider hat der Herr Verfasser es versäumt, diese einheitlich aufgebaute, völlig in sich abgeschlossene Erklärungsweise der Scholastik ebenfalls neben den anderen selbständigen Erklärungstheorien einem eingehenden Studium zu unterziehen. Wir zweifeln nicht, die Annäherung im Resultate würde ihn auch dem Wege zu demselben näher gebracht haben. Nach dieser Auffassung ist die Seele die substanziale Form des Leibes. Beide, Leib und Seele, sind an sich substantiae incompletae, welche erst durch die Vereinigung — informatio — zu einem vollkommenen

Ganzen werden. Jede andere Seelentheorie geben wir gern als haltlos preis; von der kurz skizzirten aber versprechen wir uns einzig und allein die Lösung des Lebensräthsels. Indessen die Hauptbedenken des Verfassers treffen auch noch diese Auffassung.

„Ein weiterer Vortheil," so lesen wir Seite 27, „den man von der Seele als Organisationsprincip erwartete, soll darin bestehen, daß sich dadurch die Zweckmäßigkeit der organischen Bildungen leicht erklären lasse. Allein es gehört nur wenig Überlegung dazu, um einzusehen, daß das Vermögen der zweckmäßigen Thätigkeit, soweit unsere Erfahrung reicht, nur der selbstbewußten Seele zukommt, indem der Zweck zunächst doch ein Gedanke ist, dem entsprechend gewisse Bewegungen zu einem bestimmten Ziele geleitet werden." Wiewohl die Pointe dieses Satzes, wie gesagt, formell gegen eine in sich subsistirend gedachte Seele gerichtet ist, so wird sachlich doch auch die Seele, als forma substantialis corporis organici aufgefaßt, getroffen. Gott sei Dank, hat nun dieses „wenig Überlegung" nie gefehlt. Man hat von jeher — vgl. auch S. Th. qu. disp. q. 22. de verit. a. 1. — eingesehen, daß auch bei innerer Zweckthätigkeit zu unterscheiden sei: eine vernünftige, welche die Erkenntniß der Relation von Ziel und Mittel einschließt; eine instinctive, in der zwar die Objecte des Zieles und der Mittel erkannt werden, keineswegs aber das Verhältniß beider; dazu kommt dann jedenfalls noch eine plastische[1]. Ich kann mir nämlich ganz gut, ohne dem Mysticismus des Unbewußten zu verfallen, eine Zweckstrebigkeit als innere Naturveranlagung denken ohne jegliche Erkenntniß auf Seite des dem Zwecke sich nähernden Subjectes. Und diese Vorstellung werde ich mir immer machen müssen, so oft ich einer oder mehreren Ursachen gegenüberstehe, welche constant denselben Effect hervorbringen. Wie die rein äußerliche Zielstrebigkeit der fliegenden Kugel einen zielenden Schützen voraussetzt, so setzt auch jede innere Veranlagung, die in einem Naturkörper auf ein bestimmtes Resultat gerichtet ist, ursprünglich ein darauf bezügliches bewußtes Abzielen voraus. Gleichwie aber der Schütze die Ausführung seiner Absicht beim Zielen, das Treffen, ruhig den mechanischen Kräften überlassen kann, so ist gar nicht einzusehen, weßhalb nicht auch eine innere Activität, eine organische Bewegung oder Entwicklung eine derartige Zielstrebigkeit eingeprägt enthalten könne. Das wäre jene Art der zweckmäßigen Thätigkeit, die man passend die plastische nennen kann, weil ihr vorzugsweise die Aufgabe der Gestaltung in den organischen Bildungsprocessen zufällt. Hiermit erledigen sich von selbst mehrere Bedenken des Verfassers. In dieser „Seelentheorie" wird für die organischen Bildungen nicht deßhalb eine „Seele" gefordert, weil sie zweckmäßig sind, vielmehr einzig und allein, weil sie als innere Thätigkeiten im Organismus selbst ein Princip dieser Activität, die wir Leben nennen, also ein Lebensprincip voraussetzen. Da nun aber diese innere Thätigkeit auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist, in erster Linie auf den Ausbau des Organismus, so ist es selbstverständlich, daß jenes Lebensprincip eben das Gepräge

[1] Tilm. Pesch S. J., Institutiones philosophiae naturalis, p. 89 sq.

einer dahin gerichteten Entwicklung in sich tragen muß. Von Seite der Zweckmäßigkeit der organischen Bildungen dürfte also einer „Seelentheorie", welche die Seele nicht als selbständiges Wesen in einen Organismus zwängt, sondern diesen selbst erst aus Leib und Seele als zwei für sich incompleten Substanzen bestehend auffaßt, kein Hinderniß mehr entgegenstehen. Denn was der Herr Verfasser beibringt aus dem Embryonalleben als der wichtigsten Zeit der zweckmäßigen, organischen Entwicklung, während dessen selbst die menschliche Seele noch kein Bewußtsein habe, ferner aus den Mißbildungen und Mißgeburten, die trotz einer zweckmäßig aufbauenden Seele auftreten, und endlich aus den Krankheiten, denen die vorgebliche Bildnerin des Leibes ohnmächtig gegenüberstehe, findet seine Lösung in dem Gesagten. Einen anderen, speciösen Einwand dürfen wir nicht ganz übergehen. Wenn die Seele wirklich Conprincip des organischen Bildens ist, weßhalb weiß denn die menschliche Seele nichts von dieser ihrer beständigen organischen Thätigkeit, da sie sich doch als Conprincip der Empfindungen u. s. w. erkennen kann? Die Lösung liegt in der Natur und dem Verhältniß der drei Fähigkeiten der menschlichen Seele zu einander. Die höchste Fähigkeit, welche deßhalb auch die Natur der Seele bestimmt, ist die intellective. An und für sich würde dieselbe zu ihrer Bethätigung keiner Organe bedürfen; da jedoch die Seele wesentlich Körperform ist, so muß auch diese Fähigkeit so weit als möglich in Contact und Fühlung mit dem Körper treten. Dieses ist vorzugsweise dadurch erreicht, daß Denken und Wollen, die Functionen der intellectiven Fähigkeit der Seele, im Menschen in äußere Abhängigkeit gebracht sind von den Leistungen der sensitiven Fähigkeit, gemäß dem Satz: „nil in intellectu, quod non fuerit in sensu." Und obwohl nun die Nerven, die typischen Vermittler der Empfindungen, nicht nur die sensitiven, sondern auch die vegetativen Organe mit den Centralorganen der sensitiven Fähigkeit in Verbindung setzen, so wissen wir doch, daß nicht alle Nerven centripetal leiten, und daß nicht alle centripetal leitenden Nerven den von ihnen fortgepflanzten Reiz zur Empfindung bringen. Beides tritt vorzüglich ein im Gebiete der organischen (vegetativen) Functionen; kein Wunder also, wenn die sich selbstbewußte Seele keine Ahnung von denselben hat.

Herr Dr. Fischer geht dann zu einer kurzen Besprechung der mechanischen Theorie über, die er nicht bloß allgemeiner verbreitet, sondern auch den früher besprochenen gegenüber sichtlich im Vortheil findet. An diese knüpft er denn auch seinen „Vermittlungsversuch", den er als „eine geeignete Modification und Ergänzung" der mechanischen Theorie vorlegt. Der Versuch geht von der empirischen Thatsache aus, daß alle Organismen aus Keimen, „omne vivum ex cellula", entstehen. Die ganze Frage nach der Erklärung der Organismen lasse sich demnach auf die Keimzelle zurückführen; was sie constituire, das und wesentlich nichts Anderes könne auch nur den vollendetsten Organismus ausmachen. Nähere Auskunft über die Constitution der Keimzelle erwartet der Herr Verfasser von der Discussion der Frage: „Wie ist es möglich und begreiflich, daß aus der mikroskopischen Keimzelle ein Organismus sich entwickelt?" Da er hierauf keine zutreffendere Antwort findet, „als,

daß bereits in der Keimzelle der zukünftige Organismus durch eine eigenthümliche Constellation der Stofftheilchen angelegt sei", so stehen wir auch hier vor einer Auffassung des lebendigen Organismus, wie dieselbe nebst Reinke, Preyer, Lotze allerdings auf etwas anderer Grundlage schon früher Tongiorgi, Secchi, Carbonelle vertreten haben. Die Vertheidiger dieser Ansicht, wie auch der Herr Verfasser, glauben den lebendigen Organismus nicht exacter behandeln zu können, als wenn sie sich denselben wie einen Maschinismus zerlegen in den Bau und die Function. Wie ich eine Maschine vollständig kenne, sobald mir ihre Construction und auch die Einführung der Triebkraft in den Apparat, beides vor Allem genetisch, klar ist, ebenso soll es sich auch mit dem Organismus verhalten. Gerne geben wir zu, daß ein solcher Vergleich viele Elemente zur klareren Anschauung bringt; aber wir dürfen darüber nicht vergessen, wo die Unterschiede liegen und inwiefern sie gerade unser Schlußurtheil modificiren.

Eine Maschine ist im Grunde genommen ein Apparat, in den eine Triebkraft (causa efficiens) eingeführt, in mancherlei Weise übertragen und zur Production eines außerhalb liegenden Nutzeffectes veranlaßt wird. Die Leistungsfähigkeit der Maschine ist daher in erster Linie und wesentlich von der Vollendung und Integrität der Construction abhängig. In dieser Beziehung kann man von einer Maschine mit Recht sagen, daß ihre ganze Activität auf der Beibehaltung des status quo der Construction beruht. Hiermit steht nun ein zweites charakteristisches Merkmal in Zusammenhang. Nicht nur der Nutzeffect des ganzen Apparates fällt außerhalb desselben, auch die Leistung jedes einzelnen Theiles hat zum Angriffspunkt ein folgendes, nächstliegendes Glied, und auch das nicht, um es in seinem harmonischen Verband mit dem Ganzen zu stören, sondern einzig, um die ihm im Plane des Ganzen zuberechnete Leistung auszulösen. Vergleichen wir hiermit den Organismus, so ergeben sich die wichtigsten Unterschiede. Die Function desselben ist zunächst nicht an den status quo eines ein für allemal fertig gestellten Apparates gebunden; vielmehr ist es die Activität des Organismus selbst, welche denselben stetig erneuert und ausbaut. Hieraus hat man mit Recht immer gefolgert, daß im Organismus selbst ein Princip wie seiner gesammten inneren Thätigkeiten, so auch vor Allem der plastischen sein müsse, und dieses hat man nicht mit Unrecht „Lebensprincip" genannt. Wir können uns leider hier nicht weiter auf den beregten Vergleich einlassen; so viel dürfte aber für Jeden klar sein, daß die Annahme „einer Constellation von Stofftheilchen" den lebensfrischen Organismus nicht erklärt, sondern nur im Bereich des Stofflichen etwas Apartes constatirt. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn der Herr Verfasser auf eine weitere Frage, woher denn die Constitution der Keimzelle, ebenfalls wiederum nur die Thatsache constatiren kann: aus einem früheren Organismus. Von irgend welchem Werth für eine Erklärung wird diese Thatsache auch dadurch nicht, daß es beliebt wurde, in Form eines „organischen Specialgesetzes" den Organismen allein die Fähigkeit zu vindiciren, „jenes eigenthümliche Atomensystem zu produciren". Ohne Schwierigkeit erkennt Jedermann in diesem „eigenthümlichen Atomen-

system" dieselbe harte Nuß wieder, gerade so ungeöffnet wie am Beginne, wo wir schon auf die „besondere Anordnung und Gruppirung der Stofftheilchen" als auf das charakteristische Unterscheidungsmerkmal der lebenden Organismen hingewiesen wurden.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Resultat und dieser Methode steht dann auch die Ansicht des Herrn Verfassers bezüglich der ersten Entstehung der Organismen[1]. Für das Wesen dieser Ansicht ist es gleichgiltig, in welche Zeit diese Entstehung verlegt werde, obwohl der Herr Verfasser es auch hier liebt, den Act möglichst weit — wenigstens in die der Gasmasse unseres Erdballes — zurückzulegen. Schließlich wird dann abermals constatirt: „Nach besonderen Gesetzen entstanden ursprünglich eigenartige Atomsysteme oder organische Moleküle nebst den entsprechenden Bewegungen, und bildeten nach Maßgabe günstiger Außenbedingungen bestimmte organische Verbände (Keime)" (S. 100). So sehr wir anerkennen, daß der Herr Verfasser gerade in dieser Frage entschieden eintritt für die Nothwendigkeit des Schöpfers, so müssen wir doch andererseits bedauern, wie sehr die Methode der mechanischen Naturforschung die vielversprechenden Resultate beeinträchtigt hat. Es tritt gerade in unserer Frage klar zu Tage, wie die genaue Kenntniß der zeitlichen und räumlichen Aufeinanderfolge der Erscheinungen wohl ein anschauliches Bild derselben entwerfen kann, in die Natur derselben aber absolut nicht eindringt.

Nachdem der Herr Verfasser die Seele, überhaupt etwas nicht rein Stoffliches als Princip der Organisation entbehrlich gefunden hat, trifft er dennoch schon auf der niedrigsten Stufe der Organismen, im Pflanzenreich,

---

[1] In einem Zusatz bemüht sich der hochw. Herr Verfasser, die Auctorität der heiligen Schrift und das Concil von Vienne für seine Erklärung der Organismen zu gewinnen. In Gen. 2, 7 einen Beleg dafür finden wollen, daß das Organisationsprincip — et formavit hominem — verschieden sei von einem Lebensprincip — et spiravit in faciem ejus spiraculum vitae —, scheint uns mindestens kühn. Die heilige Schrift belehrt uns an der betreffenden Stelle in erster Linie und direct über die Schöpferthätigkeit Gottes, d. h. über die causa efficiens extrinseca des Menschen. Wenn dieselbe aber in zwei Momente zerlegt wird — formavit und spiravit —, so geschieht das offenbar zunächst nur aus dem Grunde, den Leib sowohl als auch die Seele als von Gott stammend zu bezeichnen. Ob jedoch auch noch darüber hinaus in den beiden Momenten der göttlichen Thätigkeit eine Belehrung über die innere Constitution des Menschen, über das Verhältniß von Leib und Seele zu finden sei, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Soviel scheint uns sicher, die Anschauung des Herrn Verfassers wird durch diese Stelle nicht gestützt. Denn wie es sich immer mit der Trennung der beiden Momente verhalten möge, als Princip der Organisation tritt uns in Gen. 2, 7 nicht ein „Atomensystem" entgegen, sondern der Schöpfer — formavit; mit anderen Worten: an dieser Stelle der heiligen Schrift erhalten wir gar keine Auskunft über die innere Constitution der Organismen, sondern einzig und allein über deren Hervorgehen aus der Hand Gottes, welches ihnen mit den anorganischen Naturkörpern gemeinsam ist. — Auf die Lehre des Concils von Vienne können wir uns hier nicht einlassen, da bei der noch immer bestehenden Unsicherheit über die verworfene Lehre eine feste Ansicht schwer zu erreichen ist.

Erscheinungen an, welche eine Seele nöthig machen. Neben Analogie-Gründen — unter denen wir auffallenderweise diesen treffen: wie Mensch und Thier, ist auch die Pflanze ein organisirtes Wesen, also wird auch ihr eine Seele zukommen — werden uns hier empirische Gründe vorgelegt. Den ersten derselben, „die Empfindsamkeit, Unterscheidungsfähigkeit und Bewegungen des Sämlingswürzelchens", dürfte der Herr Verfasser wohl kaum mehr im Ernst nehmen wollen, seitdem auch von den competentesten Seiten die bezüglichen Beobachtungen Darwins zum Mindesten auf ein bescheidenes Maß reducirt sind[1]. Daß aber noch von einer eigentlichen Sensibilität der Blätter von **Mimosa pudica, Drosera** u. s. w. die Rede ist, seitdem die Erklärung des Reiz- und Bewegungsmechanismus fast abgeschlossen vorliegt, muß um so mehr überraschen, als der Herr Verfasser sonst überall mit großer Zähigkeit die Mechanik verfolgt. Darin jedoch stimmen wir bei, daß die Befruchtungsvorgänge „wohl nicht rein mechanisch" erklärbar seien; nur haben wir die „physische Grundlage", welche sie ganz besonders verrathen, auf das Engste mit dem materiellen Substrat zu verbinden. Den metaphysischen Gesichtspunkt für die Beseeltheit der Pflanze wollen wir dem Herrn Verfasser lieber zu gute halten; sich den logischen Consequenzen einer Panpsychose, für die er mit Lotze eintritt, zu entziehen, müssen wir ihm selbst überlassen. Diese Pflanzenseele, welche also keineswegs Princip der Organisation sein soll — so wenig wie der Heizer oder das Feuer Urheber des Maschinenbaues —, ist aber keine vom Organismus verschiedene substanzielle Seele, sondern „nichts anderes als das System der den organischen Molekülen innewohnenden und in einander spielenden immateriellen Kräfte". Hier haben wir nur eine Frage: Wo bleibt da die Einheit des Organismus? Der Herr Verfasser ist allerdings schnell bei der Hand. Wie die Einheit der materiellen Seite des Organismus, so auch die Einheit der immateriellen Kräfte, und aus beiden resultirt die Eine Pflanze, „Eine Substanz mit zwei Seiten". Aber für's Erste, woher denn die Einheit der materiellen Moleküle? Wir hören: „Die Moleküle werden von den besonderen Gesetzen des Organismus beherrscht", und fragen uns: wie kann doch der Organismus beherrschen, der ja erst durch die beherrschten Moleküle werden soll? Zweitens, woher die Einheit der immateriellen Kräfte? „Auch sie werden innerhalb des Organismus zu bloßen Momenten des Ganzen herabgesetzt." Wie aber eine solche Degradation immaterieller Kräfte von Seiten des rein stofflichen Organismus möglich sei, finden wir nicht erörtert. Drittens, woher aus diesen beiden Factoren die Pflanze als einheit-

[1] Vgl. Wiesner, Das Bewegungsvermögen der Pflanzen, S. 139 u. 160. Vgl. auch Sachs, Vorlesungen über Pflanzenphysiologie. Leipzig 1882. S. 843 u. S. 879, wo unser erster Botaniker folgendes vernichtende Urtheil über Darwins Werk: „Das Bewegungsvermögen der Pflanzen", spricht: „Ich befinde mich diesem Buche gegenüber in der peinlichsten Lage und kann nur bedauern, daß der Name Charles Darwin auf demselben glänzt: die Versuche, die er mit seinem Sohne zusammen beschreibt, sind ohne Sachkenntniß angestellt, schlecht interpretirt, und das wenige Gute, was sich etwa bezüglich der allgemeinen Anschauungen in dem Buche findet, ist nicht neu."

liches Wesen? Der Herr Verfasser hat auch hier, wie uns scheint, als Resultat der Vereinigung eine wahre und wirkliche Einheit in petto; aus den beiden Factoren jedoch, so wie sie vorliegen, kann eine solche Einheit nicht entstehen.

Ein derartiger Mangel an Einheit, ein solcher Zwiespalt geradezu, wie der Herr Verfasser ihn aufstellt, müßte unseres Erachtens auch den redlichsten Erklärungsversuch des Lebens unvermeidlich zum Scheitern bringen.

Trotzdem sind wir den oft lichtvollen Darlegungen des hochw. Verfassers mit großem Interesse gefolgt, das, wie wir hoffen, in dieser eingehenden Besprechung seinen unzweideutigsten Ausdruck findet. Uns hat die Lektüre des anregenden Versuches von Neuem den Beweis gebracht, daß die mechanische Methode, so groß und glanzvoll ihre Resultate auf dem Gebiete der Naturbeobachtung sind, die Naturauffassung auf keine Siegesbahn zu führen im Stande ist.

Hermann Jürgens S. J.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Jenseits des Brenners.** Ein Ferienausflug von Franziska v. Hoffnaaß (Rheinberger). Mit neun Illustrationen. **(Wörls Reise-bibliothek.)** 12°. 256 S. Preis: *M.* 2.50.

Leo Wörl hat sich unstreitig ein hohes Verdienst um die gute Sache erworben, indem er es gegenüber einer mächtigen, kirchenfeindlichen Concurrenz kühn wagte, mit Einsatz bedeutender Mittel eine katholische Reiseliteratur zu schaffen. Wiederholt haben wir die jetzt schon viele Bände starke Sammlung seiner Reisehandbücher in diesen Blättern empfohlen. Außer diesen eigentlichen Fremdenführern erschien im gleichen Verlage eine ganze Reihe Reiselectüre, Reiselexiken und endlich eine Reisebibliothek, deren Bändchen Reisebeschreibungen enthalten, während die zuerst genannten dem Touristen praktisch an die Hand gehen oder ihm die oft langweilige Eisenbahnfahrt durch leichtere Lectüre verkürzen wollen.

Das vorliegende Bändchen enthält einen Ferienausflug „Jenseits des Brenners". Von München aus geht es nach Verona, Mailand, Bologna, Florenz und Venedig. Mit der jagenden Eile des Schnellzuges durchfliegen wir die diese Städte trennende Strecke, nur vom Waggonfenster aus einen Blick auf die majestätische Alpenwelt der Brennerbahn, auf das freundliche Südtirol, auf die lombardische Ebene oder die Schluchten des Appenin erhaschend. Unbarmherzig reißt uns das Dampfroß voran, so gerne wir auch hier und dort verweilen möchten: es ist eben eine Reise im Fluge, eine Reise, wie sie das voranstürmende Jahrhundert liebt. Um so wohlthuender ist dann der längere Aufenthalt in den genannten Städten, deren Besichtigung, namentlich vom Standpunkte des Kunstfreundes aus, ja auch offenbar der Zweck des Ferienausfluges war. Die Verfasserin zeigt sich uns als eine mit der Kunstgeschichte wohl befreundete, für die Heroen der italienischen Kunst hochbegeisterte und feinsinnige Dame. Es ist aber eine schwierige Aufgabe, den Leser auf wenigen Seiten durch die

endlosen Gemäldesammlungen zu führen und ihm mit der Feder auch nur einen ganz unvollkommenen Begriff zu geben von den Herrlichkeiten, die der Pinsel eines Raphael oder der Meißel eines Michelangelo schuf. Wer in der Lage ist, jene Städte besuchen zu können, oder wer die mit wenigen, treffenden Worten bezeichneten Kunstwerke kennt, wird auch diesen Theil der vorliegenden Skizzen mit Nutzen und Vergnügen lesen. Die übrigen Leser gehen jedoch keineswegs leer aus; die Verfasserin versteht es, an passender Stelle interessante Anekdoten, historische Züge, Legenden, Erinnerungen an die großen, weltgeschichtlichen Ereignisse, an die Heiligen, die einst in diesen Städten lebten und wirkten, geschickt einzuflechten. Sie erzählt gut, und aus ihren Worten spricht ein warmes, katholisches Herz. Von den zahlreichen eingestreuten Gedichten sind manche recht gut gelungen.

---

# Miscellen.

**Randglossen zu einer „Geschichte der deutschen Literatur".** (Schluß.)[1] Mysticismus — dieses Wort kommt Herrn Kurz fast ebenso oft unter die Feder, als Jesuitismus, und es wird mit demselben eine solche Verschiedenheit von Gedanken verbunden, daß wir aufathmeten, als endlich eine Definition desselben versucht wurde. Wir lesen Bd. III. 156a: „Wenn aber das Wesen des Mysticismus eben darin liegt, daß er sich in einzelne glänzende Ideen verfängt, dieselben innerlich und äußerlich zur Universalität zu erheben sucht, und eben deßhalb alle klare Anschauung der Geschichte und der Lebensverhältnisse verliert, so ist Friedr. Schlegel vor Allem ein Mystiker zu nennen; er war es, als er seine ‚Lucinde' schrieb, gerade so entschieden, als er seine katholisirenden Werke verfaßte, und es ist zu begreifen, wie sehr ihn die ‚Weisheit der Inder' anziehen, wie sie ihn unmittelbar zum Papstthum führen mußte." Bei solchem Kauderwelsch difficile est satyram non scribere. Zuerst wird eine Definition construirt, in welche man das zu Beweisende aufnimmt, dann werden die Folgerungen gezogen — und das Kunststück ist fertig. Möglich, daß Herr Kurz diese Fertigkeit von Gutzkow gelernt hat. Bei Besprechung des „Zauberers von Rom" rühmt nämlich Kurz an diesem Roman wörtlich: „Ganz besonderes Gewicht legt er mit Recht auf die Schädlichkeit der Ohrenbeichte, was er durch trefflich e r f u n d e n e Verhältnisse ü b e r z e u g e n d nachweist" (IV. 722a). Für diesen naiven Satz sollte man dem Herrn doch nachträglich noch eine goldene Medaille stiften. Und dabei hat Herr Kurz noch die Stirne, dem „Zauberer von Rom", einem tollen, gegen jegliche Art der Wahrheit auf Schritt und Tritt verstoßenden Pamphlet, „die schöne Bewahrung der Unparteilichkeit" nachzurühmen (ebendas.).

Bei Gelegenheit des Mysticismus können wir nicht umhin, den albernen Ausfall des Verfassers gegen das Büchlein „Von der Nachfolge Christi" mit-

[1] Vgl. Bd. XXIII. S. 437 ff.

zutheilen. Er hält es nämlich „für eine bezeichnende Erscheinung, daß in neuerer Zeit dieses Buch auch von protestantischer Seite hervorgezogen wird. Es ist dieß eine nothwendige Folge der Richtung, die immer mehr Boden zu gewinnen scheint, und die in ihrer letzten Consequenz nothwendig zum Katholicismus zurückführen muß. Das Buch ‚von der Nachahmung' ist nämlich in der That nichts Anderes, als eine Anweisung zum mönchisch beschaulichen Leben, indem es vor den Fallstricken der Welt warnt, ‚die Thätigkeit des Geistes und des Wissens als eine eitle und gefährliche Verführung' darstellt". So Herr Kurz (III. 722b, Anm.). Die Beweiskraft ist ebenso classisch, als das beigebrachte Citat authentisch ist.

Gleichwie Gutzkow im „Zauberer von Rom", so gewinnt G. Kühne die Sympathien Kurz' in seinen „Klosternovellen". Da ist „der Gegensatz des einfachen, opferungsfähigen, überzeugungsvollen Katholicismus und des jesuitischen Papstthums dargestellt, jenes durch den ehrwürdigen Genfer Bischof Franz von Sales repräsentirt, der auch als Priester Mensch geblieben ist (!), dieses durch den Jesuiten Armand, der jedes menschliche Gefühl mit Füßen tritt, weil er nur für den Orden und dessen herrschsüchtige Zwecke lebt. Die unheilvolle Wirksamkeit des Jesuitismus ist nach allen ihren Seiten auf das Glücklichste dargestellt" 2c. ... „In seinem letzten Roman ‚Die Freimaurer' will Kühne die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften im vorigen Jahrhundert, der Rosenkreuzer und Freimaurer, in ihrem Zusammenhang mit dem Jesuitismus zur Anschauung bringen — aber" — bemerkt ganz naiv der Geschichtschreiber Kurz — „aber es kommt dieß [was dieß? der Zusammenhang — oder die Absicht Kühne's?] zu keiner rechten Klarheit." Freilich, um diesen Zusammenhang klar darzustellen, muß man zu Kurz' Literaturgeschichte gehen!

Es scheint für Kurz ausgemachtes Dogma, daß zum rechten Dichter vor Allem ein gesunder „Haß des Ultramontanismus" gehört. Da ist z. B. Ed. Duller, der „in seinen Romanen und Erzählungen die nämliche freie und kräftige Gesinnung zeigt, wie in seinen epischen und dramatischen Dichtungen, auch seine Darstellung trägt den nämlichen Charakter. Sein Haß des Ultramontanismus tritt schon in ‚Kaiser und Papst' in seiner ganzen Stärke hervor; freilich (!) gab ihm der Stoff, den er darin behandelt, der Kampf des Kaisers Friedrich II. mit Innocentius III., hierzu hinlängliche Veranlassung. Ob sich gleich die Ausführung in das Abenteuerliche verirrt, ob es gleich nicht an phantastischen und schauerlichen Situationen fehlt, so ist dieser Roman doch sein bester. Vorher erschien ‚Loyola', worin er versucht, die Thätigkeit des merkwürdigen Stifters des Jesuitenordens psychologisch zu entwickeln, was ihm jedoch nicht gelingt, weil er zu viele Motive herbeizieht, die sich einander aufheben. Wenn auch Loyola den Gedanken gefaßt haben mag, sich den Papst zu unterwerfen und durch denselben die Welt zu beherrschen, so ist er ihm von Duller offenbar viel zu früh beigelegt worden. Wesentlich verfehlt und selbst der Absicht des Romans zuwider ist es, daß Begebenheiten und Ereignisse berichtet werden, in denen Loyola als wirklicher Wunderthäter erscheint" (IV. 656). Man liest diese Besprechung des

jedenfalls überspannten Duller zu Ende und wischt sich die Augen, ob man denn wirklich zu Anfang auch richtig gelesen, daß Duller „eine freie, kräftige Gesinnung zeigt ... und seine Darstellung den nämlichen Charakter trägt". Freilich heißt es anderswo (IV. 380) über Duller, daß seine Dichtungen nicht ohne poetischen Werth seien, ihr größter aber liege in der tüchtigen Gesinnung, die sich in ihnen ausspreche. Nun, einem Ultramontanen würde das gerade sein Verdienst schmälern, wenn er frei und kräftig für seine Gesinnung einträte; aber wenn man Deutsch-Katholik oder Liberaler ist — ja, Bauer, das ist 'was Anderes. Übrigens möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß in der von ihm benützten Geschichte des „merkwürdigen Stifters des Jesuitenordens" ein Druckfehler sein muß, indem es nicht heißen darf, „sich den Papst zu unterwerfen", sondern laut Ausweis der authentischen Quellen Ignatius immer sagte: „dem Papst". Der Unterschied ist „selbstverständlich" nicht so bedeutend.

Welch eine Freude muß es für Kurz gewesen sein, die „Novellen" von M. Hartmann zu lesen! „Die Empörung, die sich des Dichters bei dem Gedanken an die traurigen, durch den krassesten Ultramontanismus herbeigeführten Zustände seines Vaterlandes bemächtigt, veranlaßte ihn, dessen [des Vaterlandes?] verderblichen Einfluß in einigen Gemälden: ‚Der Zweck heiligt die Mittel', ‚Der Gefangene von Chillon', zu schildern, in denen der Fanatismus, die Herrsch- und Habsucht, sowie die Heuchelei des Pfaffenthums mit glühenden, aber keineswegs unwahren Farben gezeichnet wird" (IV. 808). Herzchen, was willst du noch mehr! Sollen wir's sagen? Bei all diesen „Empörungen" über „pfäffische Greuel" in den Romanen müssen wir unwillkürlich an den sinnreichen Junker aus der Mancha oder an den ehrsamen Schenkwirth denken, die sich höchlichst entrüstet zeigen, wenn man an der allerwahrhaftigsten Wahrheit der Ritterbücher zweifelt.

Wer sich von der weitgehendsten Literaturkenntniß des Herrn Kurz einen vollständigen Begriff machen will, der lese im vierten Bande die ausführliche Behandlung eines Mannes, dessen Name selbst Männern von Fach entgangen sein dürfte, und doch berichtet uns Kurz, dieser Dichter sei „eine der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen", von welchen die Literaturgeschichte zu berichten hat, eigenthümlich und merkwürdig nicht bloß in seinen Schriften, sondern auch im Gange seines Lebens. An den Katarakten des Nils, in dem Schlangenwinkel des Sinai und in der Sennhütte, 1000 Fuß über dem Genfer See, sucht nun Kurz seinen Helden: Albert Friedrich Benno Dulk. Ob es wohl uns allein so ergangen ist — wir hatten nach der ganzen Auseinandersetzung über diese „merkwürdige Erscheinung" den Eindruck, die Behandlung desselben stände eher einem Pathologen als einem Literaten zu. Daß es „Käuze, wie Dulk, geben muß", wollen wir ja gerne zugestehen, meinen aber, es gäbe noch ganz andere „merkwürdige Erscheinungen", die die Ehre einer ausführlichen Darstellung verdienten, als solche Anomalien der Species Dichter. Aber still! Dulk hält, nach „rechtsgiltiger Austrittserklärung" aus der Landeskirche, nun „als Haupt der Familie" seine eigene Andacht und hat nebst Anderem „ein Stück für die Volksbühne in neun Hand-

lungen mit einem Nachspiel" geschrieben, das den Titel führt: „Jesus der Christ". Wir werden uns gewiß hüten, die Blasphemien dieses allen Menschenverstand verhöhnenden Pamphlets aus der Schule der Strauß und Bauer wiederzugeben. Eines jedoch wird unsere Leser interessiren; denn es ist wirklich „eine der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen" und besteht in der Rehabilitation des Judas Ischarioth. „Derselbe ist nämlich zwar der Verräther Jesu, aber sein Verrath hat einen edlen Grund; er hält Jesum für den Messias, der das jüdische Volk von seinen Unterdrückern befreien soll, und er will ihn durch seinen Verrath zwingen, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, den die Zeloten gegen die Römer erregt." Dulk ist wegen dieser Ehrenrettung des „Erzschelmen" ewiger Auszeichnung in den Annalen nicht bloß der Deutschen — nein, der Weltliteratur durchaus würdig. Wir empfehlen ihn dem Herrn Scherr.

Kurz hat doch schließlich e i n e reine Quelle haltbaren und empfehlenswerthen Christenthums entdeckt. Höre und staune, christlicher Leser! Kurz schickt dich in den Katechismus des J u d e n Auerbach. Man hat diesem Dichter freilich oft und mit Recht vorgeworfen, „daß er sich angemaßt habe, christliche Sitte und christliches Leben zu schildern". „Wer aber," so ergreift Herr Kurz entrüstet den rhetorischen Frageton, „wer hat das christliche Gefühl lebendiger darzustellen verstanden, als Auerbach?" Da möchte man doch auch mit „den Nordstetter Bauern", von denen Kurz erzählt, „anderer Meinung sein" und sagen: „Alles verst..... und verlogen".

Stößt Kurz auf eine katholische Erscheinung, bei welcher es gar zu absurd wäre, das Verdienst derselben läugnen zu wollen, so bleibt der C h a r a k t e r wenigstens zu bemängeln. Da ist z. B. Hurter, der Historiker und — Convertit. „Die Geschichte der deutschen Literatur hat [nach Kurz] leider manche Schriftsteller zu verzeichnen, in welchen Talent und Charakter in grellem Widerspruch standen, in denen das erste rühmend anerkannt werden, das andere Mißbilligung erregen muß. Zu diesen betrübenden Erscheinungen gehört auch der Geschichtschreiber F. v. Hurter." Um eine so schwere Anklage zu beweisen, bringt Kurz dann Dinge vor, die Hurter selbst widerlegt hat; aber natürlich, Kurz muß ja besser wissen, als Hurter, w a n n dieser zur katholischen Kirche übertrat u. s. w.

Übrigens mögen auch die Protestanten, besonders die Orthodoxen und Conservativen, es sich nur gesagt sein lassen, daß es ihnen bei Kurz um keine Linie besser ergeht, als den Ultramontanen, Jesuiten ꝛc. Man suche z. B. nur einmal bei dem Fabeldichter Fröhlich nach, mit welch lieblichen Proben da ihresgleichen bedacht werden. Da sind unter den zehn Proben wenigstens vier gegen die Dummheit, den Stolz und die Heuchelei der Pfaffen gerichtet. Ob diese Proben Muster von Poesie oder Sprache seien, kommt nicht in Betracht. So scheint uns doch wirklich das folgende „Frömmler" einzig wegen seiner Spitze gegen die Kirchlichen hier zu stehen, da es in jeder anderen Hinsicht tief unter dem Mittelmaß bleibt:

„Irrwische hielten ihr nächtliches Stündchen
Auf der Heide, und ohne ein Sündchen

Tanzten sie betend wohl auf und ab,
Priesen auch, daß in so finstern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Richtigen Pfad die Welt zu leiten.
Aber die Sterne sangen herab:
‚Wer verirrt in entdunkelten (?) Thalen,
Aufschaut zu den himmlischen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh',
Diesen führen wir aus den Qualen
Einem erfrischenden Morgen zu!
Aber in Nacht bleibt Jeder versunken,
Welcher gefolgt, wo jene (?) gewunken!'"

Die „entdunkelten" Thale müssen wohl sehr nächtlich sein! — Ob die Sterne wohl Hände hatten, daß sie bei dem bezeichnenden „jene" auf die längst vergessenen Irrwische gedeutet oder dorthin „gewunken" haben? Der sonst so puristische Kurz scheint diese Dinge übersehen zu dürfen, wenn nur die Gesinnung „echt" ist.

Ja, diese Gesinnung! Wenn irgend Jemand mit noch so unbedeutendem Talent gegen Pfaffen, Orthodoxe, Mysticismus oder gar Jesuitismus &c. loszieht, so kann er bei Kurz auf einen Unsterblichkeitsbond Anspruch erheben; aber seltsam, die talentvollsten Leute sinken gleich zu Idioten herab, sobald sie nur ihrer religiösen Überzeugung zu Gunsten der von Kurz perhorrescirten Gegenstände Ausdruck geben Da muß vor Allem Seb. Brunner einem wahren Strudel von Vorwürfen Stand halten: „S. Brunner hat ohne Zweifel ein nicht unbedeutendes Talent; er hat eine reiche Quelle von Witz und Humor, und er hätte für unsere Tage das werden können, was Abraham a Santa Clara für die seinigen war. Wir wollen nicht an ihm tadeln, daß sein Witz voll Gift und Galle ist; denn wenn auch künstlerische Höhe damit unvereinbar ist, weil die Persönlichkeit zu stark hervortritt (?), so kann doch auch trotzdem eine gewisse Größe der Wirkung erreicht werden; dagegen muß die Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit, in der er sich beinahe ausschließlich bewegt, jeden Unbefangenen mit Widerwillen, ja sogar oft mit Ekel erfüllen. ..." Da ist besonders „Die Welt ein Epos" „eine fanatisch-geistlose Verlästerung der Philosophie" ... In „Woher, wohin?" „verlästert Brunner mit einer an Unsinn grenzenden Wuth Göthe und Schiller, und zwar vorzüglich deßhalb, weil sie Protestanten waren". „Überall blickt der Pfaff durch." „Übrigens hat sich Brunner erst nach und nach in diese Gemeinheit hineingewüthet; sein früherer Roman ... läßt zwar den Charakter, den er später bis zur Abscheulichkeit entwickelte, schon durchblicken, bewegt sich aber noch in einer gewissen Mäßigung &c." Ob das wohl ein reicher Kranz von Liebenswürdigkeiten ist? Und doch haben wir das Epitheton ornans „gemein" nicht so oft copirt, als es bei Kurz an dieser Stelle zu lesen ist. Muß der witzige Brunner bei Lesung dieser Auslassungen gelacht und gedacht haben:

„Du rasest, Freund?
So war mein Tränklein also gut gemischt!"

Und doch scheint Kurz im Allgemeinen nicht so üble Ideen über Tendenz in der Kunst zu haben. „Wenn der Dichter dem Stoffe, den er gewählt, eine höhere Bedeutung zu geben, ihn in das Gebiet des allgemein Menschlichen zu erheben weiß, wenn er für die Ideen und Anschauungen, die er vorträgt, von wirklicher Begeisterung erfüllt ist, die freilich ebenso weit von dunkler Schwärmerei als von finsterem Fanatismus entfernt sein muß: dann kann ihm die Befugniß nicht abgesprochen werden, einen solchen Stoff zu wählen &c." Da man aber weiß, was bei Kurz „finsterer Fanatismus" ist, so ergibt sich leicht, wer Tendenzdichtungen schaffen darf — und wer nicht. Dieser Unterschied zieht sich durch alle Beurtheilungen Kurz' hindurch. So das classische Sprüchlein über den „Literarischen Handweiser": „wo dieser nicht in römisch-päpstlichen Anschauungen befangen ist, zeichnet er sich durch Feinheit der Bemerkungen und geschmackvolle Beurtheilungen, sowie durch Unparteilichkeit aus". Das heißt doch mit nackten Worten, „dem in römisch-päpstlichen Anschauungen Befangenen", d. h. jedem überzeugungstreuen Katholiken, Feinheit, Geschmack und Unparteilichkeit abläugnen. Trotzdem haben die „Historisch-politischen Blätter", das „bedeutendste Organ des Ultramontanismus in Deutschland", doch noch „Talent und Gewandtheit", aber auch „einen Fanatismus", der sich gegen Protestanten und Katholiken kehrt.

Wir lebten bisher der bescheidenen Ansicht, daß der Verfasser einer so bedeutenden Literaturgeschichte, d. h. einer so ausführlichen Geschichte der Geistesentwicklung einer Nation, wenigstens in Philosophie und Theologie klare Ideen und feste Grundsätze — kurz das haben müßte, was man einen Standpunkt nennt, von dem aus er die einzelnen Erscheinungen und ihre Aufeinanderfolge betrachtet. Wir haben aber, um von Philosophie gar nicht zu reden, selbst für Religion keine einzige entscheidende Idee finden können, welche uns über die innerste Überzeugung des Verfassers aufklärte. Bald scheint ihm ganz leidlich sympathisch ein vom ultramontanen Fanatismus freier Katholicismus à la Wessenberg. Die Orthodoxen sind ihm wie leibhaftige Jesuiten verhaßt; die Pietisten erst recht als Heuchler und Mucker; die krassen Rationalisten gehen ihm auch nicht; Atheist will er nicht sein; ob er Deist, Pantheist oder Theist sei, wird keineswegs klar. Aber richtig, am Schlusse des vierten Bandes finden wir ein indirectes Glaubensbekenntniß bei der Besprechung eines Mannes, den Kurz mit Freuden einem Juristen (F. J. Stahl) entgegenstellt, welcher sein Talent gebrauchte, um für politische und geistige Knechtschaft zu wirken, welcher, jeden Fortschritt der Gegenwart mit Haß verfolgend, der starrsten Orthodoxie huldigte und den Protestantismus, wenn auch nicht offen, doch deutlich genug in die Fesseln des Autoritätsglaubens schlagen wollte. Dieser Mann, welcher allein würdig befunden ward, die geistliche Beredsamkeit der neuesten Zeit in dieser Ruhmeshalle zu vertreten, dieser Theologe, dem zu begegnen eine Freude ist, „der das reine, von finsteren Dogmen gereinigte Christenthum verkündete", heißt mit Namen: Karl Heinrich Wilhelm Schwarz. Das ist der Mann und Evangelist des Herrn Kurz, wie es scheint. Was der Evangelist und der Gläubige aber für Ungeheuerlichkeiten begehen, ist nicht zu sagen. Wir copiren. Kurz rühmt an Schwarz, daß „er den Standpunkt der freien

Forschung dem Autoritätsglauben und manchen (?) harten, in der That unchristlichen Dogmen gegenüber mit muthiger Offenheit durchführt. Man hat ihn öfters mit den früheren Rationalisten zusammenstellen wollen; aber wenn er auch, wie jene, die Vernunft nicht unter den starren Glauben will gefangen geben, so unterscheidet er sich doch darin wesentlich (!) von ihnen, daß er die religiöse Erbauung nicht auf eine trockene Moral zurückführt und durch die Predigt nicht bloß einseitig auf den Verstand, sondern vorzugsweise auf das Gemüth zu wirken sucht [also die rationalistische Pille in Kamillentheewasser löst]. Im geistvollen [— „wie könnt' es auch anders sein" —] Vorwort zeigt er unwiderleglich [dießmal ist Herr Kurz selbst überzeugt], wie gerade die ‚innerlich unwahre, verstand- und geschmacklose Reaction der letzten dreißig Jahre' den Mangel an kirchlichem Sinn herbeigeführt, über den er sich so bitter beklagt; er weist nach, daß die neuere Kirchlichkeit ‚alle Tiefen des Seelenlebens zu ergründen und den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung' zu befriedigen nicht vermöge, daß das ewige Herbeiziehen von Wundern wohl die Phantasie reizen, aber weder auf den Verstand noch auf das Gemüth nachhaltigen Eindruck üben könne" &c. So geht's weiter; wir geben nur noch den Ausfall gegen dogmatische Predigten, die „unpraktisch, weil innerlich unwahr, sind, lieblos, unduldsam und dem geistigen Leben der Gegenwart entfremdet, stehen überhaupt auf der Stufe — — der Jesuitenmissionen". Was bei all der Salbaderei und dem Unterscheiden zwischen Rationalist und Rationalist herauskommt; welches die „manchen" Dogmen sind, welche verworfen werden; was überhaupt bei diesem „reinen und gereinigten Christenthum" noch vom Christenthum bleibt — das wissen wir nicht. Aber beim Lesen dieser Albernheiten, dieser unsäglichen Begriffsverwirrungen und Sünden gegen die Logik ergreift uns ein unaussprechliches Mitleid mit den armen, armen Seelen, die sich mit solcher Kost auf dem harten Lebenswege in die weite Ewigkeit stärken, die solchen Wegweisern und Führern anheimgefallen sind.

W. K.

# Zur Arbeiterfrage.

---

Das sogenannte Haider social-politische Programm hat hüben und drüben Staub aufgewirbelt. Mehrere katholische Blätter erklärten ihre Zustimmung zu den dort formulirten Thesen nur unter großer Reserve oder bezeichneten auch mehrere Punkte, welche ihnen ein Gegenstand positiver Mißbilligung waren. Im Lager der akatholischen Blätter sind Freudenstimmen laut geworden wegen der „verschiedenen Strömungen im clericalen Lager, namentlich auf dem Gebiete der socialen Frage"; man sprach von einem „Feindschaftsgrade, der sonst nur bei Sectenbewegungen vorkomme".

Wir bedauern es, daß die Beschlüsse der Haider Versammlung sich als ein fertiges Programm behandelt sehen. Unseres Bedünkens hätte man sie als einen bloßen Versuch ansehen sollen, welcher einige brennende Fragen der gegenwärtigen socialen Verhältnisse zusammenfassen und für deren Lösung Winke geben wollte, ohne eine Ergänzung, beziehungsweise Verbesserung auszuschließen. In dieser Auffassung hat uns denn auch die bald erschienene „Erklärung" Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Löwenstein bestärkt.

Auf uns hat die erste Lesung der Beschlüsse den Eindruck gemacht, als ob mit absichtlicher Umgehung verschiedenartiger Ansichten nur im Allgemeinen einige Ziele angegeben seien, auf welche hingesteuert werden solle, um die materielle Noth des Arbeiter- und Handwerkerstandes zu heben; darum sei auch die Mitwirkung von Kirche und Staat zwar berührt, aber weder für den einen, noch für den andern Factor eine scharfe Grenzlinie gezeichnet, welche die Sphäre der Wirksamkeit beider näher angäbe. — Insofern die Mitwirkung beider, der Kirche sowohl, wie des Staates, als nothwendig hingestellt wird, muß jeder christliche Socialpolitiker zufriedengestellt sein. Daß die Aufgabe der Kirche in weniger ausgeprägter Weise zur Sprache kam, kann Jemandem als Mangel erscheinen, findet aber nach jener Erklärung darin seinen Entschuldigungsgrund,

daß es als etwas Selbstverständliches einer besonderen Betonung nicht bedurft habe. Der im Programm in wenigen Worten niedergelegte Keim erfordert eine weitere Entfaltung und Entwickelung auch nach der theoretischen Seite hin, sobald es gilt, die vorgeschlagenen Reformpläne praktisch zu verwirklichen.

Daß eine solche Entwickelung der keimartig niedergelegten Ideen zu Gunsten einer staatssocialistisch angehauchten Theorie, vielleicht auch mit indirecter Beeinträchtigung der kirchlichen Theilnahme erfolgen könnte, daß bei der nichts weniger als einmüthigen Richtung in Auffassung der socialen Fragen selbst eine solche Gefahr nicht ausgeschlossen sei, durfte man sich freilich nicht verhehlen. Uns hätte es am meisten zugesagt, wenn eine friedliche und freundschaftliche Erörterung die Meinungsverschiedenheiten ausgetragen und jene Gefahren beseitigt hätte. Gerade jene Gefahren haben unterdessen mehr Grund und Boden gewonnen: hervorragende Theilnehmer an der Haider Versammlung haben sich in der Weise geäußert, daß der unbestimmt gehaltene Ausdruck in den fraglichen Thesen den bestimmteren Sinn einer Partei gewinnt. Die Art und Weise der Discussion hat schon die Gestalt einer förmlichen Polemik angenommen.

Um den einen oder andern Punkt hervorzuheben, so ist in dem Programm der Handwerkerfrage von „Staatshilfe" die Rede. Dieses Wort ist berechtigt, wenn sein beabsichtigter Inhalt auf die bloße gesetzgebende Thätigkeit des Staates beschränkt und der damit zusammenhängende Rechtsschutz für corporative Verbindungen unter deren freier Selbstverwaltung beansprucht wird; solche Hilfe muß der Staat jedenfalls leisten, wenn dem Handwerkerstande irgendwie eine bessere Stellung im socialen Leben wiedererobert werden soll. Der Sinn der Staatshilfe kann sich aber auch steigern bis zu einer ganz andern Art von Beistand, bis zur Oberaufsicht und Bevormundung, durch welche schließlich alle Zweige des bürgerlichen Lebens der Leitung des Staates direct unterstellt werden. Das wäre nach unserer Überzeugung ein gefährlicher Auswuchs von Staatshilfe. Wer für dieselbe begeistert ist, der hat weder die Aufgabe des Staates sich wissenschaftlich klar gemacht, noch die hochwichtige praktische Frage sich beantwortet, ob denn ein wahrhaft christlicher Staat so nahe in Sicht sei, daß man auf ihn mehr als die absolut nothwendige Sorge für die gesellschaftlichen Güter ohne Gefahr abwälzen dürfe.

Doch auf diese Frage wollen wir, für dießmal wenigstens, nicht näher eingehen. Ein anderer Punkt ist in der speciellen Arbeiterfrage

und deren Lösung bezüglich des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zum Schwerpunkt geworden. Die Haider Beschlüsse berühren ihn mit folgenden Worten: „Dem Verlangen, daß der Arbeitsvertrag mit dem Rechte der christlichen Gesellschaft übereinstimmen sollte, wurde oft damit Ausdruck gegeben, daß man ihn einen Gesellschaftsvertrag nannte. Nachdem die Jurisprudenz dieses Wort in einem durchaus andern Sinne gebraucht, so empfiehlt es sich zur Vermeidung von Mißverständnissen, dasselbe auf den eigentlichen Arbeitsvertrag nicht anzuwenden. Hingegen erscheint es in hohem Grade wünschenswerth, ja nothwendig, daß eine Fortbildung des Rechtes im christlichen Geiste der Erkenntniß Bahn breche, es sei der Arbeitsvertrag gesetzlich, und zwar in der Weise zu regeln, daß der Willkür der Contrahenten durch Aufstellung allgemeiner, dem Verhältniß der Arbeiter zur christlichen Gesellschaft entsprechender Grundsätze engere Grenzen gezogen werden.“

Weil die Gesellschaftstheorie, wie verlautet ist, auch bei Theilnehmern der Verhandlungen Widerspruch fand, so hätte die Vermuthung naheliegen können, als ob man mit dem Worte „Gesellschaftsvertrag“ auch dessen Inhalt habe fallen lassen wollen: denn wenn man das Wesen will, so braucht man sich auch nicht vor dem Worte zu scheuen. Ob dieß der wirklich gehegten Absicht entspreche, ist uns jedoch nachträglich zweifelhaft geworden. Freiherr von Vogelsang, dem die Aufgabe wurde, die „Beschlüsse“ in der „Österreichischen Monatsschrift“ zu veröffentlichen und mit den erforderlichen Erörterungen zu versehen, erläutert im siebenten Heft genannter Monatsschrift — freilich als „seine subjective Abspiegelung der Debatten“ — den Inhalt jener These dahin, daß das christliche Sittengesetz dazu treibe, „das jetzige rechtlose Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu einem wahrhaften Gesellschaftsverhältnisse“ zu entwickeln. Auch die neueste Schrift des hochwürdigen P. Alb. M. Weiß O. P., eines Hauptmitgliedes der Versammlung, zeigt, daß es ihm wenigstens darum zu thun war, bei Streichung des Wortes die Sache selbst zu retten. Dennoch ist nach unserm Dafürhalten der Lösung der Arbeiterfrage und der Lohnfrage durch jene Theorie keineswegs ein Dienst geleistet. Wir halten dieselbe eben für einen in sich falschen Weg; vom geraden und wahren Wege kann man aber in keiner Frage ungestraft abweichen. Mag auch jene Theorie einen noch so bestechenden Schein haben, als trete man damit zu Gunsten der bedrückten Arbeiter für deren gutes Recht ein: das Streben nach Barmherzigkeit und milder Nächstenliebe darf nie die Wahrheit über-

wältigen. Jene edle Absicht ehren wir; das Streben nach allseitigem Wohl und dessen möglichster Förderung theilen wir voll und ganz; aber verwirklicht darf es nur werden innerhalb der Grenzen der Wahrheit und des Rechts.

Für dießmal begnügen wir uns mit der kurzen Beantwortung folgender drei Fragen: 1. Ist die Aufbesserung der Lage der Arbeiter nur durch die Gesellschaftstheorie möglich? 2. Ist der Gesellschaftscontract die einzig rechtliche Form des Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitgebern? 3. Ist die Gesellschaftsform für das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern praktisch durchführbar?

## I.

Daß die zuerst gestellte Frage verneint werden müsse, scheint zu einleuchtend zu sein, als daß es eines nähern Beweises bedürfte. Wir wollen zunächst nur die Lohnhöhe in's Auge fassen. Wird diese nur in Wirklichkeit gesteigert, so ist nach dieser Seite hin dem Arbeiter geholfen. Auf welch theoretischen Grund hin diese Steigerung geschehen mag, ist betreffs des Erfolges ihm gleichgiltig. Die Gesellschaftstheorie erheischt eine Quotentheilung des Gewinnes für den Arbeiter. Ohne diese fällt sie, obgleich sie aus der Quotentheilung noch nicht mit Nothwendigkeit folgt. Natürlich muß der Arbeitgeber, falls die Verkaufspreise der gefertigten Waaren dieselben bleiben, ein Mehr von seinem Gewinn an den Arbeiter abgeben, wenn dessen Lohn höher werden soll; aber ohne daß eine bestimmte Rate des steigenden und fallenden Gewinnes oder ein bestimmter Quotentheil des Durchschnittsgewinnes berechnet wird, kann doch ein Mehrbetrag auf die Arbeiter übertragen werden.

Oder sollte es etwa bezüglich der Arbeitgeber nur durch die Gesellschaftstheorie factisch oder rechtlich möglich werden, diese zu einer höhern Löhnung zu bestimmen? Was die rechtliche Seite angeht, so soll dieselbe nachher ihre weitere Erledigung finden. Hier nur so viel, daß es keineswegs das Recht des Staates überschreitet, zum Schutze der Arbeiter gegen ungerechte Ausbeutung dahin zu wirken, daß sowohl die Arbeitszeit normirt, als auch der Lohnsatz, sei es auch durch die jeweiligen Behörden, geregelt werde; das läßt sich aber sehr wohl einführen, ohne daß die Quotentheilung zur Grundlage der Regelung gemacht wird. Hat ja Jahrhunderte lang der Staat, oder vielmehr die Gemeinde, den gesetzlichen Preis für eine Reihe von Waaren bestimmt, so ist nicht abzusehen, daß der menschlichen Arbeit nicht auch, wenn nöthig, durch gesetzliche

Werthmessung der angemessene Preis gesichert werden dürfte. Daß bei solcher festen Bestimmung auch der Geschäftsgewinn ein Mitfactor sein kann, braucht ebenfalls nicht verneint zu werden. Wenn unter normalen Verhältnissen durch Concurrenz der Preis oder Lohn geregelt wird, so ist durchgängig auch der Geschäftsgewinn, d. h. der durch Verkauf der gefertigten Waare gelöste Preis, ein Mitfactor, welcher auf die Bestimmung des Arbeitslohnes einwirkt; doch darum handelt es sich ja nicht. Die Frage ist, ob dieser Geschäftsgewinn der einzige oder der zuletzt und unmittelbar bestimmende Factor sein muß. Darüber haben wir weiter unten Mehreres zu sagen.

Factisch dürften sich auch ohne directes Eingreifen von Seiten des Staates — und dieses dann um so besser — die Arbeitgeber zur Erhöhung der Arbeitslöhne und Besserung der Lage der Arbeiter bestimmen lassen, ohne sich von der Richtigkeit der Gesellschaftstheorie überzeugt zu haben. Christliches Billigkeitsgefühl und christlich harmonisches Zusammenwirken von Arbeitern und Arbeitgebern sollte aus sich selber so viel vermögen, daß alles Rechtlose und Gerechtigkeitswidrige verschwinde und eine beiderseitig befriedigende Lage geschaffen werde.

In dieser Überzeugung können uns auch die Erörterungen Dr. Ratzingers nicht irre machen. In seiner Schrift: „Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen," welche manches sehr Werthvolle enthält, sagt er S. 399: „So lange das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter durch den Markt, durch Angebot und Nachfrage, bestimmt wird, stehen sich beide feindselig gegenüber. Jeder will möglichsten Profit, der Eine durch Gewährung möglichst niedrigen, der Andere durch Erlangung möglichst hohen Lohnes, erkämpfen. Kein gemeinsames Interesse verbindet sie, ihre Interessen widerstreiten sich vielmehr, und damit ist der Klassengegensatz, die sogen. ‚sociale Frage', zu einer Institution der heutigen kapitalistischen Production erhoben. Ganz anders würde das Verhältniß sich gestalten, falls Arbeitgeber und Arbeiter durch gemeinsames Interesse näher gebracht würden, dadurch, daß dem Arbeiter nicht bloß Lohn, sondern auch Geschäftsgewinnantheil zugesichert und letzterer auf diese Weise in's Interesse gezogen würde. Der Gewinnantheil würde den Arbeiter nicht bloß materiell, sondern auch moralisch heben, würde das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, den Geist der Sparsamkeit und Sorgfalt in ihm hervorrufen und das gemeinsame solidarische Interesse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum Bewußtsein bringen. Wenn der Arbeiter nicht bloß mehr, aus bitterer Noth gezwungen, für fremden

Profit arbeitet, sondern sein eigenes Interesse sieht, wird er viel intensiver thätig sein, wird er Maschinen und Werkzeuge viel sorgsamer behandeln, mit dem Materiale viel sparsamer umgehen. Mit dem Antheil am Reingewinn wäre der erste Schritt gethan, ... um den Arbeiter zum Miteigenthümer zu erheben ... Jetzt erst gelangen die Arbeiter zu dem Verständnisse dessen, worin die intellectuelle und noch mehr die moralische Thätigkeit besteht, welche den Unternehmer macht. Vorher waren Arbeiterseele und Unternehmungsseele zwei einander ungleichartige und feindliche Welten. Jetzt ist der Bann gebrochen; zwei einander gleichsam feindliche Rassen beginnen einander verständlich zu werden."

Sehr recht, daß auf diese Weise der Stand der Arbeiter in die Höhe gebracht werde. Daß manche Arbeiter alsdann auch mit mehr Sorgfalt zu Werke gehen würden, ist ebenfalls zweifellos. Allein um ein möglichst hohes Hinaufheben der arbeitenden Klasse handelt es sich eben nicht; die Frage lautet nur auf eine befriedigende, menschenwürdige Aufbesserung dieses Standes. Diese kann anders erzielt werden. Das angezogene Citat faßt nur den menschlichen Egoismus sowohl bei den Arbeitgebern als bei den Arbeitern in's Auge. Allein wenn dieser nicht in beiden Gesellschaftsklassen bezähmt und eingeschränkt wird, so werden nie leidliche Zustände erreicht. Hier liegt eine bedeutsame Arbeit für die Kirche vor. Ein noch weit wirksameres Mittel als die Miteigenthümerschaft am Geschäfte würde, wie schon berührt ist, in der Ausprägung und Ausgestaltung des christlichen Geistes bei den Arbeitern sowohl wie bei den Arbeitgebern liegen. Dieser würde vollauf genügen, um ein „feindseliges Gegenüberstehen" der beiden Klassen zu zerstören. Was durch den Markt, durch Angebot und Nachfrage, an feindseligem Gegenüberstehen nothwendigerweise geschaffen wird, kann nicht so schlimm sein; sonst müßte die ganze Welt beständig in Feindschaft sich entzweien, weil der meiste Waarenpreis durch den Markt und durch Concurrenz gebildet wird. Eine theilweise Kreuzung der Sonderinteressen ist einmal unvermeidlich auf dieser Welt; daß dieselbe nicht zur Feindschaft auswachse, dafür muß die Lebendigerhaltung des sittlichen und religiösen Bewußtseins Sorge tragen. Pflege der Gerechtigkeit und Übung der christlichen Liebe heilt und vermindert die Noth, welche nie ganz von unserer Erde verschwinden wird.

Selbst in bescheidener Stellung wird dennoch auch für das materielle Wohl des arbeitenden Standes besser gesorgt sein, wenn derselbe sich von der Hand der Kirche leiten und zur Übung der Tugend nach dem

Beispiele des Heilandes heranziehen läßt, als wenn ohne diesen wahren christlichen Geist der Demuth und Entsagung mit größerem materiellen Wohlstande auch größere Genußsucht und gesteigerte Unzufriedenheit in das Herz Einzug halten. Man möge uns nicht mißverstehen. Wir verneinen nicht die dringliche Nothwendigkeit materieller Besserstellung der Arbeiter, sowie auch Dr. Ratzinger nicht die Nothwendigkeit der religiösen Pflege und der Beherrschung aller menschlichen Verhältnisse durch wahren christlichen und kirchlichen Sinn verneint. Wir können nur nicht zugestehen, daß die Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu einem Gesellschaftsverhältnisse eine nothwendige Bedingung sei.

In der „Österr. Monatsschrift" a. a. O. werden in extenso die Vorschläge des Grafen Breda zur Lösung der Arbeiterfrage mitgetheilt. Förmliche Mißbilligung von Seiten des Freiherrn von Vogelsang finden wir nicht ausgedrückt. Daß sie nicht mit Erfolg durchgeführt werden könnten, wenigstens im Großen und Ganzen, hieße an der Belebung christlichen Geistes bei Arbeitgebern und Arbeitern völlig verzweifeln; in dem Falle wäre aber auch jedes Reformproject überflüssig. Diese Vorschläge gehen von einem durchaus anderen Princip aus, als das des Zwangsgesellschafts-Verhältnisses. Sie beruhen auf dem System der sogen. Patronage, wollen aber damit den Arbeiter durchaus nicht der Laune der Arbeitgeber ausgeliefert wissen; nein, durch contractlich geregelte Arbeitszeit und Lohnhöhe, durch corporative Verkettung der Arbeiter an den Fabrikherrn soll ihnen eine ausreichende und gesicherte Existenz mit Beseitigung willkürlicher Entlassung zu Theil werden. Das Stück gesellschaftlichen Vertrages, welches bei diesen Vorschlägen in einem den Unternehmern und Arbeitern gemeinsamen Corporativvermögen liegt, das für gemeinsame Zwecke Verwendung finden soll, nimmt eine untergeordnete Stellung ein und ändert keineswegs radical das immer bestandene Unterthänigkeits- und Dienstverhältniß der Arbeiter. Zudem unterscheidet sich diese Einrichtung wesentlich darin von der andern Theorie, daß sie aus freiwilliger Vereinbarung selbständig geschaffen werden und dann durch nachträgliche Anerkennung seitens des Staates festeren Halt erhalten soll. — Es liegt uns ferne, über die einzelnen Punkte solcher Vorschläge in eine Discussion einzugehen; allein diese Richtung bei Lösung der Arbeiterfrage wäre uns jedenfalls sympathischer, als die Zwangsgesellschafts-Theorie, welche sich ergibt, wenn für das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern bloß der Gesellschaftsvertrag den

Forderungen des christlichen Gesetzes und der Gerechtigkeit entsprechen würde. Allein wir halten dafür, daß eine Erzwingung eines solchen Verhältnisses sowohl der geschichtlichen Entwickelung, als auch dem Begriffe der Gerechtigkeit zuwiderlaufen würde.

## II.

Hiermit berühren wir den eigentlichen Kernpunkt der ganzen Frage. Fordert es der Begriff des Arbeitervertrages, daß er ein Gesellschaftsvertrag sei? P. A. M. Weiß sagt in seinem neuesten Schriftchen: „Die Gesetze für Berechnung von Kapitalzins und Arbeitslohn“ (§ 2 S. 6) über diese Frage Folgendes: „Das Verhältniß von Arbeit und Kapital in jedem Kapitalgeschäfte ist, wie wir das bereits festgestellt haben, in seinem Grunde wenigstens, das der Gesellschaft.“ Wir ehren den regen Eifer und die unablässige Bemühung, mit welcher der hochwürdige Verfasser der Hebung der armen Klasse seine Kräfte widmet. Es ist ein edler Geist, aus dem Herzen des Erlösers geschöpft, welcher mit Vorliebe die Armen und Bedrückten zum Gegenstande seiner Pflege macht. Dennoch müssen wir die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges in Frage stellen. Wir bedauern, daß der hochwürdige Verfasser für dasjenige, was er „bereits festgestellt“ habe, uns auf „die noch nicht gedruckte Abhandlung im vierten Bande seiner Apologie des Christenthums“ verweist. Damit ist uns die Möglichkeit, auf seine Beweismomente einzugehen, abgeschnitten. In der eben citirten Broschüre bildet denn diese Theorie die nicht mehr beweisbedürftige Grundlage. Alle Citate aus den Theologen und Juristen der Vorzeit, mit welchen die Richtigkeit der Resultate beleuchtet werden soll, sprechen eben von den Normen der Gerechtigkeit, welche im wirklichen Gesellschaftsvertrage eingehalten werden müssen; sie sind also wohl angebracht in der Voraussetzung des Verfassers, dagegen werthlos für den, welcher die Richtigkeit jener Voraussetzung bestreitet [1].

---

[1] Vollends unverständlich ist es uns, wie Freiherr v. Vogelsang (Österreichische Monatsschrift, Heft 8 S. 419) auf den hl. Thomas (II. II. q. 78. a. 2. ad 5) verweisen kann, um eben diese Ansicht zu begründen, als sei der Lohnvertrag eine Unterart des allgemeinen Gattungsbegriffes Gesellschaftsvertrag. Der heilige Lehrer spricht a. a. O. von einem Gesellschaftsvertrag, durch den ein reicher Geldbesitzer sich mit einem unternehmenden Kaufmann oder Künstler associiren könne, aber vom Lohnvertrag mit keiner Sylbe — es sei denn, daß man einen solchen Kaufmann oder Künstler sofort zum Lohndiener machen und die gerade zu beweisende Identität von Lohnvertrag und Gesellschaftsvertrag schon als bewiesen voraussetzen dürfte!

Die Auffindung eines innern Grundes für die Behauptung, daß die Verbindung von Kapital und Arbeit, und folglich die Verbindung von Arbeiter und Arbeitgeber, wesentlich den Charakter des Gesellschaftsvertrages habe, ist nur denkbar durch den Hinblick auf die wechselseitige Abhängigkeit: das Kapital bedarf, um Frucht und Gewinn zu erzeugen, der Arbeit ebenso sehr, wie die Arbeit des Kapitals; mithin liegt im Wesen beider Factoren ebenso wenig eine Unterordnung der Arbeit unter das Kapital, als eine Unterordnung des Kapitals unter die Arbeit begründet; wenn aber weder nach der einen noch nach der andern Seite eine Unterordnung vorliegt, so resultirt eben das Verhältniß der Nebenordnung oder der Gesellschaft.

Ob je ein wesentlich anderer Grund und ein anderer Beweis für die Nothwendigkeit des Gesellschaftsvertrages vorgebracht worden ist, weiß ich nicht; glaube es aber kaum. Und doch, jener Beweis beruht auf einem Trugschluß. Von Natur aus sind Kapital und Arbeit auf wechselseitige Verbindung und Hilfe angewiesen: das ist richtig. Für den Fall nun, wo Kapital und Arbeitskraft nicht in denselben Händen ruhen, liegt eine thatsächliche Verbindung noch nicht vor; diese muß durch den freien Willen beider Contrahenten geschaffen werden. Die Natur der Dinge hat weder Kapital noch Arbeit in eine untergeordnete Stellung gedrängt; deßhalb ist es nicht gegen die Natur der Dinge, wenn Kapital und Arbeit, oder sagen wir Kapitalist und Arbeiter, sich als gleichstehende Factoren zu einem Gesellschaftsvertrage vereinigen: auch das ist ganz richtig. Schließlich ist auch jenes eine richtige Folgerung: sowie Niemand berechtigt ist, fremdes Kapital ohne Einwilligung des Besitzers sich ohne Weiteres anzueignen oder dienstbar zu machen; ebenso wenig und noch weniger ist irgend Jemand berechtigt, fremde freie Arbeitskraft ohne Zustimmung des Arbeiters selbst sich dienstbar zu machen. Aber unrichtig wird's, wenn man behauptet, weder der freie Wille beider Contrahenten könnte und dürfte eine andere Verbindungsform von Kapital und Arbeit herbeiführen, noch könnten jemals die äußern Umstände sich derartig gestalten, daß von selbst entweder Kapital oder Arbeit der herrschende, der andere der dienende Factor würde. Eine gerechte Schuldforderung kann mich z. B. berechtigen, auf das Kapital des Schuldners, selbst gegen dessen Willen, die Hand zu legen und es zu meinem Dienste und Nutzen zu verwerthen; ebenso ist es nicht undenkbar, daß eine eingegangene Schuld den Schuldner verpflichte, seine Arbeitskraft dem Gläubiger dienstbar zu machen, oder daß er selbst gegen

seinen Willen dazu gezwungen werde. Das Verhältniß der Gesellschaftsverbindung als des wesentlichen und allein der Gerechtigkeit entsprechenden ist damit durchbrochen.

Das mosaische Gesetz legt dem jüdischen Volk eine menschliche und liebevolle Behandlung der unfreien Knechte und Mägde an's Herz; es schreibt nach einer gewissen Reihe von Jahren deren Freilassung unter Dazugabe eines anständigen Lohnes vor: aber an eine sociale Gleichstellung der Herren und Knechte während der Dauer der Knechtschaft denkt es nicht. Daß damit ein gewaltsamer Eingriff in das natürliche Sittengesetz geschehen sei, ist mit der Göttlichkeit des A. B. nicht vereinbar. Daß Gott vermöge seines absoluten Herrscherrechtes über alle Menschen hier zu Gunsten der besitzenden Klasse unter den Juden ein Ausnahmegesetz gemacht habe, entbehrt doch auch wohl jeden Grundes. Auch das evangelische Gesetz hat bezüglich des Wesens des Dienstverhältnisses kein Correctiv angebracht.

Wir sagten eben, äußere Verhältnisse oder freie Vereinbarung könnten das von Natur aus noch nicht fixirte Abhängigkeitsverhältniß zwischen Kapital und Arbeit oder zwischen Arbeitern und Besitzern nach der einen oder nach der andern Seite hin ausbilden. Sehr häufig werden beide Factoren zusammenwirken. Äußere Verhältnisse können den Anstoß geben und selbst dringlich fordern, daß irgend eine Verbindung zwischen bisher getrennter Arbeitskraft und Kapital eingegangen werde. Liegt die Dringlichkeit auf der einen Seite, so liegt von der andern Seite darin noch keine Ungerechtigkeit, daß die gesellschaftsmäßige Gleichstellung abgewiesen wird: der Bedürftigere ist nicht absolut, sondern nur mehr in gewissem Sinne frei, sich in das Dienstverhältniß zum Mächtigern zu setzen. Das ist einmal mit den ungleichen Kräften der Menschen nach der gegenwärtigen Ordnung gegeben. Diese hat Gott gewollt. Mißbrauch der menschlichen Freiheit und ungerechte Ausnutzung der Schwäche des Andern ist freilich nicht nach Gottes Willen: doch weiß er auch aus diesen wieder höhere Güter zu erzielen.

Logisch denkbar ist daher ein dreifaches Verhältniß zwischen Arbeit und Kapital, falls sie noch nicht in denselben Händen liegen: keines von den dreien widerspricht den natürlichen Forderungen des Sittengesetzes; keines von ihnen wird mit Ausschluß der anderen beiden Formen schon aus sich vom natürlichen Sittengesetze vorgeschrieben. Das erste Verhältniß ist das der vollständig gesellschaftlichen Vereinigung. Dieses würde dem Ideale der christlichen Liebe am besten entsprechen: im

wirklichen Leben, wo einmal mit Sünde und Leidenschaft gerechnet werden muß, kann es in vollkommener Weise allgemein nicht bestehen. Eine solche bis zu einer noch um Vieles erhöhten Vollkommenheit durchgeführte Vereinigung findet sich freilich im religiösen Ordensleben der katholischen Kirche. Reiche und Arme, Besitzende und Besitzlose treten wie Brüder zusammen; gemeinsamer Besitz oder vielmehr gemeinsame Armuth und gemeinsame Arbeit, je nach Fähigkeit und Kraft, sichern Allen eine gleiche Existenz oder eine gleiche Noth, die sie Alle um Christi willen erwählt haben und ertragen. Aber die weite Welt läßt sich eben nicht zu einem Ordenskloster machen.

Das zweite denkbare Verhältniß liegt darin, daß Jemand seiner Arbeitskraft fremdes Kapital dienstbar mache. Factisch geschieht dieß alle Tage beim Pachtvertrage. Die ländliche Arbeit fordert durchaus nicht, daß dem Verpächter vermöge der Gesellschaftstheilung eine Quote des jährlichen Ertrages zufalle: mag der Ertrag reich oder karg sein, jener kann nach der Gerechtigkeit keinen höheren Anspruch als den auf den stipulirten Pachtzins erheben. Selbst wenn dieser Pachtzins als eine Quote des Ertrages vereinbart wäre, so läge darin zwar eine Annäherung an den Gesellschaftsvertrag, aber noch keine Verwirklichung desselben. In der Regel wird freilich der erhobene Pachtzins nicht unter der beanspruchbaren Quote des Ertrages bleiben. Unter Umständen könnte das jedoch sehr wohl geschehen, und zwar unter voller Wahrung aller Gerechtigkeit. Gesetzt z. B., ein Familienvater mit zahlreicher Familie von erwachsenen Söhnen wandert aus, um sich an unbebautem Orte in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika niederzulassen. Er pachtet von der Regierung einen großen Ländercomplex, und zwar zu einem halben Procent des Werthes, der sich ergäbe, wenn man das Land nach seiner Ertragsfähigkeit abschätzte; die Regierung ist sehr wohl zufrieden damit, weil es ein bisher unbebautes Land ist, welches ihr nichts einbrachte und welches jetzt vielleicht der Mittelpunkt einer neuen, mit der Zeit anwachsenden Colonie werden kann. Eine Ungerechtigkeit liegt nach keiner Seite hin vor. Auch wenn der Ertrag dreimal so groß sein sollte, als der Pächter es nach mäßiger Schätzung erwartete, und wenn lange vor Ablauf der Pachtfrist der Anbau des Landes zugenommen und dem Pächter das Zehnfache des gehofften Gewinnes ermöglichen sollte: es läge auch dann noch kein Schatten von Ungerechtigkeit darin, daß derselbe die ganze Zeit hindurch bei dem festgesetzten niedrigen Pachtzinse bliebe und eine Quotentheilung des Ertrages beharrlich ablehnte. Wäre

aber der Gesellschaftsvertrag seinem Wesen nach durch die Gerechtigkeit gefordert, dann könnte eine verhältnißmäßige Erhöhung der Pacht nicht abgewiesen werden.

Vielleicht wäre noch ein anderes Beispiel berechtigt. Statt des allgemeinen Ausdruckes „Verbindung von Kapital und Arbeit“ dürfen wir auch specialisirend „Verbindung von Geld und Arbeit“ setzen, weil ja in und durch diese Verbindung das Geld zum Kapital im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes wird. Ist die Form des Gesellschaftsvertrages die wesentlich von der Gerechtigkeit geforderte, dann dürfte leicht auf die Bestimmungen der Kirche der Vorwurf einer Ungerechtigkeit fallen, sofern diese in früheren Jahrhunderten die Zinsnahme vom Gelddarlehen als solchem allgemein verbot. Es könnte dieses Verbot ein wesentlich ungerechtes scheinen, falls der Entlehner vorhatte, das geliehene Geld zu einem lucrativen Geschäfte aufzuwenden. Es hätte alsdann wohl eine Quotentheilung des Gewinnes mit dem Darleiher vereinbart werden müssen, falls der Gesellschaftsvertrag die einzige rechtlich mögliche Form der Verbindung von Geld einerseits und Arbeit oder Industrie anderseits wäre. Gegen diese Annahme sträubt sich aber sowohl der katholische Glaube, als die wissenschaftliche Auctorität der ganzen Schule der Vorzeit, welche nie zugab, daß der lucrative Gebrauch des Geldes seitens des Entlehners diesen von vornherein aus sich verpflichte, einen Gewinnantheil dem Darleiher zu überlassen.

Die dritte Form der Verbindung von Arbeit und Kapital ist diejenige, bei welcher der Kapitalist fremde Arbeitskraft in Dienst nimmt und dieselbe gegen angemessenen vereinbarten Lohn zu seinem Nutzen gebraucht. Dieß wird nach dem natürlichen Laufe der Dinge die weitaus häufigste Form sein. Der Besitzende ist eben nicht so sehr auf die Arbeitskraft Anderer angewiesen, als der besitzlose Arbeiter auf den fremden Besitzer angewiesen ist, der ihm die Möglichkeit bietet, seine Arbeitskraft zu entfalten; deßhalb kann der Besitzer zuwarten und nach seinem Gutdünken die ihm gefälligere Form wählen. Zudem ist der reiche Besitzer im Stande, eine große Anzahl von Arbeitskräften an sich zu ziehen; diesen steht er allein als der andere Contrahent gegenüber, der die Arbeitskraft Vieler auf ein gemeinsames Ziel hinleitet. Daraus ergibt sich ganz natürlich, daß er als der beherrschende Contrahent dasteht und nicht als ein bloß gleichberechtigtes Glied in der langen Reihe von Arbeitern. Er macht eben durch den Lohnpreis, den er gibt, die Bethätigung der fremden Arbeitskraft zu seinem Eigenthum, und die Frucht der Arbeit ist

darum völlig sein; als Entgelt hat er den verabredeten Lohn zu zahlen; diesen darf er keineswegs so niedrig stellen, daß der Arbeiter mit seiner Familie nicht ein genügendes Auskommen hätte und ein menschenwürdiges Dasein fristen könnte. Allein da selbst bei bequemem Auskommen die Grenzlinien einer bedeutenden Schwankung unterliegen, so ist es sehr begreiflich, daß nicht bloß größerer oder geringerer Reingewinn, sondern auch Überfluß oder Mangel an Arbeitskräften auf die schließliche Fixirung des Lohnes ihren Einfluß ausüben. Natürlich, so wie beim Kauf und Verkauf der Waare durch übermäßiges Hinaufschrauben des Preises Verletzung der Gerechtigkeit vorkommen kann, so kann auch durch übermäßiges Herabdrücken des Lohnes eine Ungerechtigkeit, und zwar eine himmelschreiende Ungerechtigkeit begangen werden. Allein das Wesen des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer braucht man deßhalb noch nicht von Grund aus umzustoßen.

Die geschichtliche Entwickelung zeigt denn auch, daß immer und überall ein solches Dienstverhältniß des Arbeiters gegenüber seinem Herrn bestanden hat. Abstufungen engerer und loserer Unterthänigkeit können innerhalb derselben Art des Verhältnisses vorkommen. Von dem eigentlichen Sklavenstande, der wenigstens in seiner heidnischen Form die schreiendste Verletzung des natürlichen Sittengesetzes war und der in keiner Form den christlichen Ideen angemessen ist, deßhalb auch von der Kirche nicht zwar unvermittelt aufgehoben, wohl aber allmählich beseitigt wurde, können wir ganz absehen. Das natürlichste und daher auch wohl ursprünglichste Dienstverhältniß bildet sich von selbst in der Familie aus. Der selbständige Familienvater bedarf für die Besorgung seiner Angelegenheiten der Hilfe; in den Gliedern der eigenen Familie findet er sie nicht immer. Darum schaut er nach fremder Arbeitskraft aus. Allein nicht selbständige Arbeiter will er, sondern solche, die für ihn und seine Zwecke ihre Kraft aufwenden. Ob gewinnreiche oder nicht gewinnreiche Arbeit ihnen übertragen werde, das muß dem Gutdünken des Familienvaters überlassen bleiben; der Lohn soll darum nicht verkürzt, aber auch um solcher Zufälligkeiten willen nicht vergrößert werden. Das ist die Stellung von Knecht und Magd, welche zu jedem Dienste nach Gutdünken des Herrn bereit sein müssen; oder auch von Dienstboten, welche für specielle Arbeiten, sei es für Besorgung des Ackers, für Besorgung des Viehstandes u. s. w., sich dingen lassen und nur für diese Arbeiten sich verwenden zu lassen brauchen. Eine Gesellschaftstheilnahme an dem erzielten Gewinne liegt aber jedenfalls der ganzen Vorzeit ferne. Der

Knecht wird weder darauf einen Anspruch erheben, noch der Herr einen solchen Anspruch gestatten wollen. Dabei braucht es sich durchaus nicht um nur persönliche Dienstleistungen zu handeln, welche deßhalb, weil sie keine frucht- oder gewinnerzeugende Arbeiten seien, ihrem Wesen nach keinen Gegenstand gesellschaftlichen Vertrages, der auf Quotentheilung des Gewinnes laute, bilden könnten: nein, auch das Gesinde, welches zu gewinnreichen Arbeiten verwendet wird im Dienste des Herrn, steht rechtlich ganz auf derselben Stufe.

Wir nannten das Dienstverhältniß des Knechtes das natürlichste und ursprünglichste. Zur weiteren Orientirung über diesen Satz verweisen wir auf die früheren Artikel dieser Zeitschrift von P. Th. Meyer in Bd. 1, 2 und 3: „Die Arbeiterfrage und die christlich-ethischen Socialprincipien", speciell Bd. 3, S. 13 ff.: „Die häusliche Gesellschaft". Es ist zwar die am meisten abhängige und bescheidene Stellung, aber im Grunde auch die wohlthuendste für die Untergebenen. Aus den einfachsten Familienverhältnissen herausgewachsen, bleibt sie auch ganz im Rahmen der Familie; Knecht und Magd gehören mit zur Familie, erhalten Schutz und Fürsorge in der Familie, wachsen mit den eigentlichen Gliedern derselben moralisch ganz zusammen. Zumal wo christlicher Sinn herrscht, ist nicht selten das Verhältniß ein solches, daß das drückende Gefühl des Dienens fast aus der Seele der Dienstboten verschwindet. Daß sie am materiellen, durch sie geschaffenen Gewinne nicht nach Gesellschaftsart theilnehmen, wird ihnen doppelt und dreifach ersetzt durch die geistigen und moralischen Güter der Familie, an denen sie im vollsten Maße Theilnehmer sind. Der Familien- und Hausvater ist eben nicht bloß Vater für seine Kinder, sondern für die Familie im weitesten Sinne, für alle Hausangehörigen, auch für die, welche durch Lohncontract ihm unterstehen. Leider ist dieß Verhältniß heutzutage immer seltener geworden. Der Dienstbote beansprucht mehr Freiheit und tritt der zweiten Klasse von Dienstverhältnissen immer näher, dem des Taglöhners.

Der Taglöhner ist insofern freier, als er nicht für eine längere Zeit an den Dienst eines bestimmten Herrn gebunden ist. Aber gerade deßhalb, weil er nur von Tag zu Tag seine Arbeitskraft einem Andern verdingt, liegt es hier, wie kaum anderswo, recht klar vor Augen, daß das Verhältniß des Taglöhners zum Arbeitgeber nicht das eines Gesellschafters sein kann, und daß daher auch die Berechnung des Lohnes nicht nach dieser Rechtsform zu geschehen braucht. Wie sollte denn auch wohl

der wirkliche Ertrag berechnet werden können, der beispielshalber auf diesen Tag Arbeit im Felde oder Weinberg fällt? Vielleicht ist er gleich Null, vielleicht auch recht hoch.

Gehen wir endlich zur dritten Klasse der im Dienste eines Andern stehenden Arbeiter über, dem heutzutage so hoch angewachsenen Fabrikarbeiterstand, so ist auch bei dieser die Nothwendigkeit eines wesentlich anderen Verhältnisses zum Fabrikherrn nicht nachweisbar. So gut wie Jemand seine Arbeit um vereinbarten Lohn an einen Andern abtreten kann zur Bebauung des Feldes, so gut kann er es auch zur Regelung einer Maschine oder Heizung eines Hochofens oder Mischung chemischer Stoffe thun. Auf den nach Billigkeit vereinbarten Lohn aus dem Eigenthum des Arbeitgebers hat er strengen Rechtsanspruch; aber die Erzeugnisse seiner Arbeit gehen voll und ganz in das Eigenthum des Herrn über. Die nächste Norm des gerechten Lohnes ist eben die allgemeine Schätzung des Arbeitwerthes, insofern sie, weil innerhalb eines gewissen Rahmens der Schwankung unterliegend, durch gegenseitige Übereinkunft ihre festbestimmte Grenze erhält. Der Billigkeit entspricht sie nicht mehr, ja ungerecht von Seiten des Arbeitgebers wird sie in der Regel dann, wenn dieser, ohne selbst in Schaden zu kommen, nicht so viel dem Arbeiter zugestehen wollte, als derselbe zum Lebensunterhalt bedarf; erforderte die bestimmte Gattung der Arbeit noch Zeit und Aufwand, um sich zu ihrer Leistung zu befähigen, so muß auch dieses noch bei der Lohnbestimmung eingerechnet werden. Von Seiten des Arbeiters kann freilich die Lohnforderung höher gestellt werden, ohne daß, wenn es so vereinbart wird, die Gerechtigkeit eine Verletzung erfährt. Zuerst nämlich ist der Lebensbedarf etwas sehr Relatives und Dehnbares; sodann läge an sich noch kein ungerechtes Übermaß darin, daß die Lohnforderung nach dem Verkaufspreis der durch die Arbeit gefertigten Waare bemessen würde. Darnach würde die Berechnung, welche die Broschüre des P. Weiß auf Grund der Gesellschaftstheorie aufstellt, nicht zu einem ungerechten Übermaß der Lohntaxe führen, wenn dieselbe nach Vereinbarung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern angenommen würde. Aber daß sie ihrem innersten Wesen nach den allein berechtigten Maßstab bilde, und daß das Herabsinken unter diese Taxe von Seiten des Arbeitgebers sofort eine Ungerechtigkeit sei, ist unerwiesen und unerweisbar.

Da jedoch, wie schon gesagt, die Lage der Arbeiter und die Leidenschaften der Mächtigen weit leichter ein Bedrücken der Arbeiter, als eine Erpressung von Seiten derselben herbeiführen: so ist vor Allem ein ge-

setzlicher Schutz dieser hilfloseren Klasse und eventuell selbst ein obrigkeitliches Eingreifen zur Normirung der niedrigsten Lohntaxe am Platze. — Die leitende Idee der Berechnungen des P. Weiß ist kurz und bündig S. 53 der oben citirten Broschüre gegeben: „Nicht bloß das Kapital, sondern auch die Arbeit hat Anspruch auf Reingewinn. Also ist Reingewinn die ganze Summe, welche erübrigt, wenn man alle Arbeiskosten und Kapitalauslagen im weitesten Sinne des Wortes abrechnet, ehe die Arbeit ihren Lohn und das Kapital seinen Zins in Empfang genommen hat.“ Um jedoch den Sinn dieser Worte richtig zu verstehen, ist wohl zu beachten, was der Verfasser mit dem „Lohn“ oder „Lohn im engern Sinne“ meint. Er ist ihm nicht das, was der Arbeiter zu seinem Unterhalte gebraucht. Das nennt er eben die Arbeitskosten, weil durch den Lebensunterhalt der Arbeiter ja gerade arbeitsfähig ist und erhalten bleibt. Der „Lohn“ ist ihm etwas über diese Taxe Hinausliegendes; die Kosten des Lebensunterhaltes seien nur das Aequivalent für das, was der Arbeiter h i n g e b e; Lohn aber sei seinem Begriffe nach Etwas, was über das Hingegebene oder Verbrauchte hinausreiche. Doch lassen wir den Verfasser mit seinen eigenen Worten reden. § 10 (S. 19 ff.) wird eigens das Thema behandelt: „Was ist Lohn?“ Es heißt dort: „Wir müssen da wohl unterscheiden zwischen den Kosten der Arbeit und dem Lohne der Arbeit. Wenn der Herr einen Sklaven hält, . . . so fällt es ihm natürlich nicht ein, diesem Lohn zu zahlen. Indeß er nährt ihn gut, und vielleicht besser als einen Taglöhner oder Diener, dem er Lohn bezahlen muß, weil er sein Kapital aus ihm herausschlagen will, und weil er einsieht, daß wenn er Arbeit und Nutzen von ihm haben will, er ihm auch Kraft verschaffen muß. Aber das was er dafür ausgibt, nennt kein Mensch Lohn, und es ist auch kein Lohn, sondern lediglich Schadenersatz, d. h. Rückerstattung der für den Herrn verbrauchten Arbeitskraft oder Vorausbezahlung dessen, was der Sklave durch die Arbeit alsbald wieder für ihn auszugeben hat. Aus demselben Grunde fällt es auch keinem Menschen bei, von Lohn bei einem Ackerstiere oder Reitpferde zu sprechen, obgleich dessen Unterhalt theuer genug zu stehen kommt. Hat aber das Pferd etwa . . . den Herrn aus großer Gefahr gerettet, dann gibt dieser dem Thiere wohl auch einen Lohn, d. h. etwas mehr oder etwas Besseres, als was es gerade zum Ersatze der verbrauchten Kraft bedarf. Dieses Mehr also ist der Lohn. Lohn im eigentlichen Sinne beginnt folglich erst da, wo das zum Leben und zur Arbeit Erforderliche überstiegen wird ꝛc.“

Das mag nun eine noch so gute Erklärung der „Belohnung" sein; dem Begriffe des Wortes „Lohn", dessen Sinn doch vor Allem aus dem Gebrauch festgestellt werden muß, entspricht sie gewiß nicht. Beim Sklaven im alten heidnischen Sinne und um so mehr beim Thiere spricht man nicht von Lohn, weil ihnen nichts zukömmt, worüber sie nach Gutdünken verfügen könnten. Wenn dem Sklaven eine bestimmte Portion von Lebensmitteln überwiesen würde und er damit frei schalten und walten, sie verzehren, verschenken, verkaufen könnte, so stände nichts im Wege, auch eine solche Zahlung von Lebensmitteln Lohn zu nennen. Der Gebrauch bezeichnet einmal Alles das als Lohn, was dem Arbeiter als Entgelt der geleisteten Arbeit zur freien Verfügung überwiesen wird, ob es zur Bestreitung des nöthigen Lebensunterhaltes dient oder darüber hinausgeht.

Wir gönnen nun von Herzen gern jedem Arbeiter ein solches „Mehr" und einen solchen „Lohn", wie ihn die citirte Broschüre befürwortet. Nur können wir nicht einsehen, daß das immer und überall aus der Natur der Sache selbst eine Gerechtigkeitsforderung sei. Daß sonst die Arbeit für den Arbeiter nichts producire, heißt auch das Wort „produciren" in einem engen Sinne nehmen, dessen Berechtigung ebenfalls unerwiesen ist. Es geht eben in der gegenwärtigen Weltordnung nicht nach allen und jeden beliebigen Richtungen hin die Production über den Verbrauch hinaus; nach mehr als einer Seite kann man herzlich zufrieden sein, wenn bei Production und Verbrauch eben ein Ausgleich stattfindet. Doch ist schließlich dieses nicht die entscheidende Frage. Entscheidender ist, ob die Bestimmung der Lohntaxe durch herkömmliche allgemeine Schätzung und gegenseitige Vereinbarung als in ihrem Grund und Wesen unrichtig bezeichnet und die Theilung des Reingewinnes zum Regulator der von der Gerechtigkeit geforderten Lohnhöhe gemacht werden soll. Beruhte das wirklich auf Wahrheit, dann wären schließlich die Arbeiter berechtigt, Einsicht zu nehmen in die Geschäftsbücher des Fabrikherrn oder durch eine Vertrauensperson Einsicht nehmen zu lassen. Weiteren praktischen Consequenzen will ich nicht einen zu hohen Werth beilegen. Eine solche Folgerung würde freilich jene sein, daß der Arbeiter wegen der ungerechten Rechtsverletzung in der Vergangenheit an sich berechtigt wäre, auch eigenmächtig zur Theilung mit den Kapitalisten zu schreiten, und daß er sich dabei nur vor Ausschreitungen und vor Gewaltthätigkeiten in der Art zu hüten hätte, durch welche ein höheres Gut in Frage gestellt würde. Es wären nämlich die Arbeitgeber im factischen Besitze des Eigenthums der Arbeiter, und gegen eigenmächtige Ein-

ziehung desselben wäre nicht mehr einzuwenden, als wenn der rechtmäßige Eigenthümer, falls ihm andere gesetzliche Wege verschlossen sind, vom Diebe auf eigene Faust hin das Seinige zurückfordert. Eine ähnliche Folgerung würde sich durchaus nicht aus unserem Zugeständniß ergeben, welches wir freilich machen, daß nämlich bei der Auslöhnung der Arbeiter nicht selten eine ungerechte Bedrückung stattgefunden habe. Wir müssen in unserer Theorie die Berechtigung der Selbsthilfe schon aus dem Grunde abweisen, weil bei Zahlung des vereinbarten Lohnes der sichere Beweis der Ungerechtigkeit gar selten für die Einzelfälle erbracht werden kann. Gott kann da richten und wird richten. Der Mensch ist meistens unvermögend, die Ungerechtigkeit im Einzelnen zu constatiren.

Doch solche Folgerungen sind es schließlich nicht, weßhalb wir uns gegen die Berechtigung jenes Gesellschaftsverhältnisses erklären. Ein weit stärkeres Präjudiz gegen dieselbe liegt unseres Erachtens in der Auffassung der ganzen Vergangenheit, der vorchristlichen sowohl, als der christlichen. Wir haben das schon zum Theil erörtert; allein der Wichtigkeit der Sache wegen wollen wir das schon Gesagte noch ergänzen. Die Frage ist präcis gestellt folgende: Ist die Stellung des Arbeiters zum Arbeitgeber als eines al pari Gestellten die allein berechtigte? Ist das Unterthänigkeitsverhältniß des Arbeiters zum Arbeitgeber ein Unrecht gegen den erstern, eine Verletzung des natürlich-göttlichen Rechts? Nur wenn diese Fragen zu bejahen sind, ist die von uns bekämpfte Theorie zulässig. Nun aber erhebt sich gegen solche Bejahung die Schule der ganzen Vorzeit. Das zeigt sich gerade, wenn die Theologen über die Gerechtigkeit bei Festsetzung der Lohnhöhe handeln.

Die Theologen der scholastischen Richtung von vielen Jahrhunderten her bis zum hl. Alphons herab behandeln eingehend den Gesellschaftsvertrag nach seiner juridischen und moralischen Seite. Aus ihnen hat P. Weiß manche Citate beigebracht, welche eine gleichproportionirte Theilung als Gerechtigkeitsforderung betonen auch für den Fall, daß der Eine bloßes Kapital, der Andere bloß Arbeit und Geschick einsetze; auch das Risico entfalle gleichmäßig je nach dem Einsatz. Wer das Kapital einsetze, verliere bei unglücklichem Geschäft Kapital; wer Arbeit einsetze, verliere den Arbeitsgewinn. Aber Keiner beruft sich auf diesen Vertrag, wenn die Gerechtigkeitsverhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern besprochen werden. Da hört man nur Eine Stimme: die gerechte Lohnhöhe richte sich nach der herkömmlichen Taxe und nach der auf

Billigkeit fußenden Vereinbarung. So gilt dem hl. Alphons (Theol. moral. l. 3, n. 522—524) als gerechter Lohnsatz, über den hinaus „ein Knecht oder irgendwelcher Lohndiener oder Arbeiter" keinen Anspruch erheben könne, der vereinbarte Preis, möge er auch niedrig sein, für welchen ohne Ränke oder Ungerechtigkeit der Herr auch Andere hätte dingen können. Der heilige Lehrer weiß sich da Eins mit allen Theologen. Er verweist speciell auf Viva's Erklärung der von Innocenz XI. verurtheilten Thesen. Es führt uns zu weit, sonst würde es angebracht sein, die ganze lange Stelle anzuführen, an der Viva (zur Th. 37, n. 6 ff.) über die Abschätzung der Gerechtigkeit des Lohnes bei Dienern und bei allen Lohnarbeitern spricht, ohne auch nur einer etwa bestehenden Controverse zu erwähnen. Nur weil eine solche nicht bestand, konnte er davon schweigen. Wir begnügen uns mit folgendem kurzen Stücke von Citat: „Unbezweifelt ist das ein gerechter Lohnsatz, der durch Gesetz oder durch Gewohnheit üblich geworden ist (natürlich jedoch nicht so, daß er unter den nothwendigen Anforderungen des Lebensbedarfes bliebe); allein der gebührende und gerechte Lohn hat manchmal nicht eine bis auf den Heller genaue Norm, sondern läßt eine Abstufung von höchstem, mittlerem und niedrigstem Satz zu. Darum erfährt der Diener keine Ungerechtigkeit, wenn er auf den niedrigsten Lohnsatz hin die Vereinbarung eingeht; andererseits geschieht auch dem Herrn kein Unrecht, wenn die Vereinbarung auf den höchsten Lohnsatz hin getroffen wird. — Es würde jedoch der Lohnsatz augenscheinlich ein ungerechter, nämlich unter der niedrigsten gebührenden Taxe bleiben, wenn der Diener für eine ganze Tagesarbeit nicht so viel erlangte, als er zum Unterhalte, zur Kleidung nach seinem Stande bedarf. Aber wenn es sich um einen über diese nothwendigsten Anforderungen hinausgehenden Lohn handelt, dann müssen sehr viele Umstände in Betracht gezogen werden, um zu urtheilen, ob und inwiefern er nach strengem Recht als ein ungerecht niedriger zu zu halten ist, oder nicht." Wir bemerken nur, daß unter all den Umständen, welche nach genanntem Theologen zu beachten seien, der größere oder geringere Reingewinn sich auch einmal erwähnt findet.

Auf ähnlicher Auffassung fußt auch ohne Zweifel die Parabel, welche der Heiland nach der Erzählung des Evangeliums über die Arbeiter im Weinberge vorgetragen hat. Der Arbeitslohn wird auch da, soweit er nicht für die Letzteren als theilweises Geschenk auftritt, nach Übereinkunft (ex conventione) bestimmt: mit dem vereinbarten Lohne ist Alles abgemacht; von einem Anspruch, der sich aus einem Gesellschafts-

verhältnisse zum Herrn ergäbe, ist auch nicht die geringste Spur, nicht der leiseste Ansatz vorhanden. Auch die heiligen Väter und andere Erklärer dieser Parabel gehen von einer Auffassung aus, welche die Annahme, als ob sie an ein auch nur von Ferne an einen Gesellschaftsvertrag reichendes Verhältniß gedacht hätten, von Grund aus abweist. Sie benutzen nämlich mit Vorliebe gerade bei Erklärung dieser Parabel das Verhältniß eines gedungenen Arbeiters, um unser Verhältniß zu Gott zu beleuchten. Deutlich redet der hl. Thomas von Aquin bei Erklärung zu Matth. 20: „Zur Eigenschaft eines guten Lohnarbeiters gehört es, daß er seine Arbeit auf den Vortheil seines Herrn hinrichte; ebenso müssen auch wir, wenn wir im Weinberg der Kirche arbeiten, Alles auf Gott beziehen." Nun ist es aber sonnenklar, daß wir in Beziehung zu Gott eine durchaus untergeordnete Stellung haben, daß alles, was wir sind und haben und thun, zunächst zur Förderung der göttlichen Ehre dienen muß und in Gottes völliges Eigenthum übergeht; wir fahren natürlich für uns selber nicht schlecht, sondern erhalten den Lohn, den er uns versprochen und den er gleichsam unter förmlicher Übereinkunft mit unserem Haupte, dem Gottmenschen Jesus Christus, in diesem uns vertragsmäßig zugesichert hat. Wenn daher irgend welcher Vergleichungspunkt zwischen unserm Verhältniß zu Gott und dem Verhältnisse der Lohnarbeiter zum Herrn bestehen soll, so muß auch das Verhältniß dieser letzteren derartig sein, daß eine Unterordnung stattfinde, nicht eine Gleichstellung als Gesellschafter desselben Geschäftes.

Mithin meine ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, die Auffassung des Verhältnisses der Arbeiter zum Arbeitgeber als das der Unterthänigkeit entspreche der Vernunft, der Geschichte, der geoffenbarten Lehre; die Auffassung desselben als eines Verhältnisses nothwendiger Gleichstellung und Gesellschaftsverbindung finde nirgends einen verbürgten Grund. Nur wo der Besitzer und Arbeitgeber sich freiwillig dazu versteht, in dieser Form sich mit dem Arbeiter zu verbinden, wird es die rechtliche Form. Das leitet uns zur dritten Frage: Ist die Gesellschaftsform in dem Verhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern factisch durchführbar?

## III.

Wie wir soeben gesehen haben, widersprechen die christlichen Ideen keineswegs dem Verhältniß der abhängigen Arbeit. Der Schwerpunkt der menschlichen Verhältnisse wird aber nicht in's Diesseits gelegt; son-

dern das ganze Streben der Kirche ist darauf gerichtet, den Menschen, wie er einmal in dem gefallenen Zustande ist, und all die zeitlichen Übel, welche sich aus demselben nothwendig ergeben, zu veredeln und zur Leiter zu machen, auf der der Mensch zu seiner übernatürlichen Seligkeit hinaufsteigt. Den Hohen und Begüterten kommt es zu, in wahrhaft christlicher Liebe in das Elend und die Noth der übrigen Menschheit einzugreifen und sie zu lindern; den Dürftigen und Niedrigen, in Demuth und Geduld ihr Loos zu tragen und vielfach von der Liebe ihrer Mitmenschen zehren zu müssen. Dieses einmal unabänderliche Loos will die Kirche veredeln und verklären; abschaffen kann sie es nicht.

Als vollkommeneres Ideal der Verwirklichung christlicher Ideen bezeichneten wir freilich eine größere Gleichstellung der verschiedenen Menschenklassen und ein Ausfüllen der manchmal nur zu großen Kluft, welche die einzelnen Menschenklassen von einander trennt. Allein die Vollkommenheit des Ideals ist eben nicht absolute Pflicht. Wenn also auch die Betonung auf eine größere materielle Gleichstellung gelegt werden müßte, so könnte doch zur Erstrebung eines solchen Ideals nicht die strenge Pflicht der Gerechtigkeit herbeigezogen werden, sondern es könnte höchstens die freithätige Liebe angespornt und in wirksamere Thätigkeit gesetzt werden müssen. Doch in der christlichen Auffassung kann die Gleichheit — sagen wir lieber die geringere Ungleichheit — des materiellen Besitzes nur als Reflex einer andern übernatürlichen Gleichheit betrachtet und erstrebt werden, welche die vornehmliche Sorge des Christen sein muß. Diese wurde durch die Kirche von Anfang an zur That gemacht, und beständig bleibt sie so weit Thatsache, als die christlichen Lehren und Grundsätze im Herzen von Arm und Reich zur That sich gestalten. Die Gleichheit auf übernatürlicher Grundlage wird faßbar und greifbar bei allen öffentlichen Uebungen des Gottesdienstes, wo Reich und Arm, Hoch und Niedrig vereint wie Brüder erscheinen und als Kinder derselben Kirche dieselben geistlichen Wohlthaten genießen.

Je mehr freilich diese christlichen Ideen Geist und Leben geworden sind, um so weniger bleiben sie auf den Bereich des Gotteshauses beschränkt, nein sie übertragen sich auf alle weltlichen und irdischen Verhältnisse, ohne deren natürliche Grundlage wesenhaft zu verändern. Wie durch den christlichen Sinn das Harte und Rauhe, welches im Verhältnisse des Dienstboten zur Herrschaft von Natur aus liegen mag, geglättet wird, wurde oben schon gesagt.

Wächst durch die wirthschaftlichen Verhältnisse einer Zeit, wie die

unsrige ist, und durch Häufung des Großbesitzes und dessen industrielle Verwerthung in Einer Hand auch die Zahl der Einem Herrn Unterstehenden über den Kreis einer Familie hinaus, so nimmt nach christlichen Ideen die Verpflichtung zu einer vorsorglichen Thätigkeit von Seiten des Herrn nicht ab; sie hat nur ihren Umfang und ihren Gegenstand erweitert. Wenn ein reicher Besitzer eine große Zahl Arbeiter zu seinem Nutzen an sich zieht, so tritt nach christlichen Begriffen nicht bloß die Pflicht eines billigen Lohnes an ihn heran, sondern auch die Sorge für das moralische und geistige Wohl derer, welche für ihn ihre physischen Kräfte einsetzen, lastet als Bürde auf seinem Gewissen. Freilich je freier und loser der Arbeiter sich zum Arbeitgeber stellen will, desto weniger moralischen Einfluß kann der Herr auf ihn haben; völlig abschütteln kann er jedoch solche Pflichten nicht.

Je mehr der Fabrikherr auf diese Pflichten eingehen wird, desto mehr nähert er sich auch dem Herzen der Arbeiter; die Kluft, welche der Standesunterschied schafft, wird großentheils ausgeglichen und überbrückt. Dieser geistige Contact, in welchen beide Theile mit einander treten, bewahrt sowohl den Arbeiter vor Untreue oder überspannter Forderung und Unzufriedenheit, wie auch den Herrn vor Bedrückung und vor Schmälerung des Lohnes. Es erfordert das natürlich nicht minder eine opferwillige Hingabe des Herrn, wie eine ergebene Zufriedenheit und Genügsamkeit des Arbeiters. Doch diese wachsen nur auf dem Boden der Religion, des praktischen Christenthums, der katholischen Kirche. Leider wird das Alles nach Möglichkeit aus dem Leben verbannt; und doch findet sich gegen keines der Übel nachhaltige Heilung, als durch den lebendigen Einfluß der Kirche. Eine merkliche Besserung und weitergreifende Hebung der Übel steht gewiß nicht in naher Aussicht.

Viel weniger aber dürfen wir dann eine Verwirklichung dessen erwarten, wozu eine eigentliche Pflicht nie bestimmend wirken kann, zur freiwilligen Einführung eines Zustandes, der Arbeiter und Arbeitgeber auf den Fuß der gleichberechtigten Theilung gemeinsamen Gewinnes stellte. So hoch wird die uneigennützige Liebe nie gesteigert werden können, zumal da der größte Theil der Menschen ja augenscheinlich nicht einmal das vollführt, was zur strengen Pflicht gehört. Auf diesem Wege wird daher die Gesellschaftstheorie nie zur Thatsache werden, selbst wenn sie die wünschenswertheste Stellung der Arbeiter schaffte. Allein das könnte mit Recht bestritten werden. So wenig die besitzende Klasse ohne Sünde und Leidenschaft ist, so wenig ist Sünde und Leidenschaft in der untern

Klasse erstorben, ja, bei ihr offenbart sie sich nicht so selten in gar roher und in um so ungeregelterer Weise, als auch die natürliche Vernunft weniger klar und deutlich ihre Stimme vernehmen läßt. Es wäre darum thatsächlich nicht immer das Beste, freiwillig jene Änderung durchzuführen, welche, abstract betrachtet, dem Geiste christlicher Gleichstellung mehr entspräche. Doch, wie gesagt, eine weltverändernde Umgestaltung der socialen Lage auf eine allgemeine Ausübung der christlichen Vollkommenheit bauen, wäre ein leeres Spiel der Phantasie!

Wenn daher noch weiter an eine factische Verwirklichung einer auf Gesellschaftsvertrag beruhenden Stellung der Arbeiter gedacht werden soll, so bleibt nur noch Ein Factor für die Untersuchung übrig, die öffentliche Auctorität. Diese kann ja zweifelhafte Pflichten verfestigen, selbst Pflichten schaffen, wo bisher keine vorlagen, den Grad und die Art bestehender Pflichten verschärfen. Könnte also durch sie thatsächlich ein solches Verhältniß angebahnt werden? Es möchte scheinen. Haben wir selber ja schon zugegeben, daß je nach Umständen eine gesetzliche Taxirung des Arbeitslohnes nicht außerhalb der Machtsphäre des Staates läge; sollte jene andere, nennen wir sie theoretisch wesenhaftere Aufbesserung des Arbeiterstandes, ihrer Befugniß entrückt sein? Wenn sie aber ihrer Befugniß nicht entrückt ist, dann liegt immer auch die Möglichkeit vor, die Verwirklichung einmal angebahnt zu sehen, in wie weiter Ferne sie auch jetzt noch zu liegen scheint. Doch die Befugniß zu solch radicaler Umwälzung der Verhältnisse oder zur Ausmerzung der jetzt bestehenden naturgemäß erwachsenen und sittlich erlaubten Art des Verhältnisses muß entschieden bestritten werden. Wollte Jemand sich darauf beschränken, für irgend einen Ausnahmefall der öffentlichen Auctorität eine ähnliche Befugniß zu vindiciren, so möchte er das immerhin auf seine Gefahr thun. Eine absolute Unmöglichkeit ist gar schwer zu erweisen. Gesetzt, die öffentliche Auctorität sei befugt, in einem Einzelfall die Betreibung eines gewissen Industriezweiges zu verbieten — das dürfte in der That nicht zur Unmöglichkeit gehören — wäre es dann undenkbar, daß sie jenen Industriezweig nur bedingungsweise gestattete, die Gestattung speciell an die Bedingung knüpfte, daß Arbeiter und Fabrikherr nach dem System des Gesellschaftsvertrages sich vereinigten? Dennoch, selbst wenn wir der theoretischen Beantwortung eines solchen Ausnahmefalles näher treten, müssen wir gestehen, bei einer bedingungsweisen Gestattung kann doch auch die öffentliche Gewalt nicht willkürlich handeln. Zum Verbote einer bestimmten Industrie kann unter Umständen das öffentliche Wohl berech-

tigen; zum Aufdrängen der eben unterstellten Bedingung müßten jedenfalls ganz andere Gründe vorliegen; deren werden sich schwerlich berechtigte auffinden lassen.

Weit weniger aber könnte jemals eine so durchgreifende allgemeine Beschränkung der individuellen Freiheit stattfinden, daß der einfache Dienstcontract aus seiner natürlichen Stellung herausgerissen würde und im Schmelztiegel der Staatsgewalt eine neue Zwangsform erhielte. Solche Macht könnte nur durch die dringende Noth oder Gefährdung des öffentlichen Wohles, welche einen derartigen Eingriff gebieterisch forderte, ihre Berechtigung erhalten. Allein aus dem oben Gesagten ist die wirksame Sorge für das öffentliche Wohl, auch das materielle Wohl der arbeitenden Klasse, nicht bedingt von solcher Vergewaltigung.

Folglich, so schließen wir, da sich kein diese Ideen verwirklichender Factor auftreiben läßt, als nur in Einzelfällen das freie Zugeständniß und die freie Vereinbarung, so wird von einer thatsächlichen allgemeinen Verwirklichung Umgang zu nehmen sein.

Aber auch von einer theoretischen Befürwortung dieser Ideen, glaube ich, sollte um so mehr abgestanden werden, weil sie, in's Volk geworfen, eine Unzufriedenheit anregen oder steigern würde, welche nie zur Ruhe käme. Gemäßigtere Forderungen oder vielleicht materiell dieselben Forderungen in gemäßigter Form, dürften hingegen Wiederhall finden sowohl in dem freien Willen christlicher Arbeitgeber, als auch in den berechtigten gesetzgebenden Factoren, die etwa ihre Macht gebrauchten, um billige Ansprüche der arbeitenden Klasse auch gegen den Willen unbilliger Arbeitgeber diesen aufzuzwingen. Wenn also die übermäßige Arbeitszeit eingeschränkt, die unnatürliche Ueberbürdung bei Kinder- und Frauenarbeit verboten, die Lohnhöhe bis zu einem anständigen Auskommen der Arbeiterfamilie gebracht, der unbemittelte Arbeiter durch corporative Verbindung, mit Herzuziehung der Arbeitgeber, gegen willkürliche Entlassung, gegen ein durch Krankheit und Unglücksfälle hereinbrechendes Elend eine erträgliche Sicherheit gefunden hat, so möchten ungefähr die materiellen Schäden bezeichnet sein, deren Hebung erreicht werden kann und soll auf dem Wege der Gerechtigkeit und des staatlichen Schutzes.

Noch einmal aber wiederholen wir's, die materielle Noth mag eine große und schreiende Noth sein; dennoch ist sie nicht die größte. Größer als diese ist das moralische Verderben, in welches so Viele aus dem abhängigen Arbeiterstand hineingerissen werden. Gegen dieses müssen wir vor Allem ein offenes Auge behalten und der Kirche die freie Thätigkeit

zurückzuerobern und zu erhalten trachten, mit der sie den Strom des Verderbens stauen kann. Nur dann, wenn zugleich dieß Ziel verwirklicht wird, kann die Vorsorge für das materielle Wohl ihr Gedeihen haben.

A. Lehmkuhl S. J.

---

# Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

(Fortsetzung.)

---

## 2. Die Gründungszeit.

Die Entstehungsgeschichte des fliegenden Holländers ist für den Entwicklungsgang von Wagners künstlerischer Thätigkeit ebenso aufklärend, als sie für das Werk selbst beeinflussend war. Wagner hatte sich im Sommer 1840 auf Meyerbeers Vermittlung hin mit dem Director der großen Oper in Paris, Léon Pillet, in Verbindung gesetzt. Dieser hatte ihm auf die Annahme einer zwei- bis dreiactigen Oper Hoffnung gemacht. Zunächst sollte der Entwurf dazu eingereicht werden. Das geschah. Wagner hatte das Bild vom fliegenden Holländer, das einst bei der Fahrt durch die Scheeren an der norwegischen Küste in ihm aufgetaucht war, nicht mehr verloren. Er griff es jetzt auf und gestaltete es rasch zu einem Opernlibretto aus, welches den ungetheilten Beifall des Directors fand. Desto sonderbarer lautete jedoch dessen eigentlicher Bescheid: er sehe sich genöthigt, zunächst älteren Versprechungen gerecht zu werden und einem andern Componisten ein Textbuch zur Verfügung zu stellen. Wagner möge zu diesem Zwecke seinen so gelungenen Entwurf abtreten. Selbstverständlich war „der deutsche Musiker in Paris“ von einer solchen Zumuthung des Herrn Directors der Académie royale de musique wenig erbaut. Er protestirte Anfangs lebhaft, mußte aber endlich doch nothgedrungen nachgeben und gegen eine Geldentschädigung in die Cession einwilligen. Aus seinem Entwurfe entstand wirklich die Oper „Le vaisseau fantôme“ der Herren Fouché und Dietsch, die jedoch wenig glücklichen Erfolg hatte und bald einer würdigen Vergessenheit anheimfiel. Wagner rächte sich in seiner Art. So tief ihn die schnöde Behandlung gekränkt hatte, und so sehr er von Noth und Sorge gedrückt war, welche im Schlagschatten enttäuschter Hoffnungen nur noch

düsterer vor ihm standen: der ruhelose, thatkräftige Mann nahm seinen Holländer nun selbst vor und schuf aus ihm in nur sieben Wochen die ganze Oper. Sie ist wirklich ein Kind ihrer Zeit geworden. Die äußeren Zufälligkeiten hatten sich im Dichtercomponisten wieder einmal zu einem ästhetischen Processe umgesetzt, der dießmal von besonders entscheidender Bedeutung wurde.

Der Franzose hatte ihm die Zulassung seines Kunstschaffens verweigert. Dafür setzte er das französische Genre einfach und gründlich vor die Thüre. Er brach mit den gewohnten, herrschenden Formen der französischen Oper und schuf sich neue, deren Totalgebilde auch mit dem besten Willen sich nicht anders nennen lassen, als mit des Meisters eigenem Namen, was gewiß bezeichnend ist. Wagner begann die Wagner'sche Oper. Allererst war es der Stoff selbst, der Wagner, vielleicht unvermerkt, auf einen Boden führte, wo allein eine Operndichtung gedeihen kann. Mit dem Holländer betrat er das Gebiet der Romantik. Schon durch seine frühesten Eindrücke war er darauf hingewiesen, und in seinen Erstlingsversuchen hatte er das Terrain gewissermaßen recognoscirt. Jetzt zog er ein, um dort zu bleiben und für sein Schaffen die eigentliche Heimstätte zu gründen. Sein Genius hatte ihn richtig geführt. Wir werden später auf die Begründung dieses Satzes zurückkommen. Für jetzt handelt es sich für uns nur darum, die Thatsachen des Entwicklungsganges im Dichter und im Musiker zu markiren. Dafür ist aber eben die ganze Entstehungsweise des Holländers höchst charakteristisch. Das Erste, was in Vers und Melodie davon vollendet wurde, war die Ballade der Senta, „das verdichtete Bild des ganzen Dramas", das auch die thematischen Keime zur Composition des Ganzen in sich birgt. Auch trugen des Künstlers Lebensverhältnisse wohl das Ihrige bei, zu seinem „bleichen Phantom in düsterer Nacht" das eigenartige Tongepräge zu finden. Er konnte das zehrende Leid seiner eigenen Verlassenheit ausklingen lassen in der schmerzlichen Sehnsucht, welche den fliegenden Holländer drängt und treibt [1]. Die erste Aufführung des Holländers erfolgte in Dresden am 2. Januar 1843. Nach der Neuen Zeitschrift für Musik war die Wirkung eine außerordentliche: „die Leute waren

---

[1] Auch nach Herrn Edmund v. Hagen ist der Grundgedanke des Holländers: „Sehnen nach Ruhe aus den Stürmen des Lebens", und er reiht an seinen Satz folgenden ziemlich drolligen Excursus: „Von dieser Sehnsucht finden wir bei allen weltgeschichtlichen Völkern wie bei den einzelnen Individuen die verschiedensten Spuren. Man erinnere sich des indischen Quietismus, des Verlangens nach Nirwana, der

bald warm, bald kalt vor Schauern und Ergriffenheit". Die Begeisterung kühlte sich aber allmählich ab und machte den landläufigen Klagen über Wagners Musik Platz. Man fand den Holländer melodienkarg oder gar melodienarm, die Instrumentirung überwuchere Alles, die Musik sei im Ganzen zu düster gehalten und eher gelehrt, als gewinnend.

Die Wagnerianer zerbrechen sich natürlich über den Grund dieser Thatsachen gehörig den Kopf. Die Schröder-Devrient excellirte zu sehr, der Sänger des Holländers genügte zu wenig, das Publikum erwies sich in seinem Verständnisse unzuverlässig und beirrt durch den Abstand, der zwischen Rienzi und dem Holländer bestand. Herr Glasenapp tröstet sich damit, daß das deutsche Publikum auch an Göthe einst irre geworden sei, als er „nach dem übersprudelnden, leidenschaftlichen Götz die maßvolle Iphigenie über die Alpen sandte". Wagner war selbstverständlich über die ganze Sache genügend mißstimmt, traf aber doch das Richtige, indem er glaubte, sie würde sich bessern, das Publikum müsse erst zum Verständniß und Gefallen erzogen werden, seine Opern würden schließlich doch das deutsche Theater erobern. Interessant ist das Urtheil Berlioz', der um diese Zeit einer Aufführung des Holländers und theilweise auch des Rienzi beiwohnte. Die Sturmeffecte des Holländers fanden seinen besondern Beifall; dafür tadelte er, wohl nicht mit Unrecht, in beiden Opern den maßlosen Gebrauch des Tremolo. Denselben Vorwurf würde er ohne Zweifel auch für die spätern Werke Wagners aufrecht erhalten haben.

Kurz nach der Première des Holländers erhielt der Dichtercomponist die Stelle des verstorbenen Rastrelli als königlich sächsischer Kapellmeister und begann sein Amt auszuüben mit der Vorstellung von Glucks „Armida", die für Dresden noch ganz neu war. Es liegt nicht in der Aufgabe unserer Aufsätze, Wagner auch als Dirigenten eingehender zu betrachten. Daß er gerade in diesem Zweige seiner Kunst eine eminente Größe gewesen, läugnen selbst seine principiellsten Gegner nicht. Man hat ihn treffend den Virtuosen auf dem Orchester genannt. Die förmlich fascinirende Gewalt seines Tactstabes zeigte er den Dresdenern besonders bei der am Palmsonntage 1846 erfolgten Aufführung von

---

hellenischen Mythen von den Irrfahrten des Odysseus, der Sage vom ewigen Juden Ahasveros, des christlichen Heiligen- und Klosterlebens, der asketischen Philosophie vor Allem Arthur Schopenhauers. — ... Der Charakter des fliegenden Holländers ist eine eigenartige Mischung des Charakters des ewigen Juden mit dem des Odysseus" (Beiträge S. 215).

Beethovens neunter Symphonie im alten Opernhause. Er bewies handgreiflich, daß dieses Werk den übrigen des Großmeisters der Symphonie wohl ebenbürtig sei und nur aus Unverstand bislang mißkannt wurde. Bei Gelegenheit dieser Aufführung griff er auch zu einem Verständigungsmittel für das Publikum, welches man echt wagnerisch nennen könnte. Von seiner großartigen Energie für eine Sache bis zur förmlichen geistigen Vergewaltigung des Urtheils Anderer blieb ihm nicht selten nur ein kleiner Schritt übrig, welchen er dann nicht scheuen zu müssen glaubte. So schrieb er nun ein eigentliches erklärendes Programm, in dem er zur Bezeichnung der Hauptbestimmungen Stellen aus Göthe's Faust heranzog. Zwischen der neunten Symphonie und diesen Faustideen bestand übrigens in ihm ein interessanter Causalnexus. Anfangs 1840 hatte er in Paris bei Gelegenheit einer Orchesterprobe des Conservatoire die drei ersten Sätze dieser Symphonie gehört. Das ausgezeichnete Orchester, welches seinesgleichen nicht leicht finden mochte, hatte unter des alten Habeneck Leitung Beethovens Ideen mit so packender Kraft wiedergegeben, daß Wagner ganz hingerissen davon allsogleich selbst ein Orchesterstück entwarf und ausführte, welches er später als Faustouvertüre veröffentlichte und 22. Juli 1844 in Dresden zum ersten Male aufführte. Herr Glasenapp bemerkt zu der Thatsache etwas empfindsam: „Die mancherlei sonderbaren Mißverständnisse, zu welchen dieses Tonstück so oft solchen Hörern Anlaß gegeben hat, welche willkürliche Situationen aus Göthe's Faust in das Stimmungsbild hinein interpretirten, blieben auch dießmal nicht aus: der Hohn Mephistopheles', Gretchens versöhnende Erscheinung spukten auch jetzt in den Köpfen manches Dresdener Recensenten, und es wurde unter Anerkennung bedeutender Schönheiten als Berlioz'sche Programm-Musik abgethan, ohne weiteres Aufsehen zu erregen." Das ist sonderbar, daß Herr Glasenapp den Dresdenern es so arg verübelt, das Gleiche denken zu wollen, was sich am Ende Richard Wagner bei seiner Faustouvertüre selbst gedacht hat. Denn diese Ouvertüre „sollte eigentlich nur den ersten Satz einer großen Faustsymphonie bilden". Wenn Wagner dem ersten Satze der neunten Symphonie das „Entbehren sollst du, sollst entbehren" als Motto vorsetzen durfte, warum verbietet dann Herr Glasenapp den andern Menschenkindern, in einem Theile der ausdrücklich mit „Faust" benannten symphonischen Tondichtung seines Heros etwas von Mephistopheles und Gretchen zu suchen? Er marschirt eben in der großen Armee, welche für Wagner und seine Werke die Welt erobern will, im

ersten Gliede. Im ganzen Corps gilt aber für die Stellung Wagners zu uns andern Erdenbewohnern die wenig schmeichelhafte Maxime: Quod licet Jovi, non licet —. Mag es für Wagners Biographen auch unglaublich und schreckhaft erscheinen, der Musiker in Paris stand damals doch an der Grenze der Programm-Musik von Liszt und Berlioz. Wir sehen auch wirklich nicht ein, mit welchem Rechte man diesem Musikgenre im Sinne jener großen Künstler ästhetische Berechtigung absprechen will. Freilich zu Wagners Princip von den Leitmotiven bildet dasjenige der Erklärung von Tongebilden durch die einfachste Rede einen förmlichen Gegensatz. Was von beiden mehr Berechtigung hat, werden wir vielleicht später besprechen. Wagner hatte seiner Faust-symphonie als Motto die Faustworte vorgesetzt:

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt."

Der pessimistische Keim, welcher sich schon frühe im Denken und Urtheilen Wagners zeigt, war in Paris durch die Bitterkeit seiner Lage mächtig entwickelt worden. Er wollte nun seiner innern Pein in einem großen Tonwerke Luft machen. Es sollte der Schmerzensruf des deutschen Musikers sein, welchem, um auch mit Faust zu reden, jeder Tag die Schöpfung seiner regen Brust mit tausend Lebensfratzen hinderte. Und nimmer verläßt dieser Zug seine Werke. Selbst in den klarsten und lautersten derselben geistert sein bleicher, blasser Schein umher. Bisweilen freilich gibt gerade er den eigenartig wehmüthigen Ausdruck, der nicht zu den geringsten und letzten Reizen Wagner'scher Tongebilde gehört[1].

---

[1] Wir erinnern nur an eine Stelle in der zweiten Scene des zweiten Actes aus „Lohengrin", wo Ortrud, für Elsa Theilnahme heuchelnd, singt:

„Könntest du es erfassen,
wie dessen Art so wundersam,
der nie dich möge so verlassen,
wie er durch Zauber zu dir kam!"

Dabei tönt aus dem Orchester heraus in der höchst charakteristischen Klangfarbe des englischen Horns und der Baßclarinette die vom ersten Acte her wohlbekannte Melodie zu Lohengrins Frageverbot an Elsa:

„Nie sollst du mich befragen,
noch Wissens Sorge tragen,

Wir wollen jedoch dem eigenen Gange des Meisters nicht voraus-eilen. Zwischen den Holländer und Lohengrin tritt das dritte seiner gefeierten Werke: Tannhäuser. Allerdings, wenn wir es nicht zunächst auf den Operncomponisten abgesehen hätten, müßten wir vor Tannhäuser noch die Composition: Das Liebesmahl der Apostel, erwähnen, eine biblische Scene für Männerchor. Sie war bestimmt für das allgemeine Musikfest der sächsischen Männergesangvereine im Sommer 1843. Die Aufführung fand am 6. Juli in der Frauenkirche statt. Die Worte: „Seid getrost, ich bin euch nah', und mein Geist ist mit euch", ließ Wagner von einem an vierzig Mann starken Männerchor aus der hohen Kuppel des Kirchengewölbes herab singen. Die Wirkung war überwältigend und steigerte sich noch, als bei den Worten der Jünger: „Welch' Brausen erfüllt die Luft?" das Orchester mit eingriff. Man tadelte allerdings den Naturalismus dieses Arrangements, und wohl nicht mit Unrecht. Wagner aber scheint die Wirkungsfähigkeit desselben sich wohl gemerkt zu haben, wie seine dreifachen Chöre im Gralstempel des Parsifal beweisen. Die Kritik einer zu Augsburg in jüngster Zeit stattgefundenen Aufführung des „Liebesmahles" bezeichnete das Werk als seines Meisters würdig. Herr Glasenapp betrachtet sich dasselbe in einer Art prophetischer Perspective und meint, Wagner habe damit den Anbruch der neuen Zeit, die er ersehnte, in der Darstellung des Pfingstfestes und der Ausgießung des heiligen Geistes über die versammelten Jünger begeistert verkündigt. Wir gestehen ein, daß wir den christlichen Dogmatismus Wagners auch schon für jenen Zeitpunkt sehr gering taxiren, aber wir halten für eine solche Albernheit den genialen Mann doch für zu gescheidt.

Den Stoff zum Tannhäuser kannte Wagner noch von seiner Jugendzeit her aus der ziemlich hausbackenen Erzählung Tiecks vom Tannenhäuser. Die Erinnerung an sie wurde zur rechten Zeit wach-gerufen, als er sich in Paris mit einem neuen Entwurfe trug, der ihn jedoch vom Boden der Romantik auf den der Geschichte zurückführen sollte. Manfred, des zweiten Friedrichs Sohn, sollte der Held der Dichtung sein. Versunken in Muthlosigkeit, reißt er sich los in „lyrische Ergötzung", wirft sich nach Luceria, der Saracenencolonie im „hoch-

---

woher ich kam der Fahrt,
noch wie mein Nam' und Art."

Gegenüber der idealen Gestalt der Elsa liegt in jenem Mahnrufe der Instrumente ein Vorwurf, eine Art von Hohn, der versteckt auffordert, schon zum vornherein auch am edelsten und besten Menschenherz zu zweifeln.

heiligen Kirchenstaat", um von da aus den Kampf zu beginnen, den er so sieghaft führt, daß mit seiner Krönung der dramatische Entwurf schließen konnte. Den Geist Friedrichs II., seines (Wagners) Lieblings, wie Herr Glasenapp notirt, sollte — sehr merkwürdig, aber doch zutreffend — eine junge Saracenin „verkörpern", eine Tochter Friedrichs, herstammend aus seinem „friedlichen Aufenthalte" in Palästina. Sie erscheint als eine Art Jungfrau von Orleans, fängt zuletzt den auf Manfred gerichteten tödtlichen Streich mit ihrer Brust auf und bekennt sich sterbend als des heißgeliebten Manfred Schwester. Keine neue, aber eine, wie es scheint, dem Dichtercomponisten sehr geläufig gewordene Idee, da er ihrer auch im Tristan und der Nibelungentrilogie nicht los werden kann. Was die Moral dazu sagt, kümmerte ihn leider wenig und kommt auch bei seinem Biographen nicht in Anschlag[1]. Die Kunst ist sich ja Selbstzweck! Man braucht sich nicht lange mit R. Wagner und der ihn feiernden Literatur zu befassen, um einen neuen Beleg dafür zu haben, wie tief schädigend die Kant'sche Lehre vom Menschen als Selbstzweck besonders die ästhetischen Urtheile unter uns Deutschen beeinflußt hat. Die Saracenin sollte später wirklich zur Ausführung kommen und zwar zu besonderen Ehren der Schröder-Devrient. Allein die Künstlerin war mit dem Charakter der Heldin, wie ihn der Dichter zeichnete, nicht einverstanden. So unterblieb das Werk gänzlich, dessen einfache Aufnahme genügend zeigt, „mit wie wenig willkürlichem und absichtlichem Bewußtsein" der Dichter des fliegenden Holländers zum romantischen Stoff übergegangen war. Sein Genius hatte ihn geleitet, und eben dieser bestimmte ihn wiederum, das historische Genre zu verlassen, als ihm mitten unter den ersten Entwürfen zur Saracenin das alte deutsche Volksbuch vom „Ritter Tannhäuser" in die Hände gerieth. Besonders das alte Tannhäuserlied führte ihm das Bild des Sängers so klar und verständlich vor, daß sein schöpferischer Geist es rasch zu seinen Zwecken umzugestalten vermochte. Dazu bot ihm das Volksbuch ein Moment, welches das Tannhäuserlied nicht barg. Es brachte den Tannhäuser in eine wenn auch lose Verbindung mit dem Sängerkrieg auf der Wartburg. Eine minder fühlige Hand, wie die R. Wagners, hätte sich den dünnen Faden wohl entgleiten lassen, vielleicht ihn ungeschickt zerrissen. Er griff ihn auf, spann ihn aus und verwob ihn künstlich mit dem Stoffe des Tannhäuserliedes. Von einem „deutschen Philologen" erhielt

---

[1] Wir werden zum Schlusse unserer Wagner-Artikel den moralischen Gehalt der Wagner'schen Werke noch eingehender erörtern.

er den „Sängerkrieg auf der Wartburg" und konnte nun aus der eigentlichen Quelle schöpfen. Derselbe bildet, wie bekannt, einen Theil, gleichsam die Einleitung des alten Lohengringedichtes und ist in der Meistersängerstrophe abgefaßt, welche man Klingsohrs schwarzen Ton nennt. Wenn ein Wettgesang auf der Wartburg wirklich stattgefunden hat, was, wie Vilmar richtig bemerkt, schwerlich jemals ganz wegzuläugnen ist, dann träfe er in das Geburtsjahr der hl. Elisabeth, deren feingezeichnete Gestalt Wagner mit viel Geschick in die Personengruppe des Tannhäusers auch wirklich aufgenommen hat. Das Werk wurde jedoch in Paris nicht mehr ausgeführt. Die Sehnsucht nach der deutschen Heimath, welche ihn plötzlich allgewaltig befiel, ließ ihm keine Ruhe mehr. Wohl wird hierzu die Beschäftigung mit dem Tannhäuser und die Erinnerung an das deutsche Land Thüringen beigetragen haben. Mag man urtheilen wie man will, das muß man Wagner lassen, daß er ein echter deutscher Künstler ist. Das Verdienst kann ihm nicht bestritten werden, daß er zurückschaute nach dem vergessenen ersten Lenz des deutschen Liedes, nach dem verlorenen Rheingold deutscher Dichtung. Er ist selbst der Siegfried, dem er das Waldvöglein singen läßt:

„— Siegfried gehört
nun der Niblungen Hort:
o, fänd' in der Höhle
den Hort er jetzt!"

Er fand ihn leider nicht. Sein sonst so findiger Geist war dafür nie gebildet, frühe in's Gegentheil verbildet worden. Der Hort der alten deutschen Dichtung ist das Christenthum, das wahre, echte, gläubige Christenthum. Das ahnt nun Wagner bisweilen wohl; aber er kennt es nicht, er besitzt es nicht. Es ist nur des Goldes Glanz, der sein Dichterauge besticht, nicht des Goldes Werth, den sein dichterisches Schaffen zu heben sucht. Wenn man ihm durch seine großartigen, prächtigen Schöpfungen Schritt für Schritt nachgeht, so möchte man gar oft mit dem Waldvöglein ihm selbst zusingen:

„möcht' er den Ring sich errathen,
der macht ihn zum Walter der Welt!"

Den Schatz, den er noch in seinen harten Tagen in der fremden Weltstadt sich entgegengleißen sah, wollte er aber bei besserer Zeit in der Heimath wirklich gewinnen. Während eines Sommeraufenthaltes in Teplitz vollendete er die Dichtung und begann er auch die Composition des Tannhäusers, deren Vollendung aber noch fast zwei Jahre erheischte.

Nicht weil Wagner selbst nur lässig am Werke gearbeitet hätte, sondern weil seine nächsten Berufsgeschäfte ihn zu oft davon abzogen. Je näher indessen das neue Werk seiner Vollendung kam, desto reger wurde sein Schaffen. Eine fieberhafte Thätigkeit hatte sich seiner bemächtigt, erzeugt durch den Wahn, ein schneller Tod würde ihn nicht zum Abschlusse desselben kommen lassen. Ein merkwürdiger Gegensatz zu dem, was aus seinen letzten Lebenstagen erzählt wird. Als wahres Prestige schwebte ihm, so lange er am Werke schuf, der Gedanke vor, eine deutsche Originaloper zu gewinnen. Dieß war ja auch bereits sein Ziel gewesen, als er den fliegenden Holländer in Arbeit hatte, der, wie er einem Freunde schrieb, sicher so concipirt ist, wie ihn nie und nimmer ein Franzose oder Italiener concipirt haben würde [1]. Die erste Aufführung des Tannhäusers fand am 19. October 1845 im Dresdener Hoftheater statt. Sie hatte einen Succès d'estime, der kaum hätte ahnen lassen, daß dieses Werk mit am meisten beitragen würde, den Künstler populär zu machen. Wagner mußte sich sein Publikum erst bilden. Nur nach und nach erwärmte es sich für das Werk, welches zudem anfänglich nicht jenen packenden Schluß hatte, womit es sein Meister späterhin zu Ende führte. Wagner tröstete sich auf eine Weise, die einen tiefen Blick in seine Denkungsart werfen läßt. Das allmählich wachsende Interesse eines Theiles des Publikums kam ihm vor „wie die gutmüthige Theilnahme befreundeter Menschen an dem Schicksale eines Wahnsinnigen". Aber seinen Schaffenstrieb, seine Überzeugung, daß er doch noch durchdringen werde, ließ er sich nicht verkürzen. Es würde uns zu weit führen, näher auf das Werk selbst einzugehen, an dem die Charakterzüge der Wagner'schen Kunst schon bedeutend hervortreten, und aus welchem besonders die Gewandtheit seines Dichters für dramatische Wirkung entschieden hervorsticht. In Bezug auf die erste Scene sind ernste moralische Bedenken gewiß begründet, wenn man auch zugeben mag, daß eine decente Inscenirung sie in knapperen Schranken zu halten vermag. Schlüpfrigkeit wurde ihr schon nach der ersten Vorstellung vorgeworfen.

[1] Daß Wagners Musik einen echt nationalen Typus hat, läßt sich gewiß nicht läugnen. Allein die feindselige Stellung, welche insbesondere die Franzosen gegen dieselbe einnehmen zu müssen glaubten, erklärt sich daraus doch nicht genügend. Vielmehr hat daran der verletzende, maßlose Ton, den der Schriftsteller Wagner gegen die Franzosen anschlug, den größten Antheil. Wenn man liest, was Wagner von den Franzosen sagt, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß diese ihm nicht besonders hold sind. Trotz alledem wird heutzutage in den Pariser Salons Wagner'sche Musik gewünscht und gesucht.

Minder bedeutend scheint uns der Vorwurf, der aus der Erzählung des zurückkehrenden Tannhäusers gemacht wird:

„Wie dieser Stab in meiner Hand
nie mehr sich schmückt mit frischem Grün,
kann aus der Hölle heißem Brand
Erlösung nimmer dir erblüh'n!"

So würde freilich ein römischer Papst nimmer sprechen. Allein der Dichter hat kaum etwas Anderes sagen wollen, als was das alte Tannhäuserlied in seiner glatten Weise ihm vorgesagt hat:

„Der Papst hält einen Stecken weiß,
der war von dürrem Zweige:
‚Wenn dieser Stecken Blätter trägt,
so mag dir Gott verzeihen!'"

Das religiöse Element tritt, Parsifal ausgenommen, in keiner Oper Wagners so in den Vordergrund und überdieß mit so entschieden katholischem Gepräge, wie im Tannhäuser. Wir weisen nur hin auf das Gebet der Elisabeth, welches sich nach seiner ganzen Haltung über die unvermeidliche preghiera der italienischen und französischen Oper himmelhoch erhebt. Treffend ist vom Dichter der Ton der Pilgerlieder eingehalten. Schon ihre erste Strophe möchte sich für jedes Wallfahrtsbüchlein sehr wohl schicken:

„Zu dir wall' ich, mein Jesus Christ,
der du des Sünders Hoffnung bist!
Gelobt sei Jungfrau, süß und rein,
der Wallfahrt wolle günstig sein!"

Ein rasch geführter, echt katholischer Zug ist endlich auch die Anrufung des Namens Maria durch Tannhäuser, um sich aus den bösen Zauberbanden der Herrin des Hörselberges zu befreien. Schon das Tannhäuserlied bringt diesen Zug:

„Frau Venus, nein, das will ich nicht,
ich mag nicht länger bleiben.
Maria, Mutter, reine Magd,
Nun hilf mir von den Weiben!"

Tieck hatte davon natürlich keine Notiz genommen. Wagner war jedoch nicht der Mann, einen so effectvollen Moment sich entgehen zu lassen, und wußte ihn zu hochdramatischer Wirkung auszunützen. Wie verständig aber die protestantische Kritik Dingen gegenübersteht, die aus katholischer Anschauung hervorgehen, zeigt ein damaliges Referat der Neuen Zeitschrift für Musik. Der Recensent meinte, Wagner habe in

einem schwachen Augenblicke sogar den richtigen Namen der Elisabeth vergessen und des Landgrafen Nichte Maria nennen lassen. „Unwillkürlich sieht man auf den Zettel, um zu erfahren, wer diese Maria ist.“ Das ist unbedingt unwillkürlich eine drollige Bemerkung. Ein anderer dieser Herren, der „widerspruchsvolle Grässe“, wie ihn Glasenapp bei dem Leser einführt, ist besonders indignirt darüber, daß Wagner seinen Tannhäuser nicht in den Venusberg zurückführt. Er nennt die Änderung, welche Wagner mit dem Ausgange des Tannhäuserliedes vornahm, eine „frömmelnde Verballhornung der großartigen hochpoetischen Rückkehr des Tannhäuser zur Frau Venus im deutschen Volksliede“. Der Ruf: Heilige Elisabeth, bitte für mich! brachte diese Leute aus ihrem ästhetischen Gleichgewicht. Ob der „widerspruchsvolle Grässe“ auch ahnte, daß Wagners Musik zu dieser „Verballhornung“ eigentlich nichts Anderes ist, als die, wir möchten sagen, wagnerisch umgebildete Choralgesangsweise der Anrufungen aus der katholischen Lauretanischen Litanei? Wagner hat in seinen Werken noch öfter und zwar höchst geschickt solche Griffe in die kirchliche Musik gethan. Er wußte die großen Meister derselben wohl zu schätzen und zählte seiner Zeit zu den Subscribenten der „Musica divina“ von Dr. Proske. Die Perle der Compositionen Pierluigi's — das unvergleichliche Stabat mater — fand durch ihn eine von tiefem, liebevollem Eingehen in das Kunstwerk zeugende Edition[1]. In seinem „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen“ weist er auf Palestrina und seine Schule als die Blüthe und Vollendung der Kirchenmusik hin und bekämpft die Instrumentalmusik in der Kirche. Ihre Einführung gilt ihm als der erste Schritt zum Verfall echten Kirchengesanges. Diese Worte sind um so bedeutsamer, als sie in einer Zeit geschrieben wurden (1848), wo noch kein

[1] Wie sehr diese ergreifenden Klänge zur Trauerklage der Gottesmutter sich ihm eingeprägt hatten, verräth er selbst im „Parsifal“. Da, wo Gurnemanz den wiederkehrenden Parsifal fragt: „Weißt du denn nicht, welch heil'ger Tag heut' ist? ... daß heute der allerheiligste Charfreitag ist?“ gibt das Orchester sein erklärendes Geleite mit den Anfangs-Accorden des Stabat mater Palestrina's. Nur im ersten Accorde weicht er von seinem Originale insoweit ab, daß er zum besseren Gefüge den kleinen Dreiklang eintreten läßt. Wagner hätte wohl kaum zu behaupten gewagt, durch falsches Tempo und falschen Vortrag aus ganzen Seiten der Partitur des Stabat mater einen Marsch machen zu können. Er begnügte sich, seinen Schopenhauer-Hartmann'schen Sinn zu constatiren, wenn er das „paradisi gloria“ möglichst im pp ersterben und verklingen läßt. Sein Credo schließt eben:

ertrinken — versinken —
unbewußt — höchste Lust!

Cäcilienverein der Profanirung kirchlicher Tonkunst ein Ende zu machen beschlossen hatte, und wo die Meisterwerke der Alten noch nicht wieder zu jenen Ehren gelangt waren, welche man ihnen jetzt zollt. Ihre Schätze mögen sich für R. Wagner vielleicht auch erst in Dresden erschlossen haben. Wenigstens berichtet Glasenapp, daß der dortige Chordirector Fischer, dessen interesseloser Hingabe an Wagners Sache dieser sehr viel zu danken hatte, aus besonderer Liebhaberei die Meisterwerke älterer Meister sauber zu copiren pflegte, um, wie er Wagner selbst versicherte, ein kostbares Tonwerk auf diese Weise gründlich zu studiren. Wir hätten hier einen jener zufälligen Einflüsse, welche, wie wir sahen, für unseres Künstlers Entwicklungsgang von wesentlichem Einflusse waren.

Wagner scheint überhaupt in jener Zeit stark in den Kreis religiöser Ideen gezogen worden zu sein, oder vielmehr diese in seinen Kreis gezogen zu haben. So soll, wie wenigstens dem „Berliner Tageblatt" von München aus versichert wurde, die Conception zum „Büßer" schon damals entstanden sein. Angeregt jedoch durch den Stoff der Gralssage, hätte der Dichter die Brahmasage wieder fallen lassen. Auch mit einem Werke „Jesus von Nazareth" trug er sich in den letzten Zeiten. Es wäre, wie Glasenapp bemerkt, die Tragödie der Verneinung des Willens zum Leben, das Gedicht der entschiedensten Todessehnsucht gewesen, die er damals empfand, der Ausdruck der Faust'schen Stimmung, in der ihm der Tod erwünscht, das Leben verhaßt war. „Das Selbstopfer seines Helden gewann ihm in seiner damaligen Stimmung nur den Sinn der Verneinung der lieblosen Allgemeinheit." So sprechen die in der Wolle gefärbten Wagnerianer von der Erlösungsidee des Gottmenschen. Sie sprechen indessen nur dem Meister nach, der in seinem Aufsatze „Eine Mittheilung an meine Freunde" seinen Standpunkt zu diesem dramatischen Entwurfe mit erwünschter Klarheit präcisirt. „Es reizte mich nur, die Natur Jesu, wie sie unserem, der Bewegung des Lebens zugewandten Bewußtsein deutlich geworden ist, in der Weise darzuthun, daß das Selbstopfer Jesus nur die unvollkommene Äußerung desjenigen menschlichen Triebes sei, der das Individuum zur Empörung gegen eine lieblose Allgemeinheit drängt, zu einer Empörung, die der durchaus Einzelne allerdings nur durch Selbstvernichtung beschließen kann, die gerade aus dieser Selbstvernichtung heraus aber doch ihre wahre Natur dahin kundgibt, daß sie wirklich nicht auf den eigenen Tod, sondern auf die Verneinung der lieblosen Allgemeinheit ausging."

Der Plan wurde nicht ausgeführt. Nach Glasenapp wurde er wegen seiner Unaufführbarkeit bei Seite gelegt. Dr. Hausegger begnügt sich mit diesem unphilosophischen Grunde nicht. Nach ihm ließ Wagner den Gedanken fallen, „da die von ihm beabsichtigte Bedeutung des Stoffes nur den modernen Zuständen gegenüber von Wirkung sein könnte". Er entnimmt daraus, daß es den Dichter drängte, „seinem Schaffen auch eine allgemeine, für alle Zeiten giltige Idee zu verleihen". Herr Edmund v. Hagen darf sich aber Glück wünschen, daß der Meister diese That nicht vollbracht hat. Er müßte ja ein formaler Wagner-Protestant werden. In jener geharnischten Vorrede, von deren delicater Courtoisie wir unsern Lesern schon ein Pröbchen brachten, schreibt er: „Wir protestiren gegen den Krieg, wir protestiren gegen die Thiertödtung, wir protestiren gegen das Herodias- und Magdalenenthum, wir protestiren gegen die ganze Lehre von der Sünde und Buße, wir protestiren gegen jedwede Kreuzigung." Wirklich schauten wir uns bei dieser energischen Protestation nochmals den rosafarbigen Umschlag der „Beiträge zur Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst" genau an, ob er wirklich die Zahl 1883 trage? Es ist unläugbar so. Der arme Herr v. Hagen! Ist ihm denn die Kundry im „Parsifal" unbekannt? Sie ist doch selbst nach des Herrn v. Wolzogen Erklärung „identificirt mit der Herodias der deutschen Sage". Was aber das Magdalenenthum der wilden Reiterin des Grales anbelangt, so meinte der gewiß unverfängliche musikalische Berichterstatter der Wiener Allgemeinen Zeitung, das Misch- und Mißgeschöpf Kundry spiele „bei passender Gelegenheit ein wenig Maria Magdalena und Maria von Bethanien". Herr v. Hagen müßte also auch Kundry aus „Parsifal" hinausprotestiren. Was wäre aber Parsifal ohne Kundry? So bleibt denn dem Auctor der Einsicht in das Wesen der Wagner'schen Kunst kaum etwas Anderes übrig, als den Manen Wagners ein Sacrificio del intelletto nachzuschicken. Die Meistersinger mögen ihm dazu ihr artiges Sprüchlein singen, womit sie den Walter von Stolzing abthun. Freilich wird das einen Mann nicht stören, der uns unverfroren versichert: „Es liegt im Wesen des großen Geistes, namentlich des ästhetischen Genies, ungestört zu bleiben, während es kleine Geister nicht geniren soll, gestört zu werden."

Wir unsererseits müssen gestehen, daß es uns sehr genirt, durch Herrn v. Hagen selbst in unserer ziemlich lebhaften Sympathie für jenes Werk des Meisters gestört worden zu sein, welchem unstreitig die vox populi die Krone zugesprochen hat. Wir meinen die Oper „Lohengrin" —

diese so geistvoll erfaßte, so sinnig und formgewandt ausgeführte, zur idealen Vollendung emporgehobene Kunstschöpfung R. Wagners. Sie hat uns immer angemuthet, wie das Scenenbild ihres ersten Actes. Gleich einer schönen blumigen Au breitet sich die Dichtung vor uns aus. Ein reicher, mächtiger Fluß zieht die Musik dahin und trägt ihr Leben und Weben hinein in die frühlingsfrische Au, über der das warme Sonnenlicht der frommgläubigen mittelalterlichen Romantik liegt. Doch: Nihil ab omni parte beatum, schreibt auch Herr Edmund v. Hagen. Kleine Geister darf es nicht geniren, gestört zu werden! Darum citirt er gewissenhaft aus Wagners „drei Operndichtungen", was der Dichtercomponist von der Genesis seiner Dichtung zu erzählen weiß:

„Das mittelalterliche Gedicht brachte mir den Lohengrin in einer zwielichtig mystischen Gestalt zu, die mich mit Mißtrauen und dem gewissen Widerwillen erfüllte, den wir beim Anblicke der geschnitzten und bemalten Heiligen an den Heerstraßen und in den Kirchen katholischer Länder empfinden. Erst als der unmittelbare Eindruck dieser Lectüre sich mir verwischt hatte, tauchte die Gestalt des Lohengrin wiederholt und mit wachsender Anziehungskraft in mir auf; und diese Kraft gewann von außen her namentlich auch dadurch Nahrung, daß ich den Lohengrin-Mythos in seinen einfacheren Zügen und zugleich nach seiner tieferen Bedeutung als ein eigentliches Gedicht des Volkes kennen lernte, wie er aus den läuternden Forschungen der neueren Sagenkunde hervorgegangen ist. Nachdem ich ihn so als ein edles Gedicht des sehnsüchtigen menschlichen Verlangens ersehen hatte, das seinen Keim keineswegs nur im christlichen Übernatürlichkeitshange, sondern in der wahrhaftesten menschlichen Natur überhaupt hat, ward diese Gestalt mir immer vertrauter, und der Drang, um der Kundgebung meines eigenen inneren Verlangens willen mich ihrer zu bemächtigen, immer stärker, so daß er zur Zeit der Vollendung meines Tannhäusers geradewegs zur heftig drängenden Noth ward, die jeden anderen Versuch, mich ihrer Gewalt zu entziehen, gebieterisch von mir wies."

Also erst, nachdem der tiefere Inhalt des Kunstwerkes seinem heimathlichen Boden entfremdet, nachdem er „wagnerisch" zurechtgelegt worden, wird ihm die künstlerische Form angemessen, nicht um seiner selbst willen, sondern „um der Kundgebung meines eigenen inneren Verlangens". Das sind Worte, welche wir bei keinem der folgenden Werke des Dichtercomponisten vergessen dürfen. Wagner verwechselt den Inhalt des Kunstwerkes mit der Tendenz des Meisters. Die kalleotechnische Conception

ist ihm nicht die künstlerische Gestaltung objectiver Wahrheiten zur kunstschönen Darstellung, sondern nur das subjectivste Raisonnement, welches der objectiven Wahrheit die Form entnimmt, um sie in kunstschöner Umgestaltung zur Darstellung des eigenen inneren Verlangens zu benützen.

Der furor divinus, welcher nach altem Spruch den Künstler zu seinem Werke drängt, ist bei Wagner nicht die Begeisterung für die Idee desselben, sondern der „starke Drang", „die heftig drängende Noth", sich dieser zu bemächtigen zur Kundgebung des eigenen inneren Verlangens.

Es erklärt sich nun auch, warum Wagner jedem seiner bedeutenderen Werke einen eigenen Commentar auf den Weg mitgab. Nicht als ob die Werke diesen brauchten. Sie sind zu viel Kunstwerke, um nicht, was jedem echten Kunstwerk eigen ist, aus sich selbst verstanden zu werden. Wagner fürchtet aber seinen eigenen Genius und schickt ihm darum einen papierenen Vorreiter voraus, welcher uns sagen soll, daß wir ja nicht über dem Kunstwerk den Meister vergessen dürften, daß wir wohl zu beherzigen hätten, wie nicht die Idee des Werkes, sondern das innere Verlangen seines Meisters uns kundgegeben werden solle.

Es war immer ein Glück für Meister und Publikum, daß man gewöhnlich den Vorreiter reiten ließ, wohin er wollte, und nur auf den Flug des Genius achtete, der sicheren Zuges ihm folgte. So blieb dem Meister die Ehre, dem Publikum der ungetrübte Genuß.

Der Lohengrin bedurfte eines solchen Laufzettels am allerwenigsten. Wir haben bereits Gounod's Urtheil über ihn und Tannhäuser angeführt. Nicht minder ehrenvoll, aber, wie zu erwarten steht, geistreicher gefaßt, lautet dasjenige von Ambros: „Der Partitur des Tannhäuser und des Lohengrin hätte Wagner getrost beischreiben können, was jener griechische Maler seinen Gemälden beischrieb: ‚Man wird es leichter tadeln als nachahmen.' Mit diesen Partituren unter dem Arme mag sich Wagner seine Stelle bei jenen suchen, welche den Ehrennamen Künstler im edelsten Sinne verdienen." Und so ist es. Momente wie das Gebet Elsa's:

„Laß mich ihn seh'n, wie ich ihn sah,
wie ich ihn sah, sei er mir nah'!"

oder wie das Gebet vor dem Kampfe, oder wie Lohengrins Scheidegruß, sind unverwelklich schöne Blüthen dramatischer und musikalischer Kunst. Es leuchtet an solchen Stellen auch in der Melodie etwas unbeschreiblich Schönes auf. Man hat bekanntlich den Brautchor trivial gefunden.

Ambros bemerkt dagegen: „Gemein und trivial wird Wagner nie. Wenn Gegner es vom Brautliede im Lohengrin doch behauptet haben, so ist es schwer, was sie dann nicht gemein finden. In Mozart, Weber und Beethoven müßten sie dann wenigstens gewaltig aufräumen, und selbst den sehr aristokratischen Gluck und den fein zierlichen Mendelssohn dürften sie nicht verschonen." Wagners melodische Erfindung ist, wie ebenfalls Ambros urtheilt, nicht eben reich; aber seine Melodie ist edel, ausdrucksvoll, kräftig. Im Entwicklungsgang des Dichtercomponisten nimmt diese Oper eine hervorragende Stelle ein. Gibt es ja doch der Urtheilsfähigen genug, welche entweder im Lohengrin schlechterdings den Zenith des Wagnergestirns sehen, oder doch bedauern, daß Wagner diese glückliche Bahn verlassen hat. Freilich, Leute vom Schlage des Herrn v. Hagen werden gegen solche Lehre protestiren, als wäre sie „von der Sünde und Buße und jedweder Kreuzigung". Während der gewöhnliche Kunstverständige sein Genügen findet in dem trefflich gezeichneten, fromm zarten Frauenbilde Elsa's, spintisirt der echte Wagnerianer über den etymologischen Zusammenhang zwischen Elsa und Elsaß, Lohengrin und Lothringen, und wie Elsa-Lohengrin sich zu Elsaß-Lothringen verhalte [1]. Der Meister selbst hat es ja nicht besser gemacht. Nachdem er sein duftiges Bild geschaffen, trifft es sogleich sein eigener Mißmuth, dem es nie und nirgends wohl wird. Darum greift er zur Feder und raisonnirt so lange über Willkürliches und Unwillkürliches, Bewußtes und Unbewußtes, bis er in Elsa nur noch „die nothwendigste Wesensäußerung der reinsten sinnlichen Unwillkür" sieht. „Elsa hat mich zum vollständigsten Revolutionär gemacht. Sie war der Geist des Volkes, nach dem ich auch als künstlerischer Mensch zu meiner Erlösung verlangte." Welch ein wirres Gerede! Wie einfach erscheint diese Elsa dagegen in der Dichtung selbst, wie natürlich ist die Entwicklung, die sie zur unheilvollen Frage bringt, und wiederum wie selbstverständlich die Lösung, die jene findet! Das ist Poesie! So hat sich die Sache auch der alte Dichter gedacht. Wozu den Schopenhauer-Hartmann'schen Jargon, um etwas zu erklären, was sich von selbst versteht? Soll Elsa besser sein, als Eva im Paradiese? Wagner kann wahrlich von sich selbst sagen, was er seinen Holländer singen läßt:

„Das Einz'ge nur, nach dem ich brenne —
ich find' es nicht, mein Heimathland! —"

---

[1] E. v. Hagen a. a. O. S. 15, „Nachträgliche Anmerkung".

Ihm vor Allem müßte Elsa singen:

„Laß zu dem Glauben dich bekehren:
es gibt ein Glück, das ohne Reu'!"

Nur noch einige Bemerkungen über Lohengrin. Der Dichter hat auch hier mit Glück den richtigen Boden gefunden. Der dramatische Aufbau des Werkes zeigt besonders im ersten Acte den großen Meister. „Man mag zusehen," sagt Ambros, „ob man, was echt dramatische Wirkung betrifft, sehr viele Seitenstücke dazu finden wird!" In der Musik tritt das Wagner'sche Element der Leitmotive nicht als neu, aber doch in entschieden ausgedehnterem Maße auf [1]. Wir haben oben nach Wagners eigenem Geständnisse berichtet, daß bei der Composition des fliegenden Holländers um die Senta-Ballade das übrige Werk sich herumkrystallisirt, beziehungsweise aus ihr sich entwickelt habe. Ähnliches fand offenbar auch beim Lohengrin statt. Es ist die Ballade vom heiligen Gral und ihre feingewählte Weise, um welche sich die musikalische Dichtung als um ihren Kern legt und aus welcher sie sich als aus ihrem Keim entwickelt. Schon das Vorspiel zeigt, was Wagner in dieser Sache kann und will. Das Gralmotiv entschwebt erst leise und in höchsten Höhen den sanften Saiteninstrumenten, um dann in tiefere Tonlagen herabzusteigen und von den verschiedenen Blasinstrumenten nach feinster Wahl aufgenommen zu werden, bis es endlich in ganzer Macht und Pracht eines Wagner'schen Orchesters gleichsam im Erdenthal niedergestellt wird. „Die wunderbare Darniederkunft des Grals im Geleite der Engelschaar, seine Übergabe an hochbeglückte Menschen wählte sich der Tondichter des Lohengrin als Einleitung für sein Drama zum Gegenstande einer Darstellung in Tönen." So interpretirt Wagner selbst sein Tongemälde. Es bedarf der Worte jedoch nicht, es ist aus sich selbst genügend verständlich. Man vergleiche auch dazu die Stelle aus der Schluß-Scene der Oper, wo, nach dem furibunden Satze der Ortrud:

„Fahr' heim, du stolzer Helde!" —

während der scheidende Gralsritter im stummen Gebete auf die Kniee sinkt, das Gralmotiv in der Klangfülle des gesammten Orchesters plötzlich gleichsam aufleuchtet, wie wenn aus schwerer Wetternacht mit einem-

[1] Über das Wesen und den ästhetischen Gehalt der sogenannten Leitmotive, als eines specifisch Wagner'schen Kunstmittels, werden wir noch besonders handeln. Im Lohengrin scheint es uns charakterisirt durch das Maßvolle und die Verständlichkeit seines Gebrauches — Eigenschaften, welche in Wagner'schen Kunstgebilden doppelt hoch anzurechnen sind.

mal für einen Augenblick die Sonne in vollem Glanze hervortritt. Nicht weit davon findet sich eine andere Stelle, welche deutlich zeigt, wie geschickt Wagner seine musikalische Bildersprache zu wenden versteht. Wo beim Wiedererscheinen des Schwans mit leerem Nachen das längst geläufig gewordene Lohengrin-Motiv auftritt, ertönt es urplötzlich in Moll, um, in den für solche Situationen bei Wagner fast obligaten Quartsext-Accord sich ausspinnend, eine einfache und doch ergreifende Klangstütze zu bieten für Elsa's Schreckensruf:

„Entsetzlich! ha! der Schwan!"

Wir können aber unsere Charakterisirung seiner künstlerischen Entwicklungsstufe in der Lohengrin-Schöpfung nicht schließen, ohne noch auf eine andere Eigenthümlichkeit Wagner'scher Kunst aufmerksam gemacht zu haben, welche eben auch im Lohengrin deutlicher als in den früheren Werken hervortritt. Es ist dieß die Polyphonie des Tonsatzes. Die Polyphonie Wagners ist nicht die der Meister des 16. Jahrhunderts. Diese bestand in der Nachahmung der zu Grunde gelegten Melodie, jene Wagners baut mehrere, wir möchten sagen autonome Melodien übereinander, und dieß nicht bloß in den Singstimmen, sondern auch überaus großartig und wirksam im Orchester. Wir zögern aber keinen Augenblick, anzunehmen, daß die Bekanntschaft mit den Meisterwerken des Palestrina-Stiles in Wagner die befruchtende Idee dazu legte. Ein Genie, wie das seine, brauchte nur einmal eine Messe Pierluigi's oder Lasso's gehört zu haben, um ihre Vortheile rasch zu erkennen und mit beispielloser Energie sich dienstbar zu machen. Herr Edmund v. Hagen schreibt: „Bei den Worten: ‚bei dem Ringe soll er mein gedenken . . .' durchschauerte mich stets der Gedanke an Wagners Unsterblichkeit. Ja, fürwahr, bei dem ‚Ring der Nibelungen' wird die Menschheit Wagners gedenken, so lange es eine Menschheit gibt." Wir haben nun die Schauderprärogative eines Wagnerianers schlechterdings nicht, dachten auch, ehe wir das Glück hatten, in den augenöffnenden Paradiesapfel der Hagen-schen Schrift beißen zu dürfen, nicht einmal daran, uns bei der idealschönen Musik der Abschiedsworte Lohengrins an den Nibelungenring erinnern zu sollen; wir wissen auch nicht, ob man, so lange es eine Menschheit gibt, an Wagner überhaupt denken wird; das aber glauben wir, daß „Lohengrin" eines jener Kunstwerke ist, die ihren Reiz und ihre Kraft nie ganz verlieren werden, so lange man sie nur kennt.

Wagner hatte die Dichtung im Winter 1845—1846 geschaffen; im Sommer 1846 wurde die Composition flüchtig entworfen. Die Ausführung

derselben begann er mit dem dritten Acte im September, kam aber erst im März 1847 damit zum Abschlusse. In nicht ganz vier Wochen wurde dann der erste Act und zwischen 18. Juni und 2. August der zweite Act vollendet. Auf den 28. August fällt die wirklich „weihevolle Stunde", in der das Vorspiel entstand. Die Aufführung des Lohengrin schob sich über das erste und zweite Jahr seines Daseins hinaus. Am 5. Mai 1849 mußte Wagner aus Dresden flüchten. Die Preußen nahten. Er war rother Revolutionär geworden. Er sagt, die Elsa habe es ihm so angethan.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Schmid S. J.

---

# Die Blumenfarben und der Darwinismus.

---

Mit Recht kann man die Pflanzenwelt das Reich der Farben nennen. In ihren Blüthen entfalten die Pflanzen einen Reichthum von Farbentönen und Farbenharmonie, welcher, gehoben durch die Gestalt der Blüthen, der decorativen Kunst zum Ausgangspunkt gedient hat und deren stetes Muster bleiben wird. Wo fanden sich je Plastik und Decoration zu einem symmetrischen Ganzen glücklicher vereinigt, als in den bekannten Blüthen der Passionsblume? Und wer hätte nicht schon in unseren Warmhäusern die Pracht der tropischen Orchideen in Gestalt und Farbe bewundert? Indessen ist es keineswegs nur die Tropenwelt, welche solchen Farbenreichthum hervorzaubert. Im Gegentheil, nach dem Urtheil tropenkundiger Forscher hat die Flora der gemäßigten Zonen sogar eine relativ größere Farbenfülle vor jener voraus. Damit soll nicht geläugnet werden, daß die wärmeren Erdstriche nicht eine absolut reichere Vegetation haben, noch auch, daß in denselben Blüthen angetroffen werden, die an Farbe und Pracht geradezu Alles übertreffen, was anderswo vorkommt — nur das dürfen wir als Auszeichnung unserer Zone ansehen: im Vergleich zum ganzen Bestande der Vegetation ist die Zahl der farbenprächtigen Blüthen bei uns größer als unter den Tropen. Mögen also auch die wärmeren Himmelsstriche unsere kälteren Zonen übertreffen in der reicheren Zeichnung mancher Blüthen oder in der üppigeren Plastik vieler derselben: die Reinheit der Farbentöne, die Har-

monie ihrer Gruppirung und die Eleganz der Zeichnung fehlt auch unserer Blüthenflora nicht. Die leuchtenden oder glühenden Strahlen der tropischen Sonne mögen Manches besser leisten, als die schwächeren höherer Breiten. Das Farbenmischen gelingt ihnen auch bei uns noch in hohem Grade.

Wenn man vor einem Kunstwerk des berühmten Blumenmalers Br. Seghers steht und die Zartheit in Farbe und Zeichnung bewundert, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, wie denn doch die herrliche, von jeglicher Kunst unerreichte Malerei der Originale selbst zu Stande gekommen sei. Von dem Geschick dieses großen Blumenmalers der Natur überzeugt uns jede Blüthe, das unscheinbare Veilchen und die stolze Kaiserkrone, davon reden laut die Wiesen und Felder aller Himmelsstriche. „Wer malte die Blumen?“ Wenn wir diese Frage mit der Kinderfibel stellen, so brauchen wir uns weder ihrer Discussion noch der kindlich-naiven Antwort auf dieselbe zu schämen; denn von einer anthropomorphischen Auffassung sind wir ebenso weit entfernt wie Jener, der den himmlischen Vater die Lilien des Feldes in ihre Pracht und Herrlichkeit kleiden läßt. An der Gefahr eines solchen Mißverständnisses leidet freilich die moderne Ansicht nicht, welche die Insekten als Blumenmaler bei uns einbürgern möchte. Natürlich handelt es sich in der ganzen Frage nicht darum, wie jetzt die Farbstoffe in den einzelnen Blumenblättern zur Zeit der Knospenentfaltung entstehen — das ist eine rein physiologische Aufgabe. Wir leben im Zeitalter der Entwickelungstheorien, und da gestaltet sich die Frage also: Wie sind überhaupt Pflanzen zu farbigen Blumenblättern gekommen? Bis vor wenigen Jahrzehnten würde man, ohne Anstoß zu finden oder zu erregen, geantwortet haben: Dieselben wurden mit den Pflanzen erschaffen. Das soll nun heutzutage veraltet sein. Seitdem überhaupt an Stelle des Schöpfungsbegriffes jener der Entwickelung getreten sei, könne es sich nur noch darum handeln, den Weg dieser Entwickelung auch für die Blumenfarben auszuspüren. Und wie in vielen anderen Fällen, so wird natürlich auch hier Darwin als Vater dieser neuen Ideen gepriesen. Es ist in der That ein echt darwinistischer Gedanke, daß unseren Blumen die Farben von den Insekten angezüchtet seien. „Wir schulden,“ so sagt John Lubbock in seinem neuesten Werke, „den Bienen und anderen Insekten die Pracht unserer Gärten und die Schönheit unserer Fluren. Ihnen verdanken die Blumen Wohlgeruch und Farbe, überhaupt ihre ganze Existenz. Nicht nur haben sich die jetzige Gestalt und Umriß, die

glänzenden Farben, der süße Duft und Honig der Blüthen allmählich durch die unbewußte Auswahl der Insekten entwickelt, auch die Gruppirung der Farben in Ringbänder oder Strahlenlinien, Gestalt, Größe und Stellung der Blumenblätter, die Lage von Staubfäden und Griffel, alles das ist eingerichtet mit Rücksicht auf die Insektenbesuche und zwar so, daß die große Aufgabe dieser Besuche möglichst sichergestellt werde."[1] Farbkasten, Palette und Pinsel gebrauchen also die Insekten nicht; auch ihr sonst so erprobtes Künstlertalent kommt weder bei der Farbenwahl noch bei der Zeichnung, weder als „bewußter Verstand" noch als unbewußtes „Hellsehen" im Sinne Hartmanns irgendwie zur Geltung; sie malen, ohne es zu wissen und zu wollen, sie malen — doch nein, im Grunde ist es ihr Appetit, der malt. Denn die große Aufgabe der Insektenbesucher, von der Lubbock spricht, ist keine andere, als die Bestäubung der Blüthen durch Vermittelung der Insekten. Wie es nun der Gärtner in vielen Fällen in seiner Gewalt hat, herrliche Farbenvarietäten einer Blume durch geeignete Auswahl zur Bestäubung zu erzielen, so soll auch die Insektenbestäubung ein mächtiges Förderungsmittel der Blüthenbildung überhaupt, dann aber insbesondere der Farbenentfaltung sein. „Die Insekten," so hat schon vor Lubbock Hermann Müller im Kosmos vorgetragen, „haben aus der kleinen, schmucklosen Windblüthe vorzugsweise verhältnißmäßig großhüllige, buntgefärbte Blumen gezüchtet." — „Alle unsere Blumen sind Producte der combinirten Wirkung zweier verschiedener Züchtungsarten. Die unmittelbar nur den besuchenden Insekten nützlichen Eigenschaften der Blumen (bunte Farbe, Gerüche, Obdach, Genußmittel, Schutzmittel derselben gegen unberufene Gäste und Wetterungunst, Erleichterungsmittel für ihre Ausbreitung durch die berufenen Gäste) sind hauptsächlich durch die Blumenauswahl der Insekten ... gezüchtet worden."[2] Mag das Resultat nun eine „Ausprägung der Blumenfarben" oder eine „Entwickelung" derselben genannt werden, der ganze Versuch ist nichts anderes als ein Vorstoß der mechanischen Naturauffassung auf einem eminent teleologischen Gebiete. Die passenden Einrichtungen, welche die Blüthenpflanzen in so hervorragender Weise für die Befruchtung durch Insekten darbieten, müssen um jeden Preis eine andere Erklärung als die rein teleologische finden, das ist die offen eingestandene Losung. In der Annahme allmählicher Heranzüchtung derselben durch die Insekten selbst glaubt man mit

[1] British wild Flowers in relation to Insects, p. 45.

[2] Kosmos, III. S. 318. 498.

Umgehung jeglichen zielbewußten Planes, mit Ausschluß jeder unmittelbaren oder mittelbaren schöpferischen Thätigkeit, eine rein mechanische Entstehung nachweisen zu können. Die Entstehung der Blumenfarben ist demnach nur ein specielles Problem nicht nur der Blumenbildung, sondern überhaupt der gesammten Naturentwickelung — ein concreter Fall, in welchem sich alle Hauptfragen widerspiegeln, der aber seines besonderen Interesses wegen mehr als viele andere die falschen Ansichten der mechanischen Naturauffassung zu verbreiten geeignet ist.

Die Vertheidiger dieser Naturauffassung sind einzig auf die jetzt obwaltenden Verhältnisse und Einrichtungen der Naturkörper angewiesen, wollen sie ihre Annahme beweisen; so auch wir, wenn wir es unternehmen, dieselbe zu widerlegen. Eine Untersuchung über die mögliche Entstehungsweise der Blumenfarben hat demnach deren gesammte Natur und Bedeutung zum Ausgangspunkt. Wir werden daher vorzugsweise zu beachten haben: 1) die Bedeutung der farbigen Blüthen für die Pflanze oder den biologischen Werth der Blumenfarben, und 2) die Natur der Blüthenfarben in sich, oder den physiologischen Charakter derselben. Wenn irgend etwas noch im Stande ist, uns Aufschluß zu geben über die Art der Entstehung farbiger Blüthen, dann muß es sich in einem dieser beiden Theile finden. Dessen können wir um so mehr versichert sein, als unseren Gegnern schon der erste Theil, die jetzige Bedeutung der farbigen Blüthen für die Pflanze, genügt, um daraufhin die mechanische Entwickelungstheorie zu construiren.

1. Der biologische Werth der Blumenfarben stellt nur ein kleines Glied dar von dem Gesammtplane, welcher in den meisten unserer Blüthen einen so glänzenden Ausdruck gefunden hat. Zum näheren Verständniß müssen wir also auf diesen selbst kurz zurückgreifen.

Im Jahre 1793 erschien zu Berlin ein botanisches Werk unter dem Titel: „Das entdeckte Geheimniß der Natur in Bau und Befruchtung der Blumen", welches den seither oft genannten Conrad Sprengel zum Verfasser hatte. Die Naturwissenschaften und so auch die Pflanzenkunde hatten zwar damals noch nicht den „modernen Aufschwung" genommen; indessen lag es ganz im Betrieb derselben, auch die minutiösen Theilchen der Pflanze mit ängstlicher Sorgfalt zu beschreiben. So waren denn auch kurz vorher verschiedene Berichte über die Honiggefäße der Pflanzen erschienen. Honiggefäße oder Nektarien hatte nämlich Linné zuerst diejenigen Theile der Blüthe genannt, welche den Honig umschließen. Lange Zeit hindurch wurde über die Bedeutung dieses Saftes hin und

her gestritten; daß Insekten daran naschten, war allerdings schon bekannt; doch man fragte sich: Was macht ihn denn in der Pflanze entstehen? Welchen Nutzen und Zweck hat er für die Pflanze? Eine lebensvolle und directe Antwort brachte das obige Werk. In Kürze kommt sie auf folgende Resultate hinaus: Die Einkehr der Insekten bei den Pflanzenblüthen ist nicht nur eine gelegentliche Nascherei, dieselbe ist vielmehr durch das Nahrungsbedürfniß der Insekten gesichert und geregelt und hat eine hohe Bedeutung für die Pflanze.

Jedermann kennt die sogen. Kätzchen der Haselstaude, aus denen zur Zeit ihrer Reife, meistens schon im Februar, bei leichter Berührung gelbliche Wölkchen ausstäuben. Diese Kätzchen machen von selbst aufmerksam auf vereinzelte rothe Knospen, welche hart an den kahlen Zweigen aufsitzen; es sind die ersten Anlagen der Nüsse. Jedoch nur dann wachsen dieselben zu Nüssen aus, wenn sie von dem gelblichen Staube bepudert werden. Dieser besteht nämlich aus sehr kleinen, aber schön und regelmäßig geformten Körnchen; ein jedes dieser Körnchen kann auf der rothen Knospe keimen, und der lange Keimfaden erregt im Inneren dieses sogen. Fruchtknotens ein ganz neues Leben, so daß allmählich die Nuß aus ihm entsteht. Jener gelbe Staub ist der Blüthenstaub, der sich in Beutelchen, hier an den Kätzchen, in anderen Blüthen auf besonderen Stielen, den Staubfäden, entwickelt. In unseren zu eigentlichen Blumen ausgebildeten Blüthen umstehen diese Staubfäden meistens zu mehreren kreisförmig eine mittlere Säule, z. B. bei der Primel, die auf dem Fruchtknoten aufsteht und an ihrer Spitze zu einer Narbe ausgebreitet ist. Fruchtknoten, Griffel und Narbe der Primel entsprechen also dem rothen Knöspchen der Haselnuß. Wie hier, so muß in jeder Blüthe, soll sich Samen oder sonst eine Frucht aus ihr bilden, von dem Blüthenstaub auf die Griffelnarbe gelangen. Bei der Haselnuß und vielen anderen Pflanzen, z. B. den Nadelhölzern, genügt hierzu der Wind. Der Blüthenstaub wird hier durchschnittlich in so großen Mengen erzeugt, daß er zur Zeit der Reife wolkenähnlich die Tannen- oder Fichtenwälder umlagert und durchzieht, so daß die Bestäubung fast jeder Narbe gesichert ist. Was hier durch die einfachsten Mittel, durch die Fülle des Materials und die Tragkraft des Windes, erreicht wird, das leisten in der Mehrzahl der übrigen Blüthen nicht weniger sicher die Insekten, veranlaßt durch ihren gewöhnlichen Nahrungstrieb. Dieses als Thatsache zuerst erkannt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Sprengels.

Es dem berühmten Entdecker verargen, daß er hinter dieser Thatsache, wie wir zu sagen pflegen, Plan und Anordnung vermuthete, das konnten nur „Gelehrte" unserer Tage leisten, die in beispielloser Kurzsichtigkeit die Zweckursachen beseitigt glauben, wenn sie dieselben um einige Stufen zurückdrängen.

Schon das ganze Werk Sprengels bietet eine große und zuverlässige Reihe von Beobachtungen an Pflanzen der verschiedensten Arten, aus denen allen die dargelegte Anschauung zu Tage tritt. Die Blüthe der Pflanze mit all ihrer Prachtentfaltung in Plastik und Malerei, mit ihren Organen der Samen- oder Fruchtbildung läßt es keinen Augenblick zweifelhaft, daß dieses bunte Farbenspiel, wie es das Auge des Menschen erfreut, auch von hervorragender Bedeutung für die Pflanze selbst sein müsse. Und so ist es in der That. Betrachten wir nur die blauen Blüthen unseres Vergißmeinnicht. In Mitte der radförmigen, himmelblauen Blumenkrone erhebt sich der Griffel oder Stempel, umgeben von fünf Staubfäden. Gegen die Mitte der vertieften Krone geht das Blau der Blätter in ein Orangegelb über, von dem aus in die Fläche der Blumenblätter hinein gelbliche Strahlen laufen. Zwischen den einzelnen Staubfäden finden sich am Grunde Polster von weichen Härchen, die den Schlund bedecken, in welchem der Honigsaft aufbewahrt wird. Es gelang Sprengel in Folge fortgesetzter Beobachtung, die volle Bedeutung dieser ganzen Anlage zu würdigen. Sind die Insekten auf den Honig als Nahrung angewiesen — und die Thatsache einer solchen Beziehung lehrt die Erfahrung —, so ist es nicht gefehlt, die blaue Blumenkrone als Wahrzeichen aufzufassen, und der gelbe Ring, sowie die in denselben einmündenden Strahlen bezeichnen dem Insekt den Ort der Nahrung näher. Versucht nun eine Biene gierig an den verschiedenen Stellen zwischen den Haarpolstern und Staubfäden ihren Rüssel in den verdeckten Saft einzutauchen, so muß sie mit den Haaren ihres Leibes und ihrer Füße den Blüthenstaub von den Staubbeuteln abstreifen. Emsig sich drehend und neue Nahrung an derselben oder an anderen Blüthen suchend, überträgt das Thier diesen Staub auf die Narbe des Griffels. Das Zustandekommen dieser Bestäubung ist, obwohl anscheinend vom Zufalle oder von den Launen winziger Thierchen abhängig, dennoch in Bezug auf den Totaleffect ebenso gesichert, als wäre sie den Händen des umsichtigsten Blumenzüchters anvertraut.

So rein gelegentlich und fast zufällig auch die Bestäubung geschieht, sie ist gebunden an das universellste Lebensbedürfniß der Thiere, an das

der Nahrung. Wenn sich nun Einrichtungen ganz ähnlicher Art, oft aber noch viel verwickelter und kunstvoller, an anderen Pflanzen vorfinden und stetig erhalten, so sind wir gewohnt, dieselben auf einen Plan, eine Absicht, kurz auf einen Zweck zurückzuführen. Dieses Bedürfniß der Finalität ist für unseren Verstand mindestens ebenso stark und erwacht ebenso früh als jenes für die hervorbringende, respective bewirkende Ursache. Kinder pflegen ebenso leicht und schnell zu fragen: „Wozu ist das?" als: „Wer hat das gemacht?" Und ein Einblick in die Technik und Function eines Mechanismus ist nur möglich auf Grund genauer Kenntniß von der Bestimmung seiner einzelnen Theile. Es ist also durchaus nicht zu verwundern, daß Sprengel die von ihm entdeckte Einrichtung der Blüthen teleologisch auffaßte und den ganzen Bau der Blumen auf die Bestäubung und alle dazu erforderlichen Hilfsmittel hindeutet. Für Sprengel war die bunte Farbe der Blüthe ein Lockmittel der Insekten, ein Aushängeschild, sie einzuladen; in der mannigfaltigen Gestalt der Blumenblätter erkannte er verschieden gestaltete Landungsbrücken zum Anfliegen und Aufsitzen; Zeichnungen und Linien waren nach ihm Saftmäler, gleichsam Wegweiser, welche den Insekten den Weg zum Honig zeigen sollten; kleine Haarbüschelchen oder Schüppchen schützten den Nektar vor Verdünnung und Verderben durch den Regen.

Diese Auffassungen haben sich nun seither nicht nur gehalten, sie wurden bedeutend gestützt und erweitert durch eine Menge der merkwürdigsten Einzelfälle. Allein in der Grundlage, in der Ausbeutung hat sich seither ein großer Unterschied herausgebildet. Sprengel glaubte weise Einrichtungen auch nur auf einen „weisen Urheber der Natur" zurückführen zu können — die moderne Naturauffassung dagegen glaubt der teleologischen Erklärung entrathen zu können, ja dieselbe umgehen zu müssen zu Gunsten der sogen. mechanischen. Charakteristischer als mit den Worten des Meisters dieser Schule läßt sich dieser vermeintliche Vorzug nicht wiedergeben. Darwin selbst schreibt in seinem Werke über die Befruchtung der Orchideen: „Können wir uns in Wahrheit befriedigt fühlen durch die Annahme, daß jede Orchidee genau so, wie wir sie jetzt sehen, nach einem gewissen ‚idealen Typus' geschaffen worden; daß es dem allmächtigen Schöpfer, nachdem er einmal einen Plan für die ganze Ordnung festgestellt hatte, nicht mehr von diesem abzuweichen gefiel; daß er daher dasselbe Organ auch zur Verrichtung anderer Functionen geeignet machte, die ihrer ursprünglichen Bestimmung gegenüber von nur untergeordneter Wichtigkeit sind, während er andere in ganz

nutzlose Rudimente verwandelte und, nachdem er alle wie für eine getrennte Stellung angeordnet, endlich alle zusammenschmolz? Ist es nicht eine einfachere und begreiflichere Anschauungsweise, daß alle Orchideen dasjenige, was sie miteinander gemein haben, ihrer Abstammung von irgend einer Monokotyledonen-Pflanze verdanken, die, wie so viele andere Pflanzen der nämlichen Abtheilung, fünfzehn zu dreien abwechselnd in fünf Kreise geordnete Blüthen-Organe besaß, und daß der nun so wunderbar geänderte Bau der Blume erst in Folge einer langen Reihe langsamer Abänderungen entstund, indem nämlich jede zufällig erfolgende Abänderung erhalten wurde, welche einer Pflanze in dem beständigen Wechsel von Nutzen war, dem die organische wie die unorganische Welt ausgesetzt gewesen ist?“ [1]

Es soll uns gewiß fern liegen, dasjenige zu verkleinern oder auch nur zu mißkennen, was Darwin in diesem Werk vorzüglich zur Aufhellung der „passenden Einrichtungen“ im Pflanzenreich gerade aus dem Gebiete der Insektenbestäubung geleistet hat. Darwin besonders hat erst auf die Vortheile der Fremdbestäubung hingewiesen, die ja einzig durch die Insekten ermöglicht wird; ebenso hat er viele andere Einzelheiten klargelegt, welche für Sprengel noch unerreichbar waren. Aber die erste Idee der großartigen Wechselwirkung zweier Naturreiche durch so kleine Vermittler verdanken wir doch einzig der unermüdlichen Beobachtung Sprengels. Die Erklärung, welche beide von der einen Thatsache geben, ändert zunächst an dieser selbst absolut nichts. Werth und Gehalt der Erklärung ist Gegenstand einer von aller Beobachtung unerreichbaren und an sich unabhängigen Discussion.

Gehen wir nun nach dieser kurzen Orientirung über die Bedeutung der Blüthen überhaupt zu jener der farbigen Blumenblätter im Besonderen über, so ist es eine für die teleologische und mechanische Naturauffassung gemeinsam anerkannte und feststehende Thatsache: die farbigen Blumenblätter sind ein Lockmittel für die Insekten. Die volle Anerkennung dieses Satzes schließt keineswegs jegliche Rücksicht auf Kunst und Ästhetik aus. Wir können nach wie vor festhalten, daß auch die Pracht der Blumen das Herz der Menschen entzückt und erfreut, und wir können auch unbehindert annehmen, daß auch das ein

[1] Charles Darwin, Über die Einrichtungen zur Befruchtung britischer und ausländischer Orchideen durch Insekten. Aus dem Englischen von G. H. Bronn. S. 188.

Zweck ihrer Entfaltung ist. Wie jedoch jedes Wesen, so hat auch die Pflanze einen nächsten Zweck, und der geht auf die Erhaltung der Art und die Entwickelung des Individuums selbst. In die Reihe dieser nächsten Zwecke, welche durchschnittlich auf den Nutzen abzielen, gehört nun auch, daß die Blumenfarben Lockmittel für die Insekten seien. Es verträgt also dieses reine Utilitätsprincip, wonach man die bunten Blumenblätter sachlich ganz entsprechend einem Aushängeschild vergleichen könnte, neben sich eine mit Rücksicht auf uns Menschen ideale Zweckauffassung; diese kann aber mit Recht in unserer Frage nicht in Betracht kommen, weil sie über den Kreis des pflanzlichen Lebens, dessen Product ja auch die Farben sind, hinausgeht.

Daß die Insekten die Blüthenfarben überhaupt sehen können, ist mit dem Sehvermögen derselben schon gegeben; daß aber auch der grelle Ton mancher dieser Farben sich ähnlich wie für unser Auge so auch für das der Insekten scharf und markirt von der matter oder dunkler gefärbten Umgebung abhebt, steht ebenfalls außer Zweifel. Hermann Müller sowohl als John Lubbock haben mannigfache Versuche hierüber angestellt, welche wenigstens das erkennen lassen, daß auch schon vor etwaigen Geruchsreizen einzig und allein durch den Gesichtssinn Bienen, Wespen und Ameisen angezogen werden. Darin jedoch weichen die Resultate Müllers von denen Lubbocks entschieden ab, daß, während dieser eine Liebhaberei besonders für die blauen Farbentöne vorzufinden glaubte, nach Müller von einer Bevorzugung oder Wahl der Farben durchaus keine Rede sein kann. Müller richtete in einiger Distanz von einem Bienenstand einen Tisch her, auf welchem mehrere gleichgroße Glasscheibchen exponirt waren. Die Unterseite der wasserhellen Scheiben war mit Blumenblättern der charakteristischsten Farbentöne, Gelb, Blau, Roth, gedeckt, die Oberseite dagegen mit einer dünnen Honigschichte, so daß den Thierchen dasselbe nur im Experiment vereinfacht geboten wurde, was sie in den Blüthen zu suchen gewohnt waren. Nachdem die neue Nahrungsquelle einmal entdeckt war, kamen die Bienchen zahlreich angeflogen, jedoch in gleicher Frequenz zum gelben, blauen und rothen Scheibchen, so daß es sich unzweideutig herausstellte, die Nahrungsgier würde über jegliche Liebhaberei, wäre eine solche vorhanden, siegen. Nur insofern zeigte sich ein Farbeneinfluß, als das einzelne Thierchen zum öfteren nach einander auf derselben Glasplatte anflog, die es zuerst besucht hatte. Müller steht nicht an, als Resultat seiner gewiß emsigen Beobachtungen auszusprechen: „Die staatenbildenden Bienen...

sind von den Eigenthümlichkeiten der Farbe, des Duftes u. s. w. im höchsten Grade der Unabhängigkeit."[1] So liegen die Thatsachen, auf Grund deren man den Insekten die Blumenmalerei, oder wie Fritz Müller es lieber genannt sieht, das „Ausprägen der Blumenfarben" zuerkennen möchte.

Bleiben wir zunächst bei dem Wortlaut letzterer Auffassung stehen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es dem Blumenzüchter durch geeignete Auswahl zur Bestäubung gelingen kann und gelungen ist, herrliche Farbentöne von Elternexemplaren auf eine Pflanze zu vereinigen. Wer aber weiß, daß es jahrelanger Ausdauer unter gesteigerter Aufmerksamkeit und sorgfältiger Auslese bedarf, um nur z. B. die Vorzüge zweier Culturvarietäten einer Gloxinie zu vereinigen, der wird sich gewiß fragen, ob es denn angehe, auch nur in einem so winzigen Bruchtheil der ganzen Aufgabe irgend einen Erfolg von der Bestäubung der Insekten zu erwarten. Daß auch diese Bestäubung Mischungen von Farben auf dem Wege der Erblichkeit herbeiführen kann, ist gewiß — wie soll aber dieselbe zu den kunst- und planvollen Verbindungen führen, wenn es wahr ist, daß sich die Bienen bei dem ganzen Geschäft einzig von der Freßgier hinreißen lassen?

Doch gesetzt auch, bei der Fülle des vorliegenden Materials würde selbst ein planloses, rein auf Zufall gestelltes Abnaschen des Nektars und Bestäuben der Blüthen in einigen Exemplaren zu jener kunstvollen Farbenverwerthung führen, die wir überall bewundern, wie groß ist dann die Ausschlagweite im einzelnen Falle? Künstliche Bestäubung ist durchweg nur von Erfolg zwischen Pflanzen derselben Art, und soll vollends Verschönerung der Gestalt oder Farbe eingeleitet werden, so dürfen selbst die in Verwendung kommenden Varietäten nicht zu weit abstehen. Wo bleibt nun die unsichere schwache Leistungsfähigkeit dieses Mittels gegenüber dem weiten Umfang der ihm zugedachten Aufgabe? Denn das „Ausprägen der Blumenfarben" im Sinne darwinistischer Auffassung muß sich ebenso wie Darwins Descendenzlehre überhaupt über die der Vererbung gesteckten Artgrenzen hinwegsetzen.

Das „Ausprägen der Blumenfarben" besteht objectiv in einem durch die Insekten veranlaßten, von den Samenpflanzen ererbten Beitrag an Zeichnung oder an Colorit. Zwar gelten in dem Pflanzenreich, wie es vor uns liegt, diese beiden nicht als durchschlagende specifische Merkmale;

---

[1] Kosmos, VII. S. 222.

immerhin sind aber die Arten einer Familie auch in Farbe und Zeichnung als zusammengehörig erkennbar. Lassen wir nun Bienen in ihrem Honiggeschäft eine gelbe Primel mit Blüthenstaub von einer anderen gelben Primel versehen, so wird die Befruchtung ohne Schwierigkeit stattfinden; aber was hat die junge Pflanze an Farbe oder Zeichnung der Blüthe gewonnen? Nichts; sie ist in Allem den Samenpflanzen gleich, beide waren citronengelb mit orangegelbem Saftgrund. Würde dagegen eine lilafarbene chinesische Primel mit unserer gelben bestäubt werden, so könnte das möglicherweise, wie in vielen, so auch in diesem Falle eine Art Zwischenform abgeben. Bekannt sind ja in der Botanik die Bastardformen der Königskerzen, der Rosen, aber auch deren Schicksal. Sie selbst sind als Individuen das Product unmittelbar vorhergegangener Kreuzung. Nachkommen aber haben sie entweder nicht, wie auch meistens im Thierreich, oder dieselben schlagen auf die Stammart zurück, wie Jeden die schönsten Formen der Stiefmütterchen belehren können. Gesetzt nun auch, es käme in unserem Fall zu einer bunter ausgeprägten Bastardprimel, dieselbe hätte dann also jedenfalls weder Bestand noch Dauer. Aber wir müssen weiter fragen: wie und wo kam die Farbe und Zeichnung zu Stande, welche nach darwinistischer Auffassung „ausgeprägt" werden sollte — mit anderen Worten: woher die Grundfarben, aus deren Combination und Mischung die wunderbare Pracht entfaltet wurde? Der Darwinist steht hier vor einer Frage, die für seine Auffassung gar keine Schwierigkeit zu haben scheint. Nach ihm standen ja die Vorläufer unserer Floren stets in ähnlichen Verwandtschaftsverhältnissen, natürlich auf tieferen Entwicklungsstufen, zu einander, wie ihre jetzigen Nachkommen. In Wahrheit jedoch müssen die Stammformen um so mehr aus einander treten, je tiefer wir in ihre Reihe zurückgreifen, je weniger sie von den nach der Voraussetzung erst später erworbenen Charakteren besitzen. Wo immer also auch in irgend einer früheren Entwicklungsstufe Grundfarben verschiedenster Art sich vorfanden, die an sich zu Ausgangspunkten unserer jetzigen Blüthenfarben ganz geeignet gewesen wären: das ist gewiß, ihre Träger standen in Natur und Bau so weit von einander ab, daß an einen Erfolg des darwinistischen Mittels der Insektenbestäubung gar nicht zu denken war.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Jürgens S. J.

# Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

## 15. Neue Hetzereien und der Kampf um die Thronfolge.

Nachdem wir die Hinrichtung der fünf Jesuiten und Mr. Langhorne's erzählten, haben die letzten zwei Aufsätze versucht, ein Gesammtbild der Opfer zu geben, welche die Verleumdung des Titus Oates am Galgen oder in den Kerkern sterben ließ, auch ohne daß ihnen eine directe Theilnahme an der vorgeblichen Verschwörung zur Last gelegt wurde. Dabei war es nicht wohl möglich, die chronologische Reihenfolge genau einzuhalten; jetzt aber müssen wir zu ihr zurückkehren, um den Abschluß des blutigen Trauerspieles uns um so klarer zu vergegenwärtigen.

Am 26. Mai (5. Juni) 1679 hatte Karl II. das Parlament vertagt, am 10./20. Juli aufgelöst. Es war das einzige Mittel, um die Durchbringung der Exclusions-Bill, den Ausschluß des Herzogs von York von der Thronfolge, zu verhindern. Daher die Wuth Shaftesbury's und seiner Partei über diese Maßregel. Die Habeas-Corpus-Acte, welche der König am letzten Tage des Parlamentes noch bewilligte, und eine zeitweilige Preßfreiheit, die er höchst unklug in jener Zeit der Aufregung gewährte, konnte den Grimm der protestantischen Partei, welche sich des Sieges über York schon sicher wähnte, nicht besänftigen. In kurzer Zeit, von Mitte Juni bis Ende August, ließ nun Karl II. die sieben Jesuiten, vier Weltpriester, zwei Franziskaner und Mr. Langhorne, deren glorreiches Ende wir erzählten, am Galgen sterben. Ihr Tod sollte dem Volke verkünden, wie gut protestantisch sein König sei; er sollte seine wankende Popularität stützen und Stimmen für ihn werben bei der Neuwahl des Parlamentes, der zweiten dieses Jahres. Umsonst! Die Macht der Opposition war auf ihrer Höhe, und lauter, als je zuvor, erscholl durch das ganze Reich der Ruf nach dem Ausschlusse Yorks von der Thronfolge. Und nicht nur der „papistische" York, sondern sogar seine beiden protestantischen Töchter und deren Nachkommen sollten von der Krone Englands ausgeschlossen sein. Und im gleichen Maße, wie die Schale Yorks sank, stieg die Schale Monmouths, des Candidaten Shaftesbury's. In diesem Sinne fielen die Wahlen aus. Von 512 Mitgliedern des Unterhauses waren nur 138, welche dem frühern

Parlamente nicht angehört hatten; die Opposition bildete also auch dieses Mal die große Majorität.

Inzwischen wäre Karl II. beinahe gestorben. Am 22. August (1. September), am gleichen Tage, da in Hereford der greise Priester Kemble und in Worcester der Franziskaner-Pater Joachim zum Tode geführt wurden, warf ihn in seinem Schlosse zu Windsor eine gefährliche Krankheit darnieder. Die Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu berichten: „Er begann alles Ernstes für sein Leben zu fürchten. In dieser Lage wollte Se. Majestät, da nun für fernere Verstellung keine Zeit mehr vorhanden schien, unbedenklich, aus eigenem Antriebe und durch Thaten mehr als durch Worte seine wahre Meinung hinsichtlich der vorgeblichen Verschwörung offenbaren. Denn er ließ einen katholischen Arzt kommen und gab ihm in Gegenwart der Königin den Auftrag, eine gewisse Arznei zu bereiten, deren Hauptbestandtheil Chinarinde oder ‚Jesuiten-Pulver' war, wie dieses Mittel gewöhnlich auf Englisch genannt wird."[1] — Von einer Reue des Königs über seine Bestätigung der Todesurtheile so vieler, wie ihm wohl bekannt, Unschuldigen, haben die Jahresbriefe nichts zu berichten; auch für die Hunderte schuldlos Gefangener, welche damals alle Kerker des Königreiches füllten, rührte Karl II. keine Hand. Welches auch seine Vorsätze gewesen sein mögen: sie verflogen mit dem Krankheitsanfalle, und der Sturm gegen die Katholiken tobte weiter. Auch der Herzog von York, den der König durch einen Kurier aus den Niederlanden herbeigerufen hatte, mußte England wieder verlassen. Seine Anwesenheit diente Shaftesbury zum Agitationsmittel; als ein Bürger Londons York zu Ehren ein Freudenfeuer anzündete, drohte der Pöbel, dessen Haus niederzubrennen. Wäre das Parlament im Herbste 1679 zusammengetreten, so hätte die Partei Shaftesbury's die Exclusions-Bille ohne Zweifel sofort durchgebracht. Karl II. wußte das und vertagte daher seine Einberufung auf den 26. Januar (5. Februar) 1680. Inzwischen, so hoffte er, werde der Sturm sich etwas legen. Zudem sollte eine Schwenkung in der äußern Politik, ein Bruch mit dem den Engländern verhaßten Ludwig XIV., die Gemüther beruhigen und für die rechtmäßige Thronfolge günstig stimmen.

Aber Shaftesbury's Partei suchte durch alle Mittel den fanatischen

---

[1] Records, XV. p. 66. Bekanntlich wurde die Chinarinde (Cortex Peruvianus) von Missionären aus der Gesellschaft Jesu nach Europa gebracht. Ein Grund mehr, den Orden zum Danke für dieses unübertroffene Fiebermittel, welches Tausenden das Leben rettete, mit dem ingrimmigsten Hasse zu verfolgen!

Haß der Protestanten gegen den Papisten zu schüren und in Fluß zu halten. Eine Maskerade bot dazu erwünschte Gelegenheit. Wir wollen das Programm derselben mittheilen. Man wird sehen, daß man bereits damals schon den Haß gegen die Kirche und ihre Institutionen mit denselben Mitteln entzündete, deren Zugkraft auch heute noch sich als wirksam zeigt.

„Schon seit einigen Jahren," erzählen die erwähnten Jahresbriefe [1], „veranstalten die Calvinisten in London am 17. November, an dem Tage, an welchem die Königin Elisabeth den Thron bestieg, eine Spottprocession. Sie thun das theils zur Feier des Sieges der Häresie, theils zum Hohne auf die schottische Herrscherlinie. Aber bei keinem früheren Anlasse wurde dieser Faschingszug mit mehr Prunk, größerem Aufwande und Pompe bewerkstelligt, als dieses Jahr (1679). Folgendes war sein Programm:

1. Sechs Mann in rothen Leibröcken und mit Bibermützen als Pfeifer, die auf ihren Querpfeifen bliesen.

2. Ein Trauerherold oder Leichenbitter folgte diesen, der mit einem kleinen Glöcklein läutete und mit kläglicher Stimme schrie: ‚Gedenket des Richters Godfrey!‘ [2]

3. Eine Puppe Sir Edmundbury Godfrey's in Lebensgröße. Er ritt auf einem Schimmel und wurde von einem seiner Mörder gestützt. Er trug seine gewöhnlichen Kleider, welche er bei Lebzeiten zu tragen pflegte, und dasselbe Halstuch, mit dem er erdrosselt wurde. Blutflecken starrten an seiner Brust und an seinen aus weißen Handschuhen gefertigten Händen. Das Gesicht war bleich und blutig. Gleich hinter ihm schritt

4. ein Priester in einem Chormantel, der mit Todtenköpfen und Todtenbeinen verziert war. Derselbe verkündete allen ‚Protestantenmördern‘ Ablaß und schrie mit lauter Stimme, Häretiker zu morden sei ein verdienstliches Werk. Ihm folgte

5. ein Priester in schwarzen Gewändern, dem ein silbernes Kreuz vorgetragen wurde.

6. Vier Carmeliten, denen

7. vier Franziskaner folgten, alle acht in ihren Kutten.

8. Sechs Jesuiten mit gezückten blutigen Dolchen. Dann

9. eine Musikbande von sechs Mann, welche auf ihren Instrumenten spielten.

10. Vier Bischöfe, prächtig in Violett gekleidet, mit Ärmeln von feinem Linnen, goldene Kreuze, die weithin schimmerten, an Halsketten auf ihrer Brust.

11. Vier andere Bischöfe in Rochetten, welche prächtig verziert und mit Stickereien überladen waren. Auch trugen sie vergoldete Mitren auf ihrem Haupte.

---

[1] Records, l. c. p. 68—75.

[2] Vgl. oben Bd. XXII. S. 172 ff.

12. Sechs Cardinäle mit rothen Hüten und in Purpurgewändern.

13. Des Papstes Leibarzt, in der einen Hand das sogen. Jesuitenpulver, in der anderen ein Arzneiglas.

14. Zwei Priester in Chormänteln und mit goldenen Vortragekreuzen. Endlich machte den Schluß

15. der Papst. Derselbe wurde auf einem hohen und gewaltigen Thronsessel getragen, der mit Scharlach bedeckt und herrlich mit Gold- und Silberstickerei geschmückt war; goldene Quasten baumelten um ihn; seine Füße waren mit goldenen Kreuzen geziert. Er saß auf einem königlichen Polster; zwei Knaben in kurzen Chorhemden, welche rothe Kreuze trugen und ihm blutige Dolche anboten, um damit häretischen Königen und Fürsten die Hälse abzuschneiden, bedienten ihn. Der Papst war mit einem überaus prachtvollen Scharlachgewande, das von Silber und Gold funkelte, bekleidet; er trug die dreifache Krone und eine goldene Halskette; eine Teppichdraperie mit St.-Peters-Schlüsseln und anderen päpstlichen Abzeichen bildete den Hintergrund. Ihm zur Seite stand der Teufel und redete Sr. Heiligkeit zu, er möge den König ermorden, London verbrennen und den Protestanten erlogene Verschwörungen zur Last legen.

Dieser Maskenzug brach gegen 5 Uhr Abends von den sogen. Moorfields auf, bewegte sich durch die Bishopsgate-Straße nach Houndsditch und Aldgate, dann durch die Leadenhall-Straße, durch Cornhill und Cheapside, nach dem früheren Schlosse der Templer, welches damals das Westende der Stadt bildete. Die Procession und das Spiel wurden von mehr als tausend Fackeln und Pechpfannen beleuchtet und von dem Beifallsgeschrei vieler tausend Zuschauer begleitet. Längs des Weges, den der Umzug nahm, waren alle Fenster und Thüren der Häuser mit Neugierigen jeden Alters und Geschlechtes dicht besetzt. So erreichte die Maskerade in der angegebenen Ordnung nach etwa dreistündigem Marsche Temple Bar. Hier war ein Standbild der Königin Elisabeth errichtet. Sie war um und um mit vergoldeten Lorbeerkränzen geschmückt und trug ein goldenes Scepter in ihrer Hand mit der Inschrift: Religio Protestantium et Magna Charta! Zahlreiche Fackeln und Lichter beleuchteten die Statue. Man stellte den Papst neben das Standbild; dann wurde ein Zwiegespräch zwischen dem Cardinal Norfolk (Howard) und dem englischen Volke in Knittelversen abgesungen. Bald lud jener durch Schrecken und Drohungen die Leute zur Rückkehr zum alten Glauben ein, bald spottete er über Elisabeth und sang das Lob des Cardinalates und der katholischen Kirche. Nachdem der Gesang zu Ende war und der Papst gewisse Ceremonien gegen die Königin vorgenommen hatte (wahrscheinlich eine Nachäffung der Excommunication), wurde er trotz allen Widerstandes vom Teufel, welcher ihn bisher treulich begleitet hatte, auf einen brennenden Holzstoß geworfen. Dann sagte der Teufel, er habe jetzt erfahren, daß die unfehlbaren Päpste ebenso wie die Astrologen über ihr eigenes Schicksal nichts wüßten, obschon sie sich eines so großen Wissens rühmen, und damit flog er unmäßig lachend davon. Die letzte Scene dieser tragischen Komödie wurde unter dem Beifallsklatschen und Geschrei von vielleicht 200 000 Zuschauern

gegeben, wovon der größte Theil den Rest der Nacht in Wirthshäusern, in Saus und Braus und jeglicher Art von Ausschweifung zubrachte. Es ist ganz unglaublich," so schließt der Bericht, „wie sehr der Trunksucht ergebene Männer und Weiber, die gleich Bachantinnen leben, durch derartige Vorstellungen zu einem teuflischen Hasse gegen die (wahre) Religion und ihre Anhänger entflammt werden."

Das plumpe Maskenspiel hatte bei John Bull die erwartete Wirkung. Die Hauptstadt stand zu Anfang des Jahres 1680 fester und geschlossener als je auf der Seite der Opposition. Unter diesen Verhältnissen wagte der König nicht, das Parlament zusammentreten zu lassen. Er berief es zwar auf den 26. Januar ein, vertagte es aber unmittelbar nach der Thronrede, in welcher er eine Änderung seiner äußern Politik versprach, zunächst auf den 15. April, dann auf den 22. Juli und endlich auf den 21. October.

Doch die Hoffnung Karl' II., daß der künstlich heraufbeschworene Sturm sich endlich legen werde, ging nicht in Erfüllung. Es war ein Jahr der erbittertsten Parteikämpfe, in denen der Haß gegen die katholische Religion sich immer auf's Neue des vorgeblichen Papistencomplottes als Waffe gegen den Herzog von York bediente. Ein gewisser Dangerfield, ein würdiger Genosse von Oates und Bedloe, ein Mensch, der am Schandpfahle gestanden hatte, gepeitscht und gebrandmarkt und wegen Verrath und Falschmünzerei des Landes verwiesen war, zeigte an, eine neue Verschwörung, welche den Sturz der Regierung und die Ausrottung des Königs und der ganzen königlichen Familie bezwecke, sei im Gange. Die Angabe wurde zwar als eine Lüge erwiesen; gleichwohl sperrte man auf dieses Zeugniß hin den Earl of Castlemain und die Gräfin Powis in den Tower, welche den Plan mit den fünf im Tower gefangenen Lords geschmiedet haben sollten. Man sieht, wie viel man dem Pöbel bieten durfte! Auch aus Irland, so verkündete Shaftesbury, käme die Kunde eines neuen französisch-papistischen Complottes.

Wie Shaftesbury Alles aufbot, um den Herzog von York beim Volke verhaßt zu machen, so that er auch Alles, um den Herzog von Monmouth zum Idole des Pöbels zu erheben. Dieser Monmouth, einer der illegitimen Söhne Karl' II., war von dem Vater mit so vielen Ehrenstellen ausgezeichnet und mit solcher Rücksicht behandelt worden, als wäre er ein vollberechtigter königlicher Prinz. Schon früher hatte sich daher das Gerücht verbreitet, der König habe mit Lucie Walters, der Mutter des Monmouth, in geheimer Ehe gelebt, bevor er Katharina von Braganza geehelicht; Monmouth sei also der Sprosse einer erlaubten Ver-

bindung und mithin der rechtmäßige Thronerbe Englands. Dieses Gerücht verstanden Shaftesbury und seine Parteigenossen ungemein glaublich darzustellen. Als der König zu ihrem großen Ärger den Herzog von York Ende Januar nach London zurückrief, verbreitete sich das Märchen von einer schwarzen Kassette, in welcher die Documente für die Rechtmäßigkeit der Verbindung des Königs mit Monmouths Mutter enthalten seien. Diese „schwarze Kassette" spielte von nun an eine große Rolle in den Hetzereien gegen York und die Katholiken, und fand trotz aller Proteste Karl' II. in weiten Kreisen Glauben. Es wurden jetzt Porträte Monmouths angefertigt und verbreitet, welche die Unterschrift: „Der durchlauchtige Prinz von Wales", bekanntlich der ständige Titel der englischen Kronprinzen, zur Schau trugen. Monmouth wagte sogar den Schrägbalken, das heraldische Zeichen der Bastarde, aus seinem Wappen zu entfernen. Dazu hatte Monmouth alle persönlichen Eigenschaften, welche ihn zum Lieblinge des Volkes machen konnten; er war von schöner und stattlicher Erscheinung, hatte sich im Kriege ausgezeichnet, war leutselig und herablassend über alle Maßen. Täglich wandelte er durch die Straßen Londons, plauderte und grüßte, nahm Theil an volksthümlichen Spielen und stand dem gemeinen Manne zu Gevatter. Endlich war Monmouth ein ausgesprochener Katholikenfeind, und diese eine Tugend reichte aus, selbst in den Augen der griesgrämigsten Puritaner den Schandfleck seiner Abkunft und jede Makel seines sittenlosen Lebenswandels reinzuwaschen.

Shaftesbury konnte den Zusammentritt des Parlamentes, der immer weiter hinausgeschoben wurde, nicht abwarten. Auf die Macht seiner Partei vertrauend, wagte er mit seinen Gesinnungsgenossen einen Schlag gegen den verhaßten Herzog von York; da Karl II. im Mai einen neuen Krankheitsanfall hatte, fürchtete nämlich der Führer der Opposition, unversehens einer vollendeten Thatsache gegenüberzustehen. So zogen denn am 16./26. Juni 1680 unter fieberhafter Aufregung Londons eine Reihe von Pairs und Mitgliedern des Unterhauses, zumeist hochangesehene und reiche Männer, in feierlichem Zuge nach Westminster und überreichten vor dem Gerichtshofe der Kings-Bench eine Anklage gegen den Herzog von York. Derselbe sei ein verstockter Papist, wie sie durch Zeugen beweisen wollten. In dieser Eigenschaft sei er aber eine beständige Gefahr für das Leben des Königs und für den friedlichen Fortbestand des Reiches. Überdieß sei der Herzog Inhaber des Postwesens und könne so ohne alle Controle die gefährlichsten Correspondenzen mit

auswärtigen Fürsten unterhalten. Der König möge also seinem Bruder zum mindesten den dritten Theil seines Einkommens nehmen und sich so gegen dessen gefährliche Umtriebe sicherstellen. Der Richter, vor welchem diese freche Anklage angestrengt wurde, war in einer peinlichen Lage: entweder die Gunst des Königs und des muthmaßlichen Thronerben, oder jene der mächtigen Oppositionspartei stand für ihn auf dem Spiele. Er sann einen Mittelweg aus: er nahm die Anklage zwar entgegen, entdeckte aber an derselben einen Formfehler und verstand es, durch Vorfragen die Sache in die Länge zu ziehen, bis die Verhandlungen des Parlamentes den Proceß gegenstandslos gemacht hatten.

Wenn aber die gerichtliche Klage gegen York auch keinen directen Erfolg hatte, so diente sie doch immerhin dazu, die Parteileidenschaft in vollen Flammen zu halten. Das Jahr 1680 war ein Jahr ununterbrochener Hetzerei. „Die Eine Frage des Ausschlusses (von der Thronfolge) beschäftigte die öffentliche Meinung," sagt Macaulay[1]. „Alle Pressen und Kanzeln des Königreiches betheiligten sich an dem Kampfe. Auf der einen Seite behauptete man, niemals würde die Verfassung und die Religion des Staates unter einem papistischen Könige sicher sein; auf der andern, das Recht Jakobs an die Krone stamme von Gott und könne nicht aufgehoben werden, auch wenn alle Factoren der Gesetzgebung es ihm absprechen wollten. Jede Grafschaft, jede Stadt, jede Familie war in Aufregung. Das freundliche und gastliche Verhältniß mit dem nächsten Nachbar wurde abgebrochen. Die theuersten Bande der Freundschaft und des Blutes wurden zerrissen. Selbst die Schulknaben waren in zornige Parteien zersplittert, und sowohl der Herzog von York als der Earl von Shaftesbury hatten in allen Schulen von Westminster und Eton feurige Parteigänger. Die Theater erzitterten von dem Gebrülle der streitenden Parteien. Von fanatischen Protestanten wurde die „Päpstin Johanna" auf die Bühne gebracht. Bezahlte Poeten füllten ihre Prologe und Epiloge mit Lobhudeleien auf den König und den Herzog. Die Unzufriedenen belagerten den Thron mit Bittschriften, daß das Parlament unverzüglich einberufen werde, während die Loyalen Adressen einsandten, in denen sie dem äußersten Abscheu gegen Alle Ausdruck gaben, welche es wagten, dem Souverän Vorschriften zu machen. Die Bürger von London versammelten sich zu mehreren Zehntausenden, um den Papst in effigie zu verbrennen. Die Regierung

[1] The History of England. Tauchnitz Edition, vol. I. p. 252.

schickte Cavallerie nach Temple Bar und pflanzte Geschütze auf rund um Whitehall."

In den Tagen dieser Aufregung kamen auch zum ersten Male die Bezeichnungen Whig und Tory auf, welche bis auf den heutigen Tag den beiden großen Parteien der Liberalen und Conservativen in England geblieben sind. Ähnlich wie der Name der Geusen, waren es im Anfang Spottnamen; aber die Parteien legten sich dieselben bald als Ehrennamen bei. Whigs hießen urspröglich die rebellischen Banden der schottischen Puritaner, welche den anglikanischen Erzbischof Sharp gemordet hatten, und Tories geächtete Irländer, welche in den Moorgründen Westirlands den Kampf gegen die protestantischen Bedrücker fortsetzten. Jetzt nannte man die Gegner der rechtmäßigen Thronfolge Whigs und ihre Verfechter Tories.

Endlich mußte Karl II. das Parlament einberufen. Es trat am 21./31. October zusammen. Die Thronrede erwähnte eine Allianz mit Spanien, welche der Opposition erwünscht war, und verbreitete sich dann über die große Sorge, welche der König für den Schutz der protestantischen Religion hege. Darum sei die fernere Untersuchung der papistischen Verschwörung und die Aburtheilung der katholischen Lords, welche noch im Tower gefangen seien, nothwendig. Auch sonst sei er bereit, auf alle Vorschläge zur Sicherung der protestantischen Religion einzugehen, wenn man nur um diesen Preis die rechtmäßige Thronfolge nicht antasten wolle. — Man sieht, der König war wiederum geneigt, die Opposition durch die Vergießung unschuldigen Blutes zu erkaufen, und um zu beweisen, daß es ihm Ernst sei, bestätigte er gerade in diesen Tagen das Todesurtheil, welches bereits am 29. Juli zu York über den hochw. Herrn Thweng gefällt war. Derselbe wurde zwei Tage nach dem Zusammentritte des Parlamentes, am 23. October, als ein Mitglied der von Oates erfundenen Verschwörung hingerichtet.

Shaftesbury und seine Partei nahmen den Blutpreis an, ohne sich jedoch zu einer Gegenleistung zu verpflichten. In der Adresse an den König redeten sie nur von der Nothwendigkeit, die protestantische Religion zu schützen, und brachten dann sofort, am 2./12. November die Exclusions-Bill ein. Im Sturme ging sie durch die drei Lesungen des Unterhauses; bei der dritten war der Jubel so allgemein, daß es einer Zählung der Stimmen nicht mehr bedurfte. Schon am 15./25. November brachte sie Lord Russell vor das Oberhaus, und nun entspann sich jener denkwürdige Kampf, auf dessen Entscheidung nicht nur England, sondern

ganz Europa hinblickte. Für den Ausschluß Yorks von der Thronfolge sprachen Shaftesbury, Essex, Sunderland, Russell mit dem Aufgebote aller Leidenschaft und alles Talentes; ihnen gegenüber vertheidigte Lord Halifax das Erbrecht. „Es ist ein seltener Fall," sagt Macaulay[1], „daß Beredsamkeit Stimmen gewinnt. Aber das Zeugniß von Zeitgenossen läßt keinen Zweifel, daß bei dieser Gelegenheit die Beredsamkeit von Halifax Stimmen auf seine Seite herüberzog." Die Sitzung war lang und stürmisch. Mehr als einmal war man auf dem Punkte, das Schwert zu ziehen. Der König wohnte der ganzen Verhandlung bei. Endlich wurden die Stimmen gezählt: die Exclusions-Bill war mit 63 gegen 30 Stimmen verworfen; die anglikanischen Bischöfe hatten mit dem Hofe gestimmt.

Groß war die Wuth der Whigs. Sie waren geschlagen, aber nicht vernichtet, und der Proceß gegen die katholischen Lords im Tower, auf den sie der König hingewiesen hatte, und dem sie sich nun mit allem Eifer zuwandten, gab ihnen Gelegenheit, einmal ihren Grimm zu befriedigen und dann auch neue Angriffswaffen gegen den verhaßten Papisten von York zu schmieden, welchen sie so oder so noch immer zu stürzen hofften.

## 16. Staffords Proceß und Hinrichtung.

Man wird sich erinnern, wie zur Zeit der Panik, welche der Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's folgte, fünf katholische Mitglieder des Oberhauses auf die Anklage des Titus Oates hin verhaftet wurden. Es waren der Earl of Powis und Castlemain, Viscount Stafford und die Lords Petre, Arundel of Wardour und Bellasyse. Volle zwei Jahre hatten sie nun im Gefängnisse geschmachtet, bevor auch nur der erste von ihnen vor Gericht gestellt wurde: eine lange Zeit für die armen Gefangenen! Man hatte den Proceß durch die verschiedensten Vorfragen über die Zulassung von Zeugen, über die Form des Gerichtes, über das Recht der geistlichen Lords, in einem Blutgerichte als Richter ihre Stimme abgeben zu dürfen, bis in das dritte Parlament in die Länge gezogen, bevor endlich die „gelegene Zeit" den Pairs gekommen schien, in welcher sie laut Protocoll vom 12. März 1679 den Proceß vorzunehmen versprochen hatten. Jetzt endlich, in der Aufregung unmittelbar nach der Verwerfung der Ausschlußbill, war diese „gelegene Zeit" gekommen, und

[1] L. c. I. p. 255.

das Parlament befaßte sich nun mit den fünf Opfern im Tower, auf welche der König selbst in der Thronrede hingewiesen hatte. Am 25. October beschloß das Haus der Lords, alle Bücher, Briefe u. s. w. über die schreckliche Verschwörung sollen geprüft werden. Am 9. November erkundigte sich das Unterhaus, wie es mit der Verschwörung im Allgemeinen und namentlich mit den fünf Lords stehe, und am nächsten Tage beschloß das Oberhaus, man solle gegen die fünf Gefangenen vorangehen und zunächst Stafford vor Gericht stellen. Der 30. November wurde für die Verhandlung festgesetzt, und nach längerem Streite über die Gerichtsordnung am 23., 27. und 29. zogen sich die geistlichen Lords unter Protest zurück; der König ernannte den Earl of Nottingham zum Lord High Steward.

Es war ein Act bewußter Bosheit, daß man gerade Stafford als das erste Opfer ausersah. „Da man ihn für furchtsamer hielt und für unfähiger, sich zu vertheidigen, als die übrigen Lords, welche des gleichen Verbrechens wegen im Tower saßen, hatte man ihn absichtlich an erster Stelle vor die Schranken gestellt," sagt Sir John Reresby[1]. Auch Bischof Burnet nennt ihn einen „schwachen Mann"[2]. Die Opposition hoffte, den armen Greis zu verwirren, in der Todesangst von ihm ein Geständniß zu erpressen, so endlich eine neue Waffe gegen die Katholiken und gegen den Herzog von York zu gewinnen und die Niederlage der Ausschlußbill vom 15. November auszuwetzen.

William Howard, Viscount Stafford war ein nachgeborener Sohn des herzoglichen Hauses Norfolk und Oheim des damaligen Herzogs. Er hatte gute Geistesanlagen, war edelmüthig, mildthätig, fromm, nüchtern, sanft, ein Freund der Gerechtigkeit. Er war verheirathet mit Mary aus der Familie der Herzoge von Buckingham, der einzigen Erbin Lord Staffords. So nahm er nach englischem Gebrauche zugleich mit dem Besitzthume Staffords dessen Titel an und wurde von Karl I. zum Viscount Stafford ernannt. Groß waren seine Opfer für die Sache des Königs während der Bürgerkriege, und er hätte einen andern Lohn von Karl II. erwarten dürfen, als die Bestätigung des Bluturtheiles. Seit der Restauration der Stuarts lebte er in Glück und Frieden auf seinen Gütern im Kreise einer frommen katholischen Familie, beglückt durch die Liebe einer tugendreichen Gattin und zahlreicher, folgsamer Kinder. Wie ein Blitz aus klarem Himmel fuhr die meineidige Verleumdung des Oates

[1] Siehe das Citat in Cobbet's State Trials, vol. VII. p. 1293.

[2] A. a. O. S. 488.

in diesen glücklichen Familienkreis und warf den bereits betagten, 66jährigen Mann in den Kerker. Die zwei Jahre im Tower hatten Stafford vollends schwach und gebrechlich gemacht, so daß unmittelbar vor der Gerichtsverhandlung das Haus der Lords noch den Beschluß faßte, er solle seines Alters und seiner schwachen Gesundheit wegen sich setzen dürfen.

Der 30. November 1680 war der Beginn des siebentägigen Blutprocesses. „Westminster-Hall war der Ort," sagt der bereits angeführte Zeuge Sir John Reresby, „und ich glaube, es war die erschütterndste Verhandlung, welche ich jemals sah. Groß war die Spannung auf den Ausgang; denn es war zweifelhaft, ob noch die Mehrzahl an den Bestand einer Papistenverschwörung glaube oder nicht." Für den König und die Königin war am obern Ende der majestätischen Halle ein Thron aufgeschlagen. Für die Lords waren Sitze mit Polstern bereit, hinter ihnen war Platz für die Frauen und Töchter der Pairs; den Gemeinen waren amphitheatralisch ansteigende Reihen Bänke zugewiesen, welche bis an die Mauern des Saales hinaufreichten; den Gesandten die Gallerien geöffnet. Am untern Ende der Halle stand die Anklagebank; rechts davon ein fünf Fuß hohes Gerüst für die Zeugen, links der Platz für die Advocaten, welche im Namen der Gemeinen den Proceß führten.

Die Verhandlungen wurden mit allem Prunke umkleidet, den man erdenken konnte, gleichsam als wollte man das nackte Unrecht mit einem Purpurfetzen verhüllen. In feierlichem Aufzuge wurde der Lord High Steward von allen Richtern in Amtstracht, vom „Garter", dem ersten Wappenkönige des Reiches, im Wappenrocke Seiner Majestät und vom Führer des schwarzen Stabes abgeholt. Se. Majestät hatte vorher den „weißen Stab" (the white wand) dem Ceremonienmeister übergeben, daß dieses Symbol der höchsten richterlichen Vollmacht Sr. Lordschaft dem High Steward (Großhofmeister) vorgetragen werde. Um neun Uhr fuhr derselbe in der Prunkkutsche nach Westminster; er allein saß auf dem Rücksitze, während auf dem Vordersitze des Wagens der Waffenkönig und der Großsiegelbewahrer, beide barhaupt, Platz nahmen. Einer der Stabträger mit seinem Prunkscepter ritt rechts, der Führer des schwarzen Stabes mit dem königlichen „weißen Stab" links vom Wagen. In langer Reihe folgten die Kutschen der Richter und des Gefolges. An der Treppe des Herrenhauses angelangt, stiegen die Richter zu zwei und zwei, die Jüngern voraus, hinauf, dann der Lord High Steward mit dem Wappenkönig, hinter ihm der Stabträger mit dem

Prunkscepter und der Siegelbewahrer, und ganz zuletzt der Führer des schwarzen Stabes mit dem weißen Stabe.

In den Saal des Oberhauses trat der Lord High Steward allein mit den Pagen, welche seine Schleppe trugen; die Richter und das Gefolge blieben in der Vorhalle. Alle Lords erwarteten ihn in Scharlachgewändern, die Bischöfe in Chorhemden. Nachdem er auf dem erhabensten Polster (upon the uppermost wool-sack) Platz genommen, wurde das Gebet gesprochen, dann das Document seiner Anstellung als Lord Großhofmeister zum Vorsitze des Oberhauses beim Gerichte über Stafford verlesen, und nun zogen sich die Bischöfe zurück, während die übrigen Lords in feierlichem Zuge sich mit dem Lord High Steward nach der Gerichtshalle, der Westminster-Hall, begaben. Die Procession durchschritt den „gemalten Saal" (Painted Chamber), die „Court of Requests", bog dann links in „den Court of Wards" und betrat durch eine eigens für diesen Zweck gebrochene Thür die Westminster-Hall.

Vorauf schritten die Gehilfen des Secretairs des Parlamentes, der Kronsecretair des Kanzleigerichtes und der Secretair des Parlamentes, dann zu zwei und zwei die Referenten des Kanzleigerichtes (Masters of Chancery). Ihnen folgte der erste Kronanwalt des Königs, dem sämmtliche Richter aller Gerichtshöfe von Westminster[1] zu zwei und zwei nachschritten. Dem Richterstande folgte der Adel. Vorauf die ältesten Söhne der Pairs, denen sich vier Waffenherolde mit ihren Prunksceptern und der Träger des schwarzen Stabes anschlossen. Dann kamen die Pairs geordnet nach ihrem Alter und Range, voran die Baronets, die Viscounts, die Earls, dann der Lord Kämmerer des königlichen Haushaltes, die Marquis und Herzoge, die Großwürdenträger, der Lord Geheimsiegelbewahrer, der Lord Präsident des Geheimrathes, wiederum vier Waffenherolde mit ihren Stäben, der Großsiegelbewahrer, einer der dienstthuenden Kammerherren mit dem „weißen Stabe" und zu seiner Rechten der „Garter", der Wappenkönig. Endlich folgte der Lord High Steward mit seinem die Schleppe tragenden Pagen, und hinter ihm der Herzog von Cumberland als Prinz von Geblüt. Nachdem alle nach Rang und Alter, auch die Gemeinen barhaupt auf ihren Bänken Platz genommen, empfing der Lord High Steward, auf dem erhabensten Polster thronend, vom Garter und dem dienstthuenden Kammerherrn den „weißen

[1] Also der Court of Chancery, Court of Queens Bench, Court of Common Plees und Court of Exchequer.

Stab" und übergab ihn dem Träger des schwarzen Stabes, daß er ihn während der Verhandlung führe.

Jetzt befahl der Lord High Steward dem Rufer, Stillschweigen zu gebieten. Der Rufer, einer der Waffenherolde, rief: „Allen Personen, weß Ranges und Standes sie seien, ist strenge befohlen, Schweigen zu beobachten, unter Strafe der Gefangenschaft. Gott erhalte den König!" — Lord High Steward: „Rufe den Lieutenant des Towers, daß er den Gefangenen vor die Schranken führe!" — Rufer: „O ja! o ja! o ja! Lieutenant des Towers von London, führe vor deinen Gefangenen William Viscount Stafford unter Strafe auf Leib und Leben!" Hierauf führte der Lieutenant des Towers den Gefangenen vor die Schranken. Der Träger des schwarzen Stabes bedeutete ihm, daß er sich niederknieen müsse. Nachdem der Greis eine Weile gekniet hatte, erlaubte ihm der Lord High Steward, sich zu erheben; dann sprach er den Angeklagten an und erörterte in längerer Rede, wie und weßhalb ihn das Haus der Gemeinen des Hochverrathes angeklagt habe. Unter Anderem sagte er: „In dieser so großen und wichtigen Sache steht Ihr da, daß die gesammte Körperschaft des Hauses der Pairs Euch richte, die höchste und edelste Versammlung dieses Landes oder vielleicht der ganzen Christenheit. Ihr dürft überzeugt sein: hier werden oder können keine falschen Gewichte oder Maßregeln in Anwendung kommen; hier wird die Wage genau gehandhabt, und jedes Körnlein von Nachsicht, das Euer Fall erlaubt, wird in die Schale gelegt werden. Aber wie es für meine Lords unmöglich ist, einen Unschuldigen zu verurtheilen, ebenso unmöglich ist es für sie, einen Schuldigen frei zu sprechen."

Diese Worte des Lord Großhofmeisters klingen wie der bitterste Hohn. Jetzt wurde die Anklageacte des Unterhauses verlesen, während welcher Stafford sich setzen durfte. Es folgte die Begründung derselben durch die drei Rechtsgelehrten, welche die Gemeinen hierfür gewählt hatten, die drei geriebensten Advokaten: Maynard, Sir Francis Winnington und Mr. Tresby. Zunächst versuchten sie den erschütterten und bei Vielen, vielleicht der Mehrzahl, verlorenen Glauben an den Bestand einer Papistenverschwörung im Allgemeinen zu befestigen, und dann erst gingen sie auf die Anklage Staffords im Besondern ein. Diese Anordnung ermöglichte ihnen, noch einmal alle Lügen in Länge und Breite vorzubringen. Wir werden ihnen natürlich nicht folgen; der ganze erste Tag des Processes wurde mit dieser allgemeinen Anklage gefüllt. Auch das Zeugenverhör bezog sich nur darauf. Zunächst trat ein gewisser Smith,

ein unglücklicher apostasirter Priester, auf. Dugdale sagte unter Anderem, der Papst habe 10000 Pfd. Sterl. für die Ausrüstung der papistischen Armee in England gegeben; derselbe besitze ein tägliches Einkommen von 24000 Pfd. Sterl. (480000 Mark) und habe auch sonst den Verschworenen alle mögliche Hilfe versprochen. Oates wiederholte sehr ausführlich seine alten Lügen. Ein ausgesprungener Dominicaner Namens Dennis — ob der Mensch jemals das ehrwürdige Kleid des heiligen Dominicus trug, oder ob er auch das erlog, ist nicht gewiß — erzählte den staunenden Pairs von England, die Dominicaner von Sigloe in Irland hätten den Franziskanern 40 Shilling (40 Mark) zu aufrührerischen Zwecken gegeben. Endlich berichtete noch ein gewisser Jenison ähnliche Märchen. Zum Schlusse des allgemeinen Schuldbeweises verlangten die Advocaten die Verlesung sämmtlicher Gerichtsprotocolle gegen Mr. Coleman, den Secretair des Herzogs von York und gegen die Jesuiten. Umsonst sagte der Lord High Steward, das sei nicht nöthig; es sei ja notorisch, daß dieselben verurtheilt und hingerichtet wurden. Aber die Ankläger bestanden auf der Verlesung. Es wurde also Alles verlesen und dann die Fortsetzung des Processes auf den nächsten Morgen vertagt.

Am folgenden Morgen, Mittwoch d. 1. December, begann nach dem gleichen feierlichen Aufzuge die Gerichtssitzung um zehn Uhr. Nach einigen Vorfragen, wie nahe der Rechtsbeistand dem Angeklagten stehen dürfe, begann das Verhör der Belastungszeugen mit Dugdale. Stafford verlangte dringend, der Zeuge müsse nach dem Gesetze Auge in Auge mit ihm seine Aussage machen. Dugdale behauptete, der Angeklagte habe Ende August oder Anfangs September 1678 in einer Versammlung zu Stafford ausdrücklich für die Ermordung des Königs gestimmt. Diese Aussage wurde mit lautem Beifall begrüßt, wie die Gerichtsacten berichten. Fox, der Biograph Jakob' II., ruft bei dieser peinlichen Scene aus: „Wer kann ohne Schauder von diesem Beifallsrufen lesen, als einer der Schurken vor Gericht frech beschwor, Stafford habe die Ermordung des Königs vorgeschlagen! Und wie peinlich muß dieses Gefühl erst sein, wenn man bedenkt, daß in diesen Ausbruch des Hasses sich die Stimmen von Männern mischten, deren Andenken jeden Liebhaber der englischen Verfassung zu Dank und Verehrung verpflichtet!" Der Lord High Steward hatte den Tact, die Versammlung ob ihres Benehmens zu tadeln. „Was soll das heißen?" rief er. „Um der Ehre und Würde eines öffentlichen Gerichtes willen:

laßt uns die Sache nicht führen, als wären wir in einem Schauspielhause!"

Dugdale weigerte sich, das genaue Datum anzugeben. Nach ihm kam Oates mit seinen bekannten Lügen. Dann trat ein uns noch nicht bekannter Zeuge auf, ein gewisser Turberville. Der Mann hatte, wie Bischof Burnet uns erzählt, monatelang bei seinem Amtsbruder Dr. Lloyd, dem anglikanischen Bischofe von St. Asaph, sich „Convertirens" halber aufgehalten und an dessen Tische gegessen. Auf öftere Anfrage in Betreff der papistischen Verschwörung hatte er dem Bischofe immer geantwortet, er wisse nichts im Besondern. Nun trat der Mann auf einmal mit der Behauptung auf, Stafford habe ihm in Paris den Auftrag gegeben, den König zu ermorden. Offenbar hatte Turberville entweder Dr. Lloyd belogen, oder log jetzt, und wenn der anglikanische Bischof vor Gericht kam und seine Erfahrungen über den Zeugen vorbrachte, so war es um das Gewicht seiner Aussage geschehen. Es spielte sich nun ein nettes Stückchen anglikanischer Casuistik ab, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Wir übersetzen einfach Burnet[1]: „Wenn er (Lloyd) aber gegen Turberville gezeugt hätte, so würde ihn das bei seinen Parteigenossen in ein sehr schlimmes Licht gestellt haben. Auf der andern Seite jedoch handelte es sich um die Erfüllung einer Pflicht der Gerechtigkeit und um ein Zeugniß der Wahrheit zur Rettung eines Menschenlebens. Die Frage war sehr schwierig zu entscheiden (!). Er (Dr. Lloyd) berieth sich mit allen seinen Freunden und mit mir (Bischof Burnet) ganz besonders. Die bei Weitem größere Mehrheit war der Meinung, daß er zum Schweigen verpflichtet sei (!) . . . So stimmte auch ich wie die Übrigen." Bischof Lloyd unterließ also seine Aussage, welche eine Pflicht der Gerechtigkeit und die Rettung eines unschuldigen Menschenlebens gebot, um nur nicht bei den Whigs anzustoßen, und zwar nach dem Rathe der großen Mehrheit seiner Freunde. Wir bemerken nur noch, daß Burnet seinen Freund Dr. Lloyd „the most zealous man against Popery that I ever knew and the man of the most entire sincerity" nennt („den größten Eiferer gegen das Papstthum, den ich jemals kannte, und den Mann der fleckenlosesten Redlichkeit").

Stafford antwortete auf die Aussage der meineidigen Zeugen zunächst: der König habe gleich zu Anfang seiner Gefangennehmung sechs Lords

---

[1] L. c. p. 489—490.

in den Tower geschickt mit dem Angebote völliger Straflosigkeit, wenn er nur seine Schuld gestehen und die Mitschuldigen nennen wolle. Er sagte ferner: sieben Tage nach der Entdeckung der vorgeblichen Verschwörung sei er im Lande geblieben; man habe ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, und wäre er schuldig, er würde gewiß geflohen sein. Mord sei ihm etwas so Schreckliches, daß er nicht einmal jetzt durch den Tod Dugdale's sein Leben retten wollte. Nach dieser allgemeinen Vertheidigung verlangte Stafford die Protocolle der ersten Verhöre Oates' und Turberville's; er wolle aus der Zusammenstellung derselben mit ihren heutigen Aussagen diese Zeugen als meineidig erweisen. Man verweigerte es. Stafford besteht auf seinem Verlangen; er sagt, in den Protocollen stehe 1673 und 1676 als die Zeit, da Turberville mit ihm in Douay und Paris über die Ermordung des Königs verhandelt haben wolle; später und auch heute habe er 1672 und 1675 angegeben. Nach langem Streite räumten die Sachwalter des Unterhauses diesen „nebensächlichen Irrthum" des Zeugen ein. Stafford besteht auf der Vorlegung der Protocolle, um aus ihnen noch andere Widersprüche nachzuweisen. Es wird eine Vorfrage daraus gemacht und entschieden, die Protocolle des Parlamentes sollen vorgelegt werden, nicht aber jene der Friedensrichter, auf die es gerade ankam. Dugdale sagte z. B. in seinem Verhöre zu Stafford das gerade Gegentheil seiner Aussage vor dem Parlamente. Da aber nicht einmal die Protocolle des Unterhauses ohne einen Beschluß desselben vorgelegt werden durften, wurde die Verhandlung auf den folgenden Tag verschoben. Auch bat der greise Stafford, man möge ihm ein bischen Schlaf gönnen, da er sich kaum mehr aufrecht halten könne.

Am folgenden Morgen dankte Stafford zunächst den Pairs, daß sie ihm ein bischen Schlaf gegönnt. Dann legten die Gemeinen das Protocoll vor, das, wie gesagt, von keiner Bedeutung war. Da nun Stafford einige dunkle Punkte aus dem Vorleben Turberville's erwähnen wollte, erhoben die Advokaten eine neue Vorfrage über Verjährung. Daran schloß sich das Kreuzverhör Dugdale's. Obschon die Advokaten dem Zeugen durch Zwischenrufe nach Möglichkeit halfen, gelang es Stafford doch, einige widersprechende Zeitangaben festzustellen. Dann rief der Angeklagte Schutzzeugen auf. Unter Andern bezeugte ein William Robinson, Dugdale habe ihn Mitte Sommer 1679 zu London in die Schenke „Harfe und Ball" genommen, ihm Bier und „Mumme" bezahlt und „Geld genug" angeboten, wenn er nur gegen Stafford zeugen wolle, den er gar nicht kannte. Ähnlich sagte John Morrall, der Barbier von

Ridgeley, aus: Dugdale habe ihn am 6. August 1679 in den „Schimmel“ bestellt und ihm gesagt: „Du bist ein armer Teufel und lebst elend. Ich kann dir helfen; ich will dir 50 Pfd. Sterl. baar bezahlen, wenn du so und so aussagen willst, und 50 Pfd. Sterl. mehr, wenn du es gethan hast.“ Dasselbe bezeugte ein Schmied Samuel Holt, dem Dugdale im „Stern“ zu Tixall 40 Pfd. Sterl. für falsches Zeugniß angeboten hatte. Auch im Kreuzverhöre des Oates wies Stafford Widersprüche nach, ebenso in jenem Turberville's. Die Wagschale schien sich zu Gunsten Staffords neigen zu wollen; da stand Shaftesbury auf und bat um Schluß der Sitzung, weil es schon spät sei.

Den vierten Tag des Processes füllten die Advokaten des Unterhauses mit dem Versuche aus, die Schutzzeugen Staffords als unglaubwürdig hinzustellen. Am fünften Tage rief der Angeklagte noch eine Reihe Schutzzeugen auf und faßte dann, „sofern sein schwaches Gedächtniß und hohes Alter es erlaubt“, die Vertheidigung mit großer Klarheit und Überzeugung zusammen. „Er enttäuschte sie (seine Gegner),“ sagt Sir John Reresby am bereits angeführten Orte, „indem er seine Sache wunderbar vertheidigte. Die drei Hauptzeugen gegen ihn waren Oates, Dugdale und Turberville; der erste schwor, er habe dem Angeklagten eine Anstellung des Papstes als Zahlmeister der Armee, welche gegen den König geworben werden sollte, überbracht; der zweite, Stafford habe ihm 500 Pfd. Sterl. für die Ermordung des Königs geboten, und der dritte, Stafford habe ihm zu einer andern Zeit für dieselbe Frevelthat einen Lohn versprochen. Und sie waren in diesen und ähnlichen gefährlichen Aussagen so bestimmt, daß ich, der ich dasaß und fast den ganzen Proceß anhörte, nicht gewußt hätte, was ich denken sollte, wären die Zeugen nur Männer von irgend welcher Glaubwürdigkeit gewesen. Ihre Aussagen waren aber so unzusammenhängend, und gegen Ende stellten sich solche Widersprüche heraus, daß ich Angesichts derselben und in Erwägung des schlechten Rufes der Leute, welche gegen den Lord schworen, völlig von der Unwahrheit ihrer Aussagen überzeugt war . . . Er hörte seine Ankläger und vertheidigte sich mit großer Festigkeit und Entschlossenheit.“

Von Oates sagte Stafford u. A.: „Nach seinem eigenen Geständnisse heuchelte er jahrelang, ein Papist zu sein, d. h. nach seiner Meinung einem abgöttischen Culte anzugehören, und rühmt sich dessen sogar: ein solcher Mann ist kein zuverlässiger Zeuge. Wenn ich ein Richter wäre, würde ich auf das Zeugniß eines solchen Menschen keinen Hund

hängen." Auch die Rechtsfragen behandelte er mit großer Schärfe; namentlich machte er geltend, daß kein Criminalfall gegen ein Mitglied des Parlamentes von einem Parlamente auf ein anderes verschoben werden dürfe, und daß für keinen einzelnen Punkt der Anklage zwei übereinstimmende Zeugen vorhanden seien.

Es folgten zwei lange Reden von Sir William Jones und Mr. Powle, beide Mitglieder des Comité des Unterhauses zur Verfolgung der Papistenverschwörung. Die beiden Herren überboten sich in gehässigen Ausfällen gegen die römische Kirche und suchten alle bösen Leidenschaften aufzustacheln. Namentlich pochte Powle darauf, daß ja Stafford notorisch ein Papist sei, als ob damit Grund genug zur Verurtheilung gegeben wäre. Dann sprachen die Advokaten des Unterhauses im gleichen Sinne. Stafford hatte gesagt, seine Belastungszeugen seien mit Gold bezahlt. Der Lord High Steward gestand, daß ihnen Geld gegeben werde; es sei aber nicht für ihr Zeugniß, sondern für ihren Unterhalt. Stafford entgegnete darauf, es sei notorisch, daß ihnen außer den 10 Pfd. Sterl. wöchentlich, die jeder bekomme, sonst noch große Summen gegeben wurden. Über die Auslegung des Gesetzes, welches zwei Zeugen verlangt, wurden die Richter befragt. Richter Askins antwortete: wenn man zugeben wollte, daß zwei Zeugen für die zur Last gelegten Anklagen nöthig wären, so müßte man auch zugeben, daß die bereits Hingerichteten unrechtmäßig verurtheilt wären (!). „Ein solcher Ausspruch," entgegnete Stafford, „treibt mir trotz meiner Schwäche das Blut zum Kopfe!"

Am sechsten Tage (Montag 6. December) war Stafford so schwach und elend, daß er nur mit Mühe sich verständlich machen konnte. Er wollte durch den Gerichtsschreiber eine Bittschrift verlesen lassen, daß man ihn vor der Wuth des Pöbels schütze, der ihn auf dem Wege vom Tower nach Westminster mit Schreien und Brüllen verfolge. Der Lord High Steward wollte es ihm erlauben; aber die Advokaten der Gemeinen bestanden darauf, er selbst müsse lesen. An diesem Tage kamen die Verhandlungen zu Ende. In einer längern Rede faßte Stafford noch einmal den Beweis seiner Unschuld zusammen, sprach in rührenden Worten von seiner Familie, von seinem treuen Weibe, seinem edeln Namen, seinem Sohne, dem er mehr Glück wünschte, als ihm zu Theil wurde, und den er aufforderte, wie auch an ihm gehandelt würde, seinem Vaterlande treu zu dienen [1].

[1] Am 3./13. December 1680 berichtet der kaiserliche Gesandte Graf Thun: „Staffords Vertheidigung und die Aussagen seiner Zeugen sind gar schlecht und von

Hätte die Abstimmung des Oberhauses unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser herrlichen Vertheidigung stattgefunden, sie hätte am Ende doch eine Freisprechung ergeben. So aber verschob man dieselbe auf den folgenden Tag, wohl nicht ohne Absicht. Um 11 Uhr den 7. December zogen die Pairs wiederum in feierlicher Procession nach der Westminster-Hall und gaben unter Namensaufruf einzeln ihr: „Auf meine Ehre — schuldig oder nichtschuldig“ ab. Die Stimmen wurden gezählt: es waren 31 (32) Nichtschuldig und 55 (54) Schuldig. Dann ließ der Lord Großhofmeister den Gefangenen vorführen: „Mylord Stafford,“ redete er ihn an, „ich habe nur traurige Nachricht für Euch. — Ihre Lordschaften finden Euch des Hochverrathes schuldig.“ Der Verurtheilte antwortete: „Gottes heiliger Name sei dafür gepriesen, Mylords!“

Wir denken, diese Worte voll des erhabensten Seelenadels mögen doch manchen Pair, welcher sein „Schuldig“ gesprochen hatte, verwirrt haben. Der Lord High Steward fragte Stafford, ob er sonst noch etwas zu bemerken habe. Der Verurtheilte sagte: „Ich gestehe, daß ich betroffen bin; denn ich hatte es nicht erwartet. Aber Gottes heiliger Wille geschehe ... ich will nicht murren. Gott verzeihe denen, welche falsch gegen mich schwuren.“

Dann begaben sich die Pairs in das Herrenhaus, an dessen Schranken sofort die Gemeinen mit ihrem Sprecher erschienen und den Urtheilsspruch im Namen der Gemeinen von ganz England forderten. Nach kurzer Berathung wurde das gewöhnliche barbarische Urtheil des Hochverrathes beschlossen. Dann zogen beide Häuser wieder in die Westminster-Hall; Stafford wurde vorgeführt, und der Lord High

geringer Substanz; die Belastungen der Ankläger, mögen sie nun wahr oder falsch sein, sehr stark und überweisend. Dazu werden sie vorgebracht mit einer unglaublichen Animosität und Erbitterung zur Confusion des Angeklagten, so daß, allem Ansehen nach, sein Leben schwebt in der äußersten Gefahr“ (Onno Klopp, Fall des Hauses Stuart, II. S. 283). Am 3. December, am vierten Tage des Processes, mochte das Urtheil des kaiserlichen Gesandten noch einigermaßen begründet scheinen; wir zweifeln aber daran, ob Graf Thun die Vertheidigung Staffords zu Ende des Processes noch „schlecht“ genannt haben würde. Er wäre jedenfalls mit einem solchen Urtheile im Widerspruche mit den Proceßacten und mit der Aussage protestantischer Augenzeugen. Das Zeugniß Sir John Reresby's wurde bereits angeführt. Selbst Burnet lobt seine Standhaftigkeit sowohl während des Processes als bei der Verurtheilung. Auch die Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu für 1681 sagen: „Vor den Schranken vertheidigte er seine Sache mit so viel Muth und Standhaftigkeit und mit so schwerwiegenden Gründen, daß die Mehrzahl seine Freisprechung erwartete.“

Steward, der während der Verhandlung die Schranken des richterlichen Anstandes nicht verletzt hatte, ließ sich jetzt in seiner Rede zu Sätzen hinreißen, wie den folgenden: „Zweifelt nun noch Jemand, wer den großen Brand von London anlegte? durch wen der Richter Godfrey ermordet wurde?" u. s. w. Selbst Burnet nennt diesen Ausfall „eine große Tactlosigkeit" [1].

Nach dem Urtheile erklärte Stafford nochmals in Gegenwart Gottes, er verzeihe Allen von Herzen, und bat um die Gnade, daß sein Weib und seine Kinder ihn im Tower besuchen dürften. Der König begnadigte den Schuldlosen zur Enthauptung, stellte das Urtheil unter dem großen Siegel aus und befahl, es am 29. December zwischen 9 und 11 Uhr dem Lieutenant des Towers zur Vollstreckung zu übergeben. Ob er wohl daran dachte, daß es der Tag des hl. Thomas von Canterbury sei, der auch einem seiner Vorfahrer auf dem Throne Englands die Palme des Martyriums verdankte?

Im Tower verwandte Stafford alle Zeit dazu, sich in Gebet und Betrachtung zum Tode vorzubereiten. Er blieb voll Sanftmuth, Heiterkeit, Gottergebenheit bis zum Ende. Als man ihm mittheilte, der König habe das Urtheil bestätigt, sagte er zuerst: „Ich muß gehorchen." Dann wandte er die Worte des Psalmisten auf den Tag der Hinrichtung an: „Dieses ist der Tag, den der Herr gemacht hat! laßt uns jubeln und froh sein an ihm!" Darauf tröstete er seine weinende Frau und sagte: „Komm, laß uns wieder zum Gebete gehen!" Auch Burnet bestätigt Staffords Muth. Derselbe habe ihn in den Tower bestellt, erzählt er, offenbar nur in der Absicht, seine Unschuld nochmals feierlich zu betheuern. In weniger als Jahresfrist, sagte er zu dem anglikanischen Prälaten, werde seine Unschuld ganz gewiß zu Tage kommen. Burnet wollte den Verurtheilten zum Abfalle von der katholischen Kirche verführen; aber Stafford schnitt ihm das Wort ab mit der Bemerkung, es sei jetzt keine Zeit zur Controverse, und er wolle in der katholischen Kirche sterben. „Er bereitete sich auf das Beste zum Tode vor," fügt Burnet bei, „und er that dieß mit einem festen und unerschrockenen Herzen. Am Abende vor seiner Hinrichtung aß er wie gewöhnlich zu Nacht und schlief ruhig bis am Morgen. Er starb ohne ein Zeichen von Furcht oder Verwirrung und stellte Alles in Abrede, welches die Zeugen gegen ihn beschworen hatten."

---

[1] L. c. p. 492.

Als die Todesstunde sich näherte, erwartete er in heiliger Ungeduld die Ankunft des Lieutenant; er dürfe zwar seinen eigenen Tod nicht beschleunigen, doch würde ihm die Zeit zu lang, bis er sterbe, sagte er zu seinen Freunden. Ein Herr rieth ihm, einen Mantel umzulegen, da es ein kalter Tag sei; „ja," sagte er, „vor Kälte könnte ich zittern, vor Furcht aber nicht, wie ich zu Gott hoffe". Als man ihm meldete, der Lieutenant sei da, brach er fröhlich auf und schritt rüstig durch eine Doppelreihe von Soldaten neben der Sänfte her, in welcher derselbe getragen wurde. Am äußeren Thore des Towers nahmen ihn die Sheriffs in Empfang und geleiteten ihn zum Schaffotte, welches auf dem nahen Tower-Hill errichtet war.

Vom Blutgerüste hielt er eine längere Rede, in welcher er seine Unschuld betheuerte, seinen Feinden verzieh, für seinen König und seine Mörder in der rührendsten Weise betete.

„Die meisten Zuhörer," sagt Bischof Challoner, „schienen von sichtlichem Mitleid für ihn bewegt; Einige nahmen, während er redete, die Hüte ab und verbeugten sich zum Zeichen, daß sie ihm glaubten; Andere riefen laut und unerschrocken: ‚Wir glauben Euch, Mylord! Gott segne Euch, Mylord!'"[1] Stafford übergab mehrere Abschriften seiner Rede den Sheriffs; sie wurde gedruckt und fand noch allgemeinern Glauben als die gesprochene. Nach der Rede wandte sich der Verurtheilte an seine Freunde, umarmte sie und nahm mit heiterer Miene Abschied von ihnen für diese Welt. Unter denselben war ein Karmelit der spanischen Gesandtschaft, der ihn als Diener verkleidet auf das Blutgerüst begleitet hatte; von diesem empfing er die letzte Lossprechung. Dann kniete er nieder, machte das Zeichen des Kreuzes, küßte den Block und betete ver-

[1] So berichten unseres Wissens alle englischen Quellen. Auch Macaulay erzählt diesen Zustimmungsruf. Sir John Reresby, dessen Zeugniß wir schon oben anführten, sagt: „Lord Stafford wurde zum Schaffot nach Tower-Hill geführt, wo er in der entschiedensten Abläugnung des ihm zur Last gelegten Verbrechens beharrte, und das in so zwingender, überzeugender und siegreicher Weise, daß alle Zuschauer seinen Worten glaubten und sein Schicksal beklagten." Im Gegensatze zu diesen Zeugnissen berichtete Graf Thun am 10. Januar 1681 (n. St.): „Der Henker hat den Kopf auf der Bühne herumgetragen und dem Volke gezeigt, welches darüber ein unaussprechliches Freuden- und frohlockendes Geschrei hat erschallen lassen." Wir bezweifeln sehr, daß der kaiserliche Gesandte als Augen- oder Ohrenzeuge der Hinrichtung Stafford's beiwohnte; er hat vielleicht an das Wuthgeschrei des Pöbels gedacht, als Stafford nach Westminster-Hall geführt wurde. Macaulay sagt ausdrücklich: „Als man das blutige Haupt zeigte, folgte allgemeine Stille statt des No-Popery-Geschreis."

schiedene kurze Stoßgebete und legte so betend das Haupt auf den Block. Der Scharfrichter zögerte mit dem Todesstreiche; so richtete sich Stafford auf den Knieen noch einmal auf und fragte, worauf er warte. „Auf ein Zeichen. Welches Zeichen wollt Ihr geben?“ — „Keines. Bestimmt selbst die Zeit. Gottes Wille geschehe. Ich bin bereit.“ — Der Scharfrichter sagte: „Ich hoffe, Ihr vergebt mir?“ — „Ich thue es,“ antwortete Stafford, bezeichnete sich nochmals mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und legte das Haupt auf den Block. Da sauste die Axt nieder und trennte sein Haupt vom Rumpfe.

Der Leichnam des edeln Lords, des letzten Opfers, gegen welches Titus Oates als Zeuge auftrat, wurde in aller Stille im Tower begraben. Staffords Voraussage ging in Erfüllung; in weniger als Jahresfrist glaubte die Mehrzahl seiner Landsleute an seine Unschuld. Der Seligsprechungsproceß Staffords ist eingeleitet.

(Schluß folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

---

# Eugène Sue oder Professor der Kirchengeschichte? [1]

---

Die Tendenz dieses Jahres geht nun einmal auf Luther, seine Zeit und sein Werk. Auch der vorliegende „historische Roman“ dient dem Zwecke, einen Beitrag zur Schilderung der Verhältnisse unseres Vaterlandes in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu geben. Aus der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ erfahren wir, daß man unter dem Namen „George Taylor“ durchaus nicht den ersten besten Pfuscher zu suchen hat, sondern daß einer „unserer besten Kirchenhistoriker“[2] — natürlich Protestant — sich bescheiden unter diesem falschen Namen birgt, um uns die Schätze seiner geschichtlichen Kenntnisse desto unbefangener in poetischer Zubereitung anzubieten. Man begreift, daß diese Enthüllung des Weltblattes ganz darnach angethan war, unsere Erwartungen wenigstens in Bezug auf den historischen Werth des Buches ziemlich hoch zu spannen, wenn uns auch nicht gleich eine Garantie

---

[1] Klytia. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert, von George Taylor. Mit einem Titelkupfer.

[2] Dieß war schon geschrieben, als uns der Bericht der „Frankfurter Zeitung“ über „Klytia“ zugeschickt wurde und wir aus diesem Berichte den wahren Namen des „Dichters“ erfuhren. Als solchen nämlich verräth man uns dort den „bekannten Theologie-Professor Adolf Hausrath in Heidelberg, einen streitbaren Vorkämpfer der liberalen Richtung im modernen Protestantismus“.

geboten wurde, daß der Herr Professor ein ebenso großer Dichter als Gelehrter sei. Daß die „Allgemeine Zeitung" ferner den pseudonymen George Taylor ziemlich deutlich dem „berühmten" George Ebers gleich= wo nicht vorauf=stellte, war vielleicht nur ein unkluger Streich des Freundeseifers, von dem nur zu offenbar die ganze Empfehlung der „Klytia" im Münchener Blatte erfüllt war. Jedenfalls aber ist Alles darnach angethan, die Aufmerksamkeit auch der katholischen Kritik auf dieses neue historische „Meisterwerk" zu lenken, welches ja dem gesammten Publikum durch die pomphaftesten Affichen auf Bahnhöfen angepriesen wird.

Sagen wir's nur gleich heraus, wäre „Klytia" irgend ein anderer Roman und enthielte er nicht einige Dinge, auf welche wir gleich ausführlicher zu sprechen kommen, so würden wir ihn vom rein ästhetischen Standpunkt einer Besprechung in diesen Blättern nicht für werth halten.

Ein Romanschreiber von irgend dauernder Bedeutung wird George Taylor niemals werden, dazu fehlt es ihm an der mächtigen Begeisterung, der nothwendigen Klarheit der Conception, der kräftigen Modellirung seiner Gestalten, feinen Charakteristik und logischen Motivirung. Die Armuth seiner Phantasie zeigt sich schon bald in der Gespreiztheit der Sprache und Einförmigkeit der Bilder. Es ist bereits auf der ersten Seite von recht zweifelhaftem Geschmack, wenn der Jettenbühl in Heidelberg „ein grünes Sammtpolster" genannt wird, „auf welchem die Schloßruine gleich einem Weihegeschenk für die Gottheit aufgestellt ist". Die „adeligen Linien des Vesuvs" scheinen uns ebenso geziert, wie das folgende: „Frisch und morgenschön wie die glänzende junge (!) Kastanie, die eben erst aus ihrer Hülle hervorgebrochen, saßen die wohlgescheitelten Kinder und Jungfrauen vor ihm und hingen andächtig an seinen Lippen." [1] In seinen Zusammenstellungen ist der Herr Professor häufig sehr unglücklich. Es will uns keine Bereicherung unseres Wortschatzes scheinen, wenn von „Klostermilch" die Rede ist, wie man etwa mit Recht von Klosterbrod, Klosterbräu oder Klostersuppe redet, aber Verbindungen, wie „grünes Incarnat", sind doch über alles selbst zerstreuten Professoren erlaubte Maß hinaus. Und doch scheint gerade die „grüne Incarnation" eine Lieblingsfarbe des Herrn Taylor. Genau haben wir nicht gezählt, aber auffallend sehr oft begegnen wir in dem Roman Leuten „mit weingrüner Gesichtsfarbe". Daß dieses Leute sind, „Figuren, wie man sie etwa bei der Beerdigung eines Kunstreiters begegnet", hilft zu ihrer näheren Charakteristik wenig; denn wie viele Leser pflegen Beerdigungen von Kunstreitern beizuwohnen, und welches sind dann gerade jene Figuren, die der poetische Autor gesehen wissen will? Ein bedeutenderes Contingent von Vergleichen als der Circus liefert die nahe Menagerie. Wenn uns ein protestantischer Prediger „fast wie ein verkleidetes Meerschweinchen" vorgeführt wird, so läßt man den Vergleich ein erstes Mal mit einem leisen Achselzucken

[1] Diese Scene mit den vor ihrem Magister sitzenden, an des schönen Paolo Lippen hängenden Kastanienköpfen hätte sich ungleich besser als Titelblatt geeignet, wie die versteinerte „Frauenblüthe".

passiren; wenn dann aber der halbe Brehm geplündert wird, um „Wolfsaugen“, „Bestien“, „Pfauenstolz“, „Heerdenthiere“, „Füchse“, „Meisen“, „Hirsche“ u. s. w. zu erhalten, und man diesen und ähnlichen Vergleichsgegenständen auf wenigen Seiten hintereinander (vgl. 133 ff.) begegnet, so möchte man sich doch in eine etwas höhere Gesellschaft geführt sehen. Der Verfasser ist übrigens ein genauer Beobachter der Thierwelt, und so weiß er denn, daß die Hühner ihr Auge schließen, indem sie das untere Lid nach oben heben; wenn Taylor aber aus bloßer Vorliebe für diesen Vorgang einen Prediger dasselbe thun läßt, kommen uns gelinde Zweifel an der Möglichkeit. Aber der Herr Professor ist ein solcher Scharfseher, daß er es einem eintretenden „mageren blonden Herrn mit interessanten, aber ungeistlichen Zügen“ sofort anmerkt, daß „er aussehe, als ob er gut Schach spiele, aber ungern predige“ (S. 121).

Daß „der Neckar silbern wie sonst durch die weite Ebene zieht, deren Felder weiß wurden zur Ernte“, läßt nahezu den Gedanken an Farbenblindheit beim Dichter auftauchen.

Doch lassen wir den Stilisten und Künstler ruhig seiner Wege gehen, und beschäftigen wir uns etwas näher mit dem Kirchenhistoriker.

Sogar die „Frankfurter Zeitung“ wagt es nicht, die poetische Seite des Romans in Schutz zu nehmen. „Die Poesie, sagt sie, fängt gerade an, wo das Buch aufhört.“ Trotzdem meint aber das Blatt: „Klytia sei das Werk eines energischen Geistes und feingebildeten Theologen, der nur aus Verblendung für ein kirchenhistorisches Zeitbild eine Form der Dichtkunst ergriff.“ Die „Deutsche Rundschau“ (Juliheft 1883 S. 152 ff.) ist weniger kritisch als das Frankfurter Blatt: für sie ragt dieser Roman „über die Menge der Trivalitäten als eine wirklich bedeutende Leistung empor, er behandelt ernste Fragen mit männlichem Ernst und in einem Stil, welchem man die sorgfältige Arbeit und das Kunstverständniß ansieht“.

Wenn also Taylor — oder Professor Hausrath — auch „ein schlechter Dichter“ sein mag, so ist er doch nach diesen Urtheilen „ein geistvoller, beredter Prediger“, und besonders die Art, wie er dem Jesuitismus zu Leibe geht, soll den besten Beweis dafür liefern.

In der That, wer die Münchener „Allgemeine Zeitung“, die „Deutsche Rundschau“, die „Frankfurter Zeitung“ liest, muß glauben, es in „Klytia“ mit einem Meisterwerk, wenigstens mit einem ernsten Buche zu thun zu haben. Und doch! Selbst nach reiflicher Überlegung und langem Nachdenken stehen wir immer noch unentschieden vor der Doppelfrage: Hat Herr Taylor bewußt und berechnend sich einen schlechten Scherz mit dem gläubigen Publikum erlaubt, oder ist ihm das unerhörte Unglück zugestoßen, trotz vielseitiger aus diesem Buche selbst hervorleuchtender Quellenstudien von einer wahrhaft mitleiderweckenden Naivetät bei Behandlung sehr elementärer Geschichtsfragen förmlich zu strotzen?! Mystificirung der Leser oder Unkenntniß des Auctors — das muß die Frage für Jeden sein, der ohne Vorurtheil den Roman geduldig bis zu Ende gelesen und nicht einem anderen Gedanken Raum geben

will, der ihn eine Injurienklage kosten könnte. Wir sind großmüthig und neigen zu dem Milderungsgrund der — nun, sagen wir — **Unkenntniß** (das rechte parlamentarische Wort ist leider noch nicht erfunden), da uns aus dem Ganzen des Romans eine Herzensweite und Güte entgegenweht, die sich schließlich mit allen Lehren und Lehrern vertragen könnte, wenn nur der leidige Jesuitismus nicht wäre.

Das Herz, die tiefste Seelenneigung des Herrn Professors gehört freilich den Wiedertäufern und ihrem Apostel, dem Müller Werner. Im Übrigen gilt wohl, was S. 131 gesagt wird: „Ihr könnt eher mit zwei Würfeln dreizehn Augen werfen, als eine Kirche finden, die eure Freiheit respectirt." Demgemäß sind denn auch alle Religionsgenossenschaften und Secten, die dem einen Abfall Luthers ihr Entstehen verdanken, zwar ohne Bitterkeit und Zelotismus, aber doch despectirlich genug in ihren Predigern und Theologen dargestellt, während der schlichte stille Müller mit seinem innerlich lebendig gewordenen Evangelium wie ein Prophet des Alten Bundes als eine herrliche Lichtgestalt durch den Roman schreitet. Kommen so auch die Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten u. s. w. nicht ungeschoren fort, so trägt doch der Jesuitismus die Hauptlast alles dessen, was Schreckliches und Böses in dieser Erzählung vor sich geht.

Man höre!

Unter der Regierung Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz versuchte es Rom, die ihm durch die Ketzerei entrissenen Länder auf jede Weise wiederzugewinnen, und wie hätte es da dem Jesuitismus nicht beide Arme öffnen sollen, da dieser sich anbot, durch Aufwendung aller Mittel das hohe Ziel der päpstlichen Allmacht zu erreichen. Was geschieht?

Eines Tages traf in Venedig der General des Ordens Jesu ein. Im „Oratorium"[1] des Jesuitencollegs drängen sich „Frauen und Töchter Venedigs", „an den Wänden standen Bürger und Nobili und selbst zahlreiche Mitglieder der höchsten Behörde der Stadt"[2]. Unter der Tribüne aber brachten heute zahlreiche vornehme Gönner des Collegiums dem anwesenden römischen General ihre Huldigung dar, der im Purpur der Cardinäle[3] mit herber Würde die Höflichkeiten der Signoria hinnahm. Zuerst betrat ein Schüler die Rostra, um in einer wohlgesetzten lateinischen Ode den General als hohen Gast des Hauses zu begrüßen und all seine Tugenden zu preisen. Programmgemäß hatte noch eine Ansprache nach der andern folgen sollen; allein derartige Curialien schienen wenig nach dem Geschmack des mürrischen Greises. Er

---

[1] Der Professor versteht unter diesem Wort die Redehalle, während dasselbe im Institut der Jesuiten und in der Kirchensprache überhaupt einfach einen Betsaal, eine Hauskapelle bezeichnet.

[2] Die unhöflichen Jesuiten! Die Nobili und selbst zahlreiche Mitglieder der höchsten Behörde der Stadt läßt man an den Wänden stehen.

[3] Den Jesuitengeneral im Cardinalsrock können wir getrost dem Kirchenhistoriker von Heidelberg überlassen, möchten aber doch um etwas genauere Quellenforschung bei geschichtlichen Personen bitten; denn mit demselben Recht könnte man Luther zum Dragoner und Calvin zum Bürgermeister machen.

machte eine gebieterisch ablehnende Handbewegung und bestieg selbst die Rednerbühne. Der stattliche Kirchenfürst, eine hohe ascetische Gestalt von strengen Zügen und feurigem Auge, begann mit harter, aber mächtiger Stimme eine gewaltige Predigt über das Thema: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige." Er entrollte ein Bild der Aufgaben der Kirche in den Landen der Gläubigen und der Ketzer, in der alten und neuen Welt, bei Türken und Götzendienern, und schilderte die Noth der kupferfarbenen Heiden, die heute gleich jenem macedonischen Mann, der dem Apostel zu Troas erschien, den Schülern dieser Anstalt zurufen: Kommt, helft uns! Zu Einzelnem übergehend, erklärte er dann, die Mission in Malabar habe durch Aufstände der Bevölkerung die Hälfte der jüngst ausgesendeten Glaubensboten verloren. Derer, die berufen seien, diese Lücke auszufüllen, warte der gleiche Martyrerkranz und dazu (!) das ewige Leben. Dann rief er zehn Zöglinge mit Namen auf und fragte sie: „Wollt ihr nach dieser Küste der Heiden gehen, Christum lehren, predigen und sterben?" Die zehn Jünglinge erhoben sich und sprachen mit Einem Munde: „Ja, mein General!" Ein Schauder des Großartigen überrieselte alle Anwesenden bei dieser Scene, und in den Reihen der Frauen blieb kein Auge trocken. Der Greis fuhr fort: „Zu Vera Crux hat das gelbe Fieber zwei Drittel unseres Conventes hinweggerafft. Das Collegium steht leer. Die Seuche hat aufgehört, aber sie wird im Sommer mit verdoppelter Wuth wiederkehren. Zum Ersatz der Lücke schlägt der Rector folgende Novizen vor", und wiederum verlas der harte Greis mit rauher Stimme etliche Namen. „Wollt ihr euch einschiffen, das Wort ausrichten und sterben, wenn es Gottes Wille ist?" Die Jünglinge hatten sich erhoben, und auch sie sprachen: „Ja, mein General!" — „Schlimmer als Heiden und Pest," fuhr der alte Cardinal sodann fort, „wüthet die Ketzerei bei dem wilden Volke der Deutschen[1] jenseits der Alpen. Die wir dorthin entsenden, müssen gewappnet sein mit allen Waffen des Geistes, sie müssen vielleicht sogar das Kleid des seligen Ignatius für eine Zeit ablegen, und Jeden erwartet seine besondere Gefahr." Eine Reihe von Namen wurden für dieses Arbeitsgebiet aufgerufen, darunter der von Paul Laurenzano. Auch diese Jünglinge antworteten auf die Frage, ob sie bereit seien, einmüthig: „Ja, mein General!" Nach dieser theatralischen Scene, der natürlich auch kein Schatten von Wahrheit eignet, hält der „harte Greis" eine Ermahnung an die Erwählten, und der Inhalt dieser Rede beweist, daß Taylor das Institut der Gesellschaft, deren Regeln und sogar den Brief des hl. Ignatius über den Gehorsam wenigstens oberflächlich gelesen hat. Freilich, wie er das Gelesene benutzt, ist eine andere Frage. Um hier nur Ein Beispiel anzuführen, heißt es: . . . „wer bei Befehlen seiner Obern von Gewissensskrupeln heimgesucht wird, der lasse sich bedeuten, daß es eines der großen Privilegien unserer Gesellschaft ist, daß die Mitglieder, die skrupulösen Charakters sind, nach päpstlicher

[1] Wer die Briefe des hl. Ignatius lesen will, wird etwas zartere Ausdrücke als Qualification der Deutschen finden.

Zusicherung sich in allen Stücken beruhigen dürfen bei der Entscheidung ihres Obern. Das aber ist die oberste Stufe des Gehorsams, nach der wir alle zu streben haben, daß solche Skrupel gar nicht mehr bei uns auftauchen, sondern daß eine vollkommene Gleichförmigkeit unseres Verstandes mit dem unserer Obern eintritt" (S. 77). Wie die Sache hier lautet, ist sie ein heller Unsinn und birgt, wie aus dem Folgenden hervorgeht, objectiv eine infame Insinuation. Wir fragen: hat der Herr Professor das Institut an jener Stelle, wo es von der Zulassung von Skrupulanten handelt, nicht verstanden oder nicht verstehen wollen?

Nach diesem „Segen" mußte der arme Paul „noch zur selben Stunde, ohne langen Abschied, das Ordenshaus verlassen, um in Begleitung eines stattlichen ältern Ordensgenossen, den sie den Doctor Antonio nannten, den Weg über die Alpen anzutreten. Ihm war das Alles wie ein Traum, und die überraschende Lossprechung[1] überkam ihn fast wie ein Schrecken. Mit geschlossenem Auge zog der junge Mönch durch Italiens herrlichste Städte und die lachende Ebene Verona's. Ihm streckten die Pfirsiche vergeblich ihre rothen Blüthenzweige entgegen, und die gelben Limonen lachten umsonst durch ihre Spaliere[2] ... Um ihn aufzuheitern, zählt sein älterer Begleiter, ein lebhafter Herr mit schlauen, beweglichen Zügen, all die Privilegien auf, an denen Paul nunmehr als angehendes (?) Mitglied der Gesellschaft Jesu Theil habe. Er durfte in allen, selbst in den dem Bischof vorbehaltenen Fällen absolviren; er konnte Strandräuber, Galeerensträflinge und Häretiker von der Excommunication lossprechen; er durfte von Gelübden dispensiren, falls sie nicht etwa eine Wallfahrt nach Rom betrafen. Selbst eidlich eingegangene Verpflichtungen konnte er aufheben, falls sie dem Vortheil der Kirche zuwider waren. Stieg er vollends zu höheren Graden auf, so durfte er von allen kirchlichen Strafen, selbst von denen für Rückfall in Schisma und Häresie, ja selbst für die Fälschung apostolischer Briefe Dispens (!) ertheilen; er war dann im Stande, ungenügender Reue die Wirkung voller Buße zu verleihen und Todsünden in erlaßbare umzuwandeln, von den hohen Geheimnissen der Sacramente ganz zu geschweigen". Und solchen baaren, blühenden Unsinn schreibt ein Professor der Kirchengeschichte! Wir werden unseren Lesern nicht die Injurie anthun, und solche Albernheiten bei ihnen einer Widerlegung für nöthig erachten. „Ihr Gebetbuch lesend oder einsilbig (!) hintereinander wandelnd," kamen die Beiden zu ihrer ersten Nachtherberge. In der zweiten Herberge passirte Folgendes. P. Antonio's Reisekasse war angeblich erschöpft, „und zu seiner Verwunderung sah sich Paul in dämmernder Frühe von seinem Begleiter geweckt und zum Aufbruch gemahnt, da man den Wirth um die Zeche betrügen müsse. Der Novize widersprach nicht, aber als sein Vor-

---

[1] Das Wort steht da; was der Herr damit meint, ist unerfindlich, da von einer Lossprechung im landläufigen Sinne auch nicht entfernt die Rede sein kann.

[2] So tragisch uns auch die verlorene Liebesmühe der Pfirsiche und Limonen anmuthet, läßt sie uns doch nicht das Glück der italischen Ebene übersehen, wo zugleich die Pfirsiche blühen und die Citronen reifen.

gesetzter die Thür verlassen, legte er einen der beiden Goldgulden, die ihm in Venedig zur Bestreitung seiner Bedürfnisse mitgegeben worden waren, auf den Tisch, damit der Wirth sich daran schadlos halte. Doch P. Antonius mochte etwas der Art geahnt haben. Er kehrte auf die Kammer zurück, um Vergessenes zu holen, und als sie auf der Landstraße angelangt waren, knüpfte er ruhig sein Tuch auf und that Pauls Gold zu seinen letzten Dreiern. Entrüstet verlangte Paul, daß man umkehre und dem Wirth das Seine gebe. Antonio fragte dagegen: ‚Ist es besser, daß unsere heilige Mission verzögert werde und vielleicht Hunderte von Seelen mehr in die Hölle fahren, oder daß dieser Schenkwirth einen Gulden verliere? Wir wählen das kleinere Übel, indem wir einen Schelm betrügen, und es ist höchst probabel, daß wir damit Gott um so angenehmer sind.‘

‚Wenn er (natürlich der Wirth!) uns aber nachsetzt und uns beim Schulzen des nächsten Ortes verklagt!‘ erwiederte Paul zornig.

‚Dann werden wir beschwören, daß ihr ihm ein Goldstück auf den Tisch gelegt habt, um ihn zu befriedigen.‘

‚Wie wollt ihr dann aber läugnen, daß ihr es wieder eingesteckt?‘

‚Wenn ich es läugne, so denke ich im Geiste zu dem ‚eingesteckt‘ die Worte hinzu: ‚in meinen Beutel‘, denn ihr seht ja, ich wickele es in mein Tüchlein.‘

‚Man kennt aber diese Dominicanerkünste und wird euch auferlegen, ohne jeden geistigen Vorbehalt euren Eid abzulegen.‘

‚Auch in diesem Falle kann man ‚ohne ungerechten Vorbehalt‘ schwören, der meine wäre nämlich gerecht, da es sich um Gottes Sache handelt.‘

‚Und mit solchen elenden Kniffen meint ihr die Ketzer wieder zu Gottes Sache bekehren zu können?‘ fragte Paul entrüstet.

‚Nein, mein Sohn, so thöricht bin ich nicht; wir werden die Deutschen bekehren, indem wir in Deutschland ein Feuer anzünden, daß die Engelein ihre Füße an sich ziehen und die Sterne am Himmel schmelzen‘ . . .“

Nein, nein, Herr Professor! Das hätten Sie nicht schreiben dürfen, weil Sie die hundertmal widerlegten [1] Irrthümer als solche kennen mußten. Oder wären am Ende doch die renommirten Zeitungen mit dem Kirchenhistoriker hereingefallen und birgt sich hinter dem George Taylor nachgerade nur ein ganz gewöhnlicher Romanschreiber à la Eugène Sue?

Nach solchen Leistungen wird uns der Leser fragen, warum wir uns auch nur einen Augenblick länger mit einem ebenso abgeschmackten als gehässigen Werk abgeben. Antwort: Nicht des Werkes und des Autors wegen, die scheinen uns in den Augen jedes vernünftigen, ehrlichen Mannes schon überreichlich durch das Mitgetheilte gerichtet und abgethan. Als Zeichen der Zeit, als Gradmesser der Intelligenz gewisser Leserkreise und der Objectivität der Kritik unserer Großpresse aber halten wir das sehr rasch in zweiter Auflage erschienene und von den ersten Blättern

[1] Noch jüngst in der ausgezeichneten Schrift von Ma: Götting und die „Moraltheologie“ von Gury. Crefeld 1883.

Deutschlands so ehrfurchtsvoll behandelte Werk noch einer weiteren Untersuchung für würdig, zumal die Untersuchung des Erheiternden ja eben so viel bringt als des Traurigen, und die „Komik wider Willen" oft die allerbeste ist.

Also, was Paul gefürchtet, tritt ein; „er" hat den Beiden nachgesetzt, die eben in einem Wirthshaus beim Frühstück sitzen. „Gebt mir euern Beutel," sagt Antonio kaltblütig, „daß ich ihn befriedige." Unwillig warf Paul ihm seine Börse zu, und Antonio verschwand. Kurze Zeit darauf erschien der Schulze des Ortes mit dem Wirthe und stellte Paul zur Rede. Da merkte dieser, daß sein Genosse entlaufen sei und auch ihn um sein Geld betrogen habe; ruhig nestelte er aus dem Zipfel seines Mantels einen seiner letzten Sparpfennige (!) heraus, die er dort verborgen hatte, und befriedigte die Forderung ... Statt gegen Norden über München zu reisen, wie sein Genosse vor hatte, schlug er sich westlich und wanderte durch das Vorarlberg dem Rheine zu, wo er noch vor der bestimmten Zeit im Collegium zu Speyer eintraf. Der Rector hörte seinen Bericht mit kalter Miene an: „Du hast deine Probe schlecht bestanden, Bruder Paul, und die Regel doppelt verletzt. Du weißt, daß die Genossen unseres Ordens immer zu zweien reisen sollen, so wie der Herr seine Jünger aussendete, zwei und zwei. Sodann hast du gefehlt gegen das Gelübde des Gehorsams. Du glaubst noch immer, dein Gewissen, deinen Verstand, deinen Willen über die deines Obern stellen zu dürfen. Der selige Vater Ignatius aber hat nicht ohne Grund gesprochen: ‚Auch wenn dir Gott ein unvernünftiges Thier vorgesetzt hätte, so weigere dich nicht, ihm als deinem Führer und Lehrer (!!) genau zu folgen, weil Gott es dir so angeordnet hat' . . ."

„Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,<br>Nur mit ein bischen andern Worten."

Der Herr Professor hat das Institut der Gesellschaft gelesen, wie konnte er da solche lächerliche Entstellungen niederschreiben? Glaubt er denn, ein halbwegs ehrlicher Mensch würde auch nur eine Stunde in einer Genossenschaft bleiben, in der die Heuchelei und Unehrlichkeit auch noch zehnmal schlauer und unschuldiger betrieben würden, oder hält er alle Jesuiten für so infam dumm, wie Paul, oder so impertinent verlogen, wie den „Rector" Antonio?

Paul mußte „strenge Exercitien" als Buße beginnen. Was der Herr Professor unter Exercitien versteht, werden wir später vernehmen — es ist das vielleicht das Unmöglichste in diesem seltsamen Buche. Indeß gab man dem Exercitanten als Beichtvater den allbeliebten Pater Aloysus (sic!), dessen mildes und gelassenes Wesen sofort sein Vertrauen erweckte. Paul faßte sich ein Herz, in der Beichte offen zu bekennen, wie es mit ihm stehe, klagte ihm über das Gefühl der Öde und Leere, das ihn bedrückte, über die seltsame Freudlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die über ihn gekommen[1]. Und sieh!

[1] Wann und wo dieß geschehen, erfahren wir nicht; überhaupt liebt es der „Professor", mit solchen Überraschungen aufzuwarten. So geht's auch mit der „Liebe" — „sie kommt und sie ist da".

„sein Beichtiger" machte ihm keineswegs einen tadelnden Vorhalt, sondern sagte mild und freundlich: „Sei getrost, mein Sohn! Von solchen trüben Gedanken, als ob seiner etwas unendlich Schweres und Trauriges harre, ward schon mancher Jüngling gequält, der am Anfang eines reich beglückten Lebens stand — du aber wisse, daß uns über solchen trüben Nebeln und dunkeln Wolken der Morgenstern aufgeht." Paul waren diese gütigen Worte Balsam auf sein von der Kutte wundgeriebenes Gemüth (!), und noch nie hatte er den Trost der Ohrenbeichte so dankbar empfunden![1] ... Rückhaltlos sprach er diese Erfahrungen in seinem nächsten Bericht über seine Lebensführung aus. Die Wirkung dieser Beichte[2] war Pauls Versetzung nach Heidelberg.

„Du wirst dort einen etwas weltförmigen Vorgesetzten erhalten," sagte beim Abschied Vater Aloysus, „den Doctor Pigavetta, wie er in der Welt heißt, und ich fürchte sogar, er hat die Welt in seinen Willen selbst aufgenommen" ...

Das Folgende ist wieder herrlich, ganz à la Eugène Sue:

„Eine schnurgerade Straße führte Paul von Speyer nach Heidelberg, und dieses Mal war er fest entschlossen, dem neuen Vorgesetzten blind zu ge-

---

[1] Wir machen zu all diesen Kindlichkeiten keine Bemerkung, jedes Wort würde den eigentlich komischen Duft verwischen.

[2] Der Verfasser verwechselt nicht ohne „wissenschaftlichen" Grund „Beicht" und „Gewissensrechenschaft": „Die Väter der Gesellschaft hatten die Abrichtung ihrer Zöglinge auf den psychologisch vollkommen richtigen Gedanken gegründet, daß nichts den Menschen in so unbedingte Abhängigkeit bringe, als das Bewußtsein: die Obern kennen deine ganze Vergangenheit, sie wissen alle deine Fehltritte, deine geheimen Neigungen und Laster, du bist ihnen absolut durchsichtig. Das Erste darum, was man von Paul, wie von jedem anderen Zögling, beim Eintritt in das Collegium verlangt hatte, war eine Generalbeichte gewesen, in der er sowohl seine Fehler als seine Vorzüge hatte anzeigen müssen. Mit kindlicher Hand hatte er alle seine Untugenden aufgezeichnet, und bei seiner brennenden südlichen Phantasie und der Aufregung seines Gemüthslebens .. hatte der schwermüthige Knabe sich als ein kleines Ungeheuer geschildert. Der Rector lobte seine Aufrichtigkeit und Strenge gegen sich selbst und wies ihm einen Beichtvater unter den Lehrern der Anstalt als Seelenführer zu. Von seinen Mitschülern erfuhr er dann, daß das sonst so streng gewahrte Beichtgeheimniß im Collegium nicht gelte, sondern daß auf Grund dieser Geständnisse der Beichtiger seine Berichte an den Rector einreiche." Um die Sache kurz zu machen, sagen wir, diese Stelle ist von A bis Z eine entsetzliche, aber ebenso albern als objectiv infame Entstellung des Sachverhalts und einfach zu läugnen, „ohne ungerechten oder gerechten Vorbehalt". Daß der Verfasser auch hier wieder das Institut der Gesellschaft Jesu vor sich gehabt, ist evident; aber ein solches Durcheinander von Kraut und Rüben, Halbwahrem und Ganzfalschem, ist nicht leicht wieder auf einen so engen Raum zusammenzudrängen. Dasselbe gilt überhaupt von der ganzen Bildungsgeschichte der Novizen, die der hochweise Verfasser mit den auswärtigen Schülern des Collegiums verwechselt. Um die sechs Seiten dieser Schilderung richtigzustellen, bedürfte es eines ganzen Buches, und da an diesen Rechtfertigungsbüchern kein Mangel ist, fühlen wir keine Lust, uns weiter mit diesem „aufgewärmten Kohl" zu befassen.

horchen, wie sein Gelübde ihm vorschrieb. Bescheiden klopfte er an der Thür des Hauses beim Klingenthor an. Seine Fassung ward aber doch auf eine harte Probe gestellt, als die Thür sich aufthat und sein Reisegefährte Doctor Antonio vor ihm stand. Er war im gleichen Sammtbarett und dem dunkeln Mantel, den er auf der Reise getragen und weidete sich mit sichtbarem Behagen an dem Schrecken des Novizen (sic!). Paul faßte sich aber und fragte trocken nach Doctor Pigavetta. ‚Geht hier hinauf, und ihr werdet ihn finden,‘ erwiederte P. Antonio kühl. Eine Reihe von Wendeltreppen führten Paul zum Obergeschoß des Thurms (?), wo an einer Thür Pigavetta's Namen angeschrieben stand. Auf sein Klopfen hieß eine ihm bekannt klingende Stimme ihn eintreten, und als er aufthat, sah er denselben Mann, den er eben an der Thür im Reisekleid begegnet, in einem faltigen Hausrock an einem Tische sitzen, wo er in das Studium von Büchern und Papieren vertieft schien. Der Anblick machte ihn vollkommen verwirrt. Welcher Antonio war nun der Rechte? Er neigte sein Haupt und wartete demüthig, bis der seltsame Unbekannte ihn anreden würde. ‚Eure Credenzbriefe!‘ befahl der Superior kalt. Paul reichte ihm seine Chiffreschrift mit zitternden Händen. Nachdem der Andere sie durchlesen, erwiedert er mit einem Ausdruck von stillem Hohn: ‚Ich denke, unsere erste Bekanntschaft, Fratello, erleichtert euch für alle Folgezeit den Gehorsam gegen euren neuen Obern. Ihr dürft euch darauf verlassen, daß wenn ich euch verwunderliche Befehle gebe, ich dazu meine Gründe habe, und werdet forthin sparsamer umgehen mit eurem Bischen Lebensweisheit. Daß es mir in Innsbruck nicht um die paar Groschen zu thun war, hättet ihr einem Manne wie mir ansehen können, wenn ihr nicht ein blöder Bücherwurm wäret. Nachdem ihr diese schöne Erfahrung mit eurer eigenen Weisheit gemacht habt, beliebt es euch vielleicht von nun an, euch eures Gelübdes des Gehorsams zu erinnern. Jedenfalls kennen wir uns nun beide genug, um uns aufeinander einzurichten.‘ Pigavetta schwieg, und ein sarkastisches Lächeln kräuselte seine Lippen. Es war also doch derselbe Doctor Antonio, mit dem er gereist, in dessen Hände er nun gegeben war. Innerlich kochte Paul in wildem Zorn, aber er wollte seinem Obern keine Ursache geben, ihn auf's Neue des Ungehorsams zu zeihen. So verharrte er in der demüthigen Stellung, die dem Novizen dem Professen gegenüber anstand. In diesem aber kam rasch wieder der Spaßmacher (!) zum Durchbruch. Lachend schlug er dem jungen Manne auf die Schulter und sprach: ‚Fröhlich, fröhlich, Brüderchen. Lustige Leute sind doppelt so viel werth als traurige, sagt der selige Ignatius, und euer Ordensgelübde verlangt nicht, daß ihr den Kopf hängt (sic!). Also seid willkommen in Heidelberg, und vor Allem sollt ihr mir Bescheid thun.‘ Dabei nahm der alte Jesuit eine Karaffe mit Wasser und schüttete sie in ein Gefäß an der Wand und öffnete dann einen Krahnen desselben, aus dem alsbald rother Wein floß. ‚Trinkt auf unser Wohl,‘ sagte er dann, als ob daran (?) nichts Besonderes wäre. Paul nippte, und da der Wein stark und würzig war, stellte er das Glas nur halb geleert auf den Tisch, indem er bat: ‚Verzeiht, ehrwürdiger Vater, ich bin des Weines nicht mächtig.‘ — ‚Wie ihr wollt,‘ er-

wiederte der Doctor. Nahm das Glas und goß den Wein wieder in das Gefäß zu dem Wasser(!), öffnete dann denselben Krahnen, aus dem vorhin Wein geflossen, und füllte das Glas mit hellem Wasser, mit dem er es reinigte und bei Seite stellte. Paul fühlte, daß von all der Aufregung der Kopf ihm schwindle; als er sich nun aber an einen Stuhl lehnte, der vor ihm stand, fing der an zu singen und zu spielen. ‚Euch ist unwohl,‘ sagte Dr. Pigavetta, ‚geht an die Luft und um die Vesperstunde kommt nach dem Collegium, ich werde euch dort bei den Lehrern einführen.‘ Damit war er entlassen. Er wußte nicht, was er von diesen Künsten halten solle. Als er aber wie träumend unten an der Hausthür ankam, stand plötzlich wieder Doctor Antonio in seinen Reisekleidern vor ihm. Er schien von einem Spaziergange zurückzukehren und sagte gelassen: ‚Gut, daß ich euch treffe, hier habt ihr euren Goldgulden, den ich zu Innsbruck von euch borgte,‘ und kehrte ihm dann ruhig den Rücken. Mit einem dumpfen Gefühle der Betäubung stand Paul vor der Thür des räthselhaften Hauses. Der ungewohnte Wein berauschte ihn. Zunächst trat er darum an das klare Brünnlein zur Rechten und wusch sich den Traum aus den Augen und kühlte seine Schläfen. Als er dann ruhig nachdachte, konnte ihm nicht zweifelhaft sein, daß Doctor Antonio ihn foppe."

Auch wir möchten mit dem armen Paul „an das klare Brünnlein zur Rechten" treten und uns dort die Erkenntniß holen — daß der Herr Professor uns foppt. Wirklich, in einem ernst sein sollenden Roman mit solchen Taschenspielerkünsten ganz zwecklos operiren, dabei so unwahrscheinlich und in schlechtem Stil erzählen, das geht doch über den Spaß, dem armen Jesuitismus Eins zu versetzen. Doch es kommt noch besser; wir erfahren, „daß Paul sich an der Universität des Kurfürsten den Grad eines Magisters der freien Künste erwerben sollte, welche Aufgabe er spielend löste. Pigavetta hatte ihm dann auferlegt, den guten Calvinisten zu spielen, wozu genügen werde, wenn er über die Lutheraner möglichst schlecht rede, auch das ging ihm von Herzen. Nun aber stellte ihm der Professe eines Tages die chiffrirte Ordre des Provinzials zu, er solle bei dem reformirten Kirchenrath ein Examen pro ministerio bestehen und als Prediger in Heidelberg auftreten. Zum ersten Male zögerte er. Der bessere Mensch in ihm reagirte gegen die hierarchische Lüge. Er wollte beiläufig die Comödie des Calvinisten spielen, aber sie zum Inhalt seines Lebens zu machen, war er zu stolz. (Der bessere Mensch!) Auch daß man ihm sagte, er solle eben dazu reformirter Prediger werden, um das katholische Dogma zu verkünden, erweckte ihm Unbehagen, wenn er auch theoretisch mit seinen Meistern die Meinung theilte, daß jedes Mittel gut sei, das sich dem höchsten Gute, der Kirche, dienlich erweise. Lange Nächte warf er sich schlaflos auf seinem Lager hin und her; denn er fühlte, er betrete eine abschüssige Bahn."

In der That hat auch der Roman mit dieser keineswegs neuen Erfindung seine abschüssige Bahn betreten; denn ein Erzähler, der solche Bären nicht zu schwer für sein Publikum erachtet, kann nun Alles wagen.

Wir geben nur mehr eine Unterredung zwischen Pigavetta und Paul

und eilen dann zu der Prachtleistung der Taylor'schen Exercitien und damit zum Schluß dieser Besprechung.

Wenn das Folgende wie eine Übersetzung aus dem ewigen Juden klingt, ist das gewiß nicht unsere Schuld.

„.... ‚Setzen wir uns, mein lieber Magister,' sagte Pigavetta ... ‚Ihr seid nicht zufrieden mit eurer Lage?' fragte er zutraulich.

‚Alle Ausflüchte und Aufschübe haben nichts geholfen,' sagte der Andere kleinlaut. ‚Man hat mich gestern noch nachträglich verpflichtet, und ich habe nun dennoch geloben müssen, meine Lehrvorträge nach den Grundsätzen der Augsburger Confession und des kurfürstlichen Katechismus einzurichten. Ihr wißt, daß ich das nicht kann, also befreit mich von dieser Stelle.'

‚Ihr seid nicht verbunden, dieses Versprechen zu erfüllen, da ihr nicht die Absicht hattet, es zu halten, als ihr es gabt.'

‚Aber der ketzerische Predigerrock schnürt mir die Kehle zu.'

‚Nun, mein theurer junger Freund, ich bin auch bereit, euch das Nessusgewand sofort wieder abzunehmen, wenn ihr euch für andere Aufgaben anstellig erweist.' Der bleiche Jüngling richtete seine großen schwarzen Augen mit gespannter Aufmerksamkeit auf seinen Obern. ‚Man sucht droben (im kurfürstlichen Schloß) einen Informator für die jungen Pfalzgrafen,' fuhr der Alte fort. ‚Daß ihr ein guter Lehrer seid, ist bekannt, ich werde euch zu dem Posten empfehlen, aber die jungen Prinzen können uns wenig helfen, wenn ihr nicht Einfluß bei der neuen Kurfürstin und dem Herrn selbst gewinnt. Man schreibt mir, sie neige zur Kabbalah und astrologischen Studien ... Ist euch etwas von dieser Wissenschaft bewußt?'

‚Ich kann die rota vitae et mortis entziffern,' sagte Paul Laurenzano düster, ‚das Horoskop stellen, die Aspecten berechnen, und das Übrige wird ja auch zu erlernen sein, falls ihr mir die Bücher und Instrumente schaffen wollt.'

‚Daran soll es nicht fehlen, doch müßt ihr das Studium dieser Thorheiten nicht zu ernst nehmen ... Die junge Kurfürstin hat zwei Augensterne, nach denen es sich mehr verlohnt zu schauen, als nach Sirius und Jupiter, und die euren sind auch nicht übel,' setzte er mit galantem Lächeln hinzu. ‚Habt ihr erst die junge Frau, so können wir mit dem Kurfürsten machen, was wir wollen, d. h.,' verbesserte er sich salbungsvoll, ‚was der Vortheil der heiligen Kirche erheischt. Wenn ein sechzigjähriger Fürst eine junge Wittib freit, ist er ein verlorener Mann. Die Wittwe Brederode bringt alle Reize der Jugend mit, nur nicht deren Unerfahrenheit; so ist das gute alte Thier da oben doppelt verloren. Ihr seid jung und schön, da kann es nicht fehlen, daß sie euch dem dicken deutschen Eheherrn vorzieht ... Auch andere geheime Wissenschaften wären nicht übel. ... Wie wäre es, wenn wir ein Laboratorium errichteten? Ihr müßt euch auf das Fixiren der Metalle verlegen, Gold machen, Sternschnuppen sammeln, um die Materia prima zu extrahiren, den Nachtthau in Eimern auffassen, damit die Kurfürstin ihren weißen Hals darin waschen kann ... Ihr sollt an mir keinen übeln Lehrmeister haben, ich denke, ich habe euch gezeigt, daß ich mehr kann als Brod

essen. Ich will euch unterrichten; in der weißen Magie nämlich,' sagte er mit Betonung, indem ein scharfer Blick Paul streifte, ‚nicht in der schwarzen.'

‚Erlaubt, daß ich von beidem mich lasse. Gewissen Leuten könnte es später einmal passen, aus weiß schwarz zu machen, und ich habe nicht gelobt, Teufelskünste und Götzendienst auszubreiten in deutschen Landen.'

‚Götzendienst!' rief der Arzt. ‚Ihr redet wie ein Calvinist. In Sachen der Religion kommt es nicht darauf an, was ist wahr, sondern was ist wirksam? Zum rechten Ziele geleitet kann der Glaube an den Stein der Weisen und das Lebenselixir des Bombastus Paracelsus der heiligen Kirche ebenso ersprießliche Früchte tragen, wie der Glaube an das Skapulier des hl. Franziskus (?) oder die Gebeine der Apostel' ..."

In diesem Tone geht die Unterhaltung noch eine gute Weile weiter; es wird noch von Astronomie, Französisch, Handschriftenfälschung rc. geredet, und der Alte wird wieder so drastisch, daß der „Novize" allen Respect vergißt und dem Professen zuruft: „Ich dächte, es steht geschrieben: laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib." Worauf der Alte nach einer ziemlich derben Unterscheidung hinzusetzt: „Auch hier kann ich euch wiederum nur auf die Lebensregel des hl. Ignatius verweisen: ‚Auserlesene Klugheit mit geringer Heiligkeit ist mehr, als größere Heiligkeit mit geringerer Klugheit.' Ihr braucht euch ja auf ein etwaiges Entgegenkommen der schönen Frau nicht einzulassen, wie unser General sagt: ‚Ein guter Seelenjäger muß vieles übersehen, als verstände er es nicht.' Übrigens wenn ihr die Stelle nicht wollt, ich weiß ein Dutzend Affiliirte, die sich glücklich preisen werden."

Mit Verlaub, Herr Professor! Sie haben doch für diesen Roman genug Jesuitenliteratur gelesen, um wissen zu können, daß das, was Sie uns da vormalen, reine Fiction einer kranken Phantasie ist. Auch als Künstler hätten Sie diese widrige Unterredung à la Sue unbarmherzig streichen müssen; denn Sie mußten doch sehen, daß Sie nach dieser Scene den Plan Pigavetta's auch hätten durchführen müssen oder wenigstens uns erklären, warum es trotz alledem nicht zu dieser Durchführung kam. Davon schweigen Sie und fahren fort, Ihren Helden das fade Schäferspiel bei den kryptokatholischen Stiftsfräulein auf Neuburg weiterspielen zu lassen. Auch von dem Dutzend Affiliirter regt sich anscheinend keiner, die so sehr gepriesene Stellung anzutreten.

Die „Vorgeschichte" der Anstellung des Jesuiten in Stift Neuburg, sowie die eigentliche Art seiner Thätigkeit können wir wohl übergehen; denn sie sind im Roman höchst unklar und verschwommen dargestellt, wie so manches Andere. Da der Autor nichts von katholischem Gottesdienste versteht, so sind seine Ausdrücke eher verwirrend als erklärend. Die Hauptsache ist, daß P. Paul neben den alten Nonnen auch die „jungen Kastanien", d. h. die Klosterschülerinnen, an seinen Lippen hängen hatte, und um es kurz und bündig zu sagen, in einen dieser ungahren Backfische sterbensverliebt war — natürlich ohne es zu wissen, und vice versa das Kind in den Lehrer. Weil dieses Kind nun immer wie eine Magnetnadel sein Auge zu seinem Nordstern wandte, so hatten die andern Mädchen es scherzhaft „Wegewarte" genannt, und weil Wegewarte in Italien Klytia heißt, so trägt der ganze

Roman diesen altklassischen Namen, was doch gewiß sehr geistreich ist. Wir müssen es uns versagen, die vielen lächerlichen Phasen dieser faden und doch derben Pensionatsliebschaft hier zu erörtern — der Herr Verfasser scheint nicht einmal zu merken, wie kindisch und entsetzlich unwahrscheinlich das Alles ist, und wie er dem als unschuldig geschilderten Kinde Gefühle und Zustände beilegt, die höchstens bei einer Zwanzigjährigen zu erwarten wären; wie einfach empörend die Naivetät ist, mit welcher er der Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen von einem wildfremden, als sehr edel gezeichneten jungen Mann bei einer zufälligen ersten Begegnung im Walde die Liebesgeschichte Apollo's und Leukothoë's erzählen läßt — wie ... doch wir kommen wieder auf eine Besprechung des Romans zurück, statt unserem Versprechen gemäß die „Exercitien" noch zu erwähnen und dann zu schließen. Also P. Paul fühlt sich eines Tages von einem neuen Seeleneifer erfüllt; das Gewöhnliche, was er bisher im Kloster und Pensionat gethan, will immer noch nicht jene großartigen Früchte für die Kirche tragen, wie er sie ersehnt. Ein Radikalmittel soll versucht werden, und da „der sel. Ignatius" als solches die Exercitien bezeichnet, so will Paul es mit den Exercitien versuchen.

Er geht also zur Äbtissin und bittet um die Erlaubniß, den drei ältesten Zöglingen — von denen zufällig Klytia die Jüngste ist — Abends auf ihren Zimmern die Exercitien zu geben, da der selige Ignatius vorschreibe, „Fenster und Thüren müßten verschlossen werden". Zuerst fragt die Äbtissin, was Paul mit seinen Exercitien meine, und dieser legt ihr das Exercitienbüchlein vor mit folgender Erklärung:

„‚Die Gebetbücher der Ketzer wollen Gott erkennen lehren, denn die Protestanten wollen Gott begreifen, ihn denken und verstehen. Der selige Ignatius dagegen hat in diesem Büchlein den Weg gezeigt, wie man Gott fühlen, empfinden, seine ganze Süßigkeit zu schmecken vermag. Nicht durch Kenntnisse, sagt er in der Einleitung dieses Buches, werde die Sehnsucht der Seele nach Gott gestillt, sondern nur durch eigene innere Erfahrung, und diese innere Anschauung zu leiten, soll die Aufgabe der Exercitia Spiritualia sein. Diese Exercitien sind ein thätiges Gebet, bei dem wir durch Anstrengung unserer Sinne, durch Entgegenrecken (!) des Leibes und der Hände, durch Ringen und Knieen um das Gefühl seiner Nähe kämpfen und so Gott selbst näher kommen. Der heilige Mann bezeichnet hier in kurzen Umrissen diejenigen Materien, auf die der Mensch mit aller Energie seine Aufmerksamkeit richten soll. Es sind dieselben, die auch die Ketzer halten, der Fall der Engel, der Rathschluß der Erlösung, die Menschwerdung des Logos, die ewige Verdammniß und die ewigen Höllenstrafen. Doch versteht, edle Frau, der Lutheraner glaubt das, er denkt darüber nach, er sucht es zu begreifen. Allein diese Dinge zu hören oder zu lesen bringt uns dem Göttlichen nicht näher. Die Seele muß alle diese Dinge sehen, sie muß ihre Wahrheit durch die Sinne inne werden, sie muß sich selbst steigern zur Vision. Dieses Büchlein nun enthält die Anleitung dazu, wie wir dazu gelangen, das Unsichtbare zu versichtbaren, die ewige Herrlichkeit zu schmecken, zu fühlen mit allen unseren Sinnen. Gegenüber der calvinistischen Nüchternheit will

das Buch den armen erstarrten Seelen das ganze süße Feuer des alten Glaubens zu kosten geben. Nur wer die Mutter Gottes und die Heiligen so geschaut hat, wie der hl. Franziskus und die hl. Katharina sie schauten, nur der ist unser! Das ist die göttliche Lehre von der ‚Application der Sinne', wie der selige Ignatius sie erdachte.'"

Frau Sabina gibt endlich zu, daß P. Paul es mit den drei Erwählten in der Kirche gegen Abend versuche; die äußere Thür wolle sie verschließen lassen, diejenige von ihrem Zimmer aber soll offen bleiben, denn die gute Domina hatte schon 1570 von den mancherlei Ärgernissen gehört, die bei solchen Exercitien vorgekommen. Mit dieser Erlaubniß ausgerüstet, gab sich Paul an die Vorbereitungen und ließ drei geheimnißvolle Körbe in die Kirche bringen. Abends kamen die drei Mädchen. Nach einer Ansprache führt er das Erste hinter den Altar. „Die Rückseite desselben war heute mit einem Bilde geschmückt, das in grellen und eindringlichen (!) Pinselstrichen die heilige Familie in der Hütte Josephs darstellte[1]. Alsdann nahm er die vor Aufregung zitternde Bertha von Steinach an der Hand und führte sie in eine düstere Seitenkapelle. Vor dem Altare, an dem er sie niederknieen ließ, stand ein großer Korb mit Rosen. ‚Hier bete, meine Liebe,' sagte er, ‚und wenn du das Pater Noster, Ave Maria, Salve Regina, Gloria und Magnificat in Andacht gesprochen hast, nimm die Blumen des Frühlings (Rosen?) hinweg und bedenke, was hinter den Rosen des Lebens sich birgt.' Alsdann führte er Lydia (alias Klytia d. h. sie), ihren Arm von unten leise unterstützend, die Treppe zur Orgel empor, wo in halbdunkler Ecke ein seltsamer, mit einem Vorhang verhängter Kasten sichtbar wurde, der mit einem runden Glase versehen war. Darüber stand in lateinischer Sprache: ‚Spiegel der Erinnerung für Bruder Paulus, der ihn an seinen wahren Stand mahnen wird.' — ‚Habt ihr gebetet, Jungfrau,' sagte der Magister, indem er mit sanftem Druck auf ihre jungen Schultern sie zum Knieen einlud, ‚so schaut durch dieses Glas, es wird euch zeigen, was eurer wartet.' Sodann betrat er die Kanzel und las langsam und mit Unterbrechungen aus seinem Büchlein eine Meditation vor, die in groben, phantastischen Umrissen, in einer stammelnden visionären Sprache die Bahnen bezeichnete, die die Phantasie der Andächtigen einschlagen solle. (Folgt nun eine fast[2] wörtliche Wiedergabe der Betrachtung über die Menschwerdung und Geburt aus dem Exercitienbüchlein.)

Dann wurde es still in der Kirche; die scheidende Sonne warf ihre letzten goldenen Strahlen über das Gebälk. Weihrauchduft zog betäubend vom Altar her durch den dumpfen Raum, und nun begannen oben von der

---

[1] Daß die Scene der Geburt Christi nach Bethlehem und nicht nach Nazareth gehört, sollte ein Professor der Kirchengeschichte doch wohl einmal gehört haben. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, handelt es sich aber um eine Darstellung der Geburt (vgl. S. 107 Z. 2 von unten).

[2] Dieses fast ist wohl zu beachten, denn hier wie überall versteht es der Verfasser, Texte zu verstümmeln oder nur auf's Gerathewohl zu citiren.

Orgel ausgehend leise, klagende ꝛc. ꝛc. Töne ... Es war, als ob die Erde selbst den Mund aufthue zur schmerzlichen Klage und der Himmel Antwort gäbe. So mußte es klingen, wenn die Berge der Alpen sich unterhielten oder das Meer mit dem Sturmwinde spricht, der über ihm braust ..."

Was nun der Herr Professor uns über die Erfolge des Exercitiums bei der hinter dem Altare knieenden Clara erzählt, können wir nicht wiedergeben, es ist einfach eine Vermischung des Zotenhaften mit dem Heiligen, wohl geeignet, das „sittliche Feingefühl" zu illustriren, welches die „Deutsche Rundschau" dem Verfasser „so hoch anrechnet". Unschuldiger und amusanter schon ist die Schilderung des Fräuleins vor dem Rosenkorb. „Als diese die Blumen auseinander nahm, stieß ihre warme Hand an eine kalte platte Kugel (! eine platte Kugel, das ist fast so gut als grünes Incarnat). Erschreckt griff sie danach (andere Leute würden erschreckt zurückbeben) und hielt einen Todtenschädel in der Hand, der sie mit hohlen Augen und höhnisch aufgerissenem Gebisse anstarrte. Zitternd wollte sie ihn wieder niedersetzen, als ihr etwas Lebendiges entgegenraschelte. Es war eine Ringelnatter, die der Magister in dem Korbe verborgen hatte" .... u. s. w.

„Lydia war nicht viel besser gefahren bei den Gaben des Magisters. Sie lag vor dem ‚Spiegel der Erinnerung' ... Ein gellender Hilferuf entfuhr ihrer Kehle, als sie einen Blick durch das Glas geworfen. In nächster Nähe sah sie deutlich einen Mönch in seiner Kutte vor sich, der sich bewegte [1], aus der Kapuze aber hatte sie ihr eigenes Angesicht, bleich, vergeistert mit entsetzten Augen angestarrt ... Lange mochte sie auf der Kniebank so gelegen haben, ehe sie sich den Muth faßte, dem Spuk nochmals in's Auge zu schauen. Wiederum dasselbe Bild; der Mönch saß (?) starr und ruhig, aus der Kutte aber blickten ihre eigenen bleichen Züge. Sie stieß wiederum einen Schreckensruf aus, und alsbald öffnete ihr Doppelgänger in der Kutte die Lippen. Dann lief das Glas an und sie mußte es mit ihrem Tuch erst wieder reinigen. Dabei nun aber wurde sie gewahr, wie jetzt in der Kapuze ihre Hand mit dem Tuche zum Vorschein komme. Da wurde ihr klar, sie sehe ihr Spiegelbild. Erzürnt über den abscheulichen Spuk zerrte sie die Leinwand (?) zur Seite, um mit mädchenhafter Neugier der Sache auf den Grund zu gehen. Hinter dem Vorhang sah sie nun einen gemalten Mönch, dessen weite Kapuze mit einem Spiegel ausgefüllt war, so daß, wer durch das gegenüberliegende Glas hineinschaute, sein eigen Angesicht in der Kapuze sehen mußte. Verstimmt ließ sie den Vorhang niedergleiten. Der Eindruck hatte sie nicht so getroffen, wie Paul beabsichtigt ...."

Die Exercitien beginnen wieder, und schließlich wird das Mädchen hinter dem Altar „mit einem väterlichen Kuß" entlassen. Auch das zweite hatte sich entfernt. Nur Lydia lag noch in ihrer stillen Ecke in „halb ängstlichem, halb wollustvollem Brüten" über den Grund, warum Paul ihr dieses Exercitium vorgeschrieben. Nun trat die hohe Gestalt auch zu ihr ... Nie war Paolo schöner gewesen. In dem schwarzen Auge flammte noch der Glanz

---

[1] Hier bewegt sich ein gemalter Mönch — später sitzt derselbe — o Logika!

der Ekstase, zu der er sich gesteigert, und sein bleiches Angesicht überglühte ein wechselndes Roth. „Empfindest du die Süßigkeit der göttlichen Liebe?“ flüsterte er . . . . Der hier folgende Satz ist uns zu blasphemisch und die sich daran anschließende Scene zu gemein, um hier ihren Platz zu finden. Das „Liebesspiel“ wird schließlich durch die kalte, scharfe Stimme der Äbtissin unterbrochen: „Sind das eure Exercitien, Magister Laurenzano?“

Ja freilich! „Sind das Eure Exercitien“, Herr Professor? Könnt Ihr nach Lesung des Exercitienbüchleins eine solche Carricatur des Heiligen hinschreiben, ohne daß sich Euer besseres Innere dagegen empört?

Voller Ekel schließen wir das Buch, von dem wir im Ganzen hier nur das erste Drittel etwas genauer ansahen. Daß Paul nach verschiedenen Schurkenstreichen — die ebenso abgeschmackt erzählt werden, schließlich wohlbestallter und sehr ehrenwerther Prediger und Gemahl seiner Frau Klytia wird, ist wohl kaum der Beachtung werth — das war vorauszusehen.

Zum Schluß nur zwei kurze Bemerkungen.

Es sollte sich ein Katholik oder gar ein Jesuit in einer „historischen Erzählung“ nur den tausendsten Theil der groben Schnitzer zu Schulden kommen lassen, die sich hier ein Professor der Kirchengeschichte über die Geschichte eines so klar und so Tausende Mal vertheidigten und gerechtfertigten Ordens erlaubt — welche Noten und Prädikate der Unwissenschaftlichkeit würde es über das Haupt des Ärmsten regnen! — wie würde ihm für alle künftige Zeit das Bücherschreiben verleidet werden! Gewissen Leuten aber scheint das horazische: Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas zu gelten, und selbst das Absurdeste ist nicht im Stande, an dem Throne ihrer Wissenschaftlichkeit zu rütteln. Die Lorbeeren des Herrn Professor Beyschlag in Halle scheinen den Herrn Professor Hausrath von Heidelberg alias Taylor nicht haben ruhen lassen. Steht denn wirklich bei den Protestanten die Kritik so tief oder ist die Unwissenheit so groß, daß man eine ähnliche Leistung wie die Klytia ruhig hinnimmt, ja mit Lob überschüttet?

Unsäglich traurig aber muß es für jeden Freund des Friedens, für so manche edle Protestanten nicht weniger als Katholiken sein, wenn durch solche Bücher und Fälschung des Volksgewissens der religiöse Haß und die confessionelle Entzweiung lustig fortgepflegt wird, selbst von bestellten Hütern der Wahrheit. — Welche Idee muß sich nothwendig der nicht katholische Leser von Jesuiten und Jesuitismus machen, wenn er diese neueste Bearbeitung des „ewigen Juden“ durch einen Professor der Kirchengeschichte liest? Erst aus solchen Büchern und deren Verbreitung sieht man mit Schrecken, wie weit wir in unserem armen Vaterlande noch vom Frieden entfernt sind.

Den unterrichteten Katholiken muß aber die Carricatur doppelt wehmüthig ergreifen, wenn er bedenkt, daß die Zeit, welche Taylor mit einem Pigavetta und Paul Laurenzano als Vertreter des Jesuitismus ausstaffirt, gerade die Tage waren, in denen ein seliger P. Canisius alle Theile unseres armen Vaterlandes durchwanderte und als erster Provinzial die deutschen Mitglieder seines Ordens in seinem heiligen, reinen, opferfrohen und milden

Geiste leitete. Canisius — Geschichte, Pigavetta — Roman; aber was ist die Kirchengeschichte für einen Professor der Kirchengeschichte, der sich nun einmal ein Romanschreiber dünkt?

**W. Kreiten** S. J.

---

# Recensionen.

---

**Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben** in den niederländischen Malaienländern. Von Dr. **Otto Mohnike.** Mit 18 Tafeln. Münster, Aschendorff, 1883. Preis: *M.* 10.

Die vorliegenden Schilderungen der Flora und Fauna des malaiischen Archipels waren für den Verfasser „sollicitae jucunda oblivia vitae" während seines Aufenthaltes in jener schönen Inselwelt, an die ihn seine Stellung als Arzt und Verwaltungsbeamter des Medicinalwesens in Niederländisch-Indien über ein Vierteljahrhundert lang knüpfte. Die Betrachtung und das Studium der großartigen und mannigfaltigen Erzeugnisse beider Naturreiche füllten die Mußestunden seines Berufslebens und wurden in diesem umfangreichen Werke von nahezu 700 Seiten mit großer Treue niedergelegt. Dabei schwebten dem Verfasser zwar vor Allem Botaniker und Zoologen vor; aber auch für einen weiteren Kreis gebildeter Leser, die Empfänglichkeit und Interesse für die Schönheit der belebten Natur besitzen, bieten diese Bilder eine reiche Fülle des Anziehenden und Belehrenden. Der erstere Leserkreis ist jedoch vorwiegend berücksichtigt; Inhalt wie Darstellung sind an erster Stelle für Fachmänner berechnet, die deßhalb auch allein den ganzen Werth des Werkes zu würdigen vermögen.

Die umfangreiche Einleitung enthält eine ausführliche Orientirung über Bewohnerschaft und Bodengestaltung des malaiischen oder indischen Archipels; der ethnographische, geologische und geographische Charakter dieser reichen Inselgruppen wird eingehend und allseitig besprochen. Geologisch lassen sich diese Eilande in eine innere nicht vulkanische und in eine äußere vulkanische Reihe zerlegen. Unter den Feuerbergen der letzteren Kette macht sich der Gunong-Api auf Java durch seine häufigen und heftigen Ausbrüche berühmt; der verheerende Feuerregen, den der Papandajang in der Nacht vom 11. auf den 12. August 1772 über seine Umgebung ergoß, sowie die Schlammfluthen des Klout vom Jahre 1875 verbreiteten die Kunde der Vulkane von Java bis in unsere europäische Heimath.

Dem Charakter der Bodengestaltung entspricht die lebendige Welt der Organismen. Die Flora und Fauna der westlichen Inseln nähert sich den Formen des asiatischen Festlandes, die östlichen Inseln haben manche australischen Gestalten aufzuweisen. Dabei bleibt jedoch eine große Zahl charakteristischer Formen aus der Pflanzen- und Thierwelt übrig, den niederländischen

Malaienländern zur eigenthümlichen Zierde. So sind fast die Hälfte aller bekannten Palmenarten — gegen 200 — allein auf den malaiischen Inseln zu finden. Unter diesen Trin' adruma oder „Grasblumen" — so heißen die Palmen im Altindischen — ragt die Lontarpalme als „König der Gräser" hervor. In der wissenschaftlichen Botanik ist diese Fächerpalme als Borassus flabelliformis bekannt; sie bildet den berühmtesten malerischen Schmuck nicht nur der malaiischen Landschaften, sondern auch der benachbarten Tropenwälder Indiens. Im Jahre 1878 wurde im westlichen Sumatra die Riesin unter den Blumen entdeckt, die zu den Aroideen gehörige Amorphophallus Titanum (S. 114, Taf. 1). Die unserem Aaronsstab ähnliche Blüthe erreicht eine Höhe von 2,6 m, der größte Querdurchmesser ihrer Blüthenscheide beträgt 83 cm. Der Anblick dieser titanischen Blume macht einen überwältigenden, märchenhaften Eindruck und verkündet die Größe und Schönheit ihres Schöpfers.

Im zweiten递Haupttheile wird uns die Thierwelt der Malaienländer vorgeführt. Während Sumatra noch den Elephanten, diesen riesigsten Vertreter der zahlreichen vierfüßigen Continentalbewohner Asiens besitzt, sind bis jetzt auf der großen Insel Neuguinea an der Ostgrenze des Archipels nur neun, meist kleine Säugethiere bekannt. Durch ihren Reichthum an berühmten Darwinistischen Ahnen des Menschengeschlechtes thun sich Sumatra und Borneo hervor; diese Eilande allein sind so glücklich, den Orang-Utang zu besitzen. Der Verfasser, ein entschiedener Gegner der Darwinistischen Pithekoiden-Theorie, bietet hier manchen für Dr. Haeckel und Vogt unbequemen Beitrag zu jenen Thatsachen, welche die unüberbrückbare Kluft zwischen dem dressirtesten Affen und dem rohesten Wilden beweisen. Zudem bilden die eingehenden Mittheilungen über persönliche Jagderlebnisse und Zähmungsversuche an diesen Affen (S. 348 ff.) den unterhaltendsten Abschnitt des gesammten Werkes; nur scheint es uns, als ob die „Gemüthsart" des Orang-Utang" an manchen Stellen etwas zu ideell dargestellt sei.

Die gefährlichsten Raubthiere der Malaieninseln sind der Königstiger, der Panther und der Nebelpanther (Felis macrocelis). Dr. Mohnike machte sich das Vergnügen, den letzteren, sowie auch zwei junge Königstiger in seinem Hause aufzuziehen; leider starben diese Thiere, bevor sie ausgewachsen waren, und bereiteten dadurch dem interessanten Versuche ein Ende. Doch war der Nebelpanther bereits so zahm wie eine Hauskatze geworden, ließ sich von seinem Herrn streicheln, kletterte an ihm hinauf und fraß aus seiner Hand das dargebotene Futter; noch besser gelangen Zähmungsversuche des schwarzen malaiischen Bären.

Während die Zahl der Säugethiere des indischen Archipels von Westen nach Osten immer mehr abnimmt, ist die Schönheit und der Artenreichthum der Vogelwelt gegen Australien hin eher in Zunahme begriffen; dasselbe Verhältniß findet statt in der Farbenpracht und dem Formenreichthum der malaiischen Fische. Unter den Gliederthieren ziehen die Insekten das Interesse und die Bewunderung des Forschers auf sich. Der üppigen Vegetation entsprechend, sind nämlich die Malaienländer mit dem tropischen Südamerika

an Vögeln wie auch an Insekten die reichsten Länder der Erde. Aus demselben Grunde haben unter den Insekten selbst die Pflanzenfresser das entschiedene Übergewicht über die Liebhaber von animalischer Kost; dieß tritt namentlich bei den Käfern hervor. Die nordländische Haide Westphalens und die rauhen Gebirgswälder des Kaukasus besitzen räuberische Laufkäfer der Gattungen Carabus und Procerus, die an Farbenglanz und Schönheit der Deckenskulptur in den paradiesischen Gärten der Sunda-Inseln ihres Gleichen nicht finden; die Körpergröße der malaiischen Riesenlaufkäfer (Catadromus) und die abenteuerlichen Gebilde der Gespenstlaufkäfer (Mormolyce) bieten dafür einigen Ersatz. Um so reicher und glanzvoller sind die phytophagen Käferfamilien vertreten. Als charakteristische Gestalten der Malaienländer zeichnen die Lucaniden und Passaliden sich aus, deren viele diesem Archipel ausschließlich eigen sind. Die hier vom Verfasser beigefügten Bemerkungen über den Polymorphismus, der bei den genannten Familien sowie bei den Dynastiden so auffallend hervortritt, sind auch von naturphilosophischem Interesse. Die wissenschaftliche Verwerthung des hier niedergelegten Materials würde wohl dem Herrn Verfasser selbst bei seiner großen Kenntniß der einschlägigen Thatsachen am leichtesten sein und mit dem besten Erfolge gekrönt werden. Denn als Fachmann hat sich Dr. Mohnike um die Kenntniß der malaiischen Käferfauna bereits schätzenswerthe Verdienste erworben. Tafel 18 zeigt mehrere prächtige Cetoniden, die vom Verfasser zuerst entdeckt oder zuerst bekannt gemacht wurden; unser einheimischer Rosenkäfer (Cetonia aurata) kann sich trotz seines Goldglanzes mit diesen Juwelen der malaiischen Blüthenkelche nicht messen. Nicht minder glücklich ausgestattet ist die Schmetterlingsfauna des indischen Archipels. Unter den stattlichen, bunt gefärbten und zierlich geschwänzten Schmetterlingen der Papilionidae oder Ritterfamilie zeigte sich Papilio Helicaon manchmal in Schwärmen von Tausenden beisammen; ebenso seine Verwandten Ulysses und Memnon. Das Farbenspiel dieser sich im Sonnenglanze auf den Blüthen wiegenden Schaaren bietet ein feenhaftes Schauspiel.

Nach diesem kurzen Überblicke über den reichen Inhalt des Werkes, das mit großer Gründlichkeit die bekannten Pflanzen- und Thierformen der Malaienländer beschreibt oder wenigstens systematisch namhaft macht, fragen wir nach dem „wissenschaftlichen“ Standpunkte seines Verfassers. Dieser Standpunkt ist ein sehr ehrenvoller in einer Zeit, die sich einen Naturforscher ohne „Entwicklungsgedanken“ kaum noch zu denken vermag. Dr. Mohnike ehrt Darwin und Wallace als Forscher; die Verdienste des Letzteren um die Kenntniß der malaiischen Fauna werden wiederholt anerkannt. Welche Achtung er jedoch für die Darwinistische Evolutionstheorie hege, spricht er in folgenden geistreichen Worten aus (S. 334): „Der Ausdruck ‚geistige Blasen‘ aber dürfte am richtigsten das eigentliche Wesen solcher durchaus hypothetischen Theorien bezeichnen. Ähnlich nämlich, wie Kinder sich an Seifenblasen ergötzen, wenn diese sich erheben, von der Luft umhergetragen werden und in allen Farben des Regenbogens schillern, aber nach sehr kurzer Weile zerplatzen, um so gut wie nichts zurückzulassen, so erregen auch die ‚geistigen

Blasen', wie sie von Zeit zu Zeit selbst von namhaften und ausgezeichneten Forschern in Bewegung gebracht werden, die Bewunderung nicht bloß der unwissenden oder halbwissenden Menge, sondern auch von solchen, die mit Bezug auf naturwissenschaftliche Kenntnisse weit über diese letzteren hervorragen, ihr eigenes Urtheil aber gefangen geben und in blindester Verehrung ihres Propheten demselben nicht nur zu folgen, sondern selbst vorauszueilen bestrebt sind."

Das Urtheil der Nachwelt wird einst die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigen, wenn die Stimme Dr. Haeckels und seiner Anhänger längst verklungen ist.

E. Wasmann S. J.

1. **Conradin** der Staufe. Episches Gedicht in zwanzig Gesängen von **A. Jüngst.** Paderborn, Schöningh, 1883. Preis: *M.* 3.

2. **Wittekind**, von **W. Weningh.** Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883. Preis: *M.* 2.40.

In seinem satirischen „Märchen für Kinder" sagt der russische Dichter Lermontoff:

„Das Epos und erzählende Gedicht
Will nicht mehr zieh'n im heutigen Jahrhundert.
Ganz liegt die Schuld an den Poeten nicht
(Wird auch von mir nicht jeder Vers bewundert),
Das Publikum thut auch nicht seine Pflicht!
Wer Recht, wer Unrecht hat? Ich bin kein Richter,
Ich lese schon seit lange keine Dichter;
Nicht etwa, weil mir Poesie mißfällt,
Doch heutzutage heißt es: ‚Zeit ist Geld',
Und kluge Menschen brauchen Zeit und Kräfte,
Ihr wißt es selbst, zu nützlichem Geschäfte."

Was der Dichter wohl heuer sagen würde, wenn er gesehen, wie das Kometenjahr 1882 zugleich ein Poetenjahr im vollsten Sinne des Wortes war? Noch ist die erste Begeisterung für „Dreizehnlinden" nicht geschwunden, kaum hat uns Brill mit seinem „Singschwan" in zweiter Auflage erfreut, so suchen uns, Eines um das Andere, aus derselben westphälischen „Sänger-Ecke" des deutschen Reiches zwei neue große Schöpfungen epischen Inhalts heim. Den sonst so poetischen Rheinländer könnte bei diesem Schauspiele ein leises Wölkchen der Eifersucht anwandeln, wenn er unter all den Sängern auch nicht einen Stammesgenossen erblickt. Man möge es indessen nicht einem minder freundlichen Gefühl dieser Gattung zuschreiben, wenn wir in den folgenden Urtheilen nicht jene unbedingte oder doch überwiegende Anerkennung der neuen Schöpfungen walten lassen, welche wir aus voller Seele den Gedichten Webers und Brills zu Theil werden ließen.

Die zu besprechenden Erzählungen kranken nämlich mit anderen neuen Schöpfungen an einem gemeinsamen Fehler: dem Überwuchern des Beiwerkes. Eben weil dieser Fehler ein gemeinsamer ist, so glauben wir ihn als bedenk-

liches Symptom und eine wahre Gefahr der aufblühenden Epik ausführlicher behandeln zu sollen.

Nehmen wir das beste der vorliegenden Gedichte, „Conradin der Staufe". Wir haben hier zwanzig Gesänge — aber, streng genommen, wie viele derselben enthalten eigentlich einen Fortgang der Geschichte? Erst gegen den zwölften Gesang hin hat sich die Dichterin gefunden, und es kann nicht genug betont werden, wie glücklich sich in der letzten Hälfte die poetische Sicherheit von dem episch-lyrischen Herumtasten der ersten zehn Gesänge abhebt.

Herumtasten — das Wort ist etwas ungeschminkt, aber als Gegensatz zu dem ruhigen, seines Zieles sicheren und seiner Pflicht bewußten Schaffen weist es gerade auf das hin, was wir an den vorliegenden Werken vermissen. Es lag ganz gewiß vor der Arbeit oder deren definitiver Abrundung den Dichtern kein bestimmter Plan vor, der nach den Regeln der Kunst die Haupt- und Staatsaction geschickt in einzelne Hauptmomente gegliedert, das Nebensächliche in seinem Verhältniß zur Hauptsache abgewogen, die einzelnen Personen perspectivisch gruppirt, die „Stimmungen" abgestuft, Anorganisches ausgeschieden, kurz das Gerippe und feste Gefüge der Erzählung genau aufgebaut hätte. Ein solcher Plan ist aber bei jeder größeren Kunstschöpfung unumgängliches Bedürfniß, sei es, daß er als Vorlage bei der Ausarbeitung schon vorhanden oder doch wenigstens als Norm bei der endgiltigen Verwerthung und Abrundung des nach bloßer künstlerischer Laune und Stimmung Hingeworfenen zu seinem Rechte kommt. Wir sind die Letzten, welche unter einem solchen Plan ein schulmäßig schablonenhaftes Theorem, eine Calque einiger classischen Epen mit obligatorischer Maschinerie von Episoden und Übernatur verstehen würden, wie es der Humanismus und die französische Classicität erheischten; aber eine strenge, jedes Unorganische ausschließende, zu einem Hauptziel in allen, auch den untergeordneten Theilen sichtlich und rasch hinstrebende Einheit der Handlung ist eine unerläßliche Forderung der Schönheit. Episoden sind gewiß nicht ausgeschlossen, lyrische Ergüsse können sogar ein Erforderniß sein; aber Episode wie Intermezzo müssen unbedingt, wie Nebenpersonen eines historischen Gemäldes, nicht bloß keine selbständige Existenz beanspruchen, sondern auch direct zur Hebung der Hauptfiguren dienen. Gegen solche, seit Aristoteles' Zeiten immer hochgehaltene Kunstnormen drängt freilich die heutige Epentheorie in Folge einiger berühmten Muster mit seltsamer Hartnäckigkeit beständig wieder an; aber der gesunde Geschmack wird auf die Dauer die „Trompeter von Säckingen" und Nachfolger nur als Ausfluß der modernen Bildung, deren Losungswort auch in der Kunst das Nivellement und die allgemeine Vermischung zu sein scheint, mithin als eine vorübergehende, bestechliche, aber keineswegs in sich gerechtfertigte Form betrachten und immer wieder auf die alten, ewig jungen Muster des blinden Homer zurückweisen. Das eben macht sich in unserer jüngsten deutschen Literatur so schmerzlich geltend, daß das Studium einer soliden, nüchternen Kunsttheorie im Sinne und Geiste der Alten fehlt, und trotz der Überfülle von gelehrtem Stoff an unseren Bildungsanstalten scheint die ge-

sunde, klare Ästhetik und Poetik ein unbekanntes Fach zu sein. Durch den Cultus, welcher in den höheren Schulen den modernen Classikern zu Theil wird, kann der Abgang jener, in den alten Studienstätten betriebenen, ästhetisch-kritischen Behandlung der Griechen und Römer, verbunden mit der dem jugendlichen Alter angepaßten und einzig verständlichen Präcepten-Erklärung, keineswegs ersetzt werden, ja dient im Gegentheil dazu, Verschwommenheit und Ungeschmack zu befördern. Romantik ist ausgezeichnet; modern soll jedes zeitgenössische Werk sein: aber die ewig jungen Regeln, durch welche alle groß geworden, die da groß sind, zeigen sich nirgends reiner und verständlicher, als im classischen Alterthum. Doch nun zu den einzelnen der oben bezeichneten Gedichte.

1. Der Name des letzten Staufen klingt wie ein unsäglich trauriges Lied durch die Jahrhunderte hindurch, und wie eine in der schönsten Hoffnung geknickte Rosenknospe schaut uns das jugendliche, blutige Königshaupt des um die Sünden seiner Väter geopferten Conradin aus den alten Tagen und dem fernen, lachenden Süden immer wieder entgegen. Kein Wunder, daß ein echtes Dichtergemüth sich versucht fühlt, dieses gewaltige Lied in seiner Sprache wiederzusingen, den ganzen poetischen Schatz der Conradin-Episode zu heben und den königlichen Jüngling selbst zum Helden eines Heldensanges oder Trauerspiels zu machen. Berufene Kräfte haben diesen Versuch gemacht; aber so schön diese Versuche in manchen Punkten auch sein mochten, es blieben Versuche. Eine typisch gewordene, dem Ideal entsprechende Behandlung besitzen wir selbst trotz eines Uhland noch nicht. Fräulein Jüngst hat sich durch die Schwierigkeit des Stoffes und durch das Scheitern ihrer Vorgänger nicht abhalten lassen, den Versuch von Neuem zu wagen. Wenn irgendwo, gilt hier der Satz: „In magnis voluisse sat est“, und wenn dazu noch ein so schöner Erfolg das muthige Wollen krönt, können wir der Dichterin unsere besten Glückwünsche nicht versagen. Freilich, der „Conradin“, wie ihn die Phantasie sich träumt, wie er dem unbewußt im Leser schlummernden Ideal entspricht, ist noch immer zu schreiben, auch nach diesem neuesten Versuch; aber dieser Versuch enthält doch treffliche Ansätze, die bei umsichtiger und beharrlicher Weiterführung durch die Dichterin, besonders durch Befreiung von vielem unnützen, störenden Beiwerk, zu einem ganz vortrefflichen Liede gefördert werden könnten. Aus den bei Fräulein Jüngst zu Tage tretenden dichterischen Eigenschaften schließen wir unbedingt, daß sie bei jedem anderen Stoff Vorzügliches geleistet haben würde, und glauben, daß es den zu hoch gespannten Erwartungen, welchen man sich beim Anblick des Titels hingibt, einzig zuzuschreiben ist, wenn wir uns am Schlusse des Buches nicht ganz befriedigt fühlen können. Eben wegen der unzweifelhaften poetischen Kraft und außergewöhnlichen Begabung, welche der „Conradin“ verräth, glauben wir in unserer Besprechung desselben den strengen Maßstab der Kunst anlegen zu dürfen, ohne fürchten zu müssen, die Dichterin zu entmuthigen oder ihr Werk herabzusetzen. Wer auch nur einen Gesang wie den dreizehnten des vorliegenden Gedichtes mit seiner glücklichen Erfindung, kräftigen Ausführung, seiner epischen Raschheit und doch anschaulichen Schilderung, seiner leichten

und doch markigen Sprache zu schreiben vermochte, dem bleibt trotz aller Ausstellungen das Zeugniß eines großen epischen Talentes zugesichert.

Die Dichterin weicht nach Scheffel und Jul. Wolff von den übrigen neueren Epikern in der Wahl ihres Verses ab, indem sie den reimlosen vierfüßigen Trochäus als gewöhnliche Erzählungsform anwendet und ihn nur an lyrischen Stellen durch verschiedene gereimte Strophen unterbricht. Dadurch erlangt sie eine größere Freiheit der Bewegung, übernimmt aber auch die stillschweigende Verpflichtung, um so unnachsichtlicher jede Länge, jeden überflüssigen Vers auszumerzen, für welche nicht einmal die Entschuldigung der Reimnothwendigkeit oder Strophenfülle eintritt. Wir möchten indeß bezweifeln, ob die Dichterin immer dieser Verpflichtung nachgekommen sei, ja sich nicht vielmehr einigemal im Erzählungseifer etwas zum Plaudern habe verleiten lassen.

Dem ersten Gesange vorauf geht ein „Eingang", „Hohenschwangau" betitelt, welcher uns in zwei Bildern das heutige und das frühere Königsschloß vorführt. Als selbständiges, schilderndes Poem könnte uns das Stück mit seiner Naturschilderung sehr wohl gefallen; als Eingang in ein erzählendes Gedicht scheint es uns wegen seiner langen Reflexionen und seines subjectiven Traumcharakters durchaus verfehlt. Die Ankündigung des Thema's geschieht folgendermaßen:

„. . Alles fühl' ich mich umdrängen . . .
Glück und Unglück, Schmerz und Thränen,
Eines Heldenjünglings Hoffen,
Rastlos Ringen nach dem Ziele,
Das vom Königsthron ihm leuchtet,
Bis, von aller Welt verlassen,
Auf den Block sein Haupt er legte
Und sein kühn Begehren zahlte
Mit des Herzbluts warmer Welle.
Doch, das Grau'ngeschick versöhnend,
Strahlt gleich Sternen durch das Dunkel
Einer Mutter zarte Sorge,
Eines Freundes treue Freundschaft,
Eines jungen Paares Liebe,
Die in sel'ger Stund' geboren
Und in Thränen groß gezogen,
Noth und Leid selbst überdauert."

Über den Hauptstoff, die Schicksale Conradins, werden wir später reden; augenblicklich möchten wir bloß darauf hindeuten, wie sich bereits in dieser Ankündigung der Radicalfehler des Epos zeigt: die gar zu große Bedeutung, welche der Episode „eines jungen Paares Liebe" beigelegt wird. Sie hat mit der Haupthandlung durchaus nichts gemein, und selbst als Contrast ist sie nicht geeignet, das Traurige der Hauptbegebenheit zu mildern, eben weil sie derselben ganz fremd ist. Mehr schon mit dem Helden und dessen Geschick ist die „Mutter" und der „Freund" verbunden; aber auch ihnen, we-

nigstens der Ersteren, wird eine zu hervorragende Stelle hier sowohl wie in der Dichtung eingeräumt.

Gesang 1 und 2 („die Jagd“ und „die Gesandtschaft“) hätten durchaus mit den nöthigen Kürzungen in eine Nummer verschmolzen werden müssen, um so die Ankunft der Boten aus Italien als das erste bewegende Princip der Handlung nothwendig in den Vordergrund zu stellen, dem dann als erstes Hemmniß im 2. Gesang die Mutter mit ihren Gründen des Herzens und Verstandes entgegengetreten wäre. So würde gleich von Anbeginn der tragische Conflict und damit das Interesse gesichert worden sein. Jetzt verliert sich die Jagd in eine Zerstreuung — und der 2. Gesang eröffnet gleich mit einem Zufall. Durch die lyrischen Zugaben — in jedem Gesange zwei! — verschwimmt die Stimmung, statt daß der Grundaccord, was die Dichterin beabsichtigte, durch die Lieder stärker hervorträte. Die lange Beschreibung der Schlacht in dem ersten Empfang der Gesandten will uns auch nicht recht gefallen, weil sie gezwungen herbeigeführt wird, wenn sie auch als Exposition für das Folgende sehr nothwendig ist. Gut angelegt ist der dritte Gesang („Die Versuchung“). Indeß hätte in der Ausführung viel mehr concentrirt werden müssen. Das Abberufen Conradins gerade im Augenblick, wo er seiner Mutter Antwort geben soll, ist doch etwas zu theatralisch. Sodann scheint uns die Tragik des Augenblicks der entscheidenden Berathung, wo auf der einen Seite die drängenden Italiener sich mit dem thatendurstigen Sinn des Knaben verbünden, auf der anderen Seite die Muttersorge mit ihren traurigen Erfahrungen in der Vergangenheit und bangen Ahnungen für die Zukunft ohne ernstlichen Bundesgenossen kämpft, nicht bis zu jener packenden Kraft zugespitzt, deren der Stoff fähig und der Leser gewärtig ist. Hier hätte sich die epische Ruhe dem dramatischen Leben mehr nähern sollen. Aber auch schon hier zeigt sich der Charakter Elisabeths von Bayern als im Allgemeinen zu weich und passiv aufgefaßt — etwas leidenschaftlicher hätte man die Königin und Mutter sicher erwartet in einem Kampfe, der ihr Letztes und Theuerstes in Gefahr bringt. Sehr passend dagegen ist der ergebene Schmerz über das einmal Unabwendbare im folgenden Gesang („Der Aufbruch“), mit dem nothwendig der 7., 8. und 9. zu einem einzigen — „Der Abschied“ — hätte verschmolzen werden müssen. Die Dichterin ist feinfühlig genug, um den Grund dieser Nothwendigkeit einzusehen, und der Leser fühlt denselben nur zu gut in der Ungeduld, die er bei all dem unnützen Aufenthalt verspürt. Stimmungsbilder, wie beispielsweise der ganze 7. Gesang, gehören nicht in ein Epos, und Lagerschilderungen mit so langen, ganz losgelösten Episoden, wie diejenige des alten Sängers (8) dürfen als Beiwerk niemals zu so selbständiger Bedeutung kommen, wie es hier geschieht. Der 5. Gesang („Junge Liebe“) ist eine durchaus mißglückte Episode, da sie als Parallele zum Hauptinhalt und als Contrast zu dem tragischen Ausgang gedacht eine Wichtigkeit beansprucht, für welche sie nicht innig genug mit der epischen Handlung und der Hauptperson verbunden ist.

Mit dem 9. Gesang betreten wir nicht bloß den classischen Boden Italiens, sondern auch einen festeren Grund der Handlung und einen ebeneren

Weg der Erzählung. Schon gleich die Scene im Anfange mit dem Enthusiasmus der Italiener und dem Murren der Deutschen ist sehr glücklich und bezeichnend. Das lyrische Intermezzo am Schlusse sollte als abschwächend fortbleiben. Im 10. Gesang („Die erste Enttäuschung") hätten wir mehr drastische Ausführlichkeit gewünscht. Der unliebsame Aufenthalt in Verona wird nur erzählend und zwar möglichst kurz mitgetheilt; hier wären dramatische Geschehnisse oder wenigstens Unterredungen am Platze gewesen, um den Grund der Verzögerung zu charakterisiren. Sehr gut geschieht dieß für das Weitere in der Rathsversammlung; nur muß es hier dem staunenden Leser auffallen, mit welcher Leichtigkeit, ja Grundlosigkeit der bayerische Herzog und der eigene Stiefvater Conradins schon bei der ersten Schwierigkeit der Sache des Jünglings untreu werden. Um Conradin „des Herzens Zwiespalt zwischen deutsch und wälsch zu sparen", soll sich Graf Meinhard, der liebevolle Gatte von Conradins Mutter, trotz seines der Gattin heilig gegebenen Versprechens „nach reiflicher Erwägung" entschlossen haben, seinen Sohn den vorausgesehenen Fährlichkeiten der Reise preiszugeben?! Das ist poetisch unwahrscheinlich. Wir geben zu, daß diese erste Enttäuschung, der Verlust so trefflicher Führer und Truppen, als Motiv im Epos sehr wohl angebracht ist; aber sie hätte unbedingt *kräftiger* motivirt werden müssen. Was die Beiden hier zur Rückkehr bewegt, ist durchaus nichts Neues, Unerwartetes. Jeder Vernünftige mußte das *vor* dem Feldzug wissen. Rührend dagegen ist wieder die Scene zwischen Conradin und Friedrich. Trotz der lyrischen Schönheit einzelner Lieder können wir den 11. Gesang nicht als berechtigt anerkennen. Es ist der Lyrik viel zu viel schon in der Erzählung, um ihr so noch eigene Gesänge einzuräumen.

Der 12. Gesang führt uns nach „Rom". Hier überwiegt die Beschreibung des Empfanges, während das Hauptmotiv: „Conradin gegen des Papstes Willen in Rom", kaum flüchtig angedeutet ist. Wie wenig es der Dichterin geglückt ist, ihre Gesänge im jedesmaligen Culminationspunkt zu erfassen, zeigt sich beispielsweise an der Wendung:

„Doch nicht lange duldet's Conrad
In der Mauern enger Grenze" u. s. w.

Solchen allgemeinen Übergängen für das Thun des Haupthelden sollte man in einem Epos nirgends, am allerwenigsten mitten in einem Gesange begegnen. Unbedingt loben, ja als wirklich meisterhaft bezeichnen können wir dagegen den 13. Gesang: „Die Schlacht", bei der uns gleich das Motto aus Dante in die nöthige Stimmung des Schauders und der Erwartung versetzt. „Auf der Flucht" treffen wir den armen geschlagenen Königssohn im 14. Gesang, der sich, was Einheit, Interesse und Kraft der Darstellung anlangt, würdig dem vorhergehenden anreiht. Ähnliches möchten wir von den vier folgenden Gesängen: „Der Verrath", „Im Gefängniß", „Das Gericht" und „Die Hinrichtung" sagen. Mit dieser Hinrichtung aber hätte unserer Ansicht nach das Gedicht auch schließen müssen. „Die Trauer der Mutter" und gar erst der fröhlich ausklingende Gesang: „In der Heimath" passen durchaus

nicht mehr hierhin und schleppen sich entweder nur so hin oder verwischen geradezu den erzielten tragischen Eindruck, ohne ihn zu läutern. Was kümmert uns das Liebesglück eines Knappen, wenn wir das Königshaupt eines letzten Hohenstaufen fallen sehen?

Soviel über die Eintheilung und Reihenfolge der Ereignisse in dem vorliegenden Epos. Jeder Unbefangene wird uns zustimmen, daß sie einer Verbesserung und Sichtung stark benöthigt. Fügen wir aber gleich hinzu, daß die Dichterin unserer Meinung nach die Kraft und Fähigkeit hat, eine weit glücklichere und annähernd vollkommene Behandlung des Stoffes, bezw. Umänderung des vorliegenden Gedichtes zu liefern, wie auch, daß das Gedicht, wie es jetzt vorliegt, genug Schönheiten aufweist, um den Wunsch nach einer Überarbeitung rege zu machen. Daß bei dieser Neubearbeitung unbarmherzig unter den lyrischen Zugaben müßte aufgeräumt werden, versteht sich von selbst. Bei diesem Überwuchern des Liedes muß der epische Charakter der Dichtung ersticken, abgesehen davon, daß wir, wie gesagt, die heutige Verquickung der Dichtungsarten durchaus für eine Geschmacksverirrung halten. Wir können uns ein „Liederbuch" in epischem Rahmen sehr gut denken, weil wir uns Situationslyrik gern gefallen lassen; aber ein Epos in lyrischen Stimmungsbildern ist nur da möglich, wo die Erzählung als Hauptgegenstand das Gemüthsleben und seine Wandlungen erwählt, d. h. sich seines eigentlichsten Charakters als Heldengedicht entäußert hat. Im Drama hat man die Vermischung der Arten schon viel eher als einen Fehler, ja als den Verderb und Todeskeim der modernen Dramatik erkannt, während man beim Epos noch lustig „nach berühmten Mustern" weiter in lyrischen Zugaben und Motiven den „modernen" Charakter zu finden glaubt. Wir geben ja gerne zu, daß manche der eingestreuten Lieder, eben weil sie epischen Hintergrund und deßhalb eine charakteristische Individualität gewinnen, durchaus herrlich und meisterhaft sind; aber das Schönste kann bisweilen nicht an seinem Platze sein, und eine gesunde Kritik wird es unbarmherzig opfern, um einer höheren, allgemeineren Schönheit zur ungehinderten Geltung zu verhelfen.

Sodann müßte nothwendig die Handlung an sich eine viel raschere, einfachere und mehr steigend gegliederte sein. In der vorliegenden Behandlung tritt das Zufällige noch zu stark und der Held etwas zu wenig hervor. Darin freilich unterscheidet sich in etwa das Epos vom Drama, daß in ersterem die Ursächlichkeit der Handlung keineswegs auf den freien Willensentschließungen des Helden allein, sondern ebenso sehr auf dem Drange der Ereignisse beruht, die unabhängig von ihm über ihn hereinbrechen. Aber in beiden Dichtungsarten soll doch der Held scharf hervortreten und im Brennpunkt der Handlung stehen, besonders in solchen Gedichten, die nicht zugleich Nationalepen sind; in letzteren freilich steht das gesammte Volk im Vordergrund der Erzählung und des Interesses. Nach einem in oben angedeuteter Weise verkürzten Eingang müßte der Entschluß Conradins, nach Italien zu ziehen, gleichsam den ersten Act abschließen und als Culminationspunkt noch mehr, als es bereits geschehen ist, die ganze Hoffnungsfreudigkeit und Tollkühnheit des jungen Königs zum Bewußtsein des Lesers bringen. Die eigentliche

Schwierigkeit der Erzählung beginnt mit der Reise durch Italien bis zur entscheidenden Schlacht, d. h. bis zur ersten Wendung zum Schlimmen, und gerade in diesem Theile liegt auch die größte Schwäche der vorliegenden Bearbeitung. In diesen Zug eine einheitliche Idee, eine künstlerisch gegliederte Ordnung und eine das Interesse steigernde Darstellung von Einzelfällen hineinzutragen, ohne weder sprunghaft und episodenartig voranzugehen, noch im Anabasisstil uns eine genaue Marschroute zu geben: das ist eine ebenso schwierige als verlockende Aufgabe für den denkenden Dichter. Von den jetzt zur Anwendung gekommenen Motiven sind manche außerordentlich glücklich erfunden, aber schlecht, d. h. ungenügend verwerthet. Daß aber in diesem zweiten Act das Interesse sich steigern und der Charakter des Helden wie sein Schicksal sich sichtlich entwickeln muß, liegt auf der Hand. Wie schon gesagt, ist der Höhepunkt der Verwickelung, die Schlacht, gleichsam als dritter Akt, ebenso wie die jetzt sich episch drängenden Folgen, Flucht, Gefangennahme und Verurtheilung, der Dichterin sehr glücklich gelungen. Aber mit dem Tode des Helden müßte auch das Gedicht seinen Abschluß finden. Die Bestattungsgesänge — wenn man den Abschluß der Ilias so nennen will — können hier unmöglich als Vorbild und Entschuldigung dienen; denn sie gehören dort durchaus zur eigentlichen Haupthandlung. Die Sorge der Götter für Hektors Leiche und Achills versöhnlichere Gemüthsstimmung bilden einen höchst würdigen, kaum zu entbehrenden Abschluß des homerischen Gedichtes, während bei Conradin die Tragik seiner Enthauptung und damit der gänzliche Verfall des ruhmreichen Kaiserhauses so gewaltig den Leser erfaßt, daß ihn die Frage über die Leichenbeisetzung u. s. w. kalt läßt. Wir verstehen wohl, wie es die Absicht der Dichterin war, in dem Herzen der Mutter sich die ganze Schrecklichkeit des Vorfalls verklärend und mildernd widerspiegeln zu lassen und so das Grausen der Enthauptung künstlerisch zum Mitleid abzustufen — aber so gut dieser Zweck auch sein mochte, er scheint uns nicht in der richtigen Weise erreicht.

Möchten diese Zeilen einerseits zeigen, mit welchem Interesse wir die Dichtung studirt haben und wie werth sie uns eines solchen Studiums erschienen ist, andererseits für die Dichterin eine Aufmunterung sein, ihrem Werke noch einmal Zeit und Kraft zu widmen, um es zu der letzten Vollendung zu bringen.

(Schluß folgt.)

**W. K.**

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

## Wörls Reisebibliothek und Reisehandbücher.

1. **Um die Welt, ohne zu wollen.** Mit 100 Illustrationen. Preis: *M.* 9.
2. **Der Gotthard einst und jetzt.** Vom Verfasser der „Schweizer-Alpen“. Mit Illustrationen. Preis: *M.* 5.

3. **Wanderungen durch Palästina.** Ernstes und Heiteres, zwanglos erzählt von J. Fahrngruber. Mit vielen Bildern. Preis: *M.* 6.

4. **Rheinführer.** Von Konstanz bis zur holländischen Grenze. Mit 4 Karten und 15 Stadtplänen. Preis: *M.* 3.

1. Das Reisewerk „Um die Welt, ohne zu wollen" stammt aus der Feder des Erzherzogs Ludwig Salvator von Österreich und bietet dessen interessante Tagebuch-Notizen über eine Winterfahrt zur Ausstellung in Melbourne, die sich gegen Erwarten zu einer Reise um die Welt ausgestaltete. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Nachrichten über Australien mit seinen Inselgruppen weit eingehender und reichhaltiger sind, als die über die anderen, mehr im Fluge berührten Continente, Amerika und Europa. Der Verfasser bekundet ein reges Interesse für alles, was um ihn lebt und schwebt; hat einen klaren Blick für alle Schönheiten der Natur und Kunst. Seine Darstellungsweise ist einfach, aber frisch und ansprechend. Besonders wohlthuend ist sein echt katholischer Sinn, der ihn nirgends Kirchen und Dome, Schulen und andere religiöse Anstalten zu besuchen oder wenigstens zu erwähnen vergessen läßt. Jeder Leser fühlt sich darum gewiß mit jenem alten Irländer einverstanden, welcher dem Verfasser gegenüber freudig bekannte: „O, wie glücklich bin ich, daß meine Religion glorreich über die ganze Welt herrscht!" Hundert gut ausgeführte Original-Illustrationen, welche nach den Skizzen des hohen Verfassers angefertigt wurden, erhöhen noch den Werth des herrlichen Buches.

2. Gewaltig, wie die Natur der Alpenwelt, sind auch ihre Kunstbauten; besonders werden die kühnen Bahngewinde des Sanct Gotthard stets und überall gerechte Bewunderung wachrufen. Mag man jetzt immerhin die Bequemlichkeit der neuen Fahrt den Beschwerden des veralteten Postwagens oder gar einer tagelangen und mühsamen Fußtour vorziehen, jedenfalls wird es dem Reisenden willkommen sein, über Ursprung und Entwicklung der riesigen Weltstraße unterrichtet zu werden. Eine solche anziehende Unterhaltung gewährt ohne Zweifel der neue Gotthard-Führer. Er geleitet den Reisenden durch und über die Berge, läßt in seiner lebhaften Darstellungsweise die ganze Bahnstrecke unter den eigenen Augen entstehen und wachsen; zugleich versäumt er es nie, auf alle Schönheiten und Denkwürdigkeiten der Gesammtumgebung aufmerksam zu machen. Die Sprache ist, einige Überschwenglichkeiten abgerechnet, schwungvoll und kräftig.

3. und 4. sind zweite Auflagen oder vielmehr Auszüge, bezw. Überarbeitungen der größeren Reisehandbücher: „Jerusalem und das heilige Land" und „Rheinlande". Mit großer Freude haben wir dieselben zur Hand genommen; der Form nach schön und sauber, dem Inhalte nach sorgfältig gearbeitet, bieten sie Gewähr, daß das große und kostspielige Unternehmen, den Katholiken geeignete Reisehandbücher zu geben, gelingen werde. Dieß wird auch durch den Fortschritt bekräftigt, welchen die beiden Schriften vor ihren ersten Auflagen bekunden. In den „Wanderungen durch Palästina" sind die wenigen Ausstellungen, welche wir der ersten Auflage gemacht hatten, verbessert worden. Im „Rheinführer" ist der Niederrhein von Düsseldorf bis Holland kaum noch berührt, so daß die Aufschrift besser wäre: „Von Konstanz bis Düsseldorf." Nur Cleve und Crefeld haben einige Zeilen bekommen; über Essen, das, dank den Krupp'schen Stahlwerken, einen Ruf in der ganzen Welt besitzt, über Duisburg, Wesel, Emmerich, Wissel mit seiner alten Kirche, Xanten, den Ursitz der Franken, mit einem der schönsten Dome Deutschlands, Calcar mit seinen wundervollen Schnitzereien erfahren wir gar nichts.

**Kleine Volksgeschichten.** Gesammelt von Hubert Schumacher. Serie 1. Bändchen 1 (16°. 160 S.) u. 2 (16°. 160 S.). Dülmen, Laumann, 1883. Preis: à Bändchen 50 *Pf.*

Im Gegensatze zu den Geist und Herz verderbenden, religions- und sittenlosen Volksbüchern, die jahraus jahrein in's Land gehen, verspricht der verdiente Redacteur des Münster'schen „Sonntagsblattes" in Serien zu 6 Bändchen à 50 *Pf.* (jedes Bändchen ist einzeln käuflich) einen überaus willkommenen Beitrag zu einer wahrhaft gesunden, christlichen Volkslectüre. Bei der Auswahl muß natürlich tadellose sittliche Reinheit die erste Anforderung sein; die Erzählungen sollen aber ferner außer Unterhaltung auch praktischen Nutzen, christliche Belehrung und Ermunterung zu christlicher Tugend anstreben und endlich bei aller Volksthümlichkeit in Form und Inhalt so edel sein, daß auch die gebildeten Klassen dieselben mit Befriedigung lesen können.

Die beiden ersten vorliegenden Bändchen der ersten Serie entsprechen diesen drei Anforderungen des Herausgebers in hohem Grade. Von den 17 Erzählungen ist auch nicht eine, die man ohne Befriedigung oder Nutzen lesen wird. Selbst die ganz kurzen, anekdotenartigen Stücke, wie: „Eine Thräne", „Eine Versuchung", „Die Korallenschnur", sind werthvoll. Von den größeren Erzählungen sind manche wahre Perlen katholischer Volkslectüre. Wir nennen beispielsweise „Entzweit und versöhnt" und „Der Schutzgeist des Bronkhofes", beide vom Herausgeber, „Ein glücklicher Fund", von Maria Lenzen, und namentlich die ergreifende Geschichte „Schweigen im Leben, im Sterben vergeben", von Fernan Caballero; auch „Reichthum und Armuth", von A. H. Banning, ist von erschütternder Wirkung. Mit einem wahrhaft wohlthuenden Gefühle liest man alle diese schlichten Erzählungen von christlicher Barmherzigkeit, edler Kindes-, Eltern- und Geschwisterliebe, von Treue in der Versuchung und heiligem Gottvertrauen. Das ist eine ganz andere, reine und gesunde Luft, als man sie sonst, leider Gottes! in den ewigen Liebesgeschichten dem Volke bietet; da ist nichts von dem verpestenden Hauche der Leidenschaft, den man umsonst „mit allen Wohlgerüchen Arabiens zu versüßen" sucht. Wenn die folgenden Bändchen dieser kleinen Volksgeschichten wie diese ersten zwei sind — und wir haben allen Grund, das anzunehmen —, so bietet uns Herr Schumacher eine nach Form und Inhalt schöne und gediegene Volksbibliothek kleiner Erzählungen.

Von der **Bachem'schen Novellen-Sammlung,** deren Tendenz im Allgemeinen und drei erste Bändchen im Besonderen wir in dieser Zeitschrift schon ausführlicher besprachen, sind uns unterdessen drei weitere Nummern mit sechs neuen Erzählungen zugegangen. Band IV enthält „Die Waisen", von Th. Messerer, und „Nach langem Suchen", von H. Fred. Band V: „Fürstliches Blut", von E. v. Dincklage, und „Napoleon Potée" (nach dem Französischen), von H. v. Veltheim. Band VI: „Gertrud", von E. Leonhardt, und „Hauptmann Garbas", von F. Rammers. Auch diese sechs neuen Erzählungen erfüllen durchaus den Zweck einer angenehm und gefahrlos unterhaltenden Lectüre. Im Hinblick auf das durchschnittlich gebotene „Lesefutter" der Leihbibliotheken und Romansammlungen können wir auch diese drei neuen Bändchen der Sammlung als hoch über dem Mittelmaß stehend unseren Lesern nur bestens empfehlen.

**Gabriele.** Novelle von Josephine Flach. Köln, P. J. Bachem, 1882. Preis: *M.* 1.

Diese neueste Erzählung der beliebten Dichterin dürfte zugleich wohl eine ihrer bestgelungenen sein. Das Motiv derselben ist glücklicherweise nicht die ewige „Liebe",

sondern ein psychologisches Problem viel höherer Art. Die Fabel ist den höheren Gesellschaftskreisen entlehnt und gibt in der Ausführung den Ton und die Atmosphäre eines Theiles dieser Kreise außerordentlich glücklich wieder. Die Hauptcharaktere, Gabriele und Hermsthal, sind mit viel Liebe und Geschick behandelt und zeichnen sich besonders dadurch vortheilhaft aus, daß die eine weder ganz schlecht, noch der andere ganz gut ist, so daß der Conflict zwischen ihnen unser ganzes Mitgefühl und gespanntestes Interesse erweckt. Die verschiedenen Durchgangspunkte dieses Conflictes sind sehr natürlich erfunden und durchgeführt — nur das Motiv der durchgegangenen Pferde vor der Hauptkatastrophe sollte ein Dichter, der sich selbst achtet, nicht bald wieder brauchen. In summa gehört diese Novelle zu denen, welche selbst ein ernster Leser gern auch ein zweites Mal lesen würde, und das ist wohl seine beste Empfehlung.

**Irma.** Schicksale einer Verlassenen. Original-Erzählung von Philipp Laicus. Zwei Bände. 8°. 314 u. 336 S. Preis: *M.* 6.

Mit dieser Erzählung verläßt der bekannte Publicist das historische Feld, welches er im letzten schwedischen Roman nicht mit Unglück betreten hatte, um wenigstens theilweise wieder seine erste Art, den socialen Roman, zu versuchen. Wir sagen nur „theilweise"; denn „Irma" hat nur in der Grundfrage etwas mit den „Ringenden Mächten", dem „Arzt" 2c. gemeinsam, im Übrigen nähert sie sich zu ihrem Vortheil der tendenzlosen Erzählung, deren ganzes Verdienst in der Schilderung und Entwicklung von Charakteren zu liegen scheint. Die Motive, deren sich der Dichter dießmal bedient, sind in sich so abgenutzt, daß nur eine Kraft wie Laicus sich ihrer noch einmal bemächtigen konnte, ohne in den Ton der Schauder- und Räuberromantik zu fallen. Ein entführtes Kind — fahrendes Schauspieler- und Kesselflickervolk — Waldschenken — verfallene Burgen mit verborgenen Gängen, und all diese Theaterrequisiten der Colportage-Literatur muthen uns in der realistischen Art des Dichters ganz glaubwürdig an: wir kennen die alten Bekannten kaum wieder in der neuen Tracht. Das Geschick der Darstellung ist so groß, daß der Leser sogar einzelne Unwahrscheinlichkeiten oder Übertreibungen in der Handlung oder Charakteristik nicht merkt, oder diese Dinge doch lange nicht so außerordentlich findet, als sie wohl an sich wären, z. B. die Haltung der alten Gräfin von Falkenhorst ihrer Enkelin gegenüber, oder auch die Handbewegung, welche Irma gegen ihre eigene Mutter macht. Das Einzige, was auch bei der ersten Lesung auffällt, ist die durchweg ungünstige Darstellung des Adels, insofern er in dieser Erzählung vertreten ist. Wirklich anmuthend und erfrischend dagegen ist die Schilderung des Stilllebens in der Försterfamilie. Der Roman wird sich viele Leser erwerben, und verdient es auch. Einige gar zu burschikose Ausdrücke sollten sich freilich unter der Feder eines Laicus nicht finden, und stehen wohl auch auf Rechnung einer bisweilen fühlbaren Hast und Eile bei der Composition dieser Erzählung.

**Hymnen aus dem Zweiströme-Land.** Dichtungen des hl. Ephrem des Syrers, übertragen und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. phil. Karl Macke. Mainz, Kirchheim.

Die vorliegende willkommene Gabe ist sehr geeignet, unseren poetischen Gesichtskreis zu erweitern, indem sie uns in ein Gebiet der Dichtkunst einführt, welches uns nach Raum und Zeit gleich ferne steht. Daher auch der fremde Ton, welcher uns beim ersten Lesen nicht sehr anspricht. Es sind eben syrische Lieder aus dem vierten

Jahrhundert. Indessen bürgt schon der gefeierte Name des hl. Ephrem für den inneren Werth der Sammlung und die morgenländische Heimath der Dichtungen für Kühnheit der Ideen und Schwung der Phantasie. Der durchwehende Hauch echt christlichen Sinnes und inniger Frömmigkeit muthet uns wohlthuend an. Als Probe stehe hier eine Strophe, in der veranschaulicht wird, zu wie hoher Würde der Sohn Gottes die menschliche Natur durch die Menschwerdung erhoben hat:

„Das Bild des Königs wird von Künstlers Hand
Gemalt und prangt in reichem Farbenschmuck.
Doch ein gemaltes Bild vergeht, mit Kunst
Wird drum ein Bild gegossen, das nicht altert.
Die Kön'ge halten ihre Bilder hoch,
Doch wer hat einen König je gesehen,
Der sich mit seinem eig'nen Bild vermischte,
Sein Bild anzog, mit ihm bekleidet saß,
Daß er Anbetung seinem Bild verschaffe?"

Es verdient volle Billigung, daß der Übersetzer das syrische Versmaß, und mehr noch, daß er den vorgefundenen Strophenbau aufgegeben, so daß das Fremdartige in der Fassung einzelner Gedanken allein zurückbleibt. Ungern vermißt man bei der nun einmal veränderten Form den Reim; doch glauben wir selbst, die Übertragung aus einer an Wendungen so armen Sprache, wie es die syrische ist, würde dann auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sein. Auch ist es aller Anerkennung werth, daß nunmehr die größte Treue in der Wiedergabe erzielt wurde. Die Sprache ist edel und angemessen und zeichnet sich durch objective Reproduction des Originals aus; sie wurzelt in klarer und scharfer Auffassung des Grundtextes. Freunde altchristlicher Poesie, zumal auch Priester, werden in den Liedern auf die Städte Nisibis und Carrhä, in der edlen dichterischen Darstellung des priesterlichen und bischöflichen Lebens, in der „alten Messiade" und in den herrlichen Gesängen über Grab und Auferstehung gar Vieles zu ihrer Freude und Erbauung finden.

**Cardinal Johannes Fisher und Großkanzler Thomas Morus,** zwei Charakterbilder aus der englischen Reformationszeit. Ein Vortrag von Professor Dr. Joseph Rebbert. Zweite Auflage. Mit einem Nachworte über Lutherfeier, St. Josephspfennig und Gebetsverein für Deutschland. 16⁰. 56 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883.

Dr. Rebbert hielt in Dortmund einen herrlichen Vortrag über Cardinal Fisher und Thomas Morus, der sich zur weitesten Verbreitung empfiehlt. Den Stoff legte eine Parallele nahe zwischen Papst Clemens VII. und dem edeln Fisher, die zu Heinrich VIII. kühn sagten: „Es ist dir nicht erlaubt", und Luther, Melanchthon und der ganzen Wittenberger Sippe, welche dem „frommen" Landgrafen Philipp die Bigamie gestatteten, und der Redner hat dieselbe scharf gezeichnet und in dem Nachwort sehr zeitgemäß kräftig erläutert und mit einigen Paragraphen des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich beleuchtet. Es bietet das einen ganz eigenthümlichen Stoff zu einer Festrede des kommenden Luthertages.

Der gleiche Vortrag bildet auch das 8. Heft (14. Jahrg.) der sehr empfehlenswerthen Bonifacius-Broschüren.

**Friedrich Graf von Galen,** Pfarrer von Lembeck. Ein Lebensbild, entworfen von seinem früheren Kaplan Th. Hüsing, Priester der Diö-

cese Münster, z. Z. Missionär in Hamburg. Zum zweiten Male als Manuscript gedruckt.

Das war ein Priester nach dem Herzen Gottes! mußten wir uns sagen, als wir die vorliegende Biographie zu Ende gelesen. Der Erstgeborene eines der angesehensten Adelsgeschlechter entsagt allen Aussichten, zu welchen ihn seine hohe Geburt berechtigt, um sich ausschließlich dem Dienste des höchsten Herrn zu weihen. Derselbe hochherzige Opfersinn läßt ihn alle Entbehrungen, Mühen und Beschwerden, an denen das Leben eines einfachen Kaplans und Landpfarrers so reich ist, mit Freuden umfassen. Auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern, unter unausgesetzten Arbeiten und Entbehrungen aller Art holt sich der edle, seeleneifrige Priester den Keim des Todes, der ihn in der Blüthe der Jahre dahinrafft. Hingestreckt auf das Krankenlager, wo die Schmerzen und die Schwäche sehr groß werden, hat der Mann des Gebetes, der allen Muth, alle Kraft und allen Trost stets im Gebete fand, nur die eine Klage auf den Lippen: daß er nicht mehr zu beten vermöchte, wie er es wünschte. — Das „Lebensbild“ stützt sich theils auf zuverlässige Mittheilungen, theils auf die eigenen Erfahrungen und Beobachtungen des hochw. Herrn Verfassers, welcher dem Verstorbenen sieben Jahre als Kaplan zur Seite stand. Die sehr wohl gelungene Ausführung zeugt von hingebender Verehrung, hält sich aber von jeder Überschwenglichkeit frei. So ist das Buch durchaus geeignet, auch in weiteren Kreisen zugleich erbauend und unterhaltend zu wirken. Darum konnten wir es nur bedauern, auf dem Titel das „Zum zweiten Male als Manuscript gedruckt“ zu erblicken. Wie sehr wir auch die Bescheidenheit der hohen Familie des Verstorbenen ehren müssen, so hoffen wir doch, daß sie mit Rücksicht auf den Nutzen, den das Schriftchen zu stiften im Stande ist, ihre Einwilligung zur Verbreitung durch den Buchhandel noch ertheilen wird.

**Der Branntwein und die arbeitenden Klassen.** Ein Wort zur Beherzigung für alle Arbeiterfreunde. (Separatabdruck aus dem „Arbeiterwohl“.) Köln, P. J. Bachem, 1883. Preis: 50 *Pf.*

Es ist ein wirklich beherzigenswerthes Wort, welches der Verfasser hier mit einer seltenen Sachkenntniß über einen entsetzlichen Krebsschaden der modernen Gesellschaft redet. Was übrigens besonders wohlthuend an dieser, hauptsächlich der Belehrung und Anregung gewidmeten Schrift berührt, ist die edle Mäßigung und Ruhe, welche die wirklich gediegenen wissenschaftlichen Kenntnisse nicht bloß besser zu Tage treten lassen, sondern ihnen auch eine viel sachgemäßere, tiefere Wirksamkeit auf den Leser gestatten. Ein Hauptzweck des Verfassers war die Ausrottung der mancherlei Vorurtheile über den verschiedensten Nutzen der gebrannten Getränke als nährender, erwärmender und kräftigender Mittel. Ärztliche Zeugnisse und wissenschaftliche Beweisführungen dürften gerade diesen ersten Theil für den größeren Leserkreis nicht bloß neu, sondern auch überzeugend erscheinen lassen. Als Heilmittel gehört der Branntwein in die Apotheke, als Genußmittel setzt er den nicht ganz charakterfesten und leichtsinnigen Genießer den größten leiblichen und geistigen Gefahren aus. Dieser zweite Theil über die Verderblichkeit des Branntweins ist ebenfalls ein von jeder Übertreibung freies, wissenschaftlich-statistisches Kapitel, das die traurigen Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses für den Einzelnen, die Familie und Gesellschaft in materieller, religiöser und sittlicher Beziehung mit Zahlen ebenso nüchtern als nachdrücklich darlegt. Der dritte Theil enthält in einem kurzen, aber erschöpfenden, geschichtlichen Überblick dasjenige, was zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen gebildeten Völkern

zur Bekämpfung des Branntweins geschehen ist. Der Verfasser kommt dann zu der praktischen Schlußfolgerung, überall, wo es möglich ist, den Mäßigkeitsverein einzuführen. So sehr wir mit dieser Folgerung einverstanden sind, glauben wir doch, daß das angeführte Beispiel der amerikanischen Temperenzler nicht besonders begeisternd ist, und hat hier wohl der Verfasser nicht hinreichend dem amerikanischen Humbug Rechnung getragen. — Wer immer in seiner Umgebung über den Alkoholismus richtige Begriffe verbreiten will, wird in dieser Schrift die erwünschte Auskunft und sichere Orientirung finden, weßhalb sie auch besonders dem Klerus warm zu empfehlen ist.

**Drei Lieder** aus Ludwig Brills lyrisch-epischer Dichtung „Der Singschwan", componirt von Gustav Rüdiger. Osnabrück, Rackhorst'sche Buchhandlung, 1883. Preis: *M.* 1.50.

Was die verstorbene Marie v. Arndts für dreizehn Nummern des Weber'schen Epos, das hat G. Rüdiger mit drei Liedern aus dem Brill'schen Singschwan versucht. Der in etwa gerechtfertigte Vorwurf, welcher die Dreizehnlinden-Compositionen traf, daß sie nämlich allzu gelehrt und kunstreich seien, daher nie zu einer großen Verbreitung kommen würden, kann den vorliegenden Liedern nicht gemacht werden. Obwohl gleichfalls nicht zum reinen Genus der Cantilene gehörend, gehen sie doch ungemein leicht in's Ohr, und der declamatorische Charakter schadet durchaus nicht der Gefälligkeit der Melodie. Es gilt dieß vorzugsweise vom ersten und zweiten Liede: „Sag', was kann der Stätte gleichen", und „Rauh die Heimath, weich die Lieder", während das dritte: „Irgendwo zwei liebe Sterne", schon mehr Kunstfertigkeit für den richtigen Vortrag erheischt. Leider müssen sich aber in die Begleitung mehrere unliebsame Druckfehler eingeschlichen haben, so z. B. S. 1 Takt 12 und 13 in der Begleitung. Es freut uns, daß sich in letzter Zeit das Bestreben unter den Künstlern zeigt, wirklich werthvollen und vernünftigen Texten die Ehre der Composition angedeihen zu lassen, während es sonst oft nicht zum Anhören war, welche Nichtigkeiten dem Musiker als Unterlage seiner musikalischen Touren dienen mußten. Diese Lieder können in jedem christlichen Salon unbeanstandet vorgetragen werden.

**Flores Paradisi.** Sammlung von Gesängen zu Ehren des hl. Aloysius von Gonzaga. Herausgegeben von J. G. Eduard Stehle. 4°. 47 S. Regensburg, Seiling. Preis der Partitur: *M.* 3.

Eine durch Reichhaltigkeit und Werth gleich ausgezeichnete Sammlung von Liedern zu Ehren des hl. Aloysius, an denen also künftig kein Mangel mehr sein wird. Dieselbe bietet a) die Einlagen der Festmesse, darunter den Introitus in dreifacher Bearbeitung, b) fünf lateinische Motetten, c) fünf lateinische und d) zehn deutsche Lieder, nebst einer Litanei. Nur eine Nummer ist für achtstimmigen gemischten Chor, sämmtliche übrigen Piecen sind für drei oder vier gleiche Stimmen geschrieben — ein Umstand, der diese Lieder hauptsächlich für die zahlreichen Marianischen Congregationen beabsichtigt erscheinen läßt. Sämmtliche Stücke sind Originalcompositionen; die Namen, die mit Beiträgen auftreten, gehören ausnahmslos zu den gefeiertsten des deutschen Cäcilienvereins. Vom Stile läßt sich im Allgemeinen sagen, daß diese Lieder der Lieblichkeit ihres Gegenstandes bis an die jeder Kirchenmusik gesetzten Grenzen entgegenkommen, ganz im Einklange mit dem näheren Zwecke derselben. Einige Compositionen sind besonders glanzvoll, die werthvollste vielleicht das „Quis ascendet", Nr. 3 der ganzen Sammlung.

**Geschichte Miesbachs.** Eine Erinnerung an die Jahre 1583 und 1783. Herausgegeben von Max Heimbucher. Mit einem Lichtdruckbilde. 8⁰. 201 S. Miesbach, Georg Mayr, 1883.

Das vorliegende Bändchen, welches in drei Abtheilungen die Chronik des Marktfleckens Miesbach in Oberbayern, die Geschichte seiner wichtigsten Gebäude und eine Schilderung von Land und Leuten enthält, hat freilich zunächst nur für Freunde der Localgeschichte Bayerns besonderes Interesse. Der Verfasser veröffentlicht die mit großem Fleiße und begeisterter Liebe geschriebene Geschichte seines Heimathsortes zur 300jährigen Erinnerung an die Unterdrückung der sogen. „Reformation“ und zum 100jährigen Andenken an einen verheerenden Brand in Miesbach. Manche Partien werden jedoch auch in weiteren Kreisen mit Freude und Nutzen gelesen werden. Namentlich gilt dieses von den Sittenschilderungen des dritten Theiles. Ganz besonders gefiel uns die Beschreibung der Bauernhochzeit mit den kräftigen und frommen Sprüchen des Hochzeitsladers, in denen z. B. mitten in der Hochzeitsfreude in rührendster Weise aufgefordert wird, „der armen Seelen im schwarzbrennenden Fegfeuer“ nicht zu vergessen.

**Geschichte der Stadt Eschweiler** und der benachbarten Ortschaften. Von Heinrich Hubert Koch, Divisionspfarrer. II. Pfarrgeschichte. Eschweiler, 1882.

Das vorliegende Schriftchen erzählt in ansprechender Weise, wie das Christenthum in der Kölner Diöcese Eingang fand und wie bei Organisation der Diöcese die Pfarrei Eschweiler aus der Kapelle des dortigen Königshofes hervorging. Dann wird die Geschichte der Pfarrkirche, ihrer Altäre, ihrer Andachten und ihrer Geistlichen eingehend behandelt. Eine große Zahl bisher unbekannter Nachrichten, welche aus den Archiven mitgetheilt werden, verleiht der Arbeit bleibenden Werth, so daß sie als ein werthvoller Beitrag zur rheinischen Provinzialgeschichte bezeichnet werden muß. Nur durch solche fleißige Detailstudien wird es möglich werden, dereinst ein volles Bild der Culturentwicklung unserer Vorfahren zu entwerfen. Möchte der hochw. Verfasser auch in den folgenden Heften alles, was sich auf alte Sitten und Gebräuche der Gegend bezieht, besonders berücksichtigen und bekannt machen, indem gerade solche Mittheilungen seinen Arbeiten einen immer weiteren Leserkreis verschaffen werden.

**Manna quotidianum sacerdotum** sive Preces ante et post Missae celebrationem cum brevibus meditationum punctis pro singulis anni diebus. Preces edidit, meditationum puncta composuit, appendicem adjecit Jac. Schmitt, ss. theol. D. etc. Tom. I. ab Adventu usque ad Dominicam I. Quadragesimae. Edit. alt. Cum approbatione Revssimi Arch. Friburg. 12⁰. p. XII, 470 et LV. Friburgi Brisg., Herder, 1883. Preis: *M.* 3; in Originalband Halbleder mit Rothschnitt *M.* 4.

Nichts ist dem eifrigen Priester erwünschter, als ein geeignetes Hilfsmittel zur Anregung und Vermehrung der Andacht für eine würdige Feier der heiligen Messe. Vorliegendes Werk bietet die reichste Auswahl, da es für jeden Tag des Jahres verschiedene kurze Gebete vor und nach der heiligen Messe angibt. Freilich bedarf es bei der relativen Kürze derselben mehr als eines bloßen Recitirens; es sollte die Benützung des Buches in Erwägung und Betrachtung über den Inhalt der einzelnen

Gebete bestehen. Außerdem ist eine kostbare Beigabe zur Förderung einer förmlichen Betrachtung geboten durch die für jeden Tag angemerkten Betrachtungspunkte. Dieselben sind freilich sehr kurz gehalten: um fruchtreich benützt zu werden, müssen sie nur als kurze Skizze des Stoffes gelten, den ein Jeder schon am Abend vorher für die folgende Morgenbetrachtung sich persönlich zurechtlegen und näher ausführen muß. Es finden sich aber manchmal in der That bei aller Kürze sehr reichhaltige und inhaltsschwere Gedanken angegeben, welche mit Leichtigkeit für eine halbstündige und noch längere Betrachtung verwendet werden können. Das vollste Lob ist in den Worten der Approbation enthalten: „opus ad devotionem in missarum celebratione augendam aptissimum."

**Die heilige Messe und das Breviergebet** zur Förderung von Verständniß und Andacht beim Vollzuge, vornehmlich in ihrem Organismus dargestellt von Franz Bole, Professor an der fürstbischöflichen theologischen Lehranstalt in Brixen. Mit Approbation und Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs von Brixen. 8°. VIII u. 143 S. Brixen, A. Weger, 1883. Preis: *M.* 1.60.

Trotz mancher vortrefflichen Werke gleichen Inhalts kann das Erscheinen dieses Büchleins nicht als überflüssig angesehen werden. Zumal für Candidaten des Priesterstandes ist es ein Bedürfniß, durch eine kurze, gedrängte Erklärung „die lebensvolle Einheit von Wort, Handlung und Geberdung" bei der Feier der heiligen Messe überblicken und vollständig in sich aufnehmen zu können: nur so wird von Anfang an die erforderliche Andacht erzielt. Hierzu verhilft in geeigneter Weise der erste Theil vorliegenden Buches. Nicht minder leistet es für spätere Jahre treffliche Dienste, um von Zeit zu Zeit durch kurzen Überblick „Verständniß und Andacht bei der heiligen Messe wieder aufzufrischen"; selbst lateinkundige Laien können gewiß, nach Wunsch des Verfassers, einen ähnlichen Nutzen aus demselben ziehen. Freilich will es nicht oberflächlich gelesen, sondern beherzigt und betrachtet sein. — Ein tieferes Eingehen in die einzelnen Partien der heiligen Liturgie ist demungeachtet immer noch wünschenswerth und erforderlich, damit so der Priester den reicheren Gehalt der hochheiligen Handlung, der kirchlichen Gebete und Ceremonien in sich aufnehmen und eine vollere Quelle persönlicher Andacht je nach Verschiedenheit der Zeit und Seelenstimmung besitze: dazu bietet unter mehreren anderen das vortreffliche Werk von Dr. Gihr (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XIV. S. 93 ff. und Bd. XX. S. 94) ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. — Der zweite Theil des Bole'schen Büchleins führt in ähnlicher Weise den Leser in den rechten Geist des priesterlichen Stundengebetes ein. Nicht die Erklärung der einzelnen Psalmen und Gebete ist bezweckt — diese muß hinzutreten, kann jedoch leicht anderswo gefunden werden —, sondern das Verständniß des Breviers als eines organischen Ganzen, das Verständniß der einzelnen Stücke in ihrer Beziehung zu den anderen Bestandtheilen anzubahnen und dadurch der Andacht des Priesters neue Nahrung, wir möchten fast sagen das kirchliche Gepräge zu geben: das ist die Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt und welche er in dankenswerther Weise gelöst hat.

# Miscellen.

---

**Maigesetzliches.** Die „Juristische Rundschau für das katholische Deutschland", welche wir unsern Lesern warm empfehlen, bringt in ihrem dritten Hefte die Actenstücke des „maigesetzlichen Processes" gegen den „Pfarrer Ropertz in Ehrenfeld und Genossen". Herr Ropertz hatte nämlich seinem Kaplan mit Berufung auf dessen „mehrfach Ärgerniß gebenden Lebenswandel", nach vorheriger Berathung mit dem Dechanten, die Ausübung der priesterlichen Functionen in der Pfarre untersagt und die Herausgabe der für diese Ausübung nothwendigen Paramente verweigert. Darin sahen die preußischen Gerichte wiederholt eine suspensio ex informata conscientia, und demgemäß wurde der Angeklagte nach manchen Verhandlungen wegen Ausübung eines bischöflichen Rechtes zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Das Urtheil, dessen Ausführung eine Pfarrei von 16 000 Seelen aller ordentlichen Seelsorge berauben wird, machte in den weitesten Kreisen Aufsehen und ward auch in den Kammerverhandlungen berührt. Da es zugleich eine interessante canonistische Frage betrifft, so können wir uns nicht versagen, gleichfalls darauf einzugehen. Mit den Gerichten sehen wir von der Wahrheit oder Unrichtigkeit der Voraussetzung ab, daß der betreffende Kaplan durch seinen Lebenswandel öffentlich Ärgerniß gegeben. Es frägt sich nur, war der Pfarrer unter dieser Voraussetzung als Pfarrer befugt, ihm die gottesdienstlichen Handlungen in der Pfarrkirche zu untersagen, oder hat er damit ein bischöfliches Recht ausgeübt?

Der Pfarrer stützt sich für seine Befugniß auf ein Kölner Diöcesanstatut aus dem Jahre 1662:

Cum episcopi etiam ex sanctione Concilii Tridentini curare debeant, ne quis publice criminosus Sacerdos aut sacro altari ministrare aut sacris interesse permittatur, injungimus omnibus Ecclesiarum praelatis, superioribus, ruralibus decanis aliisque animarum curam habentibus, regularibus, saecularibus, ut publicos concubinarios, usurarios, simoniacos, aliosque palam excommunicatos vel alios publice criminosos presbyteros ad altaris ministerium non admittant.

Dagegen machte das Gericht geltend, es ergebe sich aus den Schlußworten: *non admittant*, daß in jener Vorschrift nur solche Fälle gemeint seien, in welchen eine „*besondere Zulassung*" durch den zuständigen Pfarrer 2c. benöthigt ist, während ein Kaplan derselben nicht bedürfe; auch betreffe die im Statute angezogene Bestimmung des Tridentinums nicht die Disciplinargewalt des Pfarrers über die Hilfsgeistlichen. Aber gerade das Citat aus dem Tridentinum beweist die Unrichtigkeit dieser Einwendung. Denn das Tridentinum begreift offenbar wegen seines ganz allgemeinen Ausdruckes (publice criminosus sacerdos) unter den öffentlich Ärgerniß gebenden Priestern, welche es von der Feier der Messe ausgeschlossen wissen will, auch

die angestellten Hilfsgeistlichen. Da also der allgemeine Ausdruck publice criminosus sacerdos im Vordersatz auch die angestellten Geistlichen begreift, so ist es gegen allen Context, denselben Ausdruck im Nachsatz so zu beschränken, daß alle angestellten Geistlichen, insbesondere die Kapläne, davon ausgenommen werden. Dazu berechtigt auch nicht der Ausdruck non admittant; denn es ist ganz unerweislich, daß admittere nur von einer rechtlich nothwendigen „besonderen Zulassung“ gebraucht wird; im Gegentheil beweist die Überschrift des Statutes: Publice criminosi sacris amovendi, daß die Synode das non admittere für völlig identisch mit amovere nahm, was doch offenbar auch von denen gesagt werden kann, die keiner „besonderen Zulassung“ zum Messelesen bedürfen. Zudem werden im Statut die publici criminosi ganz auf eine Linie mit den öffentlich gebannten Priestern gesetzt, die doch zweifellos durch den Pfarrer, auch wenn sie angestellte Hilfsgeistliche sind, in der Pfarrkirche vom Messelesen abgehalten werden können. Im canonischen Rechte ist es nicht ungebräuchlich, das Ausschließen eines öffentlichen Sünders von der Communion durch den Pfarrer mit non admittere zu bezeichnen. Offenbar bedarf ein Katholik nicht einer „besonderen Zulassung“ des Pfarrers zur Communion; er hat ein Recht auf die Communion, aber er verwirkt dieses Recht, falls er in einem schweren öffentlichen Ärgerniß lebt, und kann in diesem Falle an der Communion gehindert werden. Ebenso hat ein Kaplan ein Recht auf das Celebriren in seiner Pfarrkirche, aber er verwirkt dieses Recht durch einen notorisch ärgerlichen Lebenswandel und kann deßhalb gleichfalls an den priesterlichen Functionen in der Pfarrkirche verhindert werden. Wie nun jene Ausschließung eines öffentlichen Sünders von der Communion durch den Pfarrer himmelweit verschieden ist von der bischöflichen Excommunication, so unterscheidet sich auch diese Verhinderung der priesterlichen Functionen von der bischöflichen suspensio ex informata conscientia. Jene pfarrliche Ausschließung von der Communion, beziehungsweise dem Celebriren, ist örtlich beschränkt auf die Pfarrei, während die bischöfliche excommunicatio und suspensio ex informata conscientia diese Beschränkung ausschließt. Ferner ist die bischöfliche Maßregel, obwohl bei dieser suspensio ein förmliches gerichtliches Verfahren nicht eingehalten wird, ein Urtheilsspruch, während bei jener pfarrlichen Ausschließung kein Urtheil gesprochen, sondern dasselbe durch die Notorietät des Ärgernisses überflüssig gemacht wird. Hierdurch tritt aber der Gegensatz der pfarrlichen Maßregel zur suspensio ex informata conscientia noch deutlicher hervor; letztere geschieht nämlich nur wegen eines geheimen Vergehens, ex occulto crimine, erstere nur wegen eines notorisch bekannten. Da also der von Herrn Ropertz ergriffenen Maßregel wesentliche Merkmale einer suspensio ex informata conscientia thatsächlich abgehen, da ferner der genannte Pfarrer seinen Worten nach nicht eine „Suspension“ und noch viel weniger eine suspensio ex informata conscientia verhängt hat, so ist schwer begreiflich, wie das Gericht eine sich weder ausdrücklich noch thatsächlich als suspensio ex informata conscientia qualificirende Maßregel nichtsdestoweniger als solche angenommen

und daraufhin eine Strafe von sechs Monaten Gefängniß über einen unbescholtenen Priester ausgesprochen hat.

Der Pfarrer hat nach kirchlichem und weltlichem Rechte die Aufsicht über seine Pfarrkirche, nicht nur zur Verhütung materiellen Schadens, sondern ganz besonders zur Abwehr von Ärgernissen im Gotteshause. Letztere Gewalt bezieht sich auch auf die priesterlichen Functionen, weil ja gerade bei ihnen, wenn ein Unwürdiger sie vornimmt, die größten Sacrilegien geschehen. Darum hat der Pfarrer, was Niemand bezweifelt, fremde Priester, welche sich nicht gehörig legitimiren können, ferner Suspendirte, mögen sie auch eine Anstellung haben, sodann Irrsinnige, mögen sie auch Kapläne sein, von der Ausübung priesterlicher Functionen abzuhalten. Was soll nun der Pfarrer kraft jener seiner Amtspflicht gegenüber Hilfsgeistlichen thun, die offenkundiges Ärgerniß durch ihren Lebenswandel geben? In solchen Fällen wird er bei dem gewöhnlichen Gange der Dinge allerdings dem Bischofe Anzeige machen, weil dieser Recurs zum Bischof in gegenwärtiger Zeit ja leicht geschieht und der Bischof über mehr Mittel gebietet, dem Ärgerniß wirksamer und mit geringerem Aufsehen abzuhelfen. Aber was soll der Pfarrer in einer Nothlage thun, wo ein erfolgreicher Recurs zum Bischof unmöglich ist und gütige Vorstellungen absolut nichts fruchten? Dann steht ihm nur der einzige Weg, jener seiner Pflicht zu genügen, offen, nämlich den besagten Priester, der durch seinen notorisch ärgerlichen Lebenswandel das Recht auf Ausübung der priesterlichen Functionen verwirkt hat, an dieser Ausübung auch ohne jenen Recurs an den Bischof zu hindern. Und Herr Ropertz durfte das um so eher thun, als ja die Statuten seiner Diöcese ihm ausdrücklich dieses Recht und diese Pflicht auflegen. Aber auch abgesehen davon, würde ihn die Nothlage entschuldigen. Die Natur der Sache stattet die polizeiliche Gewalt für Nothfälle mit größeren Vollmachten aus; die weltliche Polizei darf, wo keine Gefahr im Verzug ist, nicht verhaften ohne einen richterlichen Haftbefehl; aber wenn sie den Verbrecher auf frischer That ertappt, so kann sie denselben auch ohne Recurs an den Richter dingfest machen; sie greift damit nicht in das Amt des Richters ein, sondern erfüllt nur ihre gesetzliche Amtspflicht, deren Zweck, die öffentliche Sicherheit, ohne eine solche Vollmacht unmöglich würde. Und um von geistlichen Functionen zu sprechen: Taufen ist eine seelsorgerliche Thätigkeit, aber in Nothfällen kann Jeder taufen; damit greift er nicht in das Amt des Seelsorgers ein, sondern übt nur ein Recht aus, das selbst Juden und Heiden zusteht. Ebenso greift auch ein Pfarrer nicht in das Recht des Bischofes ein, wenn er in Nothfällen, wo kein anderes Mittel ihm zu Gebote steht, den ihm untergebenen Hilfsgeistlichen, der öffentliches Ärgerniß gibt, in seiner Pfarrkirche an der Ausübung geistlicher Functionen hindert; sonst würde er ja seine heiligste Pflicht, große Ärgernisse in seiner Pfarrkirche zu verhindern, einfachhin verrathen, und der bestimmteste Wille der Kirche, einen publice criminosus in keiner Weise celebriren zu lassen, würde vereitelt. Diöcesanstatut und Nothlage rechtfertigen also vollständig das Verfahren des Herrn Ropertz.

Ich hörte von einem protestantischen Richter, daß er die Maigesetze

verwünschte, weil sie ihn zwängen, in die heiligsten Gewissenssachen seiner katholischen Mitbürger einzugreifen und eventuell deren religiöse Gefühle auf das Peinlichste zu verletzen. Der Proceß gegen Ropertz läßt das begreifen.

G. S.

**„Die Irrwege der Gymnasialmethode“** (Wien 1883) ist der Titel einer anonymen Schrift, welche, aus Aufsätzen der Wiener „N. Fr. Presse“ entstanden, in offener Weise die Schäden unserer heutigen Gymnasien aufdeckt. Es heißt dort (S. 6), daß „die Regierungen dem Elende rath- und thatlos gegenüberstehen“. Freilich, solange sie bei der heutigen Gymnasialmethode bleiben. Das Heilmittel wäre die Rückkehr zur früheren ratio studiorum, wie P. Pachtler in seinen Artikeln „Über die Reform der Gymnasien“ (diese Zeitschrift, Jahrg. 1879. 1880), welche jetzt in einem Buche zusammengestellt und vermehrt in Paderborn (Bonifacius-Druckerei) erscheinen, ausführlich dargelegt hat. Von einer solchen Rückkehr aber will die Schrift nichts wissen. Sie zeigt indeß auf's Neue, daß nicht die bösen Ultramontanen es sind, welche die Schulfrage wieder aufwerfen, sondern daß die schreienden Mißstände unserer heutigen kostspieligen Methode gewaltiger, als Ultramontane es vermöchten, Aller Augen und Sorgen auf die Schule ziehen.

**„Affenmenschen und Menschenaffen“.** Ein Gorilla in der Hauptstadt des deutschen Reiches von uniformirten Lakaien bedient, und ein armes Menschenkind aus Birma im Westminster-Aquarium Londons zur Schau gestellt — das ist ein prägnanter Ausdruck der „öffentlichen Meinung“, welche die Affentheorie anstrebt, von dem selbst Thierschützler noch lernen könnten.

Großartig ist die Mühe, mit der aus allen Welttheilen die Bausteine herbeigeschleppt werden, um die Kluft zwischen Menschen und Affen zu überbrücken. Man sollte schließlich beinahe vermuthen, die Natur selbst sei diesem Unternehmen bereits entgegengekommen, habe bereits von beiden Seiten Verbindungspfeiler vorgeschoben. „Affenmenschen“ und „Menschenaffen“, diese Namen sollen offenbar andeuten, daß in ihren Trägern die beiden Reiche, das der Menschen und das der Thiere, einander näher treten. Eitle Hoffnung! Gorilla, Schimpanse, Tschego und Orang-Utang bleiben Affen, und weder der Zusatz: „anthropoide“, noch der Titel: „Menschenaffen“ vermögen ihre Thiernatur zu ändern; aber auch die wenig humane Bezeichnung „Affenmenschen“, welche eine „zoophile“ Wissenschaft Mikrocephalen oder ähnlich pathologisch verkümmerten Menschenkindern beizulegen beliebt, kann diesen Unglücklichen auch nicht eine Linie von ihrem menschlichen Charakter rauben.

Es mag immerhin Menschen geben, welche an ihrer wesentlichen Verschiedenheit von den sog. anthropoiden Affen vollständig irre geworden sind, mit solchen wollen wir nicht rechten. Jedoch selbst in den Fällen, wo wir die Vernünftigkeit des Thuns und Lassens — das Kriterium einer

geistigen, unsterblichen Seele — aus irgend welchem Grunde auf ein Minimum reducirt finden, sind wir für uns keineswegs gesonnen, irgend Jemandem die menschliche Natur und Würde abzusprechen. Trotzdem dürfte es sich lohnen, für etwaige „kritische Fälle" auch die an sich geringfügigen körperlichen Unterschiede zwischen Menschen und Affen zur Hand zu haben.

1) Bei allen ausgewachsenen, anthropoiden Affen ist der Hirntheil des Schädels sehr schwach, der Kauapparat sehr stark entwickelt.

2) Die Wirbelsäule bildet am Hals,. Brust- und Lendentheil einen großen concaven Bogen, während dieselbe beim Menschen eine mehrfach gebogene Linie darstellt. Der aufrechte Gang ist daher dem Menschen natürlich, dem Gorilla jedoch ebenso unnatürlich wie dem Pudel. Auch die damit zusammenhängende Fabel, der Orang-Utang bediene sich zum Gehen eines Stockes, ist längst von den Reisenden widerlegt.

3) Die Schädelcapacität der menschlichen Hauptrassen unterscheidet sich bedeutend von der der „Menschenaffen". Owen hat dieselbe im Mittel für die Menschenrassen zusammengestellt, Duverney dagegen die der „anthropoiden" Affen gemessen. Das Resultat stellt sich folgendermaßen heraus:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Kaukasische Rasse . . . | 900—960 | ccm. | Gorilla . . . . | 520 | ccm. |
| Malaische Rasse . . . . | 830—863 | „ | Orang . . . . . | 470 | „ |
| Amerikanische Rasse . | 750—840 | „ | Tschego . . . . | 470 | „ |
| Äthiopische Rasse . . . | 750—830 | „ | Schimpanse . | 390 | „ |

Allerdings hat man hier auf den enormen Abstand hingewiesen, welcher zwischen den unfangreichsten und umfangkleinsten Menschenschädeln bestehe, während doch zwischen dem größten Gorilla- und kleinsten Menschenschädel keine so bedeutende Differenz obwalte. Der Schädel Schillers hatte ungefähr eine Capacität von 1870 ccm., und der kleinste kaukasische, wie Huxley angibt, 901 ccm. Aber gehen wir auch selbst auf 750 ccm, das Minimum in der äthiopischen Rasse, so ist doch diese bedeutende Differenz (1870—750) durch typisch und normal gebildete Schädel ausgeglichen, der geringere Abstand dagegen (750 ccm äthiopischer Schädel — 520 ccm Gorilla-Schädel) kann höchstens durch krankhafte Bildungen überbrückt werden.

4) Bezüglich des Gehirnes wurde noch jüngst von dem verstorbenen Anatomen Bischof in München die große Ähnlichkeit des Gorillagehirns mit dem Gehirn eines achtmonatlichen menschlichen Fötus hervorgehoben. Dankbarst wurde dieses Resultat registrirt zur Bestätigung des Satzes, „das Affengehirn sei ein in seiner Entwicklung gehemmtes menschliches Gehirn und letzteres nur ein in seiner Entwicklung vorgeschrittenes Affengehirn". Die angedeutete Ähnlichkeit war jedoch keineswegs neu. Schon früher war dieselbe von dem Pariser Anatomen Gratiolet erkannt und dahin erweitert worden, daß sie auf ganz verschiedene Weise zu Stande kommt und mit ganz verschiedenem Ausgang endet. Was sollte denn auch ein Affengehirn in seiner Entwicklung aufhalten können, daß es trotz aller Ähnlichkeit so rasch stationär und rückläufig wird, wenn nicht die typische Eigenthümlichkeit? — Doch auch die so stark betonte Ähnlichkeit hat ihre charakteristischen

Verschiedenheiten. Der Hauptunterschied tritt an der sog. Occipital-spalte auf, welche am menschlichen Gehirn nur eine seichte Furche ausmacht, am Affengehirn aber eine klaffende Spalte darstellt; und so ist auch der Occipital-Lappen des Gehirns im Menschen ein Convolut kleiner Windungen, im „anthropoiden" Affen größer, aber wenig gefurcht. Und dieser Unterschied läßt sich nicht bloß am normalen Gehirn nachweisen, er bleibt auch bestehen unter sonstiger pathologischer Verkümmerung desselben. Als eine solche ist vorzüglich die Mikrocephalie zu betrachten. Im Jahre 1872 sah sich der Anthropologen-Congreß in Stuttgart veranlaßt, direct gegen den wissenschaftlichen Humbug Stellung zu nehmen, wonach Mikrocephalie ein Rückschlag (Atavismus) in den Affentypus sei. Damals wurde erklärt, daß derselben eine krankhafte Verkümmerung des Gehirns zu Grunde liege, welche veranlaßt sei durch allzu frühzeitiges Verwachsen der Schädelknochennähte. In Folge dessen bleibe das große Gehirn der Mikrocephalen allerdings wie das der „anthropoiden" Affen auf einer sehr tiefen Entwicklungsstufe stehen; am kleinen Gehirn dagegen komme der menschliche Typus ungestört zum Ausdruck.

5) Die „anthropoiden" Affen sind im eigentlichsten Sinne Vierhänder. Die Endigungen ihrer oberen Extremitäten sind durch die Kürze des Daumens — pollex ridiculus — viel unvollkommenere Greiforgane als die menschliche Hand. Diesem Übelstand ist einigermaßen dadurch abgeholfen, daß die unteren Extremitäten mit besseren Greiforganen endigen. Nicht bloß ist auch an diesen „Hinterhänden" der Daumen den vier übrigen Fingern gegenüberstellbar mittelst eines eigenen kräftigen Muskels, derselbe ist hier auch bedeutend länger; z. B. beim Gorilla an der Oberhand 93 mm, Unterhand 110; beim Tschego 90 mm der Oberhand- und 120 mm Unterhand-Daumen. Auch den menschlichen Fuß hat man auf ähnliche Gründe hin zur Hand machen wollen. Mit Recht bemerkt aber dazu Hyrtl: „Wenn behauptet wurde, daß bei Ziegeldeckern, guten Kletterern und bei den Hottentotten die große Zehe opponirbar sei (Bory de St. Vincent), so muß dieses so lange für eine bloße Meinung eines Nichtanatomen gehalten werden, bis sie durch anatomische Untersuchungen gerechtfertigt sein wird." Es fehlt dazu vollständig an der Muskulatur.

Wenn übrigens diese und ähnliche Körperunterschiede, die an sich geringfügig erscheinen mögen, nur durch pathologische Mißbildungen und gegenstandslose Benennungen verdeckt werden können, so ist das ein Zeichen, daß auch sie neben den Hauptunterschieden, welche auf anderen Gebieten liegen, noch einige Beachtung verdienen.

# Ein Traum.

(28. September. 10. November 1883.)

---

Die Herbstnacht sank. — Im Thal die Nebel brauten,
Und ruhig, traurig fast, der Rheinstrom wallt'.
Es weht' ein seltsam Flüstern durch die Reben,
Wie Klagestimmen eines Geisterheeres,
Zum Bergkamm; wo ich schlummermüd' gesunken
Zu Füßen des so stolz erdachten Denkmals,
Das deutschem Siege deutsche Eintracht weihte ...
Und ich entschlief. —
Da faßt' mich wirres Träumen.
Auf einem Marktplatz stand ich; alter Giebel
Spitzbogig Schnörkelwerk und tolle Fratzen
Erglommen in dem Widerschein der Flamme,
Die gierig um den Scheiterhaufen züngelt'
In Marktes Mitten. Um das Feuer drängten
Bedächt'ge Bürger sich und Gassenbuben,
Landsknechte mit verrohtem Weiberschwarm,
Studenten, schmuck im Sammtbarett, Hochlehrer
Mit weißen Krausen und den Ehrenketten:
Und Aller Augen nach dem Mönch sich wandten,
Deß Auge wilder lodert als die Scheite . .
Jetzt, wo er fluchend, mit erhob'ner Rechten
Den Pergamentbrief in die Flammen schleudert.
Ein dumpfes Beifallsmurmeln wächst und steigt,
Die Erde zittert und die Flammen sprühen
So seltsam wild in tausend Funkenflügen,
Als ob ein böser Zauber sie entführte
Als Flammensamen rings in alle Lande.
Und ostwärts — nordwärts — abendwärts sie flogen,
Weit, weit, in Dorf und Stadt; und Burg wie Hütte,
Abtei und Fürstenhof umkreisten sie.
Und wo sie niederfielen, jauchzte bald
Empor der Flammen tolle Siegerlust.

Die Tempel brannten leer — die Bilder stürzten —
In Asche sank des ew'gen Opfers Tisch ...
Und Priester sah ich statt des Lebensbrodes
Der kranken Heerde Scorpionen reichen.
Und aus den Klöstern stürzten lustberauscht
In Kutt' und Weihel die Meineidsverweg'nen
Und führten Tänze in dem Schein der Flammen
Und hielten Hochzeit bei den grausen Fackeln,
So wild, so wahnverzerrt, so überüppig,
Daß mir im Traume droht' das Herz zu brechen.
Und wachsend durch das ganze Vaterland
Schwang sich der wüste Reigen — laut den Namen
Des Mönches jauchzend, der den Brand entzündet. —
Und aus der Klöster und der Kirchen ödem
Gemäuer zog ein Heer von lichten Geistern,
Die klagten Weh' und aber Weh' und weinten,
Und eine Stimme scholl wie Droh'n und Klage:
„Ein Eber brach in meinen Liliengarten,
Ein Leu zerwühlt' den Weinberg meiner Wonne!
Weh' dem Zerstörer meines Opfertisches,
Und Fluch auf den, der meinem Heil'gen fluchte,
Und Weh' dem Land, das meine Braut verstoßen. . . .“
Und horch! Von Süden drang ein Schrei der Noth!
Palast und Schloß und Städte lodernd stehen —
Der Bundschuh herrscht — der wilde Haufen rast,
Und raubt und sengt, und schändet, höhnt und mordet,
In seiner Seele brennt der böse Funken,
Aus seiner heisern Kehle kreischt der Name
Des Mönches, der das Pergament verbrannte,
Und der nun hetzte gegen sie die Fürsten,
Daß sie im Kampf erliegen all der Obmacht,
Und hundertfünfzigtausend mit dem Herzblut
Den Sühnepreis des frechen Wagens zahlen. — —
Und ob den Feldern der Erschlagenen
Zog durch die Nacht ein furchtbar Wehgeschrei:
„Weh' dem, der uns verführt zum Freiheitsrausche,
Weh' dem, der uns die Ketten brechen lehrte,
Die Gott geschmiedet, daß gehorsam wir
In Armuth und Ergebung sie aus Liebe
Zu seiner Knechtsgestalt und Armuth trügen . .
Wir starben, weil nicht unser noch die Mehrzahl;
Doch rasten werden Kind und Kindeskind
Nicht eher, bis der Väter Blut und eig'ner
Knechtschaft Erniedrigung sie blutig rächten . .
Der Tag muß kommen und mit ihm die Freiheit!“ — —

Und auf die Burgen war die Funkensaat
Und in die Fürstensäle sie geflogen;
Und Herrscher sah ich nach dem Heiligthum
Verrätherisch die machtgewohnte Hand
Ausstrecken — aus dem Kelch des reinen Opfers
Den Taumelwein der Lust mit Buhlen schlürfen —
Sah sie der Wahrheit heil'ge Wage fälschen
Und Gold und Schwert mit in die Schale werfen . . .
Des Herzens Lüsten ward Gebot und Satzung,
Und Wahrheit ändert', wie des Windzugs Laune.
Doch das schien aller Frevel höchster Gipfel
Und aller Schrecken tiefster Abgrund mir,
Daß ganze Völker ich wie stumme Heerden
Bald einer Hürde sah, bald einer andern,
So wie der Herr es heischte, zugetrieben! —
„Ist Niemand denn, der solchem Greuel steuert,
Der all die Scepter bricht wie dürres Reisig,
Das von dem Baum des Lebens sich gelöst?"
Noch fragt' ich mich — da dröhnt' Trompetenklang,
Ein furchtbar Echo weckend, durch das Land . . . .
Da kam der Krieg — von Nord und Westen rief er
Die blut'ge Meute in die deutschen Gaue,
Und dreißig Jahre stampft des Rosses Huf
Die deutsche Flur — und dreißig Jahre lodert
Der wilde Brand — und dreißig Schauerjahre
Wühlt Feind- und Bruderschwert in deutschem Fleische . . .
Dann ward es stille — Friede ward es nicht.
Entkräftet auf den Leichen ihrer Kinder
Germania lag; zur Wüste ward das Reich —
Und stolz entführt der Feind ihr als Gefang'ne
Der Städte reichste und Provinzen schönste. — —
Doch ach! es heilt die tiefste Wunde wohl,
Neu strömt aus vollem Herzen frisches Blut,
Und selbst der Eichenforst, der niederbrannte,
Sproßt mit der Zeit und wölbt die neuen Kronen.
Doch was nicht heilt, ist, wenn ein Herz gespalten,
Und keine Saat sprießt auf, wo Zwietracht siegend
Das Doppelelement des Salzes säte.
Wie kann zum Frieden kommen, wem im Busen
Das Ja und Nein, zwei schlimme Krieger, hausen?
Und wo mag neues Leben froh gedeihen,
Wenn Brod und Gift zugleich die Nahrung bieten?
Doch Stille ward — und stille glomm der Funken,
Der von dem Scheiterhaufen einst geflogen.
Und weiter fraß er gierig, wenn auch heimlich,

Wie oft ein Wurm, der auch des Baumes Rinde
Gleißend verschont und an dem Marke zehrt;
Dann kommt ein Windstoß, und der Starke sinkt
In sich zusammen. . . . Als der Funke lang
Genug verborgen glühte, brach er plötzlich
In neuen Flammen ungeahnet durch,
Und wieder wälzt ein Gluthmeer sich durch Deutschland . .

— — —

Da wacht' ich auf. In dunkler Riesenmasse
Vor mir des deutschen Sieges Denkmal stand,
Das heute Deutschlands Kaiser, Deutschlands Fürsten
Der deutschen Einheit und dem neuen Reiche
Im Angesicht des einig deutschen Volkes
Geweiht. Vieltausendstimmiger Jubelruf,
Gesang von Strom und Berg und Thalesgrund,
Geläut' der Glocken und Geschützesdonner
Gab Antwort auf des Kaisers Weihespruch,
Und in dem Einklang dieses Siegesfestes
Schien Deutschlands Bruderzwist in Ewigkeit
Begraben. Ein's nur fehlt dem großen Tage,
Und Eines sucht vergebens heut' mein Auge,
Ein Platz war leer und eine Stimme schwieg:
An Kaisers Seite fehlt der Hohepriester,
Und aus der Schaar, die jubelnd ihn umringte,
Wie Manchem blutet noch die alte Wunde,
Die jener Mönch der deutschen Heimath schlug?
Ich mußt' des Traumes denken und des Endes
Vom neuen Brand, der durch die Gaue wehte.
„Empörung" hieß, der einst von Wittenberg
Emporgestiegen war, der Unglücksfunke,
Und ewig nun, bis er gelöscht wird einst,
Fortzündet Fluch und Weh' und Haß und Zwietracht.
Wo ist dein Friede, Volk, wo ist die Liebe,
Und wo die Eintracht, wenn verfolgt, verhöhnt
Der Eine, was des Andern Heiligthum?
Wie weit wohl geh'n zusammen, die sich trennen
Am Fuße des Altars, am Thor des Tempels?
Und wo ist Wahrheit, die der Völker Leben,
Seit sich die Nacht zur Richterin gesetzt
Dem gold'nen Tag — und, der nicht Schüler war,
Den Meister darf belehren? Wo ist Kraft
Und Stätigkeit, seit du den Fels verlassen
Und auf die windgeformten Wellen bautest?
Wo ist die Gnade, armes Volk, seit du

Die goldenen Kanäle blind zerstörtest,
Die aller Gnade Herr einst zu dir leitet'?
Wo ist dein Gott, du ärmstes, dein Erlöser,
Da du den Gott-Erlöser hast verworfen,
Und die noch dein nennst, die dem Herrn entsagen?
O Schiff, sag' an, wohin des Wegs zum Glücke,
Seit du dem Steuermann nicht folgest und
Die Nadel, die nicht täuschet, in das Meer
Geworfen? — Ach, du ärmstes, wie magst du
Der Noth entrinnen je, weil du die Güter
Nicht kennen willst, die dir zum Leben noth!
Wohl bist du stark und deinen Feinden rings
Wie eine feste Burg unüberwindlich —
Doch Stärke nicht — das Glück ist Friede,
Und Glück und Frieden hast verloren du,
Seit dich im Innersten der Haß entzweite.
Um Glück und Frieden brachte dich der Mann,
Der einst in blindem Stolz dein Herz zerrissen
Und Roma's Brief in Wittenberg verbrannte.
Ach, Roma's Brief — der Freiheit Testament,
Des Friedens Charte und der Wahrheit Regel,
Der Fürsten Vollmacht wie des Volkes Schutzbrief. —
Zieht's nicht wie Heimweh oft durch deine Seele,
Ein süßes Weh nach Wahrheit, Lieb' und Gnade,
Wenn du, die fern gewandert durch die Wüste,
Das Wort der Mutter hörst vom heil'gen Berge? —
O, daß auch du, Germania, es erkänntest
An diesem deinem Tag, was dir zum Heile!
Der Friedensfürst, dein milder Gnadenkönig,
Dein Heiland möchte an sein Herz dich schließen,
Wie eine Henne treu die Küchlein sammelt —
An diesem Gottesherzen ist die Einheit,
Da sprießt der Frieden in dem Glück der Liebe.
Nur da! Und du, mein theures, theures Land,
Du süße Heimath, groß und ruhmbekränzt,
Hast diesen Ankergrund noch immer nicht
Erkannt, den einzigen, der niemals trügt!
Drob weinte ich und blickte klagend auf
Zum stolzen Standbild der Germania,
Und ganz unheimlich strich der kalte Nordhauch
Um die Trompete an dem Mund des Krieges,
Die scharf sich abhob gen den dunkeln Himmel. —

---

# Ein weiteres Wort über die Misch-Ehen.

Mit besonderer Rücksicht auf Geheimrath Dr. Hübler und Superintendent Braasch.

---

Im vorigen Jahre war die Verweigerung des katholisch=kirchlichen Ehesegens, welche dem Landrath von Grottkau begegnete, und ein unglückliches Wörtchen im Proclama, welches an einigen Orten der Breslauer Diöcese angeheftet ward, ein glücklicher Fund für ein Heer von Zeitungsschreibern und Culturkämpfern, um den Fanatismus der Andersgläubigen gegen die katholische Kirche anzufachen. Der Brand legte sich bald, aber ganz ausgelöscht wurde er nicht. Noch jetzt greift man von Zeit zu Zeit ein rauchendes Scheit heraus, und schwingt es und bläst, um die Gluth religiösen Haders wieder anzufachen.

Die ärgsten Fanatiker sind merkwürdiger Weise gerade unchristliche, ungläubige Menschen, denen keine Confession etwas gilt, denen Katholicismus und gläubiger Protestantismus gleich lächerlich, oder vielmehr gleich verhaßt sind. Mit Solchen und gegen Solche wollen wir hier nicht reden. Zwischen ihnen und gläubigen Christen, seien es Katholiken oder Protestanten, sollte doch das Tischtuch so weit zerschnitten bleiben, daß an eine so innige Lebensgemeinschaft, wie sie das eheliche Band anknüpft, gar nicht einmal gedacht werden könnte. Ein Feind des Christenthums kann nicht der innigste Freund und Lebensgenosse eines Christen sein.

Zu dieser Klasse rechnen wir keineswegs die Verfasser zweier Broschüren, welche in jüngster Zeit die Misch=Ehen=Frage sich zum Vorwurf verschiedenartig wissenschaftlicher Arbeit genommen haben, und welche direct oder indirect Alles aufdecken, was den gläubigen Theil der Protestanten bei der Behandlung der Misch=Ehen von Seiten der katholischen Kirche mißstimmt. Wir meinen die Broschüren „Eheschließung und gemischte Ehen in Preußen nach Brauch und Recht der Katholiken von Dr. Bernh. Hübler, Geh. Ober=Regierungsrath, ordentl. Prof. der Rechte an der Universität Berlin" und „Das Conto zwischen der evangelischen

und katholischen Kirche auf dem Gebiet der Misch-Ehen in Deutschland von Aug. G. Braasch, Oberpfarrer und Superintendent in Jena".

Wir sind nun nicht gewillt, eine eigentliche Kritik dieser Werke zu liefern; wir entnehmen ihnen nur die hauptsächlichsten Beschwerden der Protestanten, um dieselben auf ihren wirklichen Gehalt zu prüfen. Eine voraufgehende kurze Charakteristik beider Broschüren ist jedoch am Platze.

Die erste Broschüre, die des Geh. Ober-Regierungsrathes Dr. Hübler, beschränkt sich auf die Darlegung des nach kanonischen Grundsätzen geltenden Rechtes und des factischen Brauches bei Eheschließung, zumal der Misch-Ehen. Sie ist daher durchgängig in ruhigem und edlem Tone abgefaßt; gleichwohl konnte der Verfasser sich nicht enthalten, hie und da einen Ausfall auf „Elasticität des kanonischen Eherechts", „feine Casuistik" u. s. w. zu machen: mit welchem Rechte, wird sich noch zeigen. Die Anerkennung wollen und können wir dem Verfasser nicht versagen, daß er sich auch gegen katholische Quellen und katholische Autoren nicht abgeschlossen hat. Die juristische Beurtheilung der Eheschließungsform zeigt im Gegentheil, daß ihm das katholische Recht und die katholische Rechtsanschauung nicht fremd ist[1]: bei den Nebenbemerkungen, die der Herr

[1] Doch einmal hat er sich durch Mißverständniß seiner Gewährsmänner in einen argen Irrthum verrannt und durch Vermengung verwandter Fragen die Rechtsstellung der protestantischen und gemischten Ehen vor dem Forum des kanonischen Rechts in unrichtiger Weise dargestellt. S. 40 heißt es: „Von katholischer Seite wird die Frage (der Ungiltigkeit der protestantischen und gemischten Ehen in der Delegatur) um deßhalb verneint, weil das Tridentinum nicht in den protestantischen Kirchen und nicht für die protestantische Bevölkerung der Delegatur zur Publication gekommen." Der Herr Geheimrath bestreitet die Richtigkeit dieser katholischerseits erfolgten Verneinung. Dann identificirt er S. 41 diese Frage mit Folgendem: „Zwar ist die Ansicht, daß die katholische Kirche seit dem Trienter Concil (wir erlaubten uns, diese Worte zu unterstreichen) durch ihre Gesetze die Akatholiken intentionsmäßig nicht habe binden wollen und daß die Letzteren insbesondere von der Trienter Eheschließungsform intentionsmäßig ausgeschlossen seien, in Deutschland wiederholt aufgestellt worden." — „Aber," heißt es weiter, „die Theorie fand niemals officielle Billigung." Sehr richtig! Wohl aber die Theorie, daß dort die Protestanten von den neuen Ehegesetzen nicht betroffen worden seien, wo seit oder nach dem Trienter Concil die Protestanten in gesichertem Besitz freier Religionsübung und eigener Gemeinden waren, zur Zeit nämlich, als die Publication des Trienter Concils erfolgte. Wenn Benedict XIV. und so viele Theologen, deren Gutachten derselbe Papst vor seinem feierlichen Erlaß über die Eheschließung in Holland einholte, speciell auf diesem Grunde fußen, so dürfte es dem Herrn Hübler wohl schwer fallen, eine officielle Billigung so kühn zu verneinen. Ein Papst hat doch in den Augen der Katholiken noch so viel Werth, als irgend ein anderer Schriftsteller. Auch hätte eine nähere Kenntniß der römischen Congregations-Verhandlungen ihn über dieselbe Frage aufklären können. Wenn nämlich bei einem Eheproceß, dessen Klage auf Ungiltigkeit und deßhalb auf

Geheimrath als sein volles Eigenthum hinzufügt, unterlaufen freilich schon Übertreibungen.

Mit der lobenswerthen Anerkennung des juristischen Urtheils und der fleißigen Zusammenstellung des örtlich und zeitlich in verschiedener Weise gehandhabten Eherechts ist aber auch das Lob der Broschüre so ziemlich erschöpft. Von dogmatischer Auffassung der Frage ist gar nicht die Rede, und doch hängt von ihr die Würdigung der ausgesprochenen Rechtsgrundsätze ab. Wie der Verfasser selbst sie würdigt, tritt in der wenn auch nur indirect sich zeigenden Tendenz zu Tage, welche darauf abzielt, nach Oben hin die Weisung zu geben: man müsse Rom nur schrecken und ihm drohen; dann würde es schon abstehen von der Forderung, daß bei Misch-Ehen alle Kinder katholisch erzogen werden müßten.

Dasselbe Facit zieht, nur in offener Weise, die zweite oben genannte Broschüre. Der Herr Superintendent ist zuerst bemüht, sich und Andern alle Furcht auszureden, als ob der Protestantismus bei den Misch-Ehen so schlecht fahre. Er weist das statistisch nach; aber dennoch kommt er zu einem merkwürdigen Schlußresultat: „Sagt man, daß der katholischen Kirche das Recht zustehe, von sich aus die Bedingungen festzustellen, unter welchen sie im Fall einer gemischten Ehe dem katholischen Ehetheil ihren Segen gewähren wolle, so braucht der Staat dieß ‚Recht‘ doch nur soweit anzuerkennen, als es nicht in das Recht eines Dritten verletzend eingreift. Das aber thut das von der katholischen Kirche geforderte Versprechen, alle künftigen Kinder in ihrer Confession zu erziehen, ebenso wie das Verbot evangelischer Trauung. Da kann deßhalb der paritätische Staat, gerade weil er der paritätische Staat ist, eingreifen." Es wird also nicht undeutlich der Wink gegeben, der preußische Staat solle doch mit Gewalt den Übergriffen der römisch-katholischen Kirche entgegentreten.

Man glaubt sich fast in die ersten Decennien unseres Jahrhunderts

---

Scheidung der Ehe geht, der Spruch davon abhängig gemacht wird, ob zur Zeit der Publication der Trienter Ehevorschriften an dem Orte, wo die Eheschließung stattgefunden, die Protestanten im ruhigen Besitze ihrer eigenen Kirchen und Gemeinden gewesen: so muß man denn doch wohl in Rom officiell einen Werth auf die Ansicht legen, daß in diesem Falle die Protestanten an die Trienter Ehevorschrift nicht gebunden seien. Gerade über diesen Stand der Dinge zieht man in Rom Ermittlungen ein, das zeigen die Informationen, welche die römische Inquisition vor seinem richterlichen Entscheid vom 29. November 1852 und 26. Januar 1853 getroffen hat. Dieses zu wissen, muthen wir dem Dr. Hübler nicht zu; aber Vorsicht in Aburtheilung katholischer Rechtsverhältnisse dürfen wir wohl rathen und verlangen.

zurückversetzt: so sehr spitzt man die Misch-Ehen-Frage zu; so sehr ereifert man sich protestantischerseits für eine allseitige Erleichterung, Misch-Ehen eingehen zu können; so sehr lobt man jene „milde Praxis“ und „friedliche Ausgleichung“, zu welcher pflichtvergessene oder hintergangene Geistliche sich eine Zeitlang herbeiließen, bis durch das mannhafte Auftreten des hochseligen Erzbischofs Clemens August der Intrigue ein Ende gemacht wurde; so sehr reclamirt man als eine eigentliche Rechtsforderung das Charakterloseste, was sich nur denken läßt, die Theilung der Kinder nach den Geschlechtern in Ansehung der religiösen Erziehung.

Auf diese beiden Punkte nämlich läuft schließlich die Forderung der Protestanten hinaus: 1) daß bei den Kindern jene Theilung vorgenommen werden solle, und 2) daß bei jeder Misch-Ehe die katholische Kirche ihren Segen gebe. Der Herr Superintendent sagt es mit nackten Worten; der Herr Geheimrath läßt es sattsam durchblicken, daß eine Verständigung auf dieser Basis ganz nach seinem Geschmacke und Wunsche wäre, und daß Alles, was er sonst noch verlangt, ihn nicht mehr weiter kümmern würde.

Nun, ist dem wirklich so, daß die Protestanten ein Recht haben, jene beiden Punkte zu fordern? Begeht die katholische Kirche wirklich ein Unrecht, wenn sie jene Forderungen verweigert?

Kluger Weise spricht freilich der Herr Superintendent bei der Segensverweigerung nur von einem Unrechte an dem katholischen Theile des Braut- oder Ehepaares. Doch sollte er eigentlich wissen, daß, weil zur ehelichen Verbindung Zwei gehören, über diese Verbindung der Segen nicht gesprochen werden kann, ohne auf Beide zu fallen. Wenn nun aber der eine, nämlich der protestantische Theil, den Segen des katholischen Priesters verachtet und verlacht: wie kann es da noch ein Unrecht sein, den Segen zu verweigern? Und wenn der katholische Theil an sich ein Recht auf den Segen hätte, bleibt denn wirklich das Recht noch bestehen, wenn der Katholik freiwillig durch seine Verbindung den Genuß jenes Rechtes sich zur Unmöglichkeit macht?

Die Sorge also, mit welcher die Katholiken staatlicherseits geschützt werden sollen, wenn die Kirche dem protestantisch getrauten Katholiken die katholische Trauung verweigert, ist ein sehr überflüssiges Ding: sie schmeckt doch gar zu sehr nach condensirtem Culturkampf.

Sonderbar! Der protestantische Superintendent will über Bischof und Papst hinaus der katholischen Kirche vorschreiben, was bei ihr und durch

sie Rechtens sei und zum Rechtsgegenstand gemacht werden müsse. Das kirchliche Recht geht doch nur die Kirche an und hat nur durch sie Bestand. Wie sehr ist dazu noch der Herr Superintendent von seinen Vätern abgefallen! Von diesen werden die katholischen Sacramente und Segnungen als eitel Menschenwahn und Götzendienst verworfen: auf Derartiges aber erhebt ein vernünftig und folgerichtig handelnder Mann keinen Rechtsanspruch, weder für sich noch für Andere. Dem Katholiken freilich sind jene Segnungen heilig. Aber gerade weil sie ihm heilig sind, will er sie nicht profaniren, und die Kirche tritt mit ihrem Herzblute dafür ein, daß kein Namenskatholik sie profanire. Oder soll es etwa keine Profanation sein, den religiösen Cult zweier sich thatsächlich widersprechender Religionen mit einander vermengen zu wollen? Die katholische Kirche wenigstens muß solche Zwitter von sich weisen.

Ein Katholik erkennt keine Rechtsverletzung darin, weder für sich, noch für seinen etwa protestantischen Ehetheil, wenn der protestantische Prediger die Trauung verweigern sollte, weil eine katholische Trauung stattfand oder geplant wird. Weßhalb wollen denn die Protestanten ein gleiches Maß für sich nicht anerkennen, sondern absolut eine Bevorzugung beanspruchen? Oder liegt es ihnen so sehr im Blut, den katholischen Segen, trotz alles Verlästerns von Seiten ihrer Stifter, höher anzuschlagen, als den eigenen? Fast sollte man's glauben, und den bekannten Ausspruch Tertullians mit unwesentlicher Abänderung in der Form eines „anima naturaliter catholica“ bewahrheitet finden. Dann mache man ihn aber nicht bloß halb, sondern ganz wahr.

Will also der Herr Superintendent behaupten, der Protestant verachte den Segen des katholischen Priesters nicht; will er mit innerer Überzeugung denselben für seine Glaubensgenossen als etwas Werthvolles beanspruchen, dann lege er den protestantischen Talar ab und höre auf, im Namen Christi selber seine Confessionsgenossen zu segnen: die Kirche Christi kann selbst sich nicht spalten, wie Christus selber sich nicht spalten läßt.

Jedem Protestanten sollte bei einigem Nachdenken die correcte Haltung der katholischen Kirche Achtung abnöthigen, statt ihn in Harnisch zu bringen. Ohne ihren ewigen Grundsätzen etwas zu vergeben und vergeben zu können, weiß sie nach dem Beispiele ihres göttlichen Stifters in der Behandlung ihrer Kinder sowohl als der Draußenstehenden Festigkeit und Milde mit einander zu vereinen. Im Protestantismus möchte es leicht sein, das gerade Gegentheil zu constatiren: Wandelbarkeit oder

völligen Abgang von religiösen Grundsätzen, aber oft Bitterkeit und Fanatismus, wo man der Überzeugung Anderer gegenübersteht. Von jener Unbeugsamkeit und Milde zugleich zeugen alle Documente, welche von der zuständigen kirchlichen Behörde in Sachen der Misch-Ehen erlassen sind. Sie alle gehen an sich davon aus, daß bei Misch-Ehen, selbst wenn die kirchlich geforderten Bedingungen erfüllt seien, der kirchliche Segen nicht gegeben werde: der eben angeführte Grund ist Rechtfertigung genug dafür. Doch wenn wirklich auch der protestantische Theil sich mit Ausschluß der protestantischen Einsegnung um den katholischen Segen bewirbt; wenn er durch Zusage katholischer Kindererziehung und auf andere Weise zu dem Schlusse berechtigt, es möge seine Aussöhnung mit der Kirche erfolgen: dann steht dem Ehesegen — immer jedoch mit Ausschluß des feierlichsten, nämlich bei Feier der heiligen Messe — nichts Wesentliches mehr entgegen. Das hat gerade der „unversöhnliche" Papst Pius IX. durch seine Encyclica vom 15. Nov. 1858 an alle Bischöfe klar und deutlich auseinandergesetzt. In dem Falle liegt eben durch die schon begonnene oder vorbereitete Aussöhnung des Protestanten mit der katholischen Kirche ein Beweis nicht bloß der Nichtverachtung, sondern der Hochschätzung des katholischen Segens vor: darum kann grundsätzlich dieser Segen, wenn auch noch nicht im vollen Maße, so doch in etwa über jene Verbindung der Misch-Ehen gesprochen werden.

Der Herr Geheimrath Dr. Hübler hat es für gut befunden, gerade genanntes Actenstück unter die Neuerungen und Verschärfungen der katholischen Praxis bezüglich der Misch-Ehen zu verzeichnen. Bevor wir daher auf den zweiten der protestantischen Beschwerdepunkte sachlich eingehen, wollen wir ein wenig die Art und Weise beleuchten, in welcher Dr. Hübler die kirchlichen Rechtsbestimmungen und Gebräuche direct oder indirect angreift. Bezüglich des eben berührten Actenstückes hat er freilich nur die gelegentlich im Archiv für Kirchenrecht (Band XIV, S. 331 ff., nicht „VIII, 331", falls nicht der Zusatz „N. Folge" gemacht wird) beigebrachten Stücke der Encyclica gekannt; es wäre jedenfalls besser und wissenschaftlicher gewesen, das ganze Actenstück einzusehen. Allein dagegen, daß derselbe Herr das Verbot der Doppeltrauung bei gemischten Ehen auf das Gebiet „der funkelnagelneuen Erfindungen" versetzt, müssen wir doch im Interesse der Wahrheit Einspruch erheben. Er versteht es sehr geschickt, durch seine Combinationen Wandelbarkeit in der römischen Praxis zu finden, wo keine ist, und „keinen Vorwurf" zu erheben, wo er thatsächlich den schwersten Vorwurf erhebt (S. 74). Zuerst wird aus

unwesentlichen Differenzen in Diöcesanverordnungen eine verschiedenartige Praxis construirt; dann werden Ordinariatserlasse, in welchen die dem Ordinariat zustehende Befugniß klar überschritten war und welche deßhalb in Rom nie gebilligt wurden, als rechtskräftige Normen des „kanonischen Eherechts" betrachtet; ferner werden römische Erlasse (S. 57) absichtlicher Zweideutigkeit geziehen. Schließlich kommt (S. 74) das merkwürdige Resultat: „Die in Vorstehendem versuchte rechtsgeschichtliche Entwicklung des Impedimentum mixtae religionis . . . läßt zunächst die Elasticität des kanonischen Eherechts erkennen . . . In den Einzelheiten werden sie (die Gesetze) von dem guten oder bösen Willen der leitenden Persönlichkeiten innerhalb der Bisthümer bestimmt und können, selbst in ihren weitestgehenden Licenzen, durch die Kunst römischen Erlaubens, römischen Duldens, römischen Nicht-Sehens zu Stand und Wesen kommen. Vigens ecclesiae disciplina nennt man das. Uniformität ist überhaupt kein katholisches Axiom. Das Kern- und Schlagwort der Kirchenleitung heißt ‚Discretion'. Darin liegt kein Vorwurf. Eine Kirche, welche die ganze Welt umspannt, kann nicht gleiches Maß, d. h. weder gleiches Recht noch gleiche Gunst für Alle oder Alles haben. Römische Erbweisheit hat diesen Satz niemals verkannt."

Mit Verlaub, Herr Professor, in irgend welcher Wandelbarkeit und Ungleichheit von Gesetzen je nach Zeit und Ort liegt freilich kein Vorwurf; aber in einer Wandelbarkeit, welche die heiligsten Principien und die göttlichen Rechte preisgäbe, liegt der schwerste Vorwurf. Und dieser Vorwurf träfe die katholische Kirche, wenn es wahr wäre, daß das kanonische Eherecht eine Wandlung darin erfahren hätte, daß es das eine Mal bei Misch-Ehen protestantische Kindererziehung und protestantische Trauung gestattet, das andere Mal verboten habe. Daß dieß aber je geschehen, ist freilich eine „funkelnagelneue Erfindung". Dr. Hübler hat sich sehr wohl nach den Ehebestimmungen Benedict' XIV. umgeschaut. Aber weßhalb ist es ihm nicht beigefallen, wenigstens auch das classische Werk dieses Papstes de synodo dioecesana oder auch nur das Register desselben anzusehen? Da hätte er betreffs der Misch-Ehen sehr wohl das kirchliche Recht, oder, wenn er lieber will, das natürliche und göttliche Recht nach kirchlicher Auffassung finden können. Er findet dort haarscharf alle die Bedingungen verzeichnet, welche zur Erlaubtheit einer Misch-Ehe für erforderlich gehalten werden. Oder wenn die Privatwerke des Papstes ihm genügende Garantie nicht bieten, so durfte er doch

die päpstliche Constitution desselben Papstes „Magnae nobis" nicht unberücksichtigt lassen.

Statt dessen wird das „katholische Recht" aus irgend einem bischöflichen Schreiben oder irgend einem Ordinariats-Actenstücke hergeleitet (S. 51), oder gar aus landesherrlichen Erlassen, welche auf einem besondern Abkommen mit dem damaligen Bischof beruht haben sollen (S. 49)! Wenn man das katholische kirchliche Recht constatiren will, dann muß man doch nach katholischerseits anerkannten Rechtsgrundsätzen verfahren. Wo in aller Welt ist es aber je erhört worden, daß ein bischöflicher Erlaß oder eine Ordinariatsverfügung das allgemein giltige kirchliche Recht nach Gutdünken abschaffen oder ändern könne, und zwar zu einer Zeit, wo der oberste Bischof, der römische Papst, ein schnurstracks entgegenstehendes Gesetz in feierlicher Weise der ganzen Kirche wieder in Erinnerung bringt? Die katholische Kirche zerfällt ja doch nicht, wie es Dr. Hübler sehr wohl weiß, je nach den verschiedenen Ländern in Stücke; sie hat nicht für jedes Land oder jede Provinz einen neuen Papst. Also solche Diöcesan-Praxen oder auch -Erlasse können einen neuen Rechtszustand nicht einführen.

Oder will der Herr Geheimrath vielleicht auf langjährige Gewohnheit den Rechtszustand basiren? Da verlassen ihn erst recht alle rechtlichen Begriffe. Er weiß jedenfalls, daß zu einer rechtskräftigen Gewohnheit unter Anderem auch die Bedingung gehört, daß die Gewohnheit eine vernunftgemäße und nicht gegen das göttliche Recht verstoßende sein muß. Wir betonen hier nur, daß der fragliche gewohnheitsrechtliche Gegenstand als vernunftgemäß und nicht-gottwidrig von dem kirchlich befugten Obern, dem Papste, muß aufgefaßt werden: sonst kommt in alle Ewigkeit kein kirchliches Recht, auch kein territoriales, zu Stande. Nun ist es aber aus den oben angedeuteten Stellen klar, daß die römischen Päpste es stets für unvereinbar mit dem göttlichen Rechte gehalten haben, bei einer Misch-Ehe auf die katholische Erziehung auch nur eines einzigen Kindes zu verzichten, oder neben der katholischen Trauung auch noch die protestantische zuzulassen. Wer noch mehr Beweise dafür verlangt, der lese das Actenstück Pius' VIII., welches derselbe durch den Cardinal Albani den westpreußischen Bischöfen im März 1830 nebst dem bekannten Breve über die Misch-Ehen zustellen ließ. Hübler selbst hat es abgedruckt. Der katholischen Kirche ist eben die Religion und das confessionelle Bekenntniß nicht etwas, was der Mensch beliebig wie ein Kleid ablegen und wechseln dürfe; sie ist ihr das Heiligste und Theuerste,

das mit unlöslichen Banden den Menschen an Gott und die eigene Seligkeit knüpfen soll. Was den Forderungen der Einzigkeit und Ausschließlichkeit des religiösen Bekenntnisses widerspricht, kann bei ihr nie und nimmer Recht, auch nicht territoriales Einzelrecht werden.

Aber es muß einmal eine rechtsgeschichtliche Entwicklung der Misch-Ehen, und zwar ein Schwanken, ein Fallen und Steigen in den Rechtsansprüchen der katholischen Kirche geben. Darum werden nun die seit den Kölner Wirren erschienenen Diöcesanerlasse, welche, wenn auch inhaltlich gleich, doch natürlich nicht denselben Wortlaut haben, zu Rechtsquellen einer mildern oder schroffern Praxis gestempelt. Darum muß auch durchaus ein Gegensatz herrschen zwischen den Decreten des in Gott ruhenden Cardinals von Geissel oder vielmehr des unter ihm abgehaltenen Provinzialconcils und den Erlassen anderer Oberhirten, besonders des jetzt regierenden Erzbischofs Paulus. Eine wesentlich verschiedene Rechtspraxis läßt sich jedoch beim besten Willen nicht herauslesen. Einem unbefangenen Beurtheiler muß sich von vornherein schon ein solches Urtheil aufdrängen, weil die als „streitbarer" incriminirten Bischöfe von Münster, Paderborn, ja auch der jetzige Erzbischof Paulus — nämlich in seiner damaligen Eigenschaft als Bischof von Osnabrück — alle an dem Kölner Provinzialconcil, also auch an den „vom Cardinal Geissel inspirirten" Decreten über Misch-Ehen theilnahmen. Die einzelnen Bischöfe hatten ja in ihren Sprengeln nur die Ausführung dieser von Rom aus gutgeheißenen Decrete zu besorgen. Die allgemeine Vorschrift der Kölner Provinzialsynode vom Jahre 1860 schreibt eben einfachhin die übliche Bürgschaft für die Freiheit der katholischen Religionsausübung und für die katholische Erziehung aller Kinder vor; die Münster'sche, Paderborner, die vom Erzbischof Paulus für Köln erlassene Verordnung schreibt nun ein eidlich abgegebenes Versprechen vor. Das ist wahrlich kein Gegensatz, zumal wenn sich herausstellt, daß ein sonstiges Versprechen keine Bürgschaft geboten hat. Ein anderer, scheinbarer Unterschied ist, daß in den spätern Erlassen das Verbot einer Doppeltrauung ausdrücklich erwähnt wird. Nun, Sachen, welche an sich selbstverständlich sind, pflegt man nur dann förmlich zu erwähnen, wenn sich mehrmals ein Unverstand gezeigt hat, dem auch das Selbstverständliche nicht mehr verständlich ist. Daß es in Sachen der Religion so weit kommen kann, ist gerade der Unsegen der gemischten Ehen.

Nach alle dem können wir es nur als einen verfehlten Hieb ansehen, wenn Herr Hübler S. 67 es als einen specifischen Charakterzug einer

jesuitischen und curialistischen Schulung an Bangen hervorhebt, daß dieser behauptet, jene Forderungen freier Religionsübung und katholischer Erziehung aller Kinder seien von göttlichem und natürlichem Gesetze geboten; der Heilige Stuhl könnte, selbst wenn er wollte, darauf nicht verzichten; ein solcher Verzicht würde ganz und gar ungiltig sein. Daß der Papst göttliches und natürliches Recht nicht umstoßen kann, ist keineswegs ein bloß jesuitischer Grundsatz: in dem Lehrpunkte glaube ich mich sogar im Einklang mit Dr. Hübler selbst zu finden. Daß aber das göttliche und natürliche Gesetz es jedem katholischen Ehetheil zur Pflicht macht, nicht abzufallen von seinem Glauben und nicht in den Abfall auch nur eines einzigen seiner Kinder einzuwilligen, ist ebenso wenig ein Specificum der Doctrin des geistlichen Rathes Bangen, als es eine specifische Lehre des Herrn Geheimraths sein wird, wenn er etwa behauptet, daß zur rechtsgiltigen Verbindlichkeit der preußischen Gesetze die Promulgation erforderlich sei. Fast möchte es scheinen, als ob derselbe sich mit dem Abdruck der Instruction Pius' VIII. begnügt, des Lesens sie aber nicht werth geachtet habe; denn auch in ihr steht klar und deutlich: „Es ist daher eine offenkundige Sache (sane manifestum est), daß all die genannte Bürgschaft deßhalb gefordert wird, damit das natürliche und göttliche Gesetz nicht durchbrochen werde."

Die Elasticität des kanonischen Rechts, so weit sie in gravirender Weise von Hübler auf Zweideutigkeit römischer Erlasse zurückgeführt wird (S. 57), besteht einzig in den vorgefaßten Meinungen des protestantischen Gelehrten, welcher das Verfahren der damaligen preußischen Regierung, das Gott sei Dank kurz nachher von ihr selber desavouirt wurde, nur damit zu rechtfertigen weiß, daß er dem päpstlichen Stuhle die Schuld beimißt. Wie nach der klaren und unumwundenen Erklärung, welche der Cardinal Albani Namens Pius' VIII. abgab, noch eine verschiedene Deutung bezüglich jener Forderung der katholischen Kindererziehung u. s. w. erdacht, geschweige insinuirt werden kann, ist platterdings unbegreiflich. Denn wenn der Papst erklären läßt, er könne nicht abweichen von der Gewohnheit des Heiligen Stuhles, bei Misch-Ehen Bürgschaft zu fordern für freie Religionsübung des katholischen Theiles und für ungetheilte katholische Kindererziehung; wenn er erklären läßt, er müsse auf dieser Forderung bestehen, um nicht das göttliche und natürliche Recht zu verletzen: wie sind denn diese Worte noch einer verschiedenen Deutung fähig? Wie ist es möglich, auch durch eine noch so „mildernde" Erklärung und „Deutung" mit jenem Worte die himmelschreiende

Convention vom 19. Juni 1834 in Einklang zu bringen, welche die päpstlich geforderte Bürgschaft eliminirt: „Von der Abnahme oder Abgabe eines Versprechens wegen der religiösen Erziehung der Kinder ist Abstand zu nehmen"; welche sogar in der protestantischen Erziehung aller Kinder kein Hinderniß für die katholische Mutter findet: „Die Cabinets-Ordre vom 17. August 1825: ‚Eheliche Kinder ohne Unterschied des Geschlechtes werden im Glaubensbekenntniß des Vaters erzogen', tritt fortan in Wirksamkeit"?

Hiermit können wir von der Person des Herrn Geheimrathes und seiner Interpretation scheiden, um uns noch etwas näher mit einem sachlichen Punkte zu befassen, der auch ihm, wie gesagt, keineswegs unsympathisch ist; wir meinen die Theilung der Kinder behufs religiöser Erziehung. Dieser Punkt führt uns auch wieder zu dem Herrn Superintendenten Braasch zurück, welcher jene Forderung förmlich als ein Recht für seine Glaubensgenossen beansprucht.

Ist also in diesem Punkte der Vorwurf auf Rechtsverletzung begründeter? Die katholische Kirche soll das Recht des protestantischen Ehetheils bei einer Misch-Ehe verletzen, wenn sie die katholische Erziehung aller Kinder fordert. Das hätte noch einen Schein von Recht, wenn die Kirche den Protestanten zu der beabsichtigten Misch-Ehe zwingen würde. Daß dieses nicht geschieht, dafür haben wir ein zu ehrliches Zeugniß von den Verfassern beider hier angezogenen Broschüren. Dr. Hübler constatirt es sehr wohl, daß die katholische Kirche die Misch-Ehen durchgängig als verabscheuungswürdige Verbindungen darstellt; er constatirt, daß es eine ganz kirchliche Auffassung, nicht bloß die Meinung eines obscuren Privatgelehrten sei, welche das Verlöbniß zwischen Katholiken und Protestanten als insgemein ungiltig bezeichnet, insofern eben der Vollzug des Gelöbnisses nicht ohne Sünde geschehen könne. Also die katholische Kirche erschwert die Misch-Ehen, ja macht sie thunlichst unmöglich; auf Zwang kann mithin die Anklage der Rechtsverletzung sich nicht stützen. Oder hat vielleicht der protestantische Brautwerber ein Recht auf alle beliebigen Ehen? Dann muß der Herr Superintendent den Staatsanwalt aufrufen gegen Alle, welche einem Protestanten ihre Hand verweigern, und schließlich noch ein Gesetz befürworten, welches jede Abweisung eines derartigen Antrages unter strenge Strafe stellt. Diese komischen Folgerungen sind nicht unsere Schuld. Wenn jedoch in der gänzlichen Abweisung keine Rechtsverletzung liegt, dann liegt offenbar eine solche noch weniger in einer bedingten Annahme: diese Bedingung kann unbeschadet allen

Rechtes der andere Contrahent sowie derjenige setzen, welcher über diesen eine Oberhoheit und Auctorität betreffs der Ehe besitzt. Das ist zweifelsohne die Kirche. Legt der Herr Superintendent sich selber eine derartige Befugniß bei gegenüber seinen Schäflein: so darf er doch dieselbe der katholischen Kirche nicht absprechen; in wie weiten oder engen Grenzen die Ausübung solcher Befugniß stattfindet, ist reine Nebensache.

Allein besehen wir uns einmal etwas näher den Inhalt der protestantischen Forderung. Der Inhalt allein stellt die Rechtlosigkeit derselben mehr als genug in's Licht. Braasch erklärt (S. 48) ausdrücklich, daß es vielseitige Zustimmung finden dürfte, wenn „die deutsche evangelische Kirche in ihrer Trau-Ordnung förmlich und feierlich erkläre: Vom evangelisch-protestantischen Standpunkt aus ist eine Misch-Ehe zulässig unter der Bedingung, daß der evangelische Theil, es sei Mann oder Weib, die seinem Geschlecht angehörigen Kinder der evangelischen Kirche zuführt ... Entziehung der kirchlichen Wahl- und Ehrenrechte tritt nachträglich dann ein, wenn sich in der Folge erst herausstellt, daß der evangelische Theil alle seine Kinder katholisch erziehen läßt." — Nun, wir gestehen, ein unbilligeres und principienloseres Raisonnement ist uns nicht oft unter die Augen gekommen. Unwillkürlich erinnern wir uns an den weisen Spruch Salomons 3 Kön. 3, 16 ff., mit dem er den Rechtsstreit der beiden Mütter über das Kind schlichtete. Die eine stimmte auch bei: „Laß das Kind zertheilt werden"; für den weisen König war das genug, um ihr alles Recht abzusprechen. Eine unglücklichere Forderung, als die Theilung der Kinder, kann wirklich nicht gedacht werden.

Hält der Protestant den Katholicismus etwa für einen Weg des Verderbens, der sein Kind dem ewigen Untergang überliefert? Wenn das, so wäre es ein gewissenloses Zugeständniß, die Hälfte seiner Kinder so schmählich preiszugeben. Aber nein, so verhält es sich in der That nicht; er anerkennt ja keine alleinseligmachende sichtbare Kirche: daß die katholische Kirche diesen Anspruch erhebt, ist ihm eine unerträgliche Anmaßung. Er will Freiheit, auf persönliche Forschung gestellt; er will in keiner der bestehenden Confessionen die allein berechtigte Form des Christenthums erkennen; er meint, es klebe einer jeden immer mehr oder weniger Ungehöriges an, und deßhalb kann er sich auch schließlich mit dem Katholicismus aussöhnen. Darum verwirkt er auch nach seiner Überzeugung nicht das Heil seiner Kinder, welche er einer katholischen Erziehung überläßt. Aber liegt die Sache einmal so, wie es ja thatsächlich der Fall ist, dann wird der Protestant durch seine Forderung auf Theilung der Kinder

in ein anderes furchtbares Unrecht hineingedrängt. Er kann es also mit seinem Gewissen vereinigen, die vollständige katholische Kindererziehung zuzugeben: wie kann und darf er dann noch seiner katholischen Ehehälfte den Gewissenszwang anthun, daß diese gegen ihre heiligste Überzeugung in die akatholische Erziehung auch nur eines Theils der Kinder einstimme? Sie begeht dadurch einen Frevel, welcher zeitlebens an ihrem Herzen nagen wird, welcher auch auf dem Todesbette noch — ja dort erst recht — ihr Gewissen entsetzlich belasten muß, für welchen es keine Verzeihung gibt, es sei denn, daß sie alle Kraft nach Möglichkeit aufbiete, das große Unrecht wieder zu wenden. Mit einem solch zerstörenden Eingriff in den innersten Gewissensfrieden einen lebenslänglichen Bund beginnen, kann den göttlichen Segen unmöglich herabziehen.

Wir stehen vor einem großen Räthsel, wenn wir den Protestantismus mit jener Forderung betrachten und sogar einen der Wächter des Protestantismus die Waffen der preußischen Gesetze und das Schmieden neuer Gesetze anrufen hören, um solch himmelschreiende Forderung zu erzwingen. Die Lösung dieses Räthsels gelingt nicht durch Hinweis auf etwaige Überzeugungstreue und Principienfestigkeit des Protestantismus: da kann nur ein anderer Ausweg helfen. Es scheint, als ob der Protestantismus instinctmäßig sich abgestoßen fühlte vom Katholicismus und einen Zusammenstoß mit ihm vermeiden wollte, aus Furcht, die eigene Existenz zu gefährden: eher noch liebäugelt er mit den Christusläugnern und erklärten Ungläubigen, als daß er dem Katholicismus Zugeständnisse machte. Das ist ein hartes Wort. Es ist wahr, nicht Alle treten bewußter Weise so mit dem Unglauben in Bund; im Punkte der Misch-Ehen-Frage leistet man aber factisch dem Unglauben mehr Vorschub, als dem katholischen Glauben. Braasch constatirt es nach statistischem Material, daß ein bedeutender Procentsatz der Sprößlinge aus Misch-Ehen dem Christenthum ganz entfremdet werde.

Wir erlauben uns, dem Leser einige Bruchtheile jener Erörterung mitzutheilen, auch auf die Gefahr hin, etwas weiter ausholen zu müssen. „Wenn von sämmtlichen Misch-Ehen," so heißt es S. 7, „die eine Hälfte evangelisch, die andere katholisch getraut würde, und wenn von sämmtlichen aus Misch-Ehen geborenen Kindern die eine Hälfte wieder evangelisch, die andere wiederum katholisch getauft und notabene auch entsprechend erzogen würde, dann würde eine beständige Ausgleichung auf diesem Gebiete stattfinden und von einer Bewegung nicht die Rede sein können. — Allein so steht die Sache eben nicht." Alsdann werden

die statistischen Angaben des preußischen Oberkirchenraths herangezogen, und zu denselben wird ferner bemerkt: „Es würde diese Folgerung für das beispielsweise herausgerissene Jahr 1880 nicht weniger besagen, als daß in Preußen von der Hälfte der Misch-Ehen 4,83 % und von der Hälfte der in Misch-Ehen geborenen Kinder 21,18 % an die katholische Kirche verloren seien: gewiß ein für die evangelische Kirche ebenso beschämendes als bedenkliches, für die katholische Kirche ein ebenso erhebendes als aussichtsvolles Ergebniß." (Wir betrachten es, nebenbei bemerkt, auch dann noch als ein sehr klägliches Resultat.) Doch der Verfasser fährt S. 10 ff. weiter fort: „Aber glücklicher Weise ist der wirkliche Stand der Sache ein ganz anderer. Die verhältnißmäßig stärkere Vermehrung der katholischen Bevölkerung in Preußen erklärt sich nämlich vollkommen aus anderweitig sehr nachweisbaren Gründen." Über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der angestellten Rechnung, mit welcher dann fast alle Länder und Provinzen Deutschlands durchgegangen werden, wollen wir gar nicht streiten. Genug, der Herr Superintendent tröstet sich mit manchen statistischen Angaben, die er bezüglich verschiedener deutscher Länder findet. So S. 26: „Wenn die Taufziffer für Kinder aus Misch-Ehen plötzlich auf 97,90 % (der Procentsatz wird immer von der Hälfte der Kinder genommen, weil der Herr Superintendent diese, und nur diese reclamirt) gegen angeblich 84,42 % im Vorjahre stieg, dann wurden sogar in Berlin, wo die katholische Kirche vermeintlich am meisten durch Taufen aus Misch-Ehen gewinnt, in diesem Jahre bestimmt mehr Kinder aus Misch-Ehen evangelisch als katholisch getauft." S. 35 erhält er in Schlesien „evangelisch getaufte von den 14 481 aus Misch-Ehen geborenen Kindern 96,91 %, denen ebensoviele katholisch Getaufte dann schwerlich gegenüberstehen könnten". Diese dem Leser auffallende Schlußfolgerung muß ein wenig erklärt werden. Eigentlich würde man erwarten, daß, wenn von 200 nur 97 protestantisch getauft werden, über 100 die katholische Taufe empfingen. Allein Braasch stützt seine Folgerung auf die Annahme, daß gegen 4 % der Kinder, welche lebend zur Welt kommen, ungetauft sterben. Wir wollen diese Annahme und deren etwaigen statistischen Nachweis hier anmerken als einen sprechenden Beweis, wie gewaltig Religionslosigkeit und Unglauben bei den Protestanten im Wachsen ist — und, wenn der Herr Superintendent lieber will, speciell bei den protestantischen Misch-Ehen. Daß auch nicht im Entferntesten ein solcher Procentsatz katholischer Kinder ohne Taufe dahinsterbe, dafür bürge ich dem Herrn Superintendenten: bis zu einer solchen

Fahrlässigkeit ist der religiöse Sinn der Katholiken doch noch nicht verwildert, auch nicht im Fall einer katholisch geschlossenen Misch-Ehe.

Der Trost, welchen der protestantische Prediger darüber empfindet, daß die katholische Kirche durch die Misch-Ehen eher weniger gewinne, als die protestantischen Bekenntnisse, und daß es in Deutschland noch immer „von Rom weg" gehe und darum „gute Hoffnungen zu gewähren scheine", gewinnt durch die unmittelbar folgenden Zeilen ein höchst trauriges Ansehen: „Aber überschätzen wir das nicht, am wenigsten auf diesem Gebiete. Die Zunahme der gemischten Ehen ist gewiß in erster Linie auf die immer größer werdende Mischung der Confessionen zurückzuführen. Nebenher geht aber ebenso gewiß eine Erweichung der confessionellen Bestimmtheit im Volke, eine wenigstens confessionelle, sehr oft aber auch religiöse Indifferenz ... Und die zunehmenden Misch-Ehen selbst werden wohl durchweg dieselbe confessionelle Indifferenz, durch die sie zu Stande kamen, auch weiter festhalten und pflegen. Es können die Misch-Ehen sicher sehr leicht Schulen confessioneller und selbst religiöser Indifferenz werden."

Ganz richtig. Nur bedeutet religiöse Indifferenz thatsächlich platten Unglauben. Dessen mag man jedoch versichert sein: ein so trauriges Resultat würde nie zu Tage treten, wenn die katholischen Forderungen eingehalten würden. Gerade weil so viele jener Verbindungen auf protestantischer Basis und nach den protestantischen Zugeständnissen eingegangen werden: deßhalb gehen so Viele in den Armen des vollständigen Unglaubens zu Grunde. Lasse man nur einmal versuchshalber drei Jahre lang die protestantische Forderung cassirt sein: die Statistik würde wenig Ungetaufte mehr zu verzeichnen haben. Bei der protestantischen Kindertheilung kann es ja auch nicht anders sein: sie wird schwerlich stipulirt werden, wenn nicht beide Eltern ein gutes Stück Weges auf dem religiösen Indifferentismus vorangeschritten sind. So sehr auch immerhin der protestantische Theil die ganze oder theilweise katholische Kindererziehung zugestehen kann, ohne von seinen Grundsätzen abzufallen: der katholische Gatte kann keine Theilung zugestehen, ohne von seiner Glaubenspflicht abgefallen, ohne tief in religiöse Gleichgiltigkeit versunken zu sein. Darum bekundet aber der Protestant gerade dadurch, daß er mit einem derart gleichgiltigen Ehetheil sich verbindet, in der Regel auch für sich einen nicht geringen Grad von Indifferentismus. — Doch gesetzt, ein jeder der beiden Ehegatten halte wirklich noch etwas auf sein Bekenntniß, dann wird den Kindern nur Streit und Widerspruch in religiösen Dingen

eingeimpft; dieselben werden dann doch nur zu leicht, selbst wenn sie noch in die christlichen Taufbücher eingetragen sein mögen, dem plattesten Indifferentismus anheimgeliefert.

Die katholische Kirche will eben den Spalt nicht vergrößert und verewigt sein lassen. Zwar läßt sie zuweilen, wiewohl ungern und aus wichtigen Gründen, eine Verbindung zu, welche von vornherein in ihrem tiefsten Innern einen unheilvollen Riß aufweist; allein sie läßt dieselbe zu in der Hoffnung und mit dem Bemühen, diesen Riß zu heilen, die Ehegatten zur Einheit des Geistes und des Herzens zu führen; sie fordert als deren Vorbild sofort und unbedingt die Einheit in Erziehung der Kinder.

Scheinbar mehr für Einheitlichkeit in der Kindererziehung, und zwar zu Gunsten des Protestantismus, tritt der „Berliner evangelische Oberkirchenrath" auf, so schon in seinem „Erlaß über die Misch-Ehen" vom 11. April dieses Jahres, noch deutlicher in der neuesten „Denkschrift über den Schutz der evangelischen Kirche auf dem Gebiete der gemischten Ehen". Aber man sieht, wie sehr der Oberkirchenrath mit Verzweiflung zu ringen hat, wenn es gilt, klar und deutlich das Princip der ungetheilten Kindererziehung in der beregten Confession auszusprechen: — wohl recht mit Grund. Er selber muß constatiren, daß bezüglich der Forderungen, welche dem katholischen Theile abzuverlangen seien, bevor eine protestantische Trauung stattfinde, „eine große Verschiedenheit der Ansichten" herrsche. Darum wird wohl Superintendent Braasch Recht behalten, wenn er glaubt, mit seiner Forderung auf Kindertheilung „vielseitige Zustimmung" zu finden. Freilich triebe der Oberkirchenrath am liebsten alle den Misch-Ehen entstammenden Kinder in seine Hürde. Aber mit welchem Recht? Ist denn eine Ehe zwischen Calvinisten und Lutheranern, zwischen einem christusgläubigen Altlutheraner und einem ungläubig aufgeklärten Protestantenvereinler nicht auch eine Misch-Ehe? Wem da die Kinder zufallen sollen, darüber schweigt sich der Oberkirchenrath aus. Es scheint, daß da ein Mischmasch nicht schadet, weil „der Wille der Obrigkeit" alle jene Confessionen oder Auswüchse von Confessionen zusammengeschweißt hat und brüderlich Hand in Hand zu gehen heißt. Soll denn der Katholik weniger Gnade finden in den Augen eines bibelgläubigen Protestanten, als ein Christusläugner, dem die Bibel zum Märchen geworden ist?

In dem April-Erlaß ist daher auch die ungetheilte Kindererziehung im Protestantismus formell nirgends ausgesprochen. Der Inhalt der

verschämten Forderung, welche gestellt wird, ist in den zwei Punkten beschlossen: 1. „Schwankende Gemüther seien darüber zu belehren, daß in Preußen nach dem Willen der Obrigkeit die Kinder in der Regel der Religion des Vaters folgen sollen" (etwa weil sich leichter ein katholisches Mädchen von einem protestantischen Manne verleiten läßt?); 2. „Die Trauung soll versagt werden bei gemischten Ehen, wenn vor der Eingehung der evangelische Theil die Erziehung sämmtlicher Kinder in der römisch-katholischen Kirche zugesagt hat": — also nur, wenn sämmtliche Kinder katholisch werden sollen! Das heißt doch deutlich seine Genügsamkeit erkennen lassen. Wenn nur der leidigen katholischen Kirche nicht Alles zufällt!

Der Protestantismus bleibt auch hier seinem Ursprung und seinem Wesen treu. Spaltung hat ihn geboren, und Spaltung gebiert er fort und fort in immer neuen Secten und neuen Bekenntnissen und Meinungen. Diese Spaltung ist auch sein eigenstes Werk, wenn er an der Misch-Ehe seine Kraft erproben will; Spaltung der gehofften Generation ist schließlich der Beuteantheil, den er für sich zu Recht fordert, und das Einzige, was er hervorbringen kann. Das ist nicht das Zeichen der Wahrheit, nicht das Zeichen von Christi Geist und Walten. Christus ist gekommen, um die Zerstreuten zu sammeln und zu einen: — Christi Geist ist nicht dort, wo man sucht, die Einheit in Stücke zu schlagen.

**A. Lehmkuhl** S. J.

---

# Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Schluß.)

---

## 17. Der letzte englische Martyrer.

Shaftesbury hatte umsonst gehofft, der Proceß gegen Stafford werde einen neuen Hebel gegen den Herzog von York bieten, oder der Verurtheilte werde, um sein Leben zu retten, York des Hochverrathes anklagen. Daß solche Zumuthungen an Stafford nach seiner Verurtheilung gestellt wurden, geht klar aus dem Berichte Bischof Burnets hervor. Shaftesbury wollte am 15. December 1680 einen neuen Beschluß des Unterhauses gegen York veranlassen; der König hörte davon und berief das-

selbe vor die Schranken des Oberhauses. Am 27. hielt Shaftesbury in Gegenwart des Königs eine wahre Brandrede; er sagte offen, die Nation könne den Worten des Königs keinen Glauben schenken; erst dann werde sie ihm Geld bewilligen, wenn durch den Ausschluß Yorks die protestantische Religion gesichert sei. Abermals stellte Karl II. an seinen Bruder das Ansinnen, zum Scheine zur anglikanischen Religion überzutreten. Fest und entschieden lehnte der Herzog ab[1]. Da griff der König nochmals zu dem Mittel der Parlaments-Auflösung; er vertagte dasselbe am 10. Januar, löste es am 19. auf und berief ein neues auf den 21. März und zwar nach Oxford. Die Einwirkung der Hauptstadt, welche auf Seite der Whigs stand, sollte durch diese Wahl gebrochen werden. Am Tag darauf schloß er mit Ludwig XIV. einen neuen Geldvertrag. Nun bedurfte er des Parlamentes nicht mehr, und als in Oxford das Unterhaus wieder den Ausschluß Yorks von der Thronfolge beantragte, wurde es schon am 28. März aufgelöst. Auch die Papistenverschwörung hatte die Opposition wieder vor das Parlament gezogen. Die Veranlassung dazu hatte eine Creatur der Maitresse Portsmouth gegeben, ein gewisser Fitzharris, welcher einer revolutionären Flugschrift wegen eingekerkert war. Um dem Galgen zu entgehen, ersann er jetzt ein neues Papistencomplott. Es sei beschlossen, sagte er unter Anderem, im Falle des Gelingens die protestantischen Führer des Unterhauses zusammen auszusieden, um so das Öl zur Salbung des künftigen papistischen Königs von England zu gewinnen. Shaftesbury wollte das Parlament über diese neue Schaudermäre verhandeln lassen; aber die Auflösung kam ihm zuvor. Vom Tage derselben an begann die Reaction gegen die Partei der Whigs.

Shaftesbury und dessen Partei waren aber nicht gewillt, ohne einen neuen Versuch das Feld zu räumen. Noch einmal sollte die Waffe der Papistenverschwörung gebraucht werden. Ende October 1680, gerade als das Parlament zusammentrat, welches über Stafford richtete, hatte Shaftesbury den katholischen Primas von Irland nach London bringen lassen; mit ihm wollte er es noch einmal versuchen, und das Gericht, dem der ehrwürdige Prälat zum Opfer fiel, überbot an Schamlosigkeit alle frühern.

Oliver Plunket, Erzbischof von Armagh und Primas von ganz Irland, war im Jahre 1629 zu Loughcrew in der Grafschaft Meath in

---

[1] The life of James II. Vol. I. p. 629 sq.

Irland, aus einer hochangesehenen, mit den edelsten Geschlechtern verbundenen Familie, geboren [1]. Früh zeigte er Neigung zum geistlichen Stande, erhielt von seinem Anverwandten Dr. Patrick Plunket, Titularabt von St. Mary in Dublin, den ersten Unterricht und ging 16 Jahre alt zur Vollendung seiner Studien nach Rom. 25 Jahre blieb er in der ewigen Stadt und wirkte von 1657—1669 als Professor der speculativen, Controversial- und Moral-Theologie am Collegium der Propaganda; früher schon hatte er den Doctortitel der Theologie erworben. Der Ruf seiner Tugend und Wissenschaft war groß. Als daher der erzbischöfliche Sitz von Armagh erledigt war, beschloß der Apostolische Stuhl am 9. Juli 1669, Dr. Oliver Plunket auf denselben zu erheben. Mitte März 1670 erreichte er seine Heimath, nachdem er am ersten Adventsonntage vorher in der bischöflichen Kapelle von Gent in aller Stille die bischöfliche Weihe erhalten hatte. Die Stellung eines Primas von Irland war damals für die menschliche Natur durchaus keine lockende. Bei der Verfolgung der katholischen Religion, welche nie ganz ruhte, schwebte sein Leben in beständiger Todesgefahr; dazu kam die äußerste Armuth seiner Kirche. Während der anglikanische Primas von Irland aus den Gütern der Kirche von Armagh ein Jahreseinkommen von 5000 Pfd. Sterl. (100 000 Mark) bezog, derjenige von Dublin 3000 Pfd. Sterl., erhielt Plunket in ruhigen Zeiten 62 Pfd. Sterl., in den Tagen der Verfolgung aber kaum 5 Pfd. Sterl. jährliches Einkommen. Aber nicht um irdischen Gewinnes noch um irdischen Genusses willen hatte der apostolische Mann den ihm vom Papste anvertrauten Hirtenstab ergriffen und führte denselben eines Nachfolgers der Apostel und eines Heiligen würdig.

Wir können die apostolischen Arbeiten Dr. Plunkets auch nicht einmal in einem kurzen Abriß wiedergeben. Gleich zu Anfang seiner Laufbahn (17. Juni 1670) versammelte er die Oberhirten Irlands in Dublin zu einem Nationalconcile und kurz vor seiner Gefangennahme, im August 1678, zu einem Provinzialconcile. Er arbeitete mit der größten Aufopferung für seine eigene Heerde, visitirte die Sprengel seiner Kirchenprovinz und segelte sogar nach den Hebriden und Schottland, deren Missionen er im Auftrage der Propaganda besuchte. Sein Hauptaugenmerk warf er aber auf die Heiligkeit und Reinheit des priesterlichen

[1] Life of the Most Rev. Oliver Plunket etc. By P. F. Moran. Dublin 1870.

Standes und bot Alles auf, unwürdige Glieder durch Liebe und Strenge zur Pflicht zurückzuführen, oder doch wenigstens die Hartnäckigen durch geistliche Strafmittel unschädlich zu machen. Das zog ihm den Haß einiger dieser Unseligen zu und verhalf ihm, wie wir sehen werden, zur Marterkrone.

Beim Ausbruche des Titus-Oates-Sturmes war der Herzog von Ormond Vicekönig von Irland. Wie aus seinen Privatbriefen hervorgeht, glaubte er keineswegs an die vorgebliche Verschwörung. Gleichwohl ging er voran, als bestände eine solche, und verordnete am 14. October 1678, daß „alle papistischen Titularbischöfe und Würdenträger und alle, welche im Auftrage des Stuhles von Rom kirchliche Jurisdiction ausübten, alle Jesuiten und andere Regular-Priester" vor dem 20. November 1678 Irland zu verlassen hätten. Ähnliche Verordnungen folgten noch viele. Auf die Fürsprache des Herzogs von York war es Dr. Talbot, dem Erzbischofe von Dublin, vergönnt gewesen, aus der Verbannung zurückzukehren. Jetzt ließ ihn Ormond verhaften und seiner schweren Krankheit ungeachtet im Schloß von Dublin einkerkern. Eine Proclamation versprach 10 Pfd. Sterl. Belohnung für die Verhaftung eines Bischofs oder Jesuiten, 5 Pfd. Sterl. für jene eines Generalvicars oder Mönchs.

Trotz dieser Vorgänge eilte Erzbischof Plunket im November 1679 nach Dublin, um seinem Anverwandten Patrick Plunket, dem greisen Bischofe von Meath, in der letzten Krankheit beizustehen. Bereits zehn Tage nach seiner Ankunft in Dublin wurde er von einem Agenten Shaftesbury's aufgespürt und am 6. December im Schlosse von Dublin eingekerkert. Es lag zunächst keine Klage auf Hochverrath vor; volle sechs Monate war er nur als Bischof ein Gefangener, wie der Erzbischof von Dublin, welcher in der anstoßenden Kerkerzelle krank darnieder lag, bis ihn der Tod im December 1680 zur ewigen Krone rief.

Aber endlich fanden sich die Zeugen, welche am Primas Rache nehmen wollten. Es waren ein gewisser Mac Moyer und Duffy, unselige Apostaten des ehrwürdigen Franciscaner-Ordens, welche P. Tyrrell, der spätere Bischof von Clogher, als Unverbesserliche aus dem Kloster St. Isidor verjagt hatte; diesen Beiden gesellte sich, um das Kleeblatt voll zu machen, ein übel beleumundeter und wegen seines sittenlosen Wandels suspendirter Weltpriester bei, Namens Edmund Murphy. Als Mac Moyer im Jahre 1678 vor dem Gerichte von Dundalk den Erzbischof als Hochverräther anklagte, wurde nicht nur seine Klage abgewiesen, sondern er

selbst als Mitglied der Tory-Banditen, der damaligen Fenier Irlands, und anderer Verbrechen wegen eingekerkert. Er scheint im Gefängnisse geblieben zu sein, bis es ihm glückte, seine Absicht, den Primas von Irland als Hochverräther an den Galgen zu liefern, dem Earl of Shaftesbury bekannt zu machen. Unter dem Schutze Hetheringtons, eines Agenten Shaftesbury's, entkam er nun der Haft und legte seine Anklage dem Herzoge von Ormond und dem Gerichte von Dublin vor. Auch da fand er keinen Glauben. Williger war Shaftesbury; er rief Mac Moyer nach England, und dieser folgte dem Rufe mit seinen Helfershelfern. Der anglikanische Bischof Burnet charakterisirt diese Hauptzeugen gegen den Erzbischof von Armagh also: „Einige sittenlose irische Priester und Andere von derselben Nation hörten, daß England um diese Zeit allen entschlossenen Schwörern (good swearers) ein geneigtes Ohr schenke, und erachteten sich für ein solches Geschäft wohl geeignet. So kamen sie denn herüber und schworen, es bestehe in Irland eine große Verschwörung, eine französische Armee in's Land zu bringen und alle Engländer zu ermorden. Die Zeugen waren brutale und verkommene Subjecte; dennoch wurden sie vom Earl of Shaftesbury mit Freuden aufgenommen. Sie wurden vom Parlamente zu Westminster examinirt, und man glaubte ihren Angaben. Auf diese Ermuthigung hin rechnete man, daß Zeugen in hellen Haufen herüberkommen würden.“ [1]

Das Verhör vor dem Parlamente, welches Burnet soeben erwähnte, bezieht sich nicht auf die erste Anwesenheit Mac Moyers und seiner Genossen in London im Frühjahre 1680; damals war kein Parlament versammelt. Sie wurden aber vor dem Privy-Council verhört und kehrten mit Empfehlungsbriefen nach Irland zurück. Es ging jedoch nicht ganz nach ihrem Wunsche. Der Vicekönig verfügte trotz ihrer Einsprache, daß die Verhandlungen in Dundalk stattfinden sollten, und wie dieselben ausfielen, berichtet Erzbischof Plunket in dem folgenden Briefe vom 25. Juli 1680 an den apostolischen Internuntius Tanari:

„Ihr Brief vom 17. Juli tröstete mich inmitten meiner Trübsal und Leiden. Mac Moyer gab sowohl vor als nach der Gerichtssitzung von Dundalk eine Denkschrift ein, daß der Proceß nicht in Dundalk, wo man ihn zu gut kannte, zur Verhandlung käme und daß man denselben auf September oder März verschiebe; aber der Vicekönig wollte nichts davon wissen. So wurde ich am 21. Juli unter Bedeckung nach Dundalk gebracht, welches 36 Meilen von Dublin entfernt ist. Dort übergab man mich dem königlichen

[1] L. c. I. p. 503.

Statthalter jenes Districtes, der mich mit großer Höflichkeit behandelte, und am 23. und 24. Juli wurde ich vor Gericht gestellt. Eine lange Anklage wurde verlesen; aber am 24. wagte Mac Moyer nicht zu erscheinen, um seine Angaben zu bestätigen und meine Vertheidigung zu hören. Ich hatte 32 Zeugen bereit, Priester, Mönche und Laien, welche Alles widerlegen konnten, was gegen mich beschworen war, nämlich: ich hätte 70 000 Katholiken angeworben, um alle Protestanten zu ermorden und die römische Religion und den papistischen Aberglauben hier einzuführen; ich hätte verschiedene Agenten in mehrere Königreiche geschickt, um Hilfe zu erbitten; ich hätte alle Festungen und Hafenplätze des Reiches besucht und ausgekundschaftet; ich hätte im Jahre 1678 ein Provinzialconcil gehalten, um die Franzosen in's Land zu bringen. Auch Monsignor Tyrrell [1], den hochw. Herrn Lukas Plunket, den Ordinarius von Derry, und Dr. Eduard Dromgole, einen ausgezeichneten Prediger, verklagte er in seinen Angaben. Sobald Murphy (der zweite Zeuge) hörte, die Gerichtsverhandlungen würden in Dundalk stattfinden, flüchtete er aus dem Königreiche. Daher gab Mac Moyer an, er allein könne nicht gegen mich auftreten; er müsse vorher die Rückkehr Murphy's abwarten. Die Verhandlung mußte also geschlossen werden. Nach dem Gesetze des Landes habe ich mich nun an drei Gerichtsterminen zu stellen, bevor ich freigesprochen werden kann, und da in Dundalk vor Ende März (1681) keine Gerichtssitzung mehr sein wird, rathen mir mein Anwalt und meine Freunde, eine Bittschrift einzureichen, daß die Sache in Dublin beim nächsten Allerheiligen-Termine entschieden werde; vielleicht wird es gestattet. Nach Schluß der Gerichtsverhandlung wurde ich auf Befehl des Vicekönigs nach dem königlichen Schlosse von Dublin in meine liebe und theure Gefängnißzelle zurückgeführt. . . . Da die Katholiken in der Grafschaft Louth zahlreicher sind als die Protestanten, hatte Mac Moyer vorausgesehen, es würden in der Jury sich gewiß einige Katholiken befinden, und da er überdieß wußte, daß der Statthalter oder Sheriff, wie er seines Amtes wegen genannt wird, mir freundlich gesinnt ist, hatte er zum Voraus eine Bittschrift eingereicht, daß kein Katholik als Geschworener zugelassen werde, und seine Bitte war gewährt worden. Ich erhob keinen Einwand: wußte ich doch wohl, daß alle Protestanten meiner Gegend ihn als einen Bundesgenossen der Tories kannten, und als solcher war er vor dem Criminalgerichte von Armagh im Jahre 1678 verurtheilt und gestraft worden. Auch wußte ich, daß Alle seine beschworenen Angaben gegen mich als erlogen betrachteten, und überdieß war sein sittenloser Wandel notorisch, und so oft er vor Gericht erschien, war er halb betrunken. Murphy floh, denn er wußte wohl, daß die Jury von Dundalk ihn gehängt hätte. Er war vordem in Dundalk eingekerkert und aus dem Gefängnisse entflohen; man hatte ihn mit einigen Tories aufgegriffen, deren gestohlene Beute er verbarg. Man sagt, er sei nach England gegangen, um vom König einen Gnadenbrief zu erlangen und dann als Zeuge gegen mich aufzutreten, nicht einer Verschwörung wegen, sondern weil ich päpstliche Jurisdiction in diesem König-

---

[1] Seinen früheren Guardian, der ihn aus dem Kloster gejagt.

reiche ausübte. Auch Callaghan, ein anderer Zeuge, will dasselbe gegen mich bezeugen, und das ist eine Anklage, welche ich für überaus glorreich erachte."

Aber nicht um diese Anklage war es Shaftesbury zu thun; der Primas von Irland sollte des Hochverraths überwiesen werden, und da er hierfür mit solchen Zeugen und vor einem Gerichtshofe in Irland keine Aussicht hatte, sorgte er dafür, daß der ehrwürdige Prälat rechtzeitig, zugleich mit der ganzen Sippe seiner saubern Ankläger, nach London geliefert wurde, gerade als das Parlament zusammentrat.

„Ich wurde Ende October des letzten Jahres aus Irland nach dieser Stadt (London) gebracht," schrieb der Erzbischof Mitte Mai an den Internuntius, „und den Leiden einer überaus strengen Kerkerhaft preisgegeben; jeder Verkehr mit meinen Freunden wurde untersagt, so daß kein menschliches Wesen als der Kerkermeister Zutritt zu mir hatte. Jetzt aber erhielt ich die Erlaubniß, an meine Verwandten und Bekannten zu schreiben, und so drängt es mich, Ew. Hochwürden mitzutheilen, wie meine Angelegenheiten stehen. Vor 14 Tagen wurde ich vor Gericht gestellt und angeklagt, daß ich den heiligen katholischen und apostolischen Glauben einführen und die protestantische Religion stürzen und vernichten wollte. Nach Verlesung der Anklage wurde jedoch der Proceß auf den nächsten Gerichtstermin verschoben, daß ich meine Schutzzeugen von Irland vorladen könne ... Ich habe acht Zeugen eingeladen, um Alles zu widerlegen, was Mac Moyer und seine Genossen gegen mich aussagen. Ich werde vor Gericht einen sehr schweren Stand haben; denn weder die Geschworenen noch die Richter kennen meine Verhältnisse oder jene meiner Ankläger. Ich bitte deßhalb Ew. Hochwürden dringend, für mich milde Gaben zu sammeln und mir zuzusenden, was meine Freunde geben können, damit ich meine Zeugen unterhalten kann. Jeder derselben wird mich auf wenigstens 20 Pfd. Sterl. kommen, in Anbetracht ihrer Reise und ihres hiesigen Aufenthaltes."

So mußte also der arme Gefangene noch Geld betteln, nur um die Reise seiner Schutzzeugen ermöglichen zu können. Er war am 3. Mai zuerst vor die Schranken der Kings-Bench in Westminster gestellt worden[1]. 35 Tage hatte man ihm gewährt, um seine Schutzzeugen vorzuladen; sie waren aber noch nicht erschienen, als er den 8. Juni wieder vor Gericht gestellt wurde. Umsonst machte er geltend, seine Boten hätten wegen stürmischer See 14 Tage von London bis Dublin gebraucht, und von Dublin hätten sie noch eine Strecke von 100 Meilen zurückzulegen bis in die Grafschaften von Armagh und Derry, wo seine Zeugen und seine Beweismittel seien; umsonst bat er um eine neue Frist,

[1] Siehe State Trials. Vol. VIII. p. 447 sq.

auch nur bis zum 21. des Monats. Die Anklage wurde verlesen; die schamlosen Zeugen traten auf; Sergeant Maynard, den wir schon im Processe gegen Stafford kennen lernten, und neben ihm Sir Robert Sawyer, hielten ihre fanatischen Reden, und die Jury sprach über den wehrlosen Mann ihr „Schuldig“. Mit einem herzlichen „Deo gratias“ hatte es der Erzbischof begrüßt. Auf die Frage des Lord Oberrichters Pemberton, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe, hatte er gesagt: „Mylord, ich versichere Sie, ich habe kein Mittel zu meiner Vertheidigung; man hat mir die erbetene Frist verweigert, um meine Schriftstücke und Zeugen, zehn oder zwölf an Zahl, hierher zu bringen. Wären sie hier, oder wäre ich in Irland, wo man diese Leute und mich kennt, so wollte ich der Bosheit der ganzen Welt lachen. Als man aber in Irland gegen mich verhandelte, hatten sie nicht den Muth, vor Gericht zu erscheinen, wohl wissend, wie falsch und böswillig ihre Angaben seien ... Ich kann nichts Anderes thun, als betheuern, daß ihre ganze Klage nichts als das offenbarste Lügengewebe ist.“

Das „Schuldig“ der Geschworenen wurde am 8. Juni zu Protocoll genommen, das feierliche Todesurtheil aber erst acht Tage später, am 15. Juni, gefällt. Bei dieser Gelegenheit hielt Erzbischof Plunket nochmals eine herrliche Vertheidigungsrede. Wiederum hob er hervor, wie jede Jury in Irland die Angabe, daß er eine Armee von 70 000 Mann angeworben, als Wahnsinn durchschaut haben würde. In den Provinzen von Ulster, wo er doch einzig einigen Einfluß gehabt, würden die Katholiken sammt und sonders, Männer, Weiber und Kinder, keine 70 000 Seelen zählen. Dazu komme die äußerste Armuth des Klerus von Irland, bei der es ganz unmöglich wäre, das Geld für eine solche Armee aufzutreiben. Natürlich betonte der Lord Oberrichter das Zeugniß der Apostaten. „Ich berufe mich auf Alle, welche Eurem Processe beiwohnten,“ declamirte er, „ob ihnen auch nur ein Zweifel an Eurer Schuld gekommen sei. Denn bedenket wohl, Bekenner Eurer Religion, der Mehrzahl nach Priester, ja ich glaube, daß alle die heiligen Weihen empfingen, haben wider Euch gezeugt.“ — „Es waren drei,“ sagte Erzbischof Plunket, „an deren Besserung ich sieben Jahre gearbeitet hatte, Abtrünnige von unserm Glauben und feige Apostaten.“

Auch dem Primas hatte man das Angebot zu machen gewagt, er solle für falsches Zeugniß die Begnadigung einhandeln. Das glaubte er vor Gericht noch feststellen zu müssen und sagte also: „Wäre ich ein Mann, der sich um die Stimme des Gewissens nicht kümmerte oder der

an den allmächtigen Gott, an seine Seele, an Himmel und Hölle nicht dächte, so hätte ich mein Leben leicht retten können. Denn von verschiedenen Personen wurde mir hier Begnadigung angeboten, wenn ich mich nur schuldig bekennen und Andere anklagen würde. Aber Mylord, lieber wollte ich zehntausendmal des Todes sterben, als Jemanden fälschlich anklagen. Und die Zeit wird kommen, wenn Ew. Lordschaft erkennen wird, was die Zeugen, welche gegen mich auftraten, für Menschen waren. Ich wiederhole Ew. Lordschaft meine Betheuerung, daß ich leicht mein Leben hätte retten können, wäre ich ein Mann ohne gute Grundsätze; aber lieber wollte ich zehntausendmal sterben, als einem Menschen unrechtmäßig einen Heller von seinem Gute, einen Tag seiner Freiheit oder eine Minute seines Lebens wegnehmen."

Das Urtheil wurde in der gewöhnlichen, barbarischen Form über den Primas gesprochen. Dann bot ihm der Richter die Hilfe eines protestantischen Geistlichen an. Dr. Plunket sagte, diese könnten ihm nichts helfen; es seien Priester im Gefängnisse, welche ihn nach dem althergebrachten Gebrauche der Kirche absolviren würden, und von ihr wolle er sich nicht trennen. Zugleich mit ihm wurde Fitzharris zum wohlverdienten Tode verurtheilt; derselbe brach vom Schrecken überwältigt zusammen, während der Erzbischof mit Ruhe und Freude den Todesspruch vernahm.

Burnet behauptet, es sei ihm von glaubwürdiger Seite versichert, der Graf von Essex, früher selbst Vicekönig von Irland, sei von der Unschuld Dr. Plunkets so überzeugt gewesen, daß er sich um Begnadigung an den König gewandt habe, mit dem Bemerken, die Zeugen hätten offenbar meineidig geschworen. „Warum habt Ihr das nicht vor Gericht bezeugt?" soll ihm der König entgegnet haben. „Dort hätte es ihm geholfen; ich aber darf keinen Einzigen begnadigen. Sein Blut komme auf Euer Haupt und nicht auf meines!" — Glaubte Karl II. wirklich, so leichten Kaufes jede Verantwortung mit den Worten eines Pontius Pilatus von sich abwälzen zu können? Fox, der Biograph Jakob' II., urtheilte anders; er schrieb das harte Wort: „Auch nach der Auflösung des Parlamentes, da der König von seinen Feinden nicht mehr bedrängt war, hielt er es doch nicht der Mühe werth, das Leben Plunkets, des papistischen Erzbischofs von Armagh, zu retten, dessen Unschuld er doch ohne Zweifel wohl kennen konnte."

Am 1. Juli (nach dem neuen Stil am 11., an einem Freitage) wurde der edle Primas von Newgate nach Tyburn geschleift. Der

Benedictiner P. Corker, der Genosse seines Gefängnisses, erzählt, wie bewunderungswürdig er sich auf den Tod vorbereitete und mit welch' heiliger Ruhe er denselben erwartete. „Als er aus dem Gefängnißhofe zur Hinrichtung geführt wurde," sagt dieser ehrwürdige Zeuge, „wandte er sich rings nach unsern Kerkerfenstern und gab uns fröhlichen Blickes mit erhobenen Händen seinen Segen." Unabsehbare Schaaren drängten sich auf allen Wegen und Straßen bis zum Platze der Hinrichtung. Alles wollte den papistischen Primas sehen; denn so viele Priester und Ordensleute man zum Tode schleppen sah: die Hinrichtung eines Erzbischofs hatte man noch nicht erlebt. Und er starb eines Nachfolgers der Apostel würdig. Selbst Burnet muß gestehen: „Er starb mit großem Anstande und handelte in vielen Dingen eines Bischofes würdig." In seiner letzten Rede legte er noch einmal in überzeugendster Weise seine Unschuld dar. Damit die protestantischen Zuhörer kein Ärgerniß an dem Zeugnisse der unseligen Apostaten nehmen möchten, sagte er ihnen: „Diese schlechte Handlung fällt nur den betreffenden Personen zur Last und wirft kein schlechtes Licht weder auf den Orden des heiligen Franciscus noch auf die römisch-katholische Geistlichkeit. Es ist euch ja wohl bekannt, daß unter den zwölf Aposteln ein Judas Ischariot, und ein Gottloser, Namens Nikolaus, unter den sieben Diakonen war. Und so wie einer der genannten Diakonen, nämlich der hl. Stephanus, für seine Mörder betete, so bete auch ich für jene, die mein unschuldiges Blut durch Meineid vergießen, mit dem hl. Stephanus sprechend: ‚Herr, rechne es ihnen nicht zur Sünde an!' Von Herzen verzeihe ich ihnen, sowie den Richtern, welche mir die nöthige Frist zur Beibringung meiner Beweismittel und Zeugen aus Irland nicht gewährten und so mein Leben augenscheinlicher Gefahr aussetzten. Ich verzeihe ebenso Allen, welche dazu beihalfen, mich aus Irland herzubringen und hier vor Gericht zu stellen, wo ein billiges Verfahren so gut wie unmöglich war. Endlich verzeihe ich Allen, die mittelbar oder unmittelbar zu meiner Hinrichtung mitwirkten. Alle, die ich durch Gedanken, Worte oder Werke jemals beleidigt habe, bitte ich um Vergebung. Möge der Allmächtige unserm Könige, der Königin, dem Herzog von York und der ganzen königlichen Familie Gesundheit, langes Leben, Glück in dieser Welt und endlich die ewige Seligkeit in der andern verleihen."

Zum Schlusse flehte der Primas durch die Verdienste Christi die Fürsprache seiner heiligen Mutter und aller Engel und Heiligen um die Verzeihung seiner Sünden und die ewige Ruhe an. Dann betete er mit

Andacht den Psalm Miserere und wiederholte die Anbefehlung seiner Seele in die Hände seines Heilandes, bis der Karren fortgezogen wurde und er nach kurzem Kampfe zur ewigen Krone einging.

So starb der letzte Blutzeuge auf englischem Boden. Wie er es gewünscht hatte, wurde sein Leib auf dem Kirchhofe St. Giles in the Fields beigesetzt neben dem Grabe der hingerichteten Jesuiten[1]. Sein Name bildet den glorreichen Schluß der langen Liste von 353 Martyrern, welche seit der sogenannten Reformation ihr Leben für die wahre Kirche in England hingaben und über deren Seligsprechung gegenwärtig verhandelt wird.

## 18. Das Ende der Titus-Oates-Verschwörung.

Am 1. Juli 1681 hatte der Primas von Irland auf dem Schaffote zu Tyburn glorreich geendet und schon am folgenden Tage, am 2. Juli, wurde der Earl of Shaftesbury auf Befehl des Königs verhaftet und in den Tower gebracht. Sechs Irländer, darunter fünf Protestanten, klagten ihn als den Erfinder der ganzen vorgeblichen Verschwörung an, und die Zeugen, welche er selbst gegen Dr. Plunket von Irland herübergerufen und mit seinem Gelde unterstützt hatte, traten jetzt gegen ihn auf. Die Beweise waren so erdrückend, daß Karl II. mit Sicherheit die Verurtheilung des Mannes erwartete, welcher von ihm dem englischen

[1] Später wurde das Haupt nach Rom gebracht, während P. Corker die übrigen Reliquien nach dem Benedictinerkloster Lambspringe in der Diöcese Hildesheim brachte. P. Corker wurde in der Folge Abt von Lambspringe; von ihm rührt ein Denkstein in der dortigen Klosterkirche, welcher folgende lateinische Inschrift trägt: „Reliquiae sanctae memoriae Oliveri Plunketi, Archiepiscopi Armachani, Hiberniae Primatis, qui in odium catholicae fidei laqueo suspensus, extractis visceribus et in ignem projectis, celebris martyr occubuit Londini, primo die Julii (stylo veteri) anno salutis 1681“ (die Reliquien Oliver Plunkets, Erzbischofs von Armagh, Primas von Irland, frommen Andenkens, der aus Haß gegen den katholischen Glauben gehenkt, dessen Eingeweide herausgerissen und in's Feuer geworfen und der also zu London am 1. Juli im Jahre des Heiles 1681 als berühmter Martyrer starb). — Im Jahre 1803 wurde das Kloster Lambspringe säcularisirt; seither dient die alte Klosterkirche als Pfarrkirche. Da nun der Seligsprechungsproceß begonnen hat, wollten die englischen Benedictiner die ehrwürdigen Überreste, welche mehr als ein Jahrhundert in ihrem Schutze geruht hatten, nach England übertragen. So wurde am 10. Januar d. J. mit Genehmigung der preußischen Regierung zur Eröffnung des Sarges geschritten; der Prior des englischen Benedictinerklosters Downside brachte die Gebeine des Erzbischofs in sein Kloster, und daselbst wurden sie am 31. Januar vorläufig beigesetzt, in Erwartung, daß die Kirche die öffentliche Verehrung derselben bald gestatten werde.

Volke gesagt hatte, ein König, der notorisch seiner Gemahlin die eheliche Treue breche, dürfe keinen Glauben von seinem Volke mehr fordern. Da aber die bezüglichen Verbrechen in London begangen waren, mußte Shaftesbury vor ein Londoner Gericht gestellt werden; das rettete ihn vor dem Galgen, den er mehr als verdient hatte. In London war nämlich die Partei der Whigs noch in voller Macht, und die Sheriffs, eifrige Parteigänger Shaftesbury's, brachten eine Jury zusammen, welche aus lauter Whigs bestand. Das Verdict derselben lautete auf Ignoramus, und so wurde Shaftesbury am 4. December 1681 freigesprochen. Der König war so empört über dieses Urtheil, daß er die Privilegien der Stadt London confiscirte.

Nicht so gnädig wie Shaftesbury erging es einem gewissen Stephan College, einem Hauptschreier in allen Pöbelaufläufen, der wegen seines fanatischen Katholikenhasses nur „der protestantische Schreiner" hieß. Derselbe wurde in Oxford vor Gericht gestellt, verurtheilt und gehenkt. Die Whigs waren aber nicht gesonnen, die Verfolgung so stillschweigend und geduldig zu ertragen, wie es die Katholiken gethan hatten. Es stellte sich jetzt heraus, auf welcher Seite die eigentlichen Verschwörer und Hochverräther standen. Dieselben Männer, welche am eifrigsten über das Papisten-Complott geschrieen und Dutzende Unschuldiger an den Galgen, Hunderte in die Kerker gebracht hatten, schmiedeten jetzt selbst Mordpläne gegen den König und wollten die Fahne offener Empörung entfalten. Monmouth, die Earls Essex, Russell, Macclesfield, Howard von Escrick, der alte Republikaner Algornon Sidney, Hampden und in Verbindung mit ihnen der Herzog von Argyle in Schottland, dem man zu diesem Zwecke 8000 Pfd. Sterl. geschickt hatte, beriethen den Plan, mit bewaffneter Hand vom Könige den Ausschluß Yorks von der Thronfolge zu erzwingen. Das war die große Whigverschwörung; Shaftesbury, der sich an diesen Umtrieben betheiligte, war das Alles zu wenig, zu unsicher: er sammelte um sich einen engern Kreis von Verschworenen, Rumsey und Walcot, zwei alte Offiziere aus der Zeit Cromwells, Ferguson, einen Presbyterianerprediger, Goodenough, einen fanatischen Parteiführer und Untersheriff von London. Diese faßten den Plan, den König und seinen Bruder Jakob zu morden; die That sollte an dem Landhause eines der Verschworenen, welches an der Straße von London nach Newmarket lag, geschehen, und von dem Namen dieses Landhauses „Rye House" erhielt die Verschwörung ihren Namen: „Rye-House-Plot". Der Muth Shaftesbury's war aber bei Weitem nicht so groß, wie seine

Schlechtigkeit; die Angst, der Plan möchte entdeckt werden, machte ihn fast wahnsinnig. Er prophezeite seinen Mitverschworenen den Galgen, wagte sich nicht mehr in seine Wohnung, schlich in London umher, bald da, bald dort verborgen; dann drängte er wieder Russell und die übrigen Mitglieder der großen Whigverschwörung zum entschiedenen Handeln, drohte, allein loszuschlagen, und versuchte, jedoch umsonst, die Londoner zu offener Empörung fortzureißen. Endlich siegte namenlose Angst über seine Wuth gegen den König und den Herzog von York; er verzweifelte an dem Gelingen seiner Pläne, floh im November 1682 verkleidet nach Holland und starb am folgenden 21. Januar elend und verlassen in Amsterdam. Sein kläglicher Fall und sein Ende bilden in der That einen Beitrag zum Buche de morte persecutorum!

Durch Shaftesbury's Flucht waren die Leiter der großen Whigpartei stutzig geworden, während die Verschworenen des Rye-House-Plots unbeirrt die Ausführung ihrer That beschlossen. Der König war am 3. März 1683 nach Newmarket gegangen; auf seiner Rückkehr nach London sollte er ermordet werden; die Verschworenen wollten vor dem Rye House einen Wagen quer über den Weg stürzen, so die Kutsche aufhalten und den König durch die Hecken erschießen. Nach vollbrachter That wollten sie sich — so war der teuflische Plan beschlossen — auf einige Katholiken werfen, diese ermorden und dann aussprengen, das seien die Mörder gewesen und sie hätten dieselben in gerechtem Zorne erschlagen. Der Anschlag mißglückte durch einen Zufall, oder vielmehr durch Gottes gnädige Fügung. Ein Brand in Newmarket zwang den König acht Tage vor der festgesetzten Frist zur Rückkehr und verwirrte so die Pläne der Verschworenen. Sie glaubten sich entdeckt, und ein feiger Verräther aus ihrer Mitte, Josias Keeling, machte dem Geheimen Rathe Anzeige von dem Mordplane. Einige hatten Zeit zur Flucht, darunter Monmouth und Ferguson; die Übrigen wurden festgenommen. Die Todesangst zwang Lord Howard Geständnisse ab, welche Lord Russell auf das Schaffot brachten. In derselben Gerichtshalle von Westminster, in welcher die von ihm verfaßte Klageschrift gegen Stafford verlesen ward und in welcher er sein „Schuldig" über den Unschuldigen gesprochen hatte, wurde er zum Tode verurtheilt. Seine Parteigenossen sagen, der Spruch sei ungerecht gewesen; unter Wilhelm III. wurde derselbe wegen Formfehler cassirt, und bis auf den heutigen Tag gilt Russell bei den Liberalen als der Martyrer des erlaubten Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Unter den Fresken im Parlamentsgebäude prangt auch Russells

Abschied von seiner Frau im Tower. Daß derselbe Mann mitschuldig war am Tode Staffords, das hat man vergessen; uns aber will sein Tod durch Henkershand als eine Sühne für das unschuldige Blut Staffords und so vieler Katholiken, welche er bitter verfolgte, erscheinen, auch wenn es wahr ist, daß er nichts um die Mordpläne Shaftesbury's gewußt hat. Sein Haupt fiel am 21. Juli 1683. Auch Algornon Sidney wurde hingerichtet. Der Earl of Essex aber griff dem Lauf der Gerechtigkeit vor; er schnitt sich im Tower den Hals durch.

Die Weltgeschichte ist zwar bei Weitem noch nicht das Weltgericht. Aber ein Stück Vergeltung können wir in der Geschichte dieser wahren Verschwörung jener erdichteten gegenüber und in dem Loose der Männer, welche die erdichtete Katholikenverschwörung zum Zwecke ihrer politischen Pläne ausnützen wollten, nicht verkennen. Auch ihr erstes Werkzeug, der meineidige Titus Oates, sollte wenigstens einen kleinen Theil seiner Strafe vor den Augen des Publikums erdulden, das seinen Meineiden zugejauchzt und seinen Opfern im Tode noch zugebrüllt hatte.

Kaum hatte Jakob II. den Thron Englands bestiegen, als er auch Befehl gab, den Proceß gegen Titus Oates einzuleiten. Am 23. April (3. Mai) 1685 war er gekrönt worden, und schon am 8./18. Mai wurde Titus Oates wegen „absichtlichen, böswilligen und abscheulichen Meineides" vor die Schranken der Kings Bench gestellt. Er bat um Aufschub, und der Proceß wurde bis zum 26. Mai verschoben. Dann aber brach der Schlag über den Schuldigen herein. Es wurden ihm zwei Meineide, welche er in dem Processe gegen P. Ireland S. J. geschworen hatte, schlagend nachgewiesen. Am Schlusse der Verhandlung hielt Richter Witkins die folgende Ansprache an den Schuldigen:

„Titus Oates! Ihr seid zweier Meineide überwiesen. Ich sage Meineid, und muß das Wort doppelt wiederholen, denn Ihr seid doppelt dieses Verbrechens schuldig. Es ist eines der größten Verbrechen, welches unser Gesetz kennt, und eines der größten Verbrechen seiner Natur nach. Aber Euer Meineid hat alle erschwerenden Umstände, die sich nur denken lassen, und wird dadurch noch strafwürdiger. Wenn ein Mann seinen Nebenmenschen mit dem Schwerte mordet, so hat er den Galgen verwirkt, vorausgesetzt, er that es mit vorbedachter Bosheit. Aber wenn ein Mann unschuldiges Blut auf sich bringt durch einen böswilligen, vorbedachten falschen Eid, so ist das nicht nur eine Blutthat, sondern Mord durch verruchten und böswilligen Meineid. Ich kann nicht umhin, einzugestehen, daß unser Strafgesetz in diesem Punkte mangelhaft ist, indem es für einen solchen Verbrecher nicht den Galgen bestimmt. Die schrecklichen Folgen, welche Euer Meineid nach sich zog, zeigen klar die Lücken unserer Strafbestimmungen. Sind sie doch derart, daß keines

Christen Herz an sie denken kann, ohne zu bluten in der Erinnerung an das unschuldige Blut, das Euer Eid verspritzt hat; denn jeder vernünftige Mensch glaubt nun an die Unschuld und trauert um den Tod dieser Opfer. Gott sei Dank, sind jetzt unsere Augen geöffnet, und wahrlich wir hätten unheilbar blind sein müssen, wenn sie nicht aufgegangen wären bei den Widersprüchen, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten Eures Zeugnisses selbst, dann aber auch durch die positive, klare und directe Aussage von 47 Zeugen, die übereinstimmend Euer Zeugniß widerlegten und gegen die Ihr keine andere Ausflucht hattet, als es seien Papisten und römische Katholiken — eine ganz und gar nichtssagende Ausrede. Es waren übrigens neun oder zehn Protestanten darunter . . . Ich bin nie ein grausamer Mensch gewesen, und immer habe ich mit Schmerzen ein Urtheil über meine Mitbürger und Mitmenschen gefällt . . . Aber im vorliegenden Falle, erwägend die Größe des Verbrechens und seine traurigen Folgen, kann ich nicht sagen, daß ich irgend einen Schmerz beim Urtheilsspruche empfinde." [1]

Das Urtheil lautete:

„1. Der Gerichtshof verfügt über Euch eine Geldstrafe von 1000 Mark Silber für jeden der zwei Meineide;

2. daß Ihr aller geistlichen Kleidung beraubt werdet.

3. Der Gerichtshof verfügt, daß Ihr nächsten Montag vor dem Thore von Westminster-Hall auf und an dem Schandpfahle eine Stunde stehet, mit einer Inschrift über Eurem Haupte, welche Euer Verbrechen nennt und mit welcher Ihr vorher durch alle Gerichtshöfe von Westminster geführt wurdet. Das ist die Strafe für den ersten Meineid.

4. Für den zweiten Meineid sollt Ihr am Dienstage mit derselben Inschrift vor der Royal Exchange eine Stunde am Schandpfahle stehen.

5. Nächsten Mittwoch sollt Ihr von Aldgate nach Newgate gepeitscht werden.

6. Nächsten Freitag sollt Ihr durch den gemeinen Henker von Newgate nach Tyburn gepeitscht werden.

Aber, Mr. Oates, wir dürfen nicht vergessen, daß Ihr mit Bezug auf verschiedene Zeitpunkte meineidig schwuret. Zu einem alljährlichen Gedächtnisse deßhalb, und damit alles Volk, so lange Ihr lebet, sich daran erinnere, haben wir überdieß jährlich wiederkehrende Strafen für Euch verordnet:

1. Auf den 24. April jedes Jahres habt Ihr für Lebenszeit zu Tyburn dem Galgen gegenüber zwischen zehn und zwölf Uhr eine Stunde auf und an dem Pranger zu stehen [2].

---

[1] Die Verhandlungen gegen Oates sind noch im gleichen Jahre (1685) im Druck erschienen; das Buch ist im Britischen Museum: The Tryals, Conviction and Sentence of Titus Oates upon Two Indictments for willful, malicious and corrupt Perjury at the Kings-Bench-Bar at Westminster etc. London 1685.

[2] Titus Oates hatte meineidig geschworen, er habe am 24. April 1678 der Provinzialversammlung der Jesuiten in London beigewohnt. Vgl. oben Bd. XXII. S. 485; Bd. XXIII. S. 263 ff.

2. Sollt Ihr jedes Jahr am 9. August hier vor Westminster-Hall am Pranger stehen. Und damit man wisse, was wir damit bezwecken: es ist des Schwures wegen, den Ihr geleistet, daß Mr. Ireland zwischen dem 8. und 12. August in der Stadt gewesen sei.

3. Ebenso habt Ihr jeden 10. August bei Charing Croß eine Stunde am Pranger zu stehen und

4. jeden 11. August an Temple-Gate.

5. Jeden 2. September (ein anderer notorischer Tag, der nicht vergessen werden darf) vor der Royal Exchange. Alles das sollt Ihr thun so lang Ihr lebt und sollt auf Lebenszeit in strenger Gefangenschaft bleiben."

„Das ist das Urtheil des Gerichtshofes," schloß der Richter, „und ich muß Euch offen gestehen: wenn es in meiner Macht gelegen hätte, so würde ich gerne das Todesurtheil über Euch gefällt haben; denn Ihr habt es verdient."

So stand also Titus Oates an den belebtesten Plätzen Londons als Meineidiger an dem Pranger und wurde durch den Henker denselben Weg, den seine Opfer zur Hinrichtung geschleift wurden, von der Newgate bis nach Tyburn gepeitscht, gerade in den Tagen, da sich mit seltenem Pompe das Parlament zum ersten Male um Jakob II. versammelte. Ich sah in London ein altes Bild, welches die Bestrafung des niederträchtigen Verbrechers darstellt. Das Hauptfeld in der Mitte zeigt den Titus Oates am Schandpfahle; der Kopf und die beiden Hände sind in eine Art Kreuzbalken eingezwängt; rund um ihn her steht der höhnende Pöbel. Ein anderes Feld darunter zeichnet ihn unter den Ruthenstreichen des Henkers. Kleinere Medaillons geben die Köpfe der hauptsächlichsten Opfer seiner Meineide, und lateinische Verse, welche darunter stehen, schildern den Mann, seine Frevel und seine Strafe. Unter Anderm liest man: Aspice tantorum causamque caputque malorum, und: Doctor fictus [1] non fictos recipit ictus.

So lange Jakob II. regierte, wurde das Urtheil an Titus Oates redlich vollstreckt. Als aber der Oranier den englischen Thron bestieg, öffneten sich für den Meineidigen die Kerkerthüren. Ja, der neue König begnadigte ihn nicht nur, er nahm ihn in seinen Schutz und warf ihm eine Pension aus! Seine Strafe hatte ihn durchaus nicht gebessert. Er bot sich dem Parlamente an, alle seine früheren Aussagen auf's Neue zu beschwören. Wann und wie er starb, ist nicht bekannt.

Oates' Helfershelfer waren vor den höchsten Richter gerufen, bevor

---

[1] Doctor fictus: Titus Oates hatte sich den Titel „Doctor von Salamanca" beigelegt.

Jakob II. König wurde. Ein altes Manuscript der Bibliothek von Stonyhurst [1] berichtet, William Bedloe sei im August 1680 gestorben mit schrecklichen Flüchen und Lästerungen gegen diejenigen, welche ihn zu falschem Zeugniß gegen Unschuldige verführten. Die Zunge quoll dem Sterbenden aus dem Munde, so lang, schwarz und dick, daß er sie nicht mehr zurückziehen konnte, zum Schrecken aller Umstehenden. Sein Bruder, James Bedloe, starb im gleichen Sommer mit Flüchen gegen den Earl of Shaftesbury, der die Ursache der Verdammung seines Bruders sei und seiner eigenen, wie er fürchte. Dugdale starb, wahnsinnig vor Gewissensbissen; mit lautem Geschrei bat er die Leute, welche um sein Sterbebett standen, sie möchten den Lord Stafford forttreiben. Auch Carstains Tod war gräßliche Verzweiflung. Mit dem letzten Athemzug schrie er den Umstehenden zu, sie sollten ihn wie einen Hund in eine Senkgrube werfen; denn es passe sich nicht für ihn, in einem christlichen Grabe zu ruhen.

Und Karl II., der trotz seines bessern Wissens, und von der Unschuld der Verurtheilten überzeugt, dennoch ihre Todesurtheile unterschrieb? Es ist bekannt, daß er auf seinem Sterbebette in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde, deren Wahrheit er schon lange anerkannte, der zu folgen er aber aus politischen wie aus moralischen Gründen nicht den Muth hatte. Mag eine solche Bekehrung im letzten Augenblick gemeiniglich von zweifelhaftem Werthe sein, so dürfen wir doch glauben, daß das Gebet der Martyrer, von denen ja keiner starb, ohne vorher für die Bekehrung und das ewige Heil seines Königs ausdrücklich gebetet zu haben, ein solches Gnadenwunder erflehte. Seine Bekehrung und die Rettung seiner mit zahllosen und furchtbaren Sünden befleckten Seele ist dann in Wahrheit die heilige Vergeltung der Blutzeugen.

Jakob II. machte gut, so weit es ihm noch möglich war, was die feige Schwäche seines Bruders verschuldet hatte. Freilich die 25 Opfer, welche auf dem Schaffote geendet, die ungezählten, welche in den Gefängnissen starben, konnte er nicht zum Leben erwecken. Er konnte nicht einmal das Hab und Gut ersetzen, welches die Verfolgung den Katholiken geraubt hatte. Aber die Kerker öffneten sich, und die ehrwürdigen Bekenner athmeten auf, für einige Jahre wenigstens, bis die Regierung des Oraniers einen neuen Sturm über ihnen zusammenzog. Von den vier

[1] Stonyhurst Ms. Anglica. Vol. V. n. 100.

Lords, welche nach Staffords Hinrichtung im Tower blieben, war Lord Petre inzwischen gestorben. Die übrigen drei, Arundel, Bellasyse und Powis, erwählte Jakob II. zu Mitgliedern des Geheimen Rathes; der letztgenannte trug ihm bei feierlichen Aufzügen das Reichsschwert vor.

So endete die letzte blutige Verfolgung der katholischen Kirche auf englischem Boden. Erst in unserer Zeit geht der Same herrlich und üppig auf, der in jenen Tagen der Trübsal in Blut und Thränen ausgestreut wurde. Wenn die sterbenden Opfer vom Schaffote aus, welches das fanatisirte Volk mit wüstem No-Popery-Geschrei umtobte, einen Blick hätten werfen können auf die heranblühende katholische Kirche unserer Tage mit ihrer glänzenden Hierarchie, ihrem eifrigen Klerus, ihren zahlreichen und thätigen Orden, ihren Tausenden von Schulen und Kirchen; wenn sie die herrliche katholische Kathredale hätten sehen können, welche sich jetzt St. Paul gegenüber in London erheben soll — sie wären noch einmal so freudig den Tod der Schmach gestorben für ihren katholischen Glauben. Der alte Spruch „Sanguis Martyrum semen Christianorum" ist herrlich in Erfüllung gegangen, und in unsern Tagen beabsichtigt die heilige Kirche, auch diesen ihren Kindern ihren erhabenen Dank auszusprechen, indem sie eine große Zahl der Opfer, deren Tod auf dem Blutgerüste oder in den Kerkern wir in diesen Blättern erzählten, unter die Zahl ihrer seligen Martyrer aufnehmen will. Von den 353 englischen Blutzeugen, über deren Seligsprechung augenblicklich verhandelt wird, sind nicht weniger als 38 Opfer der Titus-Oates-Verschwörung.

**Jos. Spillmann** S. J.

---

# Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

(Fortsetzung.)

---

## 3. Der Ausbau.

Gib mir, wo ich stehe! Mit dieser großartigen Archimedes-Rede will Herr Glasenapp[1] die Lage charakterisiren, in welche sich Wagner durch seine Betheiligung an der Revolution[2] gebracht hatte. Sie war

[1] Motto des dritten Buches: Exil in der Schweiz.

[2] Bernhard Vogl, Richard Wagner. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Rühle & Rüttinger, 1883. S. 24. In dieser doch etwas gar nüchtern geschriebenen

wirklich keine rosige. Er hatte zwar nicht auf den Barrikaden gestanden, aber er hatte, wie Richard Pohl [1] bemerkt, die „musikalische Direction" der Revolution übernommen. Er leitete die Signale, die Sturmglocken; er organisirte den Zuzug von auswärts und feuerte durch Reden zum Kampfe an. Schon in Chemnitz wäre er dabei nahezu abgefangen worden, und als die Preußen den Dresdener Maitagen einen raschen Garaus machten, blieb dem königlichen Kapellmeister nichts Anderes übrig, als rasch Fersengeld zu geben, wenn er nicht mit Heubner und Röckel und anderen Freunden in's Zuchthaus zu Waldheim wandern wollte. Selbstverständlich war er in seiner Stellung schlechterdings unmöglich geworden. Er wußte sich in seiner Art zu trösten. „Mit nichts kann ich das Wohlgefühl vergleichen, das mich — nach Überstehung der nächsten schmerzlichen Eindrücke — durchdrang, als ich mich frei fühlte, frei von der Welt marternder, stets unerfüllter Wünsche, frei von den Verhältnissen, in denen diese Wünsche meine einzige, verzehrende Nahrung gewesen waren; als mich, den Geächteten und Verfolgten, keine Rücksicht mehr band zu einer Lüge irgendwelcher Art." [2] — In Weimar traf er mit Liszt zusammen. Jetzt sah er in ihm nicht mehr „den Sklaven des abgeschmacktesten Publikums", des Publikums der Virtuosen, über den er einst das fade Wort ergehen ließ: „Einst wird Liszt auch im Himmel vor

---

Wagner-Biographie findet sich ein authentischer Bericht über die Revolutions-Actionen des Maestro der Zukunftsmusik. W. Tappert, ditto ein Wagner-Biograph, theilt eine Rede mit, die Wagner 14. Juni 1848 im Dresdener Vaterländischen Vereine hielt über das Thema: „Wie verhalten sich republikanische Verfassungen dem Königthum gegenüber?" Er muthet dem König von Sachsen darin zu, Sachsen zum Freistaate zu erklären, wofür er (Wagner) garantiren will, daß die höchste vollziehende Gewalt dem Hause Wettin erblich eigen bleiben solle. — Später scheint Wagner dem monarchischen Principe wieder geneigter geworden zu sein — im sommerlichen Königreich der Gnade. Anders freilich denkt Herr Henry Perl, der „geistvolle" Verfasser blühendster Mosaikbilder aus Wagners letzten Lebenstagen. Er erzählt, daß der Dichtercomponist ein reges Interesse für einen großen Pelzrock gehabt habe, den er in einem Extraschranke wohl verwahrte. „Dahin begab er sich nun Tag für Tag in den ersten Morgenstunden und holte eigenhändig den Pelz heraus, ein Act, den man geradezu als demokratisch bezeichnen muß, wie denn überhaupt der alte Freigeist bei aller Vornehmheit Wagner unausrottbar im Blute steckte." — Da haben wir's!

[1] Sammlung musikalischer Vorträge, Nr. 53/54. Richard Wagner. Leipzig. Breitkopf & Härtel, 1883.

[2] Von der Fessel der Dankbarkeit gegen das Königshaus muß Wagner nicht stark „gebunden" gewesen sein. Ebenso ist es zum mindesten nicht sehr zart, wenn die verschiedenen Wagner-Biographen dem sächsischen Königshause und dem sächsischen Adel es sehr verargen, daß sie sich nur zaudernd der Wagner-Bewegung anschlossen.

dem versammelten Publikum der Engel die Phantasie über den Teufel spielen!" Franz Liszt hatte seinen „Tannhäuser" aufgeführt, und Wagner war glücklich, sein Werk unter solcher Leitung selbst zu hören. Jetzt meinte er: „Liszt ist mein zweites Ich!" — Doch war für den steckbrieflich verfolgten Musiker in Weimar offenbar kein Halt, so sehr sich Liszt seiner annahm. Er mußte weiter nach Paris, wo er jedoch nicht lange weilte. „Der gastliche Freistaat, der so manchem Verbannten ein dauerndes oder vorübergehendes Asyl und einen angemessenen Wirkungskreis dargeboten, gewährte auch Wagner für lange Jahre eine friedliche Heimath." [1] Zürich gab ihm, wo er stehe. — Er war aber hilflos in die Verbannung gegangen, und es begannen deßhalb für ihn wieder schwerere Zeiten, welche bisweilen der Noth früherer Jahre nichts nachgaben. Der Schlag, der ihn getroffen hatte, schien zunächst seine künstlerische Schaffenskraft gelähmt zu haben. „Unterdessen," sagt Pohl, „saß R. Wagner als Flüchtling in Zürich — einsam, oft an Allem verzweifelnd — und griff zur Feder des Schriftstellers, um seinem Herzen Luft zu machen."

Bisher hatte Wagner die literarische Thätigkeit nur als Nebensache behandelt, jetzt wollte er sie ex professo treiben. Der Dichter mußte dem Kunstphilosophen weichen. Der Endzweck seiner schriftstellerischen Thätigkeit im größeren Umfange blieb aber derselbe: die Welt mußte wissen, was er dachte, und sie mußte denken lernen, wie er dachte. „Nicht Eitelkeit," sagt er selbst, „sondern ein unabweisbares Bedürfniß hat mich — für kurze Zeit — zum Schriftsteller gemacht." Wir sehen, Wagner ist die lebendige Philosophie vom blinden Willen und vom Un-

---

[1] Glasenapp, I. S. 278. — Ende August 1858 siedelte er nach Venedig über, kehrte aber schon März 1859 in die Schweiz zurück (nach Luzern). Im September 1859 ging er wieder nach Paris, wo er nun „ein tiefzerstreuendes Lebensjahr" zubrachte. Im März 1860 führte die große Oper auf kaiserlichen Befehl seinen „Tannhäuser" auf. Die Pariser benahmen sich jedoch der deutschen Zukunftsmusik gegenüber so oppositionslustig, daß es bei den Vorstellungen zu förmlichen Skandalscenen kam, welche jedenfalls in der Geschichte des genannten Kunstinstituts ihres Gleichen kaum haben dürften. Wagner zog sein Werk zurück und nannte die Pariser ein Schneidervolk. Eine französische Wagner-Literatin hat in neuester Zeit den wahren Grund der Antipathie ihrer Landsleute gegen die Wagner'schen Opern glücklich entdeckt. Sie schreibt: „Was ich so lange für gewöhnlichen und unvermeidlichen Widerstand gehalten habe, für instinctiven Haß, welchem Geistesneuerer in jedem Lande zuerst begegnen, ist, fürchte ich, in Frankreich mehr als das. Unser so lebhafter, leichter, so zur Spottsucht geneigter Geist beraubt uns dieser so unerläßlichen Fähigkeit zum Verständniß von Meisterwerken: der Naivität." So schreibt 1883 Judith Gautier, des jungen Siegfried Taufpathin.

bewußten. In verhältnißmäßig kurzem Zeitraume (1849—1851) ließ er rasch nacheinander die drei wichtigsten seiner literarischen Erzeugnisse erscheinen: „Kunst und Revolution“ (1849), „Das Kunstwerk der Zukunft“ (1850) und „Oper und Drama“ (1851). Das erste, worin der Revolutionär Wagner sich Luft macht, haben wir theilweise schon früher besprochen. Sehr belehrend über den Einfluß, den die ändernde Zeit hervorzubringen vermag, müßte ein kleiner Vergleich sein von „Kunst und Revolution“ (1849) mit einer späteren Schrift des Kunstphilosophen: „Deutsche Kunst und deutsche Politik“, welche nach dem Siegesjahre 1866 verfaßt ist [1] und, nach der Versicherung des Herrn Glasenapp, „den Meister nur scheinbar über das Gebiet der Kunst hinausführt“. Allerdings versichert der Autor: „Wir haben weder aristokratische noch demokratische, weder liberale noch conservative, weder monarchische noch republikanische, weder katholische noch protestantische Interessen in unser Spiel zu ziehen gesucht, sondern für jede unserer Forderungen uns einzig auf den Charakter des *deutschen Geistes* gestützt.“ Das klingt aber jedenfalls schon anders, als S. 18 von „Kunst und Revolution“, wo wir lesen: „Erst als das Glaubensfeuer der Kirche ausgebrannt war, als die Kirche offenkundig sich nur noch als sinnlich wahrnehmbarer weltlicher Despotismus und in Verbindung mit dem durch sie geheiligten, nicht minder sinnlich wahrnehmbaren weltlichen Herrscher-Absolutismus kundgab, sollte die sogenannte Wiedergeburt der Künste vor sich gehen“, oder S. 40: „Die Revolution, nicht etwa die Restauration, kann uns jenes höchste Kunstwerk wiedergeben“, oder S. 44: „Aus ihrem Zustande civilisirter Barbarei kann die wahre Kunst sich nur auf den Schultern *unserer großen socialen Bewegung* zu ihrer Würde erheben: sie hat mit ihr ein *gemeinschaftliches* Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen. Dieses Ziel ist der starke und schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit.“ — „Im sommerlichen Königreich der Gnade“ mußten allerdings andere Ideen zur Reife gestellt werden. Übrigens ist der Grundgedanke sich gleich geblieben: ein Theater im

---

[1] Der ganze Aufsatz war ursprünglich — um mit Glasenapp zu reden — in der irrig gewählten Umgebung eines Zeitungs-Feuilletons an die Öffentlichkeit getreten, aber schon Ostern 1868 bei J. J. Weber in Leipzig als besondere Broschüre erschienen. Herr Glasenapp hatte offenbar einen sehr schwachen Moment, wenn er bei seinem Heros, um nicht zu sagen — seinem Gotte, noch die Möglichkeit einer *irrigen Wahl* der Umgebung eingesteht. Quandoque bonus dormitat Homerus.

Sinne und im Geiste der altgriechischen Kunst vermag allein die Kunst zunächst und durch diese das Glück der Menschheit aufzurichten. „Die Kunst und ihre Institute," heißt es in „Kunst und Revolution", „können somit die Vorläufer und Muster aller künftigen Gemeinde-Institutionen werden."[1] Ähnlich lautet seine Ansicht in „Deutsche Kunst und deutsche Politik", wo alle Hoffnung für eine deutsche Bildung von der Entscheidung abhängig gemacht wird, ob in dem durch die Wiedergeburt der Kunst neugestalteten Leben ein Theater erstehe, welches dem innersten Motiv seiner Cultur in der Weise entspräche, wie das Theater der alten Griechen dem griechischen Geiste entsprach. — Um zu solcher Würde zu gelangen, bedurfte die Kunst indessen anno 1870 höherer Schultern, als jener der socialen Bewegung von 1848. Denn:

„So heißt das Lied
vom Siegefried,
von deutscher Heeresthat gedichtet:
Der Kaiser naht: in Frieden sei gerichtet!"

Auf die Wagner'schen Dogmen von einem Christus, dessen Werk vom großen Bruderbunde durch Apollo erst das Siegel der Stärke und Schönheit empfangen muß, und auf den Wagner'schen Haß gegen die Kirche, die er nur als offenkundige Lügnerin und Heuchlerin zu bezeichnen beliebt, haben wir schon früher hingewiesen. Blinder Haß kann es doch nur sein, der einen Mann wie R. Wagner vom Geiste des christlichen Ritterthums und seiner Poesie buchstäblich schreiben läßt: „Eben deßhalb ward das wirkliche Leben aus einer ursprünglich edlen, durchaus nicht anmuthlosen Volkssitte zu einem unfläthigen und lasterhaften, weil es nicht aus sich heraus, aus der Freude aus sich und seinem sinnlichen Gebahren den Kunsttrieb nähren durfte, sondern für alle geistige Thätigkeit auf das Christenthum angewiesen war, welches von vornherein alle Lebensfreude verwies und als verdammlich darstellte. . . ."[2] Und von der sogen. Renaissance heißt es: „Daß man nun die Gegenstände des Glaubens, die verklärten Geschöpfe der Phantasie, sich in himmlischer Schönheit und mit künstlerischer Freude an dieser himmlischen Schönheit

---

[1] S. 59. Kurz zuvor lesen wir: „Ist dann die menschliche Gesellschaft dereinst so menschlich schön und edel entwickelt, wie wir es allerdings durch die Wirksamkeit unserer Kunst allein nicht erreichen werden, wie wir es aber im Verein mit den unausbleiblich bevorstehenden großen socialen Revolutionen hoffen dürfen und erstreben müssen, so werden die theatralischen Vorstellungen auch die ersten gemeinsamen Unternehmungen sein" u. s. w.

[2] Die Kunst und die Revolution, S. 18.

vor die Augen stellte, dieß war die vollkommene Verneinung des Christenthums selbst: und daß die Anleitung zu diesen Kunstschöpfungen aus der heidnischen Kunst der Griechen selbst hervorgenommen werden mußte, das war die schmachvollste Demüthigung des Christenthums. Nichtsdestoweniger aber eignete sich die Kirche diesen neuerwachten Kunsttrieb zu, verschmähte es somit nicht, sich mit den fremden Federn des Heidenthums zu schmücken und sich als offenkundige Lügnerin und Heuchlerin hinzustellen."[1] Der Leser mußte uns diese längeren wörtlichen Anführungen schon zu gute halten. Sie sollten ihm deutlich zeigen, was der Baumeister und Bauherr des Kunstwerkes der Zukunft von Christus, Christenthum und Kirche einst sich für Gedanken gemacht hatte. Sie sollten eine, wenn auch spärliche, so doch authentische Exegese sein zur Wagner'schen professio fidei: lieber einen halben Tag Grieche vor dem tragischen Kunstwerk, als in Ewigkeit — ungriechischer Gott![2] — Soll uns dem gegenüber vielleicht trösten, daß Wagner zwanzig Jahre später, einzig nur gestützt auf den Charakter des deutschen Geistes, den Toleranten spielen will? Oder soll es uns vielleicht gar versöhnen, wenn er, wiederum zehn Jahre später, das Heiligste unseres Glaubens und unseres Cultes auf die Bühne stellt, damit die „musikalischen Berichterstatter" der großen Judenblätter im volltönigen Judenjargon von den „der Erlösung der Menschheit gewidmeten Hundstagen" der Parsifal-Vorstellungen zu Bayreuth erzählen können und zu versichern vermögen: „Wir, die keinen Wunderglauben besitzen, treten beiseite an den Wegesrand und sind höflich oder klug genug, unsere Kopfbedeckung abzunehmen. Dann setzen wir den Hut wieder auf und geben unseren Gedanken Audienz, die wahrlich nicht die freundlichsten sind."[3]

„Das Kunstwerk der Zukunft" ist dem Philosophen Ludwig Feuerbach gewidmet, der gerade damals den Höhepunkt seiner rapid gestiegenen Popularität erreicht hatte. Mit dem „Drange und der tiefgefühlten Verpflichtung", für die ihm aus Feuerbachs Schriften „gewordene Herzensstärkung" seinen Dank zu bezeigen, wird diese Widmung gehörig motivirt[4]. Auch verschmäht der Künstler nicht, „zur Widmung" dem Philo-

[1] Die Kunst und die Revolution, S. 19.

[2] Die Kunst und die Revolution, S. 10.

[3] Vgl. den Bericht der „Wiener Allgem. Ztg." über die Parsifal-Aufführung von 1882.

[4] „Niemand als Ihnen, verehrter Herr! kann ich diese Arbeit zueignen, denn mit ihr habe ich Ihr Eigenthum Ihnen wieder zurückgegeben! — ..... Mögen aber auch Sie, verehrter Herr! es mir nicht verübeln, wenn ich durch diese Zueignung

sophen sein ganzes Herz auszuschütten. Er mag damit bei diesem das hinreichendste Verständniß gefunden haben, da derselbe schon in seinen „Vorlesungen über das Wesen der Religion" (1848) sich unverfroren als entschiedenen Anhänger des Egoismus bekannt hatte, dem das am höchsten stehe, was der Selbsterhaltungstrieb und der eigene Nutzen fordert. — „In seinem Fundamentalwerke ‚Das Kunstwerk der Zukunft',“ so beginnt R. Pohl die Besprechung dieser Schrift, „geht Wagner von dem Satze aus: ‚Wie der Mensch sich zur Natur verhält, so verhält sich die Kunst zum Menschen.'" — Herr E. v. Hagen geräth über diesen Anfang in eine seiner gewöhnlichen Ekstasen und ruft hochbegeistert aus: „Das ist ein abstrakter, eines Denkers würdiger Anfang!" Wir möchten lieber sagen: Das ist ein eines Wagner würdiger Anfang! Denn der Satz ist entweder ein purer nonsens, oder er ist der Ausdruck eines perfect Feuerbach'schen Egoismus. Der Mensch verhält sich nämlich zur Natur als ihr Herr und Endzweck. Dieß sagt nicht bloß die Lehre der christlichen Religion, sondern dieß fordert auch die Vernunft des „sanften" Philosophen, wenn sie überhaupt nur noch normal thätig ist. Aus dem Wagner'schen Satze folgt also einfachhin, daß die Kunst die Herrin des Menschen sei. Das ist jedoch offenbar widersinnig, und es konnte sich nur ausbilden im Sinne eines Alles vergewaltigenden, Alles dressirenden,

---

Ihren Namen zu einer Arbeit herbeiziehe, die zwar dem Eindrucke Ihrer Schriften auf mich mit ihr Dasein verdankt ...." — Feuerbach war erst Anhänger der Hegel'schen Philosophie gewesen, hatte ihr aber 1839 einen Scheidebrief (Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie) geschrieben und sich dem Naturalismus und Materialismus zugewendet. Ob es seine Werke im Allgemeinen oder etwa das namensverwandte: „Grundsätze der Philosophie der Zukunft", allein gewesen, wodurch Wagners „Herz gestärkt wurde", sagt der Musiker dem Philosophen nicht näher. Man braucht jedoch sich über diese philosophischen Studien des Zukunftsmusikers nicht besonders zu wundern; denn Feuerbach hatte selbst in der Frauenwelt einen ausgedehnten Leserkreis gefunden. Wenige Schriftsteller haben zur Untergrabung jedweden positiven Glaubens so viel beigetragen, wie er. Im Glauben liegt ihm das böse Princip. Die Religion entmenscht und macht bornirt. Das Zulässige der christlichen Sacramentenlehre führt sich dahin zurück, daß Wasserbad, Essen und Trinken göttliche Dinge sind (Parsifal!). Die Fortdauer des Menschen besteht einzig in der geschichtlichen Erinnerung u. s. w. Wagner scheint diese letztere Anschauung auch auf die Thiere ausgedehnt zu haben, da er seinem „liebsten" Hunde auf dessen Grab im Wahnfried schrieb: „Hier ruht Ruß und wartet." — Späterhin verließ Wagner die Philosophie Feuerbachs, um an Schopenhauer sein Herz zu stärken. Ein salto mortale war zum Glück hierzu nicht nothwendig, da die Feindschaft gegen das Christenthum eine recht praktikable Brücke abgeben konnte. — Ludwig Feuerbachs Bruder, Friedrich, der selbst von sich gesagt hat, er predige, was jener lehrte, schrieb ebenfalls Zukunftswerke: „Die Religion der Zukunft" (1843) und „Die Kirche der Zukunft" (1847).

Alles ausnützenden Mannes, wie R. Wagner es war. Die Cultur des Kunstwerkes der Zukunft würde in der Tyrannei der Künstler gipfeln. Allerdings stehen wir da jedenfalls schon auf der Schwelle dieser goldenen Zeit; denn die geradezu erschrecklichen Summen, in welchen sich die modernsten Künstlerprätensionen bewegen, finden ihr Princip ganz gut und treffend in dem Satze ausgesprochen: Der Mensch ist für die Kunst, was die Natur für den Menschen.

Wagner theilte seine Schrift in fünf Abschnitte ein: 1. Der Mensch und die Kunst im Allgemeinen. 2. Der künstlerische Mensch und die von ihm unmittelbar abgeleitete Kunst. 3. Der Mensch als künstlerischer Bildner aus natürlichen Stoffen. 4. Grundzüge des Kunstwerkes der Zukunft. 5. Die Künstler der Zukunft. Wir wollen bei dem vierten Abschnitte etwas verweilen [1] und seinen Inhalt in wenigen Sätzen zu skizziren versuchen. Als die eigentliche These des ganzen vierten Abschnittes werden nach einigen etwas confusen Bemerkungen über die Stellung der modernen Kunst zum öffentlichen Leben u. s. w. folgende Sätze aufgestellt: „Der künstlerische Mensch kann sich nur in der Vereinigung aller Kunstarten zum gemeinsamen Kunstwirken vollkommen genügen. ...... Das wahre Streben der Kunst ist daher das allumfassende: jeder vom wahren Kunsttriebe Beseelte will durch die höchste Entwicklung seiner besonderen Fähigkeit nicht die Verherrlichung dieser besonderen Fähigkeit, sondern die Verherrlichung des Menschen in der Kunst überhaupt. Das höchste gemeinsame Kunstwerk ist das Drama: nach seiner möglichen Fülle kann es nur vorhanden sein, wenn in ihm jede Kunstart in ihrer höchsten Fülle vorhanden ist.“ [2] Beurtheilen wir nun zunächst die aufgestellten Sätze einzeln für sich.

---

[1] Die Lectüre der Wagner'schen Schriften hat in sich etwas ungemein Ermüdendes. Der Grund davon liegt nur theilweise in der Darstellungsart; der größte Theil davon entfällt vielmehr auf den Gedankengang selbst, welcher nichts weniger als durchsichtig und folgerichtig erscheint. Bisweilen muthet es Einen an, als müßte man mit dem alten Gurnemanz und dem jungen Parsifal dem Gralsdome zutrampeln. „Sie scheinen zu schreiten.“ Mancher geniale Gedanke blitzt rechts und links dieser verworrenen Wege auf; aber auch manches, gelinde gesagt, Barocke muß man mit in den Kauf nehmen. So Sätze, wie S. 11: „Das Volk ist der Inbegriff aller derjenigen, welche eine gemeinschaftliche Noth empfinden“, oder: „Nur die Befriedigung eines wahren Bedürfnisses ist Nothwendigkeit, und nur das Volk handelt nach Nothwendigkeit, daher (sic!) unwiderstehlich, siegreich und einzig wahr“ u. s. w. Damals hatte sich der Demokrat jedenfalls noch nicht exclusiv in den famosen Pelzrock des Herrn Perl vergegenständlicht.

[2] Kunstwerk der Zukunft, S. 186.

1. Richtig ist der erste Satz in dem Sinne, daß an und für sich der Kunstgenuß des Menschen da am höchsten sein muß, wo sich die verschiedenen Künste zur Hervorbringung eines Kunstwerkes in möglichst vollkommener Weise vereinigen. Falsch ist, daß der Kunstgenuß, der aus den Werken der einzelnen Künste für sich resultirt, kein (relativ) vollkommenes Genügen zu erzeugen vermöge, also nicht die Befriedigung gewähren könne, welche dem Kunstwerke als Wirkung wesentlich eigen ist. Denn diese Befriedigung wird erfolgen, so oft eine Wahrheit in künstlerisch formschöne Darstellung eingekleidet wird. Das aber vermögen auch die einzelnen Künste, jede für sich in ihrer Art. Übrigens übersieht hier Wagner die eigentliche Grundfrage der ganzen Erörterung. Es handelt sich nämlich doch allererst darum, ob eine solche Vereinigung der verschiedenen Künste zu gemeinsamer Thätigkeit schlechterdings möglich sei. Wagner setzt diese Möglichkeit einfach voraus und weist, als hätte er die Regie einer seiner Opern zu besorgen, jeglicher Kunst genau an, wie weit sie zu gehen und wo sie zu stehen habe. Eine Vereinigung der Künste, wie sie Wagner in seinem Kunstwerke der Zukunft ausgeklügelt hat, scheitert immer an der Begrenzung, welche nothwendig für jede Einzelkunst durch das Zusammenwirken mit den anderen erfolgen muß. Wagner gibt dafür selbst den besten Beweis, wenn er das ganze Feld der Malerei auf die Landschaftsmalerei, resp. auf die Coulissenmalerei beschränkt.

2. Richtig ist im Allgemeinen, daß die Oper — denn diese ist offenbar unter dem „Drama nach seiner möglichen Fülle" gemeint — eine Kunstart bildet, welche ihr Dasein und ihre Vollkommenheit wesentlich in die Vereinigung der verschiedenen Künste setzt. Allein gänzlich verfehlt ist die Voraussetzung, daß das Drama für sich, das heißt ohne Musik, nach seiner möglichen Fülle nicht könne vorhanden sein, also die ihm eigene Vollkommenheit nicht zu erreichen vermöge. Eine der ihr möglichen Vollkommenheiten kann die dramatische Kunst ohne Musik nicht erreichen, nämlich die der Oper oder des musikalischen Dramas. Daraus folgt aber gar nicht, daß sie ihre Vollkommenheit gar nicht erreicht, wenn sie nicht zur Oper wird. Wenn Wagner es vermocht hätte, mit vorurtheilsfreiem Auge seine eigenen musikalischen Dramen zu betrachten, so hätte er überdieß auch sehen müssen, daß die dramatische Dichtung von ihrem Vollgewicht wenigstens so viel ablassen muß, als sie von der Musik an fremdem Gewicht empfängt. Dagegen stellt er sich hin, wie Wotan vor seine Götter-

burg, und ruft in die Vergangenheit wie in die Zukunft alles menschlichen Kunstschaffens:

„Vollendet ist das ewige Werk:
prunkvoll prahlt
der prangende Bau!
Wie im Traum ich ihn trug,
wie mein Wille ihn wies,
stark und schön
steht er zur Schau;
herrlicher, herrlicher Bau!“ [1]

Nehmen wir nun der langen Rede kurzen Sinn, so summirt sich das gesammte Raisonnement unseres Kunstphilosophen auf Folgendes: Dasjenige Kunstwerk ist das vollkommenste, in welchem jede Kunstart in möglichster Vollkommenheit sich wirksam zeigt; nun aber tritt dieses ein im musikalischen Drama nach dem Sinne des Kunstwerkes der Zukunft. Also ist in diesem das vollendetste, vollkommenste Kunstwerk gegeben.

Nach allem Gesagten können wir den brillanten Obersatz doch nicht anders abfertigen, als mit den Worten des ungeschlachten Riesen Fafner: „Mit nichten, Freund!“ Eine unbedingt höchste Entfaltung der einzelnen Künste im Gesammtwirken findet ihre Schranken an den jeder einzelnen Kunst eigenen natürlichen Grenzen. Den Untersatz wollen wir uns aber dennoch vom Meister beweisen lassen; denn vielleicht zwingt uns die erwiesene vollendete Thatsache, unser eigenes Raisonnement zu revidiren.

Ein Philosoph vom Schlage R. Wagners läßt sich seine Argumente nicht sauer werden. Das Genie weiß sich zu helfen, dafür ist es Genie. Wagner tritt seinen Beweis, wie man in der Schule sagt, per partes an. Zuerst kommt die Architektur an die Reihe. „Die Architektur kann keine höhere Absicht haben, als einer Genossenschaft künstlerisch sich selbst darstellender Menschen die räumliche Umgebung zu schaffen, die dem menschlichen Kunstwerke zu seiner Umgebung nothwendig ist. Nur dasjenige Bauwerk ist nach Nothwendigkeit errichtet, das einem Zwecke des Menschen am dienlichsten entspricht: der höchste Zweck des Menschen ist der künstlerische, der höchste künstlerische das Drama.“ [2] Es wird in der That schwer, solchen Anmaßungen litera-

---

[1] Rheingold, 2. Scene.

[2] Kunstwerk der Zukunft, S. 187. — Wagner fährt weiter fort: „Im gewöhnlichen Nutzgebäude hat der Baukünstler nur dem niedrigsten Zwecke der Menschheit zu

rischen Dünkels und Wahnwitzes gegenüber den gerechten Unmuth zu bemeistern. Haben denn für R. Wagner und die gesammte Sippe seiner Nachbeter und Lobhudler der Tempelbau der antiken Culturvölker, der Kirchenbau des ganzen Mittelalters gar kein Dasein gehabt? Sind die Thatsachen der Kunstgeschichte für Meister und Hüttenjungen des Kunstwerkes der Zukunft unbekannte, nichtswerthe, der Erinnerung unwürdige Dinge? Anders spricht da der bedeutende Kunsthistoriker Karl Schnaase. Er meint: „Erst bei dem Bau des Tempels entsteht die architektonische Kunst.“ [1] Ebenso Vischer: „Im Tempel ist der Bauzweck erst wirklich und ganz zum absoluten geworden; die Architektur hat die Aufgabe erhalten, das absolute Haus herzustellen [2]. ... — Nur im Tempel erhebt sich das Bauen zur reinen Kunst; allen anderen Bauten wird nur durch Rückstrahlung des künstlerischen Schwunges, den der absolute Zweck im Tempel hervorruft, der Stempel aufgedrückt, der ihnen die höhere ästhetische Form verleiht. ...“ [3]

Nicht besser verfährt R. Wagner mit der Malerei. Für ihn ist es ausgemacht, daß auch sie im Kunstwerke der Zukunft ihre Vollendung findet, und zwar als Landschaftsmalerei, wie er die Decorationsmalerei der Bühne zu nennen beliebt. Ganz abgesehen davon, daß auch diese selbst auf der Bühne einer ihrer bedeutendsten Thätigkeiten zum guten Theil sich begeben muß [4], ist es doch eine großartige Unverfrorenheit, die höchste Leistung der malenden Kunst, die Historienmalerei, einfach vor die Thüre zu setzen, die Malerei als einen leibhaftigen Torso zu betrachten, um der Bühnenlandschaftsmalerei die oberste Stelle zu verschaffen. — Den höchsten Grad ihrer Leistung erreicht aber die Wagner'sche Logik und Kunstwissenschaft, wenn „auf die Bühne des Architekten und Malers tritt der künstlerische Mensch, wie der natürliche Mensch auf den Schauplatz der Natur“. „Was Bildhauer und Historienmaler in Stein und auf Leinwand zu bilden sich mühten, das bilden sie nun an sich, an ihrer Gestalt, den Gliedern ihres Leibes, den Zügen ihres Antlitzes,

---

entsprechen: Schönheit ist in ihm Luxus! Im Luxusgebäude hat er einem unnöthigen und unnatürlichen Bedürfnisse zu entsprechen: sein Schaffen ist daher willkürlich, unproductiv, unschön.“ — Und „Wahnfried“? oder ist „Wahnfried“ unschön?

[1] Geschichte der bildenden Künste, Bd. I. S. 33 (2. Aufl.).

[2] Ästhetik. 3. Theil, 2. Abschnitt. Bd. III. S. 185.

[3] A. a. O. Bd. III. S. 253 (2. Aufl.).

[4] Sie muß nämlich die Lichteffecte den Beleuchtungskünsten der Bühne überlassen und sich darauf beschränken, für diese empfänglich zu machen. Gerade dadurch verzichtet sie aber auf eine Kunstleistung ersten Ranges.

zum bewußten, künstlerischen Leben." Wenn der Darsteller des Parsifal als reiner Thor sich stumm und dumm in den Gralsdom hineinpostirt und die Tempeleisen sich nach Herzenslust begafft; wenn er beim „stärksten Klagerufe des Amfortas" nur „eine heftige Bewegung nach dem Herzen macht, welches er krampfhaft eine Zeitlang gefaßt hält" — was übrigens auch ein physiologisches Kunststückchen sein mag —: dann müssen die Pheidias, Michelangelos und Thorwaldsen sich beugen vor dem plastischen Künstler des Zukunftskunstwerkes, in welchem die Täuschung ihrer Künst zur Wahrheit wird und in welchem der bildende Künstler selbst aufgeht. Wahrlich, im „griesigen" Gurnemanz hat Wagner seinen eigenen Prätensionen gegenüber den richtigen Ton gefunden. Der alte Tempeleisen nimmt den herzkrämpfigen Zukunftskünstler einfach beim Schopf und wirft ihn zum Tempel hinaus mit dem guten Rathe:

„suche dir, Gänser, die Gans!"

Aber auch der darstellende Künstler — der Tänzer und Mimiker — ist für sich nicht vollständig das, was er sein kann; denn er hat einen Mund zum Reden, wenn er etwas zu sagen weiß. „Wo sein Vermögen endet, wo die Fülle seines Wollens und Fühlens zur Entäußerung des inneren Menschen durch die Sprache ihn hindrängt, da wird das Wort seine deutlich bewußte Absicht künden: er wird zum Dichter und, um Dichter zu sein, zum Tonkünstler. Als Tänzer, Tonkünstler und Dichter ist er aber eines und dasselbe, nichts Anderes, als darstellender, künstlerischer Mensch, der sich nach der höchsten Fülle seiner Fähigkeiten an die höchste Empfängnißkraft mittheilt."[1] Allerdings, um hierher dem Gründer des Kunstwerkes der Zukunft folgen zu können, muß man schon zuerst zu „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" greifen; denn mit jenen des alten gesunden Menschenverstandes ist es unmöglich, durch das ganze Durcheinander sich hindurchzuarbeiten, da er Einem schlechterdings stille steht. An diese Katastrophe scheint Wagner selbst zu appelliren, wenn er trotz Allem am Ende doch behauptet: „Nicht eine reich entwickelte Fähigkeit der einzelnen Künste wird in dem Kunstwerke der Zukunft unbenützt verbleiben, gerade in ihm erst wird sie zur vollen Geltung gelangen." Und um jedes Bedenken vollends abzubrechen, wird in langem Excurse gezeigt, daß namentlich auch die in der Instrumentalmusik so

[1] Kunstwerk der Zukunft, S. 196.

eigenthümlich mannigfaltig entwickelte Tonkunst nach ihrem reichsten Vermögen in diesem Kunstwerke sich entfalten könne. Sie wird die mimische Tanzkunst wiederum zu ganz neuen Erfindungen anregen, wie nicht minder den Athem der Dichtkunst zu ungeahnter Fülle ausdehnen. Wie diese letztere Verheißung in der Zukunftsmusik buchstäblich sich erfüllt habe, beweist augenscheinlich das Textbuch von „Tristan und Isolde", in dem die Dichtung gewiß langathmig genug dasteht. — Daß Wagner seinem Orchester eine grandiose Leistungsfähigkeit zu geben verstand, das wird ihm Niemand bestreiten. Allein was er in dasselbe hineinschreibt, das ist doch zu maßlos, um noch als etwas Anderes denn als reinster Wortschwall gelten zu können. „Es erweitert das unerschöpfliche physische Naturelement zu dem nicht minder unerschöpflichen künstlerisch menschlichen Gefühlselemente, das vereinigt den Darsteller wie mit dem atmosphärischen Ringe des Natur- und Kunstelementes umschließt, in welchem er sich, gleich dem Himmelskörper, in höchster Fülle bewegt, und aus welchem er zugleich nach allen Seiten hin seine Gefühle und Anschauungen bis in das Unendlichste erweitert, gleichsam in die ungemessensten Fernen, wie der Himmelskörper seine Lichtstrahlen, zu entsenden vermag."[1] Es zieht sich durch die ganze Schrift ein eigenthümlich unklares Wesen hindurch, welches besonders hervorgeht aus dem beständigen Verwechseln und Auswechseln der Begriffe: künstlerischer Mensch, Künstler und Darsteller. Bald ist es der eigentlich producirende, bald nur der reproducirende Künstler. Dann erscheint der Letztere wiederum als die Hauptperson, was doch eine Ungeheuerlichkeit ist. Ein Satz wie der folgende: „Der Dichter aber wird wahrhaft erst Mensch durch sein Übergehen in das Fleisch und Blut des Darstellers"[2], kann sich überhaupt nur in der Wagner-Literatur finden und wird höchstens nur noch übertroffen von dem als bloßer Musikus blasenden Freiheitstrompeter des Herrn v. Hagen. Gerade dieser Herr sagt in seinen „Zwei Kleinigkeiten", daß, wer Wagners Labsal verstehen lernen wolle, stets auf das Ganze, auf den Zusammenhang und die Einheit sehen müsse. Das hatten wir nun allerdings versucht; allein von dem Labsal haben wir noch wenig verspürt. Es wird in der That schwer, zu sagen, was denn eigentlich das Kunstwerk der Zukunft sei. Alles in Allem kommt das Ganze darauf hinaus, daß Wagner unter seinem musikalischen Drama sich eine

---

[1] Kunstwerk der Zukunft, S. 199.

[2] A. a. O. S. 197.

in Musik gesetzte dramatische Dichtung denkt, in welcher sich alle betheiligten Künste zu einem sachlichen, möglichst hohen und vollkommenen Ausdruck der Ideen vereinigen. Damit ist aber die Idee Wagners vom Kunstwerk der Zukunft noch lange nicht erschöpft, sondern nur dessen innere Bestimmung gegeben — die höchstmögliche Vollendung. Nicht minder hoch ist ihm aber dessen äußerer Zweck. Es soll das große Culturmittel, um nicht zu sagen das große Beseligungsmittel, der Menschheit werden. In diesem Sinne tritt es die Erbschaft an von „Kunst und Revolution". Es realisirt die dort niedergelegten Ideen. Die Revolution für die Kunst entfernt die Hindernisse, ebnet das Terrain. Das Kunstwerk der Zukunft baut den Nationaltempel der neuen Fortuna. Oper und Drama ordnet dann den Cult. Das Theater mit seinem Zukunftsmusikdrama soll die nationale Cultstätte — und zwar im umfassendsten Sinne dieses Wortes — des neuen, der Revolution entwachsenen starken und schönen Menschen werden. Diese Idee verwirklicht zu schauen, war die Glückssonne der Festspiele von Bayreuth im sommerlichen Reich der königlichen Gnade. Anfangs dem Christenthum [1] schroff entgegengesetzt, scheint sie sich allmählich in einer versöhnenden Weise modificirt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

**Theodor Schmid** S. J.

---

[1] Diese leidenschaftliche Abneigung besonders gegen die katholische Kirche verleitete Wagner zu den bizarrsten Behauptungen, wie z. B. S. 132 und noch mehr S. 178, wo Folgendes zu lesen ist: „Die römische Kirche machte nach Ablauf des Mittelalters aus der Annahme der Unbeweglichkeit der Erde zwar noch einen Glaubensartikel, vermochte es dennoch aber nicht zu wehren, daß Amerika entdeckt, die Gestalt der Erde erforscht und endlich die Natur so weit der Erkenntniß erschlossen wurde, daß der Zusammenhang aller in ihr sich kundgebenden Erscheinungen ihrem Wesen nach unzweifelhaft erwiesen ist." Das ist jedenfalls „Zukunftsgeschichte", „Zukunftsphysik" u. s. w. Was die letzte Behauptung vom unzweifelhaft erwiesenen Zusammenhang aller sich kundgebenden Erscheinungen betrifft, so spricht sich der hochgelehrte Auctor der „Lehre von den Ton-Empfindungen", H. v. Helmholtz, bescheidener und zurückhaltender aus, als der Musikus Wagner.

# Aus dem Jugendleben des P. Joseph Kleutgen.

(Fortsetzung.)

---

## 4. Innere Kämpfe und Leiden.

Der von der Universität heimkehrende Studiosus wurde von seiner Mutter mit offenen Armen aufgenommen. Dieselbe war auch wegen der Unruhe der Zeiten mit dem Entschlusse ihres Sohnes, für jetzt keine andere Universität zu besuchen, vollkommen einverstanden. Dieser selbst aber stand von Neuem vor der ihn marternden Frage: Was beginnen? Da kam zur rechten Zeit die Einladung eines Verwandten zu einem Aufenthalte am Rhein und machte der qualvollen Ungewißheit wenigstens für die nächste Zukunft ein Ende. Ein Oheim nämlich, welcher Pfarrer in dem etwas unterhalb Köln gelegenen Wiesdorf war, drang in seinen Neffen, er möge zu ihm kommen, um da nach Herzenslust und so lange er wolle seine Studien fortzusetzen. Die Einladung wurde ohne Zaudern angenommen.

Der junge Kleutgen trug gegen seinen Oheim eine hohe Verehrung. Und mit Recht; denn derselbe war ein würdiger, seeleneifriger Priester. Auch besaß er ausgebreitete Kenntnisse; vornehmlich war er in der classischen und in der modernen Literatur wohl bewandert. Die Gespräche, welche er mit seinem Neffen führte, boten diesem vielfache Anregung und gaben ihm manches neue Licht. Wie es scheint, theilte er auch mit seinem Neffen eine besondere Hinneigung zu Plato. Wenigstens nahm er an der Lectüre des griechischen Philosophen, in dessen Schriften Kleutgen sich während seines Aufenthaltes in Wiesdorf mit großem Eifer vertiefte, den regsten Antheil. Neben Plato studirte Kleutgen auch die griechischen Tragiker. Erholung gewährten ihm die Spaziergänge an den Ufern des Rheines und die Beschäftigung mit der Musik.

So war dem Äußeren nach das damalige Leben jenem sehr ähnlich, welches er beim Austritte aus dem Knabenalter im Hause seines geistlichen Freundes zu Lippstadt geführt hatte. Aber wie verschieden war die Verfassung seines Gemüthes und überhaupt das innere Leben seiner Seele! Mit heiterer Unbefangenheit hatte er sich damals den Studien hingegeben. Das freilich noch in weiter Ferne winkende Ziel — dem höchsten Herrn in seinem Heiligthume zu dienen — verlieh seinem jugend-

lichen Geiste Spannkraft und Begeisterung und umgab sein ganzes Leben mit einem Zauber der Weihe. Jetzt war ihm jenes Ziel entrückt. Er wußte nicht mehr, wozu ihm die Studien, denen er oblag, dienen sollten. Sein ideales Streben war zwar nicht erloschen, aber es war von Dunkel umgeben und ermangelte der Zuversicht. Nach den Täuschungen, welche er der Reihe nach erlebt, wagte er nicht einmal mehr zu glauben, daß die höchsten Ideale der Menschheit überhaupt jemals verwirklicht werden könnten. Der Abgrund zwischen der Welt der Ideale und der Welt der Wirklichkeit that sich immer klaffender vor ihm auf. Er selbst schrieb über die vermeintlichen Beziehungen des Menschen zu jenen Idealen u. A.: „Der bessere Mensch muß darnach ringen, er kann nicht anders; doch sie zu erringen, liegt nicht in seiner Macht. Mit unerbittlicher Gewalt widerstrebt ihm die Wirklichkeit, in der er lebt; und auch sich selbst, ja sich selbst findet er durch diese — zu seinem bittersten Harme erniedrigt. Reine Liebe, echte Freundschaft sind die Blüthen des verborgenen und häuslichen, gesetzmäßige Freiheit ist das Glück des öffentlichen Lebens: aber Liebe und Freundschaft sind, auch wenn weder niedrige Triebe sie entweihen, noch treuloser Verrath sie zernichtet, immer doch den Launen des Geschickes preisgegeben; und die Freiheit findet, das lehrt die Geschichte aller Völker, in den zügellosen Leidenschaften derer, welche sie fordern, ebenso mächtige Gegner, als in der stolzen Willkür jener, die sie verweigern. Was endlich den Geist mehr als Alles niederdrückt, ist sein vergebliches Ringen nach befriedigender Erkenntniß der Wahrheit und einer in jedem Kampfe siegenden Tugend."

Die Beschäftigung mit Plato konnte eine solche Auffassung nur bekräftigen. Aber das platonische Streben nach Weisheit und die platonische Bewunderung des Großen, Erhabenen und Schönen, welches die Ideenwelt verklärt, vermögen nun einmal nicht dem gedrückten und zerrissenen Herzen jene Ruhe und Befriedigung zu gewähren, welche einzig und allein die Religion dem Menschen verleiht. So war es auch bei Kleutgen. Hiermit berühren wir die klaffendste Wunde, welche dem Herzen des jungen Mannes geschlagen war. Den christlichen Glauben bewahrte er zwar in seiner Brust — er hat ihn sich niemals rauben lassen. Aber dieser Glaube war schon seit mehreren Jahren nicht mehr die treibende Kraft seines inneren Lebens. In demselben Maße, als der Jüngling an der Wahrheit im Allgemeinen irre geworden war, hatte auch der Glaube aufgehört, mit seinen Wahrheiten für ihn eine Quelle des Segens und des inneren Glückes zu sein. Sein beunruhigtes und gequältes

Herz bedurfte dringend des Trostes, und da er ihn in den christlichen Wahrheiten nicht suchte und nicht fand, bemächtigte sich eine tiefe Schwermuth seines Geistes. Es war, wie ein Freund treffend bemerkt, „eine Zeit, wo Kleutgen sich in sich zerarbeitete".

An denselben Freund schrieb Kleutgen selbst über diese Zeit etwa zwei Jahre später: „Über Welt und Menschen klagte ich selten. Zuweilen, wenn ein milder Abend gar zu wehmüthig um mich athmete und säuselte, löste sich der Starrkrampf wohl in Thränen auf. Dann lag ich im Fenster und schaute von den Fluthen des Rheines in ferne Gebirge, fühlte eine Stimmung nahen, welche mir früher das Herz aus der Brust zu reißen drohte, schlug verdrießlich mein Fenster zu und verhöhnte mein eigenes Gefühl." In seinen eigenen Aufzeichnungen spricht er von den „herbesten Schmerzen", die zeitweilig ihn überfielen. „Einst," berichtet er u. A., „lag es drei volle Tage hindurch centnerschwer auf meinem Geiste: ich wußte nicht, was mich drücke, aber fühlte ein unnennbares Wehe, bis ich endlich, von einem meiner einsamen Spaziergänge heimkehrend, fast möchte ich sagen instinctmäßig die Feder ergriff und ‚Das Heimweh' schrieb. Als ich fertig war, athmete ich auf." Dieses Gedicht, der Form nach zwischen einem festen Versmaße und einer freieren rhythmischen Redeweise schwankend, schildert die damalige Seelenstimmung und die Stürme, welche das geängstigte Herz durchwühlten, mit großer Anschaulichkeit. Zugleich enthält es deutliche Spuren, daß auch die Denkweise des Verfassers von dem fortgesetzten Studium Plato's nicht unberührt geblieben war.

Die Schlußstrophe lautet:

> „Wenn du, Gott — nein! weil du Erbarmen kennst,
> Nimm mir die Erinnerung dessen,
> Was ich verloren,
> Oder gib mir den Himmel zurück."

Dieser sehnsüchtige Aufblick zu Gott und das Verlangen nach dem Himmel der Kindheit zeigen, daß Kleutgen auch in der Zeit der größten inneren Verlassenheit, ja gerade dann, wenn die sich aufthürmenden Wogen ihn zu erdrücken drohten, in Gott und der Religion seinen Halt suchte. Vermochten so auch die heftigsten Stürme es niemals, ihn in den Abgrund der Verzweiflung hineinzustürzen, so können wir hierin nur die Wirkungen der durch und durch religiösen Erziehung erkennen, welche er in seiner frühen Jugend genossen hatte.

Es ist hier noch nachzutragen, daß spätestens in diese Zeit auch die

Abfassung einer Novelle fällt. Wahrscheinlich war dieselbe jedoch schon in München geschrieben und vielleicht auch daselbst schon (anonym oder pseudonym) dem Drucke übergeben worden. Ein Freund, der sie vor fünfzig Jahren gelesen, schreibt uns darüber: „Der Titel der gedruckten Novelle ist mir nicht mehr gegenwärtig; sie betrug gedruckt einen mäßigen kleinen Band. Wo und wann sie gedruckt, weiß ich ebenfalls nicht mehr." Auch im Nachlasse des P. Kleutgen fand sich ein Exemplar der Novelle nicht mehr vor.

Wie lange der Aufenthalt Kleutgens in Wiesdorf gedauert hat, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Wahrscheinlich war es im Herbst oder im Beginn des Winters, als er sich nach Dortmund zurückbegab. In seinem Gemüthszustande war keine wesentliche Änderung zum Besseren eingetreten, und auch die Rückkehr in die Vaterstadt befreite ihn nicht von dem Drucke, der auf ihm lastete. Ja anfangs, als die alte Umgebung auch die alten Erinnerungen weckte und mit diesen zugleich die gescheiterten Pläne und Hoffnungen wieder lebhafter vor die Seele führte, empfand er die bisher erlebten Enttäuschungen nur um so schmerzlicher, wie auch die Unentschiedenheit über den einzuschlagenden Lebensweg mit gesteigerter Wucht auf ihn drückte.

## 5. Sieg der Gnade.

Zwei Vorfälle, die sich im Verlaufe des Winters ereigneten, sollten nach der Absicht der göttlichen Vorsehung eine folgenschwere Wendung im Leben des jungen Mannes anbahnen. Es waren die Krankheit und der Tod zweier Freunde, mit denen er bis zum Ende in vertrautem Verkehre gestanden. Gerade dieser Umgang mit Männern, welche im Begriffe standen, die Schwelle der Ewigkeit zu überschreiten, hatte für ihn etwas Erschütterndes, und manche ihrer Worte drangen ihm tief in die Seele. Was er selbst darüber erzählte, ist der Hauptsache nach Folgendes.

Der eine Kranke war einer der angesehensten Männer seiner Vaterstadt, der sich bis in sein hohes Alter unablässig mit den Wissenschaften befaßt hatte. Jetzt, wo er sich seiner Auflösung näherte, ließ er für gewöhnlich keine Besuche mehr vor. Nur den jungen Kleutgen wünschte er, soviel es sein konnte, um sich zu haben. Dieser willfahrte gern und brachte manche Stunde an der Seite des väterlichen Freundes zu. Ein solcher Besuch blieb ihm vor Allem unvergeßlich. Der Greis hatte ge-

rade von dem Troste geredet, welchen die christlichen Wahrheiten in allen Lagen des Lebens gewähren, da wurde ihm gemeldet, daß eine Verwandte, welche schon öfters ihn zu sprechen gekommen war, sich dieses Mal nicht abweisen lassen wolle. Sie wurde also vorgelassen und sprach bald von dem heilsamen Einflusse, den das nahende Frühjahr auf den Kranken üben werde. Dieser gab jedoch deutlich zu verstehen, daß er sich wenig Hoffnung mache, das Frühjahr zu erleben. Da brach die Dame in die Versicherungen aus: an seinen Tod sei noch gar nicht zu denken; er dürfe durchaus nicht sterben; die ganze Stadt würde in Bewegung gerathen und einen solchen Verlust nicht verschmerzen können. Das schien den alten Herrn zu verdrießen. „Ei," erwiederte er, „was reden Sie doch! Glauben Sie, daß ich nicht wisse, wie es in der Welt zugehe? Wenn ich sterbe, werden Sie und die übrigen Verwandten in den nächsten Wochen zuweilen davon reden, und dann denkt kaum noch ein Mensch daran. Und wozu mir von Genesung reden, an welche Sie selbst am Ende wenig glauben? Ich weiß ja doch wohl zu sterben. Nicht wahr?" sagte er dann, zu Kleutgen gewandt, „hat ja selbst Cicero eine Schrift verfaßt de contemnenda morte." Und wieder zur Dame: „Sehen Sie, ich bin jetzt 73 Jahre alt und habe mein ganzes Leben studirt. Sollte ich denn nicht gelernt haben, was jeder Bauer können muß: sterben?" Die Dame schaute bestürzt darein; an diesen Ton der Unterhaltung war sie nicht gewöhnt. Aber desto mehr Anklang fand das Wort des Todkranken in dem Gemüthe des jugendlichen Freundes. Es tönte stets auf's Neue in seinem Innern wieder — besonders laut, als er einige Wochen später die Leiche des Dahingeschiedenen zur letzten Ruhestätte begleitete. Der Gedanke der Ewigkeit stand jetzt so groß vor seiner Seele, daß dieses irdische Leben mit seinen Bestrebungen und Gütern dadurch eine ganz neue Beleuchtung erhielt.

Der fortgesetzte Umgang mit dem andern Kranken trug dazu bei, die empfangenen Eindrücke zu vertiefen und ihnen eine bestimmtere Bahn anzuweisen. Dieser Freund war ein junger Mann, der sich dem Studium der Theologie gewidmet hatte, gegen Ende desselben aber durch eine auszehrende Krankheit genöthigt wurde, in seine Familie zurückzukehren. Kleutgen besuchte ihn oft und wurde durch die Unterhaltungen mit ihm, da diese fast immer religiöse Fragen zum Gegenstande hatten, mehr und mehr in den Gedankenkreis seiner frühesten Jugend zurückgeführt. Zuweilen redete der Kranke auch von der Erhabenheit und dem Glücke des Berufes zum geistlichen Stande. Bei einer solchen Gelegen=

heit hörte Kleutgen ihn ausrufen: „Welch ein seliger Gedanke, eine Gemeinde zu Christus zu führen!“ Hatte Kleutgen nun auch durchaus nicht die Empfänglichkeit für solche Eindrücke verloren, so war er doch noch immer der festen Ansicht, daß ihm jener Lebensweg versperrt sei. Solche Unterredungen bewirkten daher nur, daß er das Loos der zum Priesterthum Berufenen um so mehr beneidete, je mehr er sich ein- für allemal davon ausgeschlossen wähnte.

Merkwürdig! Letztere Überzeugung befestigte sich in ihm, wie er selbst erzählt, gerade um diese Zeit mehr und mehr, so daß er sich endlich auch den Seinigen gegenüber in diesem Sinne mit voller Bestimmtheit aussprach. Und er fügte bei, er werde sich binnen Kurzem zu einem anderen Stande entschließen[1]. Doch das Wirken der göttlichen Gnade ist wunderbar. Gerade jetzt griff sie ein und trug einen vollkommenen Sieg über das Herz des jungen Mannes davon. „So hatte ich,“ erzählt er weiter, „am Abend zu meiner Mutter geredet. Am folgenden Morgen trat ich, kaum erwacht, an das Fenster meines Zimmers. Das Wetter war trübe und regnerisch, mein Gemüth nicht heiterer. Da plötzlich, als ich an nichts Derartiges dachte, gefiel es dem barmherzigen Gotte, einen Lichtstrahl in mein verfinstertes Herz zu senken; — und wie viel erkannte ich in einem Augenblicke! Was dich hinzieht zum geistlichen Stand, ist es nicht das Ewige, Heilige, Ehrwürdige, Erhabene, zu dem du dich als zu deines Lebens Ziel von Kindheit emporgehoben fühltest und noch immer fühlst? Und was dich abzieht, ist es nicht das Gemeine, Niedrige, Eitle, Vergängliche? Wovon also hängt es ab, daß du die Scheu vor einem Gott und der Religion ganz geweihten Leben überwindest, wenn nicht davon, daß du dich entschließest, für das Große und Göttliche das Geringfügige und Menschliche zu verachten? Diese Gedanken mit ihrem reichen Inhalt lagen mit einem Male vor dem Blicke des Geistes: ich wußte nicht, woher sie kamen; aber es durchschauerte mich wunderbar. Mit der Erkenntniß war die Wahl getroffen, der Entschluß gefaßt. Und daß Erkenntniß und Wahl eine Gabe des Himmels waren, mußte ich, wenn ich es aus der Weise, in welcher sie mir gegeben wurden, nicht erkannt hätte, daraus schließen, daß ich seither in meiner Überzeugung auch nicht einen Augenblick gewankt habe: diese aber — was viel mehr ist — der Anfang einer geistigen Wiedergeburt

[1] Welchen „anderen Stand“ er im Auge hatte, wissen wir nicht. In einer anderen Aufzeichnung sagt er: „Es ward mir in eben jenen Wochen, da ich mich fest entschloß, Theologie zu studiren, eine sehr vortheilhafte Stelle förmlich angeboten.“

war. Es war dieß die Überzeugung, welche am Schlusse des Gedichtes ‚Der Beruf', das ich um diese Zeit verfaßte, ausgesprochen ist."

Wir lassen den letzten Theil dieses Gedichtes hier folgen:

„Was groß erscheinen mag hienieden,
Doch ohne dich wie Staub zerfällt:
Es gibt dem Geiste keinen Frieden,
Der Bürger ist aus deiner Welt.

O, was ich von dem Erdenleben
In eitlem Wahne mir versprach,
Für dich hab' ich es aufgegeben,
Der Erde Nacht für deinen Tag.

Und sengt sein Strahl auch manche Blüthe,
Nach der ein reiner Wunsch gestrebt:
Entsagend nah' ich dem Gebiete,
Wo nicht mehr stirbt, was einmal lebt.

Ja, über all die Freudensprossen,
Sieh, schreite kühn zu dir ich fort:
Dein hohes Reich ist mir erschlossen,
Vom Himmel flammt ein großes Wort,

Und wecket auf ein heiß Verlangen,
Das keine Erdenwonne stillt;
Wie trunken Sel'ge sich umfangen,
Umschling' ich dieser Sehnsucht Bild.

Die Erde mit dem Lustgefilde,
Mit stolzem Berg und tiefem Thal,
Und meiner Jugend Lichtgebilde,
Die übersonnt' des Muthes Strahl;

Mein Hoffen und mein banges Sorgen
Sinkt tief in diese Stund' hinab:
Ein lichter Auferstehungsmorgen
Glänzt über meiner Träume Grab.

Der du die Sonnenheere lenkest,
In's Dasein tausend Welten rufst,
Und deine Liebe still versenkest
In jede Blüthe, die du schufst:

Wie deine Donner mächtig hallen,
Und säuselnd weht des Frühlings Luft,
Hör' ich's zu mir herniederschallen —
O Vater, du bist es, der ruft!"

Mit voller Begeisterung folgte der Wiedergeborene der Stimme des rufenden Vaters. Die vollkommene Ruhe hatte indessen sein Inneres noch nicht wiedergefunden. Wie früher mitgetheilt wurde, war er schon

während der Gymnasialjahre theils durch eigenes Nachdenken, theils durch Lesung deutscher Classiker, besonders Lessings und Herders, auf Gedanken geführt worden, die er mit der christlichen Wahrheit nicht in Einklang zu bringen wußte. Diese Gedanken bildeten sich in der Folge weiter aus; doch je nach deren Beschaffenheit war sein Benehmen in Betreff derselben verschieden. Bot sich ihm etwas als Ergebniß eigener oder fremder Forschung an, das mit den Grundideen aller Religion in Widerspruch trat, so verwarf er es unbedingt; er vermochte dieß um so eher, als er in jener seiner Ansicht von der Unsicherheit rein philosophischer Erkenntniß mehr und mehr befestigt wurde und deßhalb der Meinung war, daß gar oft den sittlichen Ideen und den Bedürfnissen des Herzens das letzte Wort über Wahrheit oder Unwahrheit zugestanden werden müsse. Indessen gab es auch Gedanken, welche ihm auf der einen Seite mit einer sittlich-religiösen Weltansicht vereinbar und auf der anderen Seite nothwendig schienen, um den Menschen und seine Geschichte von einem höheren Standpunkt aus zu verstehen; aber dieselben mit den eigenthümlich christlichen Wahrheiten auszusöhnen, war ihm nicht gelungen. Jetzt konnte er es nicht mehr bei der Hoffnung bewenden lassen, vielleicht später einen Ausgleich zu finden. Entschlossen, wie er war, Gott allein zu leben und dem Dienste der christlichen Kirche all sein Wirken zu weihen, wollte er keinen Zwiespalt zwischen Denken und Glauben mehr in sich dulden.

So folgten nun Wochen großer innerer Aufregung. Trotz aller Anstrengung fand er keinen Ausweg aus den Irrgängen seiner Gedanken, und er begann schon zu fürchten, das große Gut, das ihm der Himmel zurückgestellt zu haben schien, wieder zu verlieren. Aber er suchte da Hilfe, wo sie vor Allem zu finden — im Gebet. Aus dem tiefsten Grunde seines Herzens flehte er Gott um seinen Beistand an, und die göttliche Gnade kam ihm zum zweiten Male in auffälligster Weise zu Hilfe. Wie mit einem Male lösten sich viele der Zweifel und Fragen, die ihn beängstigt hatten. Die Lösung derselben trat ihm in Christus dem Gekreuzigten, in dem für die Menschheit sich opfernden Heilande entgegen. Auch aus den übrigen Zweifeln fand er allmählich den Ausweg, so daß wieder, wie in den Tagen der Kindheit, volle Klarheit seine Seele durchleuchtete.

Welcher Art im Einzelnen die Zweifel waren und wie er sie sich löste, können wir nicht mit voller Sicherheit und Bestimmtheit angeben. Einige derselben kommen freilich in einem viele Seiten umfassenden Ge-

dichte: „Die Frage", zum Ausdruck. Auch die Erleuchtung und innere Umwandlung wird daselbst in gehobener Sprache geschildert. Jedoch schon des großen Umfanges wegen müssen wir es uns versagen, dieses Gedicht hier mitzutheilen. Aber eine Stelle aus einer ungedruckten Schrift Kleutgens, in welcher die Rückkehr eines jungen Mannes von Herder-schen Ideen zum lebendigen Christusglauben geschildert wird, möge hier folgen. Aus mehr als einem Grunde sind wir nämlich zu der Annahme berechtigt, daß die daselbst vorgetragenen Gedanken, wenigstens der Hauptsache nach, aus dem Innern des Verfassers selbst geschöpft sind. Dieselben sind in ein Selbstgespräch gekleidet, aus dem wir das Folgende ausheben:

„Wenn du einsiehst, daß der Mensch nicht gleich den nur sinnlichen Wesen aus dem Naturgrunde hervorgehen konnte, mit welchem Rechte forderst du denn, daß über ihn die göttliche Vorsehung in gleicher Weise walte, wie über die Natur, die den in sie gelegten Gesetzen nothwendig und bewußtlos gehorcht? Kann denn das mit Vernunft begabte Geschöpf seine Freiheit nicht mißbrauchen, die Ordnung der Dinge, die Gott bestellt hat, zu zerrütten? Durch das also, was Gott der Lehre des Glaubens zufolge für die Menschheit that, griff er nicht in den Lauf der Dinge ein, um, was in der ursprünglichen Einrichtung Mangelhaftes war, zu verbessern, sondern um an den gefallenen Menschen statt Gerechtigkeit Barmherzigkeit zu üben.

„Wie willkürlich hast du nicht, mit jenen deinen Weisen, die höchste Idee bestimmt, aus der die Geschichte der Menschheit zu begreifen sei! Die Menschheit soll aus anfänglicher Rohheit, nach unabänderlich über sie herrschenden Gesetzen, von Stufe zu Stufe emporgeführt werden, bis sie die Höhe der Bildung erreiche, für welche sie bestimmt ist. Wenn Gott, was wir nicht wissen, die Körperwelt nicht in einer eigentlichen Schöpferwoche, so wie sie ist, gestaltete, sondern aus dem Urgemisch in langen Zeiträumen allmählich sich entwickeln ließ: mit welchem Grunde überträgst du diesen Entwicklungsgang auf den Menschen? Ist derselbe durch sein geistiges Wesen über die Sphäre der Natur erhaben, weßhalb soll er in seiner Ausbildung ihrem Gesetze unterliegen? Weil er mit Freiheit begabt ist, entspricht es allerdings seiner Natur, in einem unvollkommenen Zustand sein Dasein zu beginnen, um durch den guten Gebrauch der Freiheit in den vollkommenen überzugehen. Aber daß sein ursprünglicher Zustand nicht bloß in dieser Weise ein unvollkommener, sondern in Rücksicht aller geistigen Bildung ein Zustand der Rohheit,

dem Chaos der Körperwelt vergleichbar, gewesen sei, ist willkürliche Erdichtung, ja mehr als willkürliche; denn sie streitet mit der Geschichte, die man nach ihr erklären will. Oder hast du nicht selbst bemerkt, daß wir eben bei den ältesten Völkern, je weiter wir in ihre früheren Zeiten vordringen, desto mehr Erkenntniß der Gottheit, desto reinere sittliche Ideen finden?

„Große Verwirrung bringt man in die Philosophie der Geschichte, indem man jene Vorsehung nicht anerkennen will, die ein gefallenes Geschlecht zur Erlangung des ewigen Heiles wieder aufrichtet, sondern es für die Bestimmung der Menschheit auf Erden erklärt, durch ihre Schicksale allmählich zu innerer höherer Bildung geführt zu werden. Wie wenig man aber hierzu berechtigt ist, so wenig Grund hat man, anzunehmen, daß die Seelen der Menschen nach diesem Leben durch fortschreitende Vervollkommnung sich erheben müssen, um endlich in der Ursonne zum Ziele ihres Daseins zu gelangen. Ja, wenn mit der Sünde keine andere Strafe und mit der Tugend kein anderer Lohn verbunden sein dürfte, denn ihre natürlichen Wirkungen: so möchte es unbegreiflich sein, wie der Mensch nach diesem Erdenleben entweder in die himmlische Verklärung erhoben werde oder der ewigen Verdammniß anheimfalle. Aber die sittliche Ordnung auf jene natürlichen Folgen des guten und bösen Wirkens beschränken, was heißt es wiederum, wenn nicht die Gesetze der Körperwelt in das Geisterreich übertragen? Steht denn in der sittlichen Ordnung nicht das selbstbewußte und freie Geschöpf seinem Gotte gegenüber? Wie sollte es sich also nicht geziemen, daß Gott ihm eine Prüfungszeit bestimme, in der es sich ein= für allemal entscheide, um es dann zu seiner Bestimmung zu erheben?

„Und nun wolltest du auch daran Anstoß nehmen, daß unsere Erde der Schauplatz jener göttlichen Thaten und ihre Bewohner bestimmt seien, von ihr in das höchste Reich der Himmel erhoben zu werden, da doch nicht zu zweifeln sei, daß diese Myriaden von Gestirnen Wesen tragen, die dem Menschen ähnlich und wie er zur himmlischen Verklärung berufen seien. — Welch ein Widerspruch liegt in diesen deinen Gedanken! Du findest es unbegreiflich, wie der so unvollkommene menschliche Geist, von den Banden der Sinnlichkeit befreit, zur Anschauung Gottes erhoben werde, und du unterfängst dich, mit eben diesem noch an die Sinne gebundenen Geist die Rathschlüsse Gottes zu durchforschen. Während du sein Wirken im Grase des Feldes nicht fassen kannst, willst du sein Walten in der Sternenwelt ergründen. Was er für den Menschen auf

Erden gethan, das hat er dir geoffenbart: und du ständest an, seinem Worte dich hinzugeben, weil er dir nicht zugleich enthüllt, was er auf den Gestirnen des Himmels wirke und welche endliche Bestimmung er ihnen gegeben? Dieß genüge dir, daß sie seiner Verherrlichung vor Ihm, vor den unzählbaren Geistern, die er schuf, und vor den erlösten Menschen die ganze Ewigkeit hindurch dienen: ob und was er sonst noch über sie bestimmte, wird der Tag dich lehren, den er dir, wenn du in Demuth ihm treu bleibst, verheißen hat."

Mit der Klarheit und Ruhe zog auch Entschlossenheit und frischer Muth in die Seele des jungen Kleutgen ein. Darum säumte er auch nicht länger, mit dem Studium der Theologie zu beginnen. Auch die Hochschule, wo dieses geschehen sollte, war bald gefunden: die Wahl fiel auf die Akademie zu Münster.

(Schluß folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

---

# Kirchliche Sorge für entlassene Sträflinge und Vagabunden.

Die Gegenwart schafft Bedürfnisse und Mißstände, welche den vergangenen Zeiten unbekannt waren, und regt hierdurch Fragen an, worüber vorher kaum debattirt wurde. Sicher hat man auch früher gewußt, welch großen Gefahren die aus den Gefängnissen entlassenen Sträflinge ausgesetzt seien. Durch die widerwillig erduldete Strafe ist ja der Mangel an Erziehung nicht ersetzt, die Liebe zur Arbeit nicht erworben, die Rohheit nicht abgelegt, die Leidenschaft nicht ausgelöscht; diese glüht noch weiter, ja rast häufig nur noch unbändiger bei wiedergewonnener Freiheit. Die Ehre ist verloren und damit das Vertrauen der Mitbürger; ein Dienst, ein Unterkommen schwer zu finden. So fällt der Unglückliche häufig, wenn nicht etwas für ihn geschieht, wieder in's Verbrechen zurück. Das wußte man auch früher, und dennoch war diese Frage nicht brennend. Galgen, Geißel, Glüheisen machten kurzen Proceß mit den Delinquenten, die Gefängnißstrafe war weniger im Schwang. Darum gab es auch nicht so viele entlassene Sträflinge, und für diese sorgten die Pfarrgeistlichkeit, die Gemeinde-Obrigkeit, die Armenpflege,

häufig auch seeleneifrige Ordensgeistliche mit Hilfe von Bruderschaften und andern frommen Vereinen. Die Nothwendigkeit außerordentlicher Maßregeln war nicht vorhanden.

Seitdem aber in neuerer Zeit das Gefängniß zum Hauptstrafmittel geworden und mit der reißenden Zunahme der Verbrechen sich immer mehr mit Insassen gefüllt hat, so daß nicht etwa Einzelne, sondern Hunderte, Tausende jährlich entlassen werden: ist die Frage wegen der entlassenen Gefangenen eine brennende geworden und das Gemeinwesen gezwungen, Vorsichtsmaßregeln gegen diesen Auswurf der Menschheit zu treffen, damit er nicht Alles mit seiner Fäulniß anstecke und die öffentliche Sicherheit vernichte.

Mit dieser Frage steht in innigster Wechselbeziehung das Landstreicherthum; es bevölkert die Gefängnisse und wird wiederum aus den Gefängnissen durch entlassene Sträflinge recrutirt. Auch früher ward, sogar außer den großen Städten, wohin von jeher viel Bettlervolk zusammenströmte, das Vagabundenthum bisweilen zur Landesplage, aber doch nur zu Zeiten eines Krieges oder großer Noth; heutzutage schaffen es die modernen Zustände. Nicht nur das Gefängnißwesen, sondern auch die Industrie mit der schrankenlosen Freizügigkeit trägt das Ihrige dazu bei, das Vagabundenthum über alle Maßen zu vermehren. Unzählige reißt sie aus ihrem ländlichen Heim und führt sie in die Mittelpunkte der Fabrikthätigkeit, um dort die ohne eigenen Herd unstät hin und her wogende Arbeitermasse zu bilden. Was Wunder, daß diese in Einem fort beim verschuldeten oder unverschuldeten Stocken der Arbeit und des Arbeitslohnes Vagabunden erzeugt oder auswirft? Die liberale Gesetzgebung pulverisirt die Stände und Standescorporationen. Was Wunder, daß jeder Windstoß diesen Staub aufwirbelt und hin und her jagt? Wie beide Menschenklassen, die der entlassenen Sträflinge und die der Vagabunden, in innigster Wechselbeziehung zu einander stehen und in einander übergehen, so fordern sie auch ähnliche Pflege, Behandlung und Aufsicht. Aber in dieser großen Masse müssen wir doch Abtheilungen unterscheiden, welche besondere Sorge erheischen: die verkommenen Weiber, weil sie weit mehr als Männer durch Unsittlichkeit das Volk verpesten können und auch wegen ihres Geschlechtes weit mehr des Schutzes und der Hilfe bedürfen; dann die jugendlichen Vagabunden und Verbrecher, weil sie noch Hoffnung bieten, durch Erziehung vor einer langen Lasterbahn bewahrt zu bleiben. Professionelle Landstreicher, die seit der Kindheit an ein arbeitsscheues, unstätes, schlechtes Leben sich

gewöhnt haben, sind kaum mehr zu bessern. In der Jugend muß dem vorgebeugt und das Übel, da es noch klein ist, ausgerottet werden. Wie leicht kann man den schwachen Funken löschen; lodert er zur Flamme auf und erfaßt er den ganzen Menschen, so ist schwer zu retten. Von vornherein war demgemäß zu erwarten, daß die Kirche in der Fürsorge für die unglückliche Menschenklasse, worüber hier zu handeln, ihr hauptsächliches Augenmerk auf die Jugend und das schwache Geschlecht warf.

Vernehmen wir über die kirchliche Pflege der verwahrlosten vagabundirenden Kinder einen Mitarbeiter der liberalen „Revue des Deux-Mondes", der von sich gesteht, daß der Glaube ihn nicht berühre. Er wird uns bezeugen, daß nur der Glaube in diesem Punkte etwas vermag.

„Es gibt Kinder, der leibhaftige Aussatz, entsprossen der sittlichen Fäulniß, aufgelesen vom Düngerhaufen des Lasters und der moralischen Verderbniß, moralischer Aussatz, viel schwerer zu heilen und zu pflegen als der physische. Um diese armen kleinen Geschöpfe dem Elend, welches sie heimsucht, zu entreißen, um sie von der Verderbniß, welche sie durchdrungen hat, frei zu machen, ist ein Eifer der Liebesthätigkeit vonnöthen, der niemals erlöschen darf. Sieht man die Menschen am Werke bei dieser Arbeit, so wird man unwillkürlich an die Fabel des Sisyphus erinnert: man hat den Felsblock gut hinaufwälzen, er fällt zurück. Nichts indeß, durchaus nichts erschlafft oder mindert ihre Thatkraft; gelänge es auch, von hundert oder tausend ihrer Pfleglinge einen zu retten, so wäre das Samenkorn des guten Willens nicht verloren. Diejenigen, welche sich diesen Arbeiten, die das Alterthum nicht kannte, widmen, gehören zu religiösen Genossenschaften oder schließen sich ihnen an; ihre Kleider sind von Büre oder Stramin, der Kopf rasirt oder durch eine weiße Haube bedeckt. Die Ausübung der Liebeswerke unterbricht die Verrichtung des Gebetes nicht; man betet für die, denen man zu Hilfe kommt, für den, welcher lästert und verfolgt; im Menschen sieht man die physische und moralische Gebrechlichkeit; man müht sich, die eine wie die andere zu heilen. Ihr Name? sie haben keinen mehr; sie nennen sich Bruder Joseph oder Schwester Magdalena; die werkthätige Liebe hat sich über ihnen geschlossen, sie von der Welt abgesondert, in die sie nur wieder eintreten, um Unglückliche, denen sie Beistand leisten wollen, aufzusuchen, und um das zu erbitten, womit sie ihnen zu Hilfe kommen." [1]

---

[1] Revue des Deux-Mondes, 1er Avril 1883. Du Camp, Privatmildthätigkeit in Paris; in's Deutsche übertragen von Dr. Mensching, S. 12 (Hannover 1883). Wir entnehmen obige Worte dieser fließenden Übersetzung der interessanten Artikel, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen. Dieselben sind mit Wohlwollen gegen die Kirche und die Orden geschrieben, obwohl leider bisweilen der liberale Standpunkt durchblickt.

Solche kirchliche Anstalten, in welche verwahrloste und obdachlose Kinder aufgenommen werden, sind über die ganze Erde ausgebreitet. Wir wollen aus ihnen nur einige wenige charakteristische auswählen und wiederum zuerst den Liberalen über die Macht des Glaubens sprechen lassen.

„Das Werk, welches Don Bosco in Turin geschaffen und über Italien erglänzen läßt, hat gegenwärtig geräumige Anstalten, wo die verwahrlosten Kinder förmliche Handwerksgilden ausmachen. Bevor man solche Anstalten besaß, hatte man ein einfaches Haus, noch früher einen Schuppen, zuerst nur einen Rasenplatz; da arbeitete man während des Tages; da schlief man während der Nacht auf dem Grase unter freiem Himmel. Im Monat December 1841 ging Don Bosco Messe lesen, und der Sacristan suchte ein Kind, das ihm dabei dienen könnte. Ein Vagabund von 16 Jahren, Namens Bartel Garelli, gaffte gerade in der Kirche die Bilder und Statuen an. Der Sacristan fordert ihn zum Meßdienen auf; der Junge weigert sich. Es kommt zu harten Worten und Ohrfeigen. Don Bosco eilt dazwischen, besänftigt das Kind, hält es bei sich, fragt es aus und erfährt, daß es nicht einmal das Kreuzzeichen machen kann. Von dieser Minute an gelobt er, sich der verwahrlosten Jugend zu weihen. Er hat Wort gehalten; fast 80 000 Kinder verdanken es ihm[1], wenn sie jetzt ehrliche Menschen und Arbeiter sind.

Das Waisenhaus der jungen Handwerker in Auteuil (Paris) ist aus einer ähnlichen Erleuchtung hervorgegangen. In der Nacht reicht ein Blitzstrahl hin, um die entferntesten Punkte des Horizontes erscheinen zu lassen. So enthüllt auch bisweilen *eine* Thatsache Tiefen des Elendes, von denen man vorher keine Ahnung gehabt. Wie Don Bosco sah sich der Priester Roussel unerwartet einem jungen Vagabunden gegenübergestellt; das war der erste Anstoß zur Gründung des Waisenhauses Auteuil. . . . Eines Abends nämlich, gegen Ende des Winters von 1865, bemerkte Roussel ein Kind, das in einem Haufen Koth herumwühlte. ‚Was machst du da?' — ‚Ich suche etwas zu essen.' Der Priester nahm das Kind, führte es mit sich heim, ließ es speisen und gab ihm ein Nachtlager. Den andern Morgen ging Roussel auf die Suche und kam mit einem andern Vagabunden zurück. Acht Tage nach seinem ersten Fund beherbergte er sechs Kinder. Der Priester nährte seine kleine Welt, so gut er konnte. Aber seine Hilfsmittel waren beschränkt; oft lebte man nur von trockenem Brod, das in klares Wasser getaucht war; bisweilen ging man ohne Abendessen schlafen. Aber der Priester verlor den Muth nicht; man muß sich auf andere Schwierigkeiten gefaßt machen, wenn man ernstlich den geistlichen Beruf erwählt hat. Roussel

---

[1] Nach d'Espiney, Don Bosco (Münster 1883, S. 6), welcher das Wirken des seeleneifrigen Priesters und der von ihm gestifteten Salesianer treffend schildert, sind es über 100 000. Salesianische Institute gibt es nicht nur in Italien, sondern auch in Südfrankreich und Südamerika.

besaß einen hohen Edelmuth, der ihm keine Rast gönnte und ihn niemals zurückweichen ließ.“ [1]

Die liberale Zeitschrift erzählt nun, wie Roussel mit Hilfe von Almosen, die er erbettelte, das Haus von Auteuil gründete, wie er es allmählich vergrößerte. Anfangs wollte er nur die kleinen Vagabunden auf die erste heilige Communion vorbereiten; aber er überzeugte sich bald, daß dieß nicht ausreiche. Er beschloß also, Handwerksstätten mit dem Waisenhaus zu verbinden, um die Kinder durch eine lange Lehrzeit zu tüchtigen Handwerkern ausbilden zu lassen. Er entläßt sie erst, wenn sie, 18 oder 20 Jahre alt, ihr Brod leicht verdienen können. Außer den gewöhnlichen Handwerken ist im Waisenhaus eine große Druckerei, Typengießerei, Buchbinderei, alles von den Waisenkindern bedient. Dieselben machen auch die Holzschnitte zu den beiden illustrirten Zeitschriften, die von Roussel herausgegeben werden. Kaum besteht die Anstalt 20 Jahre, und gegen 5000 Kinder sind dort erzogen worden. Man rechnet, daß von denselben 80 % gut bleiben: ein außerordentlicher Erfolg, wenn man bedenkt, was für junge Taugenichtse dem Priester zugeführt werden, wie regellos bis dahin das Leben dieser Vagabunden war, wie unbändig ihr Charakter dabei geworden.

„Fast alle diese verlassenen oder verlorenen Kinder sind durch geschickte Schurken zum Diebstahl abgerichtet, die sie in ihre Ausschweifungen einweihen, durch Absynth abstumpfen, sittlich verderben und aus ihnen ihre Späher machen, die aufpassen müssen, daß man nicht beim Diebstahl ertappt werde. Biegsam wie ein Aal, verschlagen, kühn bis zur Waghalsigkeit, ist der Straßenjunge von Paris ein furchtbarer Hilfsgenosse der erwachsenen Diebe, die ihn suchen, kirren und wie ein Präcisionsinstrument in der Stunde des Verbrechens handhaben. Wenn ein Kind einmal unter diese gottlosen Banden gekommen ist, wenn es stolz geworden auf seinen ersten bösen Streich, gehört es zur Armee der Empörung; es wird sie nicht mehr von selbst verlassen. Um im Asyl von Auteuil anzukommen, muß es durch einen mitleidigen Beamten geschickt werden, welcher hofft, daß diese bereits durch das Laster krumm geschlagene Natur durch gute Behandlung wiederum gerade gerichtet werde.... Auch die Polizeipräfectur zieht Barmherzigkeit der Strenge des Gesetzes vor. Sie weiß, daß ohne ein Wunder ein Kind, welches sie zum Zuchtpolizeigericht und von da in die Petite Rochette schickt, sein ganzes Leben für Sittlichkeit und Ehrlichkeit verloren ist. Sie rettet gleichfalls nach ihrer Weise Seelen und öfter als man denkt. Sie schreibt dem Abbé Roussel:

[1] Revue des Deux-Mondes, 1er Août. IV. L'orphélinat des apprentis. Über eine ähnliche Anstalt des Abbé de Bervanger siehe Hettinger, Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris, S. 272.

‚Das Kind ist zwölf Jahre alt, es vagabundirt seit 6 Wochen; der Vater ist gestorben, die Mutter verschwunden; man hat es gestern in den Hallen arretirt; wollen Sie es?‘ Der Priester antwortet: ‚Schicken Sie es mir auf der Stelle‘, und er hat einen Zögling mehr in seinem Waisenhaus.

Die Mehrzahl dieser Gassenbuben trägt Narben am Kopfe, Andenken an das irrende Leben, Wundmale des Herumstreichens, die wie das Brandmal auf dem Arm des Verbrechers einen unauslöschlichen Beweis der Identität liefern.“

So ist das Material beschaffen, welches in Auteuil wie in so vielen andern von Geistlichen und Ordensleuten geleiteten Rettungshäusern zu braven Menschen umgeformt wird. Es geschieht das im Feuer der christlichen Liebe. „Um ein solches Werk,“ wie die „Revue des Deux-Mondes“ sagt, „zu unternehmen und es fortzusetzen, ohne sich zu entmuthigen, muß man verschwenderisch die Kinder lieben.“ Ja, nur die Liebe, nur die verschwenderische Liebe gibt Energie, die bei Erziehung solcher Kinder fast unübersteiglichen Hindernisse zu überwinden, Kraft, die unsäglichen Mühen auf sich zu nehmen, Muth, die dazu nöthigen immensen Kosten zu erbetteln, Geduld, die Sisyphus-Arbeit tausendmal wieder von Neuem zu beginnen; die Liebe gibt eine Zärtlichkeit, die das Herz der Knaben rührt, ein Gottvertrauen, das in keiner Noth verzagt, Arbeitslust, die nimmer rastet, unverwüstliche Heiterkeit, die sich auf die Kinder überträgt und sie in munteren Spielen das unbeschreibliche Elend ihrer Herkunft vergessen läßt. Nur die Liebe macht aber auch den Kindern die strenge Zucht erträglich, welche bei einer so verkommenen Menschenklasse unerläßlich ist; sie flößt Gegenliebe und Vertrauen ein, daß sich diese unbändigen Naturen willig lenken lassen. Es geht in einer solchen geistlichen Anstalt wie in einer guten Familie; darum nennen auch alle Insassen ihre Vorsteher und Aufseher mit dem süßen Familiennamen: Vater (Pater), Mutter, Schwester, Bruder. Diese leben mit ihnen, für sie, verlassen sie nie, unterrichten sie, trösten sie, spielen, arbeiten, beten mit ihnen. Dieses Leben der Liebe, der Tugend, der Arbeit, das in den Ordensanstalten die kleinen wie die großen Vagabunden, die kleinen wie die großen Verbrecher umfängt, ist das Geheimniß, welches allein den Schlüssel zur Erklärung der großen Erfolge solcher Anstalten gibt.

Die „Revue des Deux-Mondes“, welche in ihren Artikeln immerfort auf diesen Punkt hinweist, stellt dem Waisenhaus in Auteuil ein staatliches Correctionshaus gegenüber.

„Ein Vorsteher der ‚väterlichen Besserung‘ in der Petite Rochette sagte mir: ‚Hier, in der kleinen Rochette, wird gesäet und gepflanzt; dort in der

großen (dem Zuchthaus) wird geerntet.' Der brave Mann hatte Recht. Ich fragte ihn: ,Wenn Ihr Sohn ein schlechtes Subject wäre, würden Sie ihn dann hier einsperren lassen?' Er antwortete mir mit der größten Entschiedenheit, wie ein Mann, der durch Erfahrung innigst überzeugt worden: ,Hier, um einen Zuchthäusler daraus zu machen? Niemals; eher würde ich ihn erwürgen.' Ich habe oft diesen Bagno der Kindheit besucht und gefunden, daß dieses Haus in sittlicher und gesundheitlicher Beziehung unbarmherzig ist; es schließt das Kind ein und thut nichts für dasselbe. Es hat mir geschienen, daß jenes Haus das Gegentheil von einer Anstalt der socialen Vorsorge sei."

Man begreift darum, daß selbst die Pariser Polizei und Magistratur, welche nichts weniger als klerikal sind, dennoch mit Umgehung des Gesetzes die kleinen Vagabunden in die geistliche Anstalt von Auteuil schicken. In andern Staaten braucht man deßhalb das Gesetz nicht zu umgehen; dasselbe erlaubt, die jungen Übelthäter, selbst wenn sie vom Gericht verurtheilt sind, klösterlichen Anstalten zu überweisen. Es ist das beispielsweise in New-York der Fall.

In der Nähe dieser Hauptstadt der neuen Welt ward in Yorkville 1861 das New-York Catholic Protectory (Zufluchtshaus) gegründet. Von da siedelte es 1866 nach West-Farms in West-Chester über. Seinem Freibrief zufolge hat ein Richter bei Verurtheilung eines katholischen Delinquenten unter 14 Jahren diesen dem Catholic Protectory zu überweisen, sobald Eltern, Vormünder oder die nächsten Verwandten darum ersuchen. Ebenso werden viele unlenksame Kinder von ihren Eltern zum letzten Besserungsversuch derselben Anstalt übergeben. Sie besteht aus zwei kolossalen Gebäuden, das eine für Knaben, das andere für Mädchen. Im Laufe des Jahres 1872 wurden 2414 Kinder (1796 Knaben und 618 Mädchen) dem Protectory, fast sämmtlich durch die Gerichte, überwiesen, von denen sich Ende September noch 1259 Knaben und 329 Mädchen dort befanden. Im Jahre 1882 waren 1220 größere, 126 kleinere Knaben und 667 Mädchen in der Anstalt. Die größeren Knaben stehen unter Leitung der Christlichen Brüder, die kleineren, sowie die Mädchen unter der Leitung der Schwestern der Liebe. Die Knaben zerfallen in 22 Klassen und werden in folgenden Handwerken unterrichtet: der Drucker, Schriftsetzer, Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Zimmerleute, Schreiner, Bäcker, Gärtner. Die Mädchen lernen allerhand Hausarbeiten, Hand- und Maschinennähen, Handschuhmachen. Mehr als 100 Morgen Land geben Gelegenheit, die Kinder auch im Ackerbau zu unterrichten. Die Anstalt vermeidet alles, was an ein Gefängniß erinnern könnte. Für die Dauer des Verbleibens in der Anstalt ist, wenn die Strafe abgebüßt worden, keine bestimmte Zeit festgesetzt. Wenn die Eltern einwilligen, können die Kinder dort so lange bleiben, bis sie ein Handwerk erlernt haben und ihnen eine gute Stelle besorgt worden.

Außer diesem Protectory und 10 Waisenanstalten zählt Sadlier's

Directory noch folgende Asyle für verwahrloste und obdachlose Kinder in New-York auf: St. Stephen's Home für verlassene Kinder, 412 Kinder unter Leitung der Schwestern der Liebe, sammt einer Zweiganstalt in Fordham von 80 Kindern; St. Joseph's Home für obdachlose Kinder, 150 Kinder unter Leitung von Franciscanessen, sammt einer Zweiganstalt für kranke Kinder, mit 90 Kindern; House of Protection, 250 Kinder unter Leitung der Barmherzigen Schwestern; St. Joseph's Home für Kinder, 500 Kinder unter Leitung derselben Schwestern.

Dazu hat jetzt (den 2. September) der Coadjutor des Cardinals, Erzbischof Carrigan, ein Heim für verwahrloste Kinder in der Princes Bay eingeweiht, das 2000 dieser armen Geschöpfe fassen kann.

Fast alle diese klösterlichen Anstalten für verwahrloste und vagabundirende Kinder sind in den letzten 20 Jahren entstanden, und zwar aus Privatmitteln, trotz der andern enormen Lasten, welche die gläubigen Katholiken der Vereinigten Staaten tragen. Daß die Kirche von der Nothwendigkeit, das Vagabundenthum in der Wurzel, der Jugend, zu bekämpfen, und von der Unentbehrlichkeit der Ordensleute zur Erreichung dieses Zieles überzeugt ist, zeigt nichts so sehr als diese Opferwilligkeit, welche sich auch in andern Städten der Vereinigten Staaten und Großbritanniens wiederholt. Im letztern Königreiche erlauben gleichfalls die Gesetze, daß jugendliche Delinquenten den Besserungs-Anstalten (reformatory schools), und verwahrloste, vagabundirende Kinder den Gewerkschulen (industrial schools) der Ordensleute von den Beamten übergeben werden dürfen. Murphy [1] hat durch ausführliche statistische Angaben, die er officiellen Berichten entnommen, bewiesen, daß die Ordensanstalten in Bezug auf Besserung jener Unglücklichen größere Erfolge aufweisen, als alle übrigen. Ich will hier nur auf eine von den Schwestern des hl. Aloysius in Monaghan (Irland) geleitete Schule für unverbesserliche Kinder aufmerksam machen. Sie nimmt solche auf, die aus andern Corrections-Anstalten ausgestoßen sind oder dort wegen sonstiger Gründe nicht aufgenommen werden. Aus derselben waren in den drei Jahren 1870—1872 24 entlassen worden; nach dem officiellen Bericht hatten sich von diesen 19 gut gehalten, 5 zweifelhaft, keines aber war rückfällig geworden [2].

Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf eine holländische Colonie von kleinen Vagabunden in Heibloem bei Roermond. Der Jesuitenpater Frentrop,

---

[1] Terra incognita or the Convents of the United Kingdom (London 1876), S. 427 ff.

[2] S. 437.

gerührt vom Anblick verwahrloster Straßenjungen in Amsterdam, veranlaßte die Gründung einer Congregation von Brüdern zur Erziehung solcher Kinder. Ihre Haupt-Niederlassung ist Heibloem, eine Blume mitten in einer der ungeheuren Haiden Limburgs und Nordbrabants. Dort besitzt die Congregation ein sehr großes Terrain, das durch Entwässerung für die Cultur gewonnen ist. Man wird angenehm überrascht, wenn man nach einem Marsch durch öde Haide oder Föhrenwaldung auf einmal die lachenden Fluren sieht, wo wogende Getreidefelder mit Futterkräutern abwechseln. Alleen, Obstbäume, Gärten umkränzen das große Gehöfte. In der Mitte ist eine zierliche gothische Kirche; daran schließen sich die weiten Klosterräume mit Schulen, Werkstätten, Spielplätzen für mehr als 300 Knaben. In den munteren, reinlichen, pausbackigen Jungen erkennt man schwerlich die Rangen wieder, welche von den Straßen Amsterdams und Rotterdams aufgelesen sind. Auch in Heibloem werden die Knaben in den verschiedensten Handwerken unterrichtet oder müssen beim Ackerbau helfen. Eine halbe Stunde von dem großen Gehöfte liegt ein kleineres. Die Kinder werden nicht eher entlassen, als bis sie ein Handwerk erlernt haben.

Sehr vortheilhaft hat sich hier wie anderswo die Verbindung des Ackerbaues mit solchen Rettungshäusern gezeigt. Das Leben auf dem Lande ist gesünder; man ist entfernter von der städtischen Verderbniß; es ist dort auch billiger, wenigstens wenn die Lebensmittel auf dem Gute selbst erzeugt werden. Endlich eignen sich nicht alle Knaben zu einem Handwerk; solche können gut für den Ackerbau verwendet werden.

Ebenso ist es nicht nur nützlich, sondern gemeiniglich nothwendig, daß die Kinder so lange in der Anstalt bleiben, bis sie vollkommen in einem Handwerk oder einer andern Hantirung ausgebildet sind und sich künftighin selbst ernähren können.

Solche kirchliche Asyle für junge Vagabunden sind sehr zahlreich, und durchweg sind sie Ordensleuten oder frommen Vereinen anvertraut. Die Kirche zeigte durch diese Handlungsweise, daß es in unserer Frage am meisten darauf ankommt, die Quellen des Vagabundenthums zu verstopfen. Sie hat das durch gute Erziehung zu erreichen gesucht. Sie hat es in Deutschland noch durch ein anderes großes Werk, den Gesellenverein, bewirkt. Denn erfahrungsgemäß liefert der Handwerkerstand einen großen, wenn nicht den größten Beitrag zum Vagabundenthum. Dem hat nun der Gesellenverein, was seine Mitglieder betrifft, durch seine vortrefflichen Einrichtungen vorgebeugt. Andere Quellen des Übels vermag freilich die Kirche nicht zu schließen: es sind das die Gesetze über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit.

Auch für die zweite Klasse der Entlassenen und Vagabunden, welche

eine besondere Pflege und Aufsicht erheischen, für die verkommenen Frauenzimmer, hat die Kirche durch ihre Orden in großartiger Weise gesorgt. Von jeher haben seeleneifrige Priester und Ordensleute sich dieser unglücklichen Wesen angenommen, um sie auf den Weg der Tugend zurückzuführen. So gründeten der hl. Ignatius und der hl. Vincenz von Paul Häuser zur Aufnahme solcher Personen. P. Eudes stiftete zu diesem Zwecke einen Orden. Aber derselbe konnte zu keiner rechten Blüthe gelangen, so lange ein jedes Kloster isolirt für sich bestand. Erst als Gregor XVI. dem Kloster von Angers 1835 die Vollmacht gab, andere Klöster mit sich zu einer einheitlichen, einer Generaloberin unterstehenden Congregation zu vereinen, erst da entwickelte sich das Institut in wunderbarer Weise über die ganze Erde; es ist das die Congregation vom Guten Hirten.

Das Haus vom Guten Hirten in Angers war 1829 mit Hilfe des Grafen de la Potherie de Neuville gegründet, welcher sein ganzes Vermögen diesem Zwecke widmete. Oberin ward die ehrw. Mutter Maria Euphrasia Pelletier. Unter der weisen Leitung dieser heiligen Nonne erhielt das Kloster ein solches Wachsthum, daß es nach fünf Jahren bereits 150 Nonnen zählte. Der Segen Gottes ruhte sichtbar auf diesem Werke. Darum erbaten und erhielten mehrere französische Bischöfe vom Papst Gregor XVI. die Vollmacht, aus den vom Mutterkloster gestifteten Häusern eine Ordenscongregation unter dem Generalate der Oberin von Angers zu gründen. Die erste Generaloberin stiftete bis zu ihrem gottseligen Tode (24. April 1868) nicht weniger als 110 Klöster. Und es waren nicht kleine Häuser, sondern der Mehrzahl nach große Anstalten, welche 100, 200, 500 Insassen zählten. Auch in der neuen Welt, in den Vereinigten Staaten und Canada, breitete sich der Orden mächtig aus. Das Haus in Quebec zählt z. B. außer mehr als 600 Büßerinnen und Waisenkindern 123 Profeßschwestern, 8 Novizen und 22 Laienschwestern; das von Montreal 118 Profeßschwestern und 23 Novizen. Zweck dieses Ordens ist Bekehrung der Sünderinnen und Bewahrung gefährdeter Mädchen vor dem Lasterleben; deßhalb unterhält er nicht nur Zufluchtshäuser für Büßerinnen, sondern auch Schulen für verwahrloste Kinder, doch so, daß beide ganz und gar geschieden sind. Es ist unrichtig, was nicht selten behauptet wird, daß Büßerinnen unter die Profeßschwestern Aufnahme finden können. Diese sind vielmehr Jungfrauen aus den mittleren und höheren Ständen, welche aus Liebe zu Gott sich diesem schweren Berufe widmen, mit und für die verkommenen Weiber ganz und für immer zu leben, um sie auf bessere Wege zu bringen. Fürwahr, das natürliche Gefühl dieser Jungfrauen muß sich mächtig dagegen bäumen, der gemeinsten Menschenklasse das ganze Leben zu dienen. Darum ist aber auch der Segen Gottes, darum auch die Achtung der Menschen für dieses Institut so groß. Denn überall kommt man den Liebesbestrebungen derselben mit Wohlwollen entgegen, und manche Regierung

überweist ihnen weibliche Delinquenten. So sind in New-York die Polizeirichter ermächtigt, Prostituirte, statt in's Gefängniß, zur Besserung in diese Rettungsanstalt zu senden. Nach verbüßter Strafzeit können solche, wenn sie wollen, im Asyl verbleiben, entweder ihr ganzes Leben als sog. Magdalenen oder bis ihnen ein anderweitiges ehrbares Unterkommen verschafft ist. Das große Haus, welches über 800 Personen fassen kann, liegt am East River. Im Jahre 1882 waren dort 331 freiwillige Büßerinnen, 110 Gefangene, 52 Mädchen der Bewahrschule. Auch die englische Regierung erlaubt, daß weibliche Gefangene, nicht bloß jugendliche, sondern auch erwachsene, zum mindesten einen Theil der Strafe in Klöstern des Guten Hirten abbüßen können. Weiblichen Sträflingen wird, wie uns P. Zanetti, Gefängnißgeistlicher in Mill-Bank (London)[1], mittheilte, der vierte Theil ihrer Strafzeit nachgelassen, wenn sie sich gut aufführen; außerdem können sie aber noch die letzten neun Monate ihrer Strafzeit im Kloster des Guten Hirten (East End Finchley, London) abbüßen. Die Regierung gibt dann den Nonnen 10 Shilling per Woche für jede Gefangene, wovon sie aber 2 den Gefangenen abtreten, die bei der Entlassung ausbezahlt werden. Dazu können solche Personen, wenn sie im Gefängniß fleißig gewesen sind, 2 oder 3 Pfd. Sterl. von der Regierung und noch weitere Unterstützung von den Vereinen für entlassene Sträflinge erhalten. Endlich brauchen sie ja auch nicht aus dem Kloster zu gehen, bis für sie eine Stelle gewonnen ist. Und wie groß ist in dieser Beziehung die Sorge der guten Schwestern! Schicken sie doch nicht selten Büßerinnen, welche durch ihr Betragen und ihre Eigenschaften es verdienen, an ihre Häuser in Canada oder den Vereinigten Staaten, damit dieselben durch Vermittlung der dortigen Schwestern einen guten Dienst erhalten und da, wo ihre Schande völlig unbekannt ist, ein ganz neues Leben beginnen. Hand in Hand mit den Schwestern geht die katholische Hilfsgesellschaft für entlassene Sträflinge, in deren Vorstand der Geistliche des Klosters vom Guten Hirten und zwei Jesuitenpatres sind. Dieselbe sucht Arbeitsräume, z. B. Wäschereien, Zimmer für Näherinnen u. s. w., für die Entlassenen einzurichten. Auch in Rom nehmen die Frauen vom Guten Hirten weibliche Gefangene in ihr Asyl auf und wenden denselben sowohl während als nach verbüßter Strafzeit dieselbe liebevolle Sorge zu, wie anderswo. Dort wird überhaupt die Pflege für weibliche Gefangene in der Regel Nonnen anvertraut. Denn auch in dem Gefängniß für weibliche Gefangene, Villa Altieri, sind belgische Ordensfrauen, und das Haus gleicht eher einem frommen Asyl, als einem Gefängniß. Die neue liberale Regierung hat daran nichts geändert. Überdieß bestehen in Rom verschiedene Häuser zur Aufnahme der entlassenen weiblichen

---

[1] Derselbe übt seit langer Zeit aus freien Stücken die Seelsorge in diesem größten Gefängniß Londons aus, und als das Gesetz die Anstellung katholischer Geistlichen in Gefängnissen gestattete, bat die Gefängnißverwaltung den Cardinal Manning, ihnen doch den Jesuiten zu lassen, sie wünsche keinen anderen Geistlichen. Ebenso wirkte P. Kösler im Koblenzer Gefängniß lange Zeit in schönster Harmonie mit den protestantischen Beamten.

Sträflinge, die daselbst bleiben können, bis sie eine Versorgung finden: so die älteren Asyle von S. Maria in Trastevere und della Lauretana; dazu ein drittes in der Gegenwart von einem Franciscaner (P. Simpliciano) gestiftet, das theils durch Almosen, theils durch den Lohn für die Handarbeiten der Insassen unterhalten wird. In allen diesen Asylen können letztere bleiben, bis für sie genügend außer denselben gesorgt worden.

Wir haben hier nur einige wenige der zahlreichen von der Kirche gestifteten Asyle für weibliche Entlassene und Vagabunden geschildert; so viel dürfte aber daraus klar sein, daß die Kirche, wie für die Jugend, so auch für den weiblichen Theil dieser unglücklichen Menschenklasse die größte Sorgfalt angewendet. Und wahrlich: es ist das keine leichte Aufgabe; ja, es scheint schwerer, verkommene Weiber als Männer zu bessern und vor dem Rückfall zu bewahren. Denn jene sind viel leidenschaftlicher, eigensinniger, schwächer, gemeiner als diese. Die Erfahrung bestätigt das. Nach dem letzten statistischen Bericht über die Gefängnisse Hamburgs waren unter den im Jahre 1882 verhafteten Weibern 98 % Rückfällige. Und im 55. Jahresbericht der rheinisch-westphälischen Gefängnisse heißt es von Barmen: „Besonders Unerfreuliches haben wir an den untergebrachten jungen Mädchen erlebt. So viele im Kaiserswerther Asyl Aufnahme gefunden haben, keine einzige hat den Erwartungen entsprochen, die man glaubte hegen zu dürfen."

Dem Manne hat die Natur die Stellung gegeben, daß er selbst durch Arbeit sich und die Seinigen ernähren soll. Darauf sind denn auch die Anstrengungen der Kirche gerichtet [1]. Durch eine gute Erziehung sucht sie den Mann zu diesem seinem Berufe zu befähigen, durch die Predigt und andere Mittel ihn zu dessen treuer Erfüllung zu bestimmen, sowie durch ihre thätigen Mitglieder, Seelsorger, Vereine, Anstalten [2] den arbeitslosen Armen Arbeit zu verschaffen. Aber trotzdem wird sie es nicht verhindern können, daß Viele sich wie andern Lastern, so auch dem arbeitsscheuen Vagabundiren hingeben. Da muß der Staat eingreifen und dieß dem Gemeinwesen und den Einzelnen gleich verderbliche Vergehen nöthigenfalls bestrafen, besonders durch Zwangsarbeit in Armenhäusern. Nichtsdestoweniger wird er die guten Dienste der Kirche suchen und annehmen müssen, um solche Häuser zu wirklichen Besserungsanstalten zu machen.

---

[1] Ausführlich hierüber handeln Ratzinger in seiner vortrefflichen „Geschichte der kirchlichen Armenpflege" (Freiburg 1868) und Ehrle, „Armenpflege" (17. Ergänzungsheft dieser Zeitschrift).

[2] Ehrle S. 30 ff.

Wie durch harmonisches Zusammengehen aller betheiligten Factoren dem arbeitsscheuen Betteln und Vagabundiren gesteuert werden kann, zeigt die Armengesetzgebung von Ypern, welche von der Geistlichkeit der Stadt, später im Wesentlichen auch von der ersten theologischen Facultät der katholischen Welt, der Sorbonne, gebilligt und in andern Städten nachgeahmt ward. Das Betteln ward dort verboten, doch so, daß dem Arbeitsunfähigen ein Platz im Hospital, dem Arbeitsfähigen — was der Hauptgrundsatz dieser Gesetzgebung war — durch Arbeit Unterhalt und Obdach verschafft wurde, entweder bei Handwerkern und in Fabriken, oder bei öffentlichen Arbeiten und in Armenhäusern. Die arbeitsfähigen Fremden schickte man in ihre Gemeinden zurück. Das größte Gewicht ward aber auch hier auf die Errichtung guter Armenschulen gelegt. Die Kosten sollten aus ältern Stiftungen und durch Almosen bestritten werden. Man stellte zur Durchführung dieser Bestimmungen in der Stadt vier Armenpfleger an, die aus jeder Pfarrei sich vier weitere im Armenwesen erfahrene Personen beiordneten. Ihr erstes Geschäft sollte die Aufstellung eines genauen Census der Armen sein, damit die arbeitsunfähigen von den arbeitsfähigen und die verschiedenen Klassen der letzteren unterschieden und alle nach ihrem Bedürfnisse behandelt werden könnten [1]. Diese Anordnungen sind ebenso einfach als weise; sie werden auch jetzt noch überall dort genügen, wo nicht eine außergewöhnliche Bettlermenge außerordentliche Maßregeln fordert. Was in einem solchen Falle die Kirche, wenn der Staat mit ihr harmonisch zusammenwirkt, gegen das arbeitsscheue Vagabundenthum vermag, zeigte der hl. Vincenz in Paris.

Diese Stadt ward von einer Unzahl Bettler (man sprach von 40 000) überfluthet und unsicher gemacht. Heinrich IV. und Sully vermochten nichts gegen diese Plage. Richelieu, welcher sonst alle Hindernisse überwand, sah hier seine Anstrengungen vereitelt. Das Parlament erließ Verordnungen über Verordnungen gegen das Betteln, Alles war vergebens. Die von den Bettlern besetzten Stadtviertel wurden Wunderhöfe genannt; denn jeden Abend ereignete sich dort das Wunder, daß solche, die den Tag über blind, lahm, krank gewesen, wieder sehend, behend, gesund wurden. Vincenz beklagte lange Zeit dieses riesenmäßige Übel; denn er sah da eine zahllose Volksmenge in Trägheit, Verbrechen, Unwissenheit versunken und sich selbst und Allen, die mit ihr in Berührung kamen, gleich verderblich. Da waren die Kinder verwahrlost, unwissend, seit den frühesten Jahren allen möglichen Leib und

[1] Schon der hl. Basilius richtete in seinem großen Armenhaus bei Cäsarea Werkstätten ein.

Seele verderbenden Einflüssen preisgegeben. Da waren Ungeheuer, welche sich nicht scheuten, zur Erregung des öffentlichen Mitleides ihre Kinder zu verstümmeln. Der Heilige beschloß, muthig gegen das Übel zu ringen. Er machte sorgfältig einen Plan und unterbreitete ihn dem Gemeinderath. Aber diese Körperschaft wies denselben zurück, da sie an der Möglichkeit seiner Ausführung verzweifelte. Jetzt ging Vincenz selbst an's Werk. Er hatte ein Almosen von 100 000 Franken für die Pariser Armen empfangen; mit Gutheißung des großmüthigen Wohlthäters verwendete er das Geld zur Ausführung seines Planes. Er fing mit 40 im reifen Alter stehenden Armen beiderlei Geschlechtes an, führte sie in ein Asyl, welches er das Hospital des Namens Jesu nannte, und vermehrte sie allmählich auf 300. Für diese sorgte er in ihren zeitlichen Bedürfnissen, doch so, daß er sie zu verschiedenartigen Arbeiten gemäß ihren Kräften verwendete. Zugleich ermahnte und belehrte er sie mit Hilfe seiner Missionäre in allen Grundsätzen der Religion. Nachdem er sie so vorbereitet, erklärte er ihnen, daß er sie für die Bettler der Hauptstadt verantwortlich mache, die er von Trägheit und Lasterhaftigkeit zu Fleiß und Frömmigkeit bekehren wolle; zu diesem großen Werke wähle er sie als Missionäre. Und nun schickte er sie in alle Höhlen des körperlichen und sittlichen Elendes, damit sie alle Irrenden und Unglücklichen zu ihm brächten. Mochte Jemand auch noch so verdorben, unwissend, verkommen sein, der Heilige nahm ihn in seine Arme auf, söhnte ihn mit Gott aus und gab ihn als nützliches Glied der Gesellschaft zurück.

In alle dem ging Vincenz mit ebenso großer Liebe als Umsicht voran. „Gottes Werke," sagte er, „beginnen klein, aber sie wachsen stetig. Nach meiner Meinung muß man zuerst einen Versuch machen an 100 oder 200 Personen, die freiwillig, ohne gezwungen zu sein, kommen. Fühlen sich diese gut behandelt und zufrieden, so werden sie Andere anziehen, und die Zahl wird wachsen nach dem Maßstab, als Gott die Mittel sendet. Bei diesem Spiel ist man sicher, nichts zu verlieren, und von der anderen Seite können Übereilung und Zwang die göttlichen Absichten hindern. Wenn ein Werk von Gott ist, wird es wachsen und dauern."

Durch diese Grundsätze geleitet, sah Vincenz seine Probe mit vollständigem Erfolg gekrönt. Die Zahl derer, welche er in das von ihm hierfür bereitete Asyl La Salpétrière aufnahm, stieg von Monat zu Monat. Da wurden sie nach Alter und Geschlecht getrennt, gehörig einlogirt, gekleidet und genährt, an Ordnung und Fleiß gewöhnt und in ihren christlichen Pflichten unterrichtet. Gemäß ihren Kräften wurden sie zu allerlei Arbeiten verwandt; denn Vincenz ward bei allen seinen Anstalten von dem Grundsatz geleitet, daß die Insassen arbeiten müßten, weil Arbeit wesentlich zur körperlichen und geistigen Gesundheit des Menschen nöthig sei.

Nun gingen auch der König und das Parlament an's Werk, als sie sahen, daß dem hl. Vincenz das, was unmöglich schien, geglückt war. Ein königliches Edict gründete das Hôpital-Général, welches die Salpétrière, Bicêtre (das dem Heiligen für seine Findlinge gegeben war) und andere Anstalten umfaßte. Die Verwaltung unterstand dem Parlament und dem Stadt-

rath, die geistliche Leitung ward aber dem hl. Vincenz und seinen Missionären anvertraut; auch die Schwestern der Liebe waren in verschiedenen Abtheilungen der Anstalt thätig. Der Plan des Heiligen, die Insassen in verschiedene Klassen einzutheilen und demgemäß zu beschäftigen, ward auch von der neuen Verwaltung befolgt. Die Leute bekamen den dritten Theil ihres Arbeitsgewinnes, zwei Drittel mußten sie dem Hause für ihren Unterhalt überlassen. Der König ließ nun alle Bettler auffordern, wenn sie sonst keine Beschäftigung hätten, in die Anstalt einzutreten; das Betteln ward strenge in Paris verboten, und das Gesindel, welches weder in der Salpêtrière noch sonst arbeiten wollte, aus der Stadt entfernt. Sofort traten 6000 Arme in die Anstalt. Ähnliche Häuser entstanden in den Provinzen. Die Begeisterung für das Werk des Heiligen war allgemein. Almosen flossen reichlich. Cardinal Mazarin gab 100 000 Franken an einem Tag und hinterließ in seinem Testament noch 60 000 Franken. Die Königin Mutter gab, als ihre Geldmittel erschöpft waren, dem Heiligen selbst ihre Diamanten. Eine Schwester der Liebe gab 50 000 Franken, eine andere eine Rente von 3000 Franken. Bossuet aber rief begeistert aus: „Kommt zu diesem Hospital; geht ein wenig vor die Stadt und sehet diese neue Stadt, welche man für die Armen gebaut hat, die Zufluchtsstätte aller Unglücklichen, die Bank des Himmels, das Allen angebotene Mittel, seine Güter zu sichern und mit himmlischem Zins zu vermehren! Nichts gleicht dieser Stadt; nichts, weder jenes stolze Babylon, noch die anderen Städte berühmter Eroberer. Wir sehen nicht mehr das traurige Schauspiel: Menschen todt vor ihrem Tod, gehetzt, verbannt, irrend, umherschweifend, um die sich Niemand kümmerte, als ob sie nicht mehr zur menschlichen Gesellschaft gehörten. Da sucht man der Armuth den Fluch, welchen Trägheit bringt, zu nehmen. Da werden die Kinder erzogen, die Familien gesammelt, die Unwissenden unterrichtet und durch die Sacramente gestärkt.“ [1]

Man vergleiche dieses kolossale Asyl der Vagabunden in den Zeiten, wo es unter der Leitung des hl. Vincenz und seiner Jünger stand, mit so manchen Arbeitshäusern, Werkhäusern, Landarmenhäusern, die ohne die Kirche zum selben Zweck in England, Deutschland und anderen Ländern gegründet wurden, aber den Armen eine Hölle dünkten und ihnen in Wirklichkeit ein Strick der Verführung und eine Lasterhöhle wurden. Es zeigt, was Religion und Liebe vermögen, wenn sie von seeleneifrigen Geistlichen und Ordensleuten in einem Hause ausgeübt werden. Nur sie bringen in diese Unglücksstätten Segen, Trost, Belehrung, Sittlichkeit, Arbeitsliebe, Frieden, und söhnen dadurch die vom Übel hin- und hergeschleuderten Menschen mit Gott, mit der Gesellschaft und mit sich selbst aus.

---

[1] Sur l'aumône. Oeuvres, Ed. Paris 1828. III, 436.

In Rom ergriff der energische Sixtus V. geeignete Maßregeln zur Unterdrückung des Bettels und stiftete, damit die wahrhaft Nothleidenden Unterhalt und Arbeit fänden, das Hospiz von Ponte Sisto mit Werkstätten und Betten zur Aufnahme der Bettler. Weil aber das Zusammensein des Gesindels leicht zum größten sittlichen Verderb führt, baute Clemens XI. für Vagabunden das erste Zellengefängniß der Welt. Die religiös-sittliche Erziehung derselben war ihm die Hauptsache. Darum legte er ihnen Einsamkeit und Arbeit auf, darum beauftragte er eine Congregation von Priestern mit dem Besuchen, Belehren und Trösten der Verhafteten. Nach der französischen Occupation wies Pius VII. den Bettlern das Hospiz St. Maria von den Engeln an. Leo XII. verwandelte das Ganze in eine großartige Versorgungs- und Arbeitsanstalt, welche für 350 Personen männlichen und 550 Personen weiblichen Geschlechtes bestimmt war. Dazu ließ er öffentliche Arbeiten in nicht kleinem Maßstabe, besonders zur Ausgrabung der Alterthümer, ausführen, damit Niemand über Arbeitslosigkeit zu klagen habe. Gregor XVI. verwendete gleichfalls bedeutende Summen auf solche Arbeiten, für Rom jährlich 32 292 Scudi. Dabei machte er strenge Verordnungen gegen das Betteln und ließ die fremden Vagabunden aufgreifen, damit sie in ihre Heimath geführt würden. Bei solchen Veranstaltungen des päpstlichen Regimentes und dem Bestande so vieler frommen Vereine in Rom war es dann auch nicht schwer, den entlassenen Gefangenen Arbeit und Unterhalt zu verschaffen. In Madrid wurde durch wohlthätige Personen 1832 ein Arbeitshaus (Refugio de San Bernardino) gegründet, das jährlich 3000 Armen Arbeit bietet. Überhaupt müssen in allen spanischen Hospitälern die Arbeitsfähigen, wenn sie aufgenommen werden, arbeiten.

Schon oben bemerkten wir, daß die Frage betreffs der aus dem Gefängniß Entlassenen früher von geringerer Bedeutung, in der Gegenwart aber eine sehr brennende geworden sei. Darum sind, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland viele außerkirchliche Vereine entstanden, welche den löblichen Zweck verfolgen, sich dieser armen Menschen anzunehmen, ihnen nach der Entlassung besonders Arbeit und dadurch eine gesicherte Lebensstellung zu verschaffen. Solche Vereine sind in den verschiedensten Theilen unseres Vaterlandes gegründet. Trotz mancher erfreulichen Resultate wollen aber dieselben in Deutschland nicht recht zur Blüthe gelangen. Der Grund möchte wohl in den vielen traurigen Erfahrungen liegen, welche man mit den entlassenen Gefangenen macht. Man hat sich z. B. alle Mühe gegeben, einen solchen in einem anständigen Hause unterzubringen; aber durch den Rückfall des Unglücklichen sieht man sich und den Freund, dem der Entlassene so angelegentlich empfohlen wurde, schmählich getäuscht. Ein Anderer versetzt bald die geschenkten oder erarbeiteten guten Kleider und Werkzeuge, um den Erlös durchzubringen. Auch die Arbeitsprämie, welche Entlassene für die im Gefängniß

verrichtete Arbeit bekommen, wird häufig vertrunken. Alles dieses macht das Publikum immer mißtrauischer, so daß man den entlassenen Sträflingen kaum noch einen soliden Dienst verschaffen kann. Solche traurige Erfahrungen müssen entmuthigen und treiben die Wohlthäter an, ihr Geld lieber anderswohin zu geben, wo es besser angebracht ist; und so wird der Verein, welcher sich die Sorge für die entlassenen Sträflinge zur Hauptaufgabe setzt, in seiner Thätigkeit gelähmt. Uns möchte es darum besser gefallen, daß, wie es ja auch katholischerseits geschieht, fromme Vereine und Orden, z. B. der Vincenz-Verein, die Aachener Franciscanessen, nach dem Vorbilde des hl. Vincenz nicht von ihrer Armenpflege die Ärmsten der Armen, die entlassenen Sträflinge, ausschließen, sondern sich gerade dieser im Besonderen annehmen. Das hat große Vortheile: einestheils werden sie durch die Rückfälle der Unglücklichen nicht so leicht entmuthigt, da ja die Armenpflege ihnen viele andere tröstliche Erfahrungen bietet; dann aber bleiben sie durch ihre fortgesetzten Besuche immerfort in Berührung mit jenen und halten ein wachsames Auge auf sie, was durchaus nothwendig ist; endlich ruht auch Gottes Segen mehr auf dieser im Verborgenen vollbrachten Thätigkeit, welche nicht in prunkenden Jahresberichten vor die Öffentlichkeit tritt.

Zur Aufnahme der Vagabunden und entlassenen Sträflinge gründete der Prediger Fr. v. Bodelschwingh die Arbeiter-Colonie Wilhelmsdorf in der Senne bei Bielefeld. Dieselbe gewährt den armen Reisenden, soweit der Platz es erlaubt, gastliche Aufnahme. Nach der Ankunft erhalten sie Kleider, werden vom Ungeziefer gereinigt und empfangen ihren Unterhalt, doch unter der Bedingung, daß sie durch Feldarbeit Kost und Kleidung verdienen. Die Bedingungen sind so gestellt, daß nicht leicht arbeitsscheues Gesindel, sondern nur Solche, die redlich wiederum ein arbeitsames Leben beginnen wollen, sich denselben, sowie der Zucht und Ordnung des Hauses unterwerfen. Als Leiter und Vorarbeiter dienen Brüder des westphälischen Brüderhauses Nazareth. „Die Hauptnoth in Gefängnissen und Landarmenhäusern," sagt richtig Herr v. Bodelschwingh (Die Arbeiter-Colonie Wilhelmsdorf, S. 4), „ist das Fehlen richtiger Vorarbeiter und daher die Unmöglichkeit, einen sittlich stärkenden Einfluß auf die Detinirten auszuüben." Bis zum 1. December 1882 waren 417 Kolonisten aufgenommen, von denen 237 nach etwa dreimonatlichem Aufenthalt wieder entlassen wurden und 207 durch Vermittlung des Vorstandes anderweitige Arbeit gefunden haben. Nur Wenige haben sich heimlich fortgemacht.

Diese Erfolge bestimmten eine Versammlung angesehener Rheinländer in Düsseldorf zu dem Entschluß, gleichfalls ähnliche, aber nach Confessionen getrennte Colonien anzulegen. Solche Anstalten können nämlich nur auf Grund-

lage der Religion gedeihen und ihre Insassen sittlich veredeln. Die katholische Religion mit ihrem Cult, ihren Übungen und Besserungsmitteln ist aber ganz verschieden von der protestantischen. Und wenn der Stifter der Anstalt zu ihrem Gelingen es für nothwendig hält, brave Vorarbeiter aus der Brüderanstalt von Nazareth, einer Nachahmung katholischer Brüder-Congregationen, zu nehmen, so werden die Katholiken sich dafür an ihre Orden halten müssen. Alles dieses erheischt, daß solche Colonien nicht confessionell gemischt oder confessionslos sein dürfen.

So sehr wir auch dem Herrn v. Bodelschwingh zu den bisherigen Erfolgen Glück wünschen, die nicht zum mindesten seiner Energie und Umsicht zu verdanken sind, so ist doch — was er übrigens selbst zugibt (S. 31) — die Colonie zu jung, die Erfahrung zu klein, als daß jetzt schon ein bestimmtes Urtheil darüber gefällt werden könnte. Die Zeit von 3 Monaten reicht zur nachhaltigen Besserung eines Vagabunden nicht aus. Wenn 90 % der Aufgenommenen „die Kleider vom Leibe fielen" (S. 5), so müssen dieselben doch schon zum mindesten geraume Zeit auf der Vagabundenbahn, d. i. auf dem Wege des Lasters, sich aufgehalten haben. Ohne Zweifel ist es aber leichter, das Böse sich anzugewöhnen, als abzugewöhnen. Mögen jene also auch eine kurze Zeit sich gut halten, Viele von ihnen werden nicht beharren, also wiederum vagabundiren. Und vielleicht wird man auch hier die Erfahrung englischer Arbeitshäuser machen, daß die sichere Aussicht, für den Fall der Noth immer ein gutes Haus der Zuflucht offen zu haben, vom Sparen abhält und zum Vagabundiren antreibt[1]. Schon jetzt beklagt Herr v. Bodelschwingh, daß „ein Theil späterhin wieder auf Abwege geräth"; sicher werden in der Folge solche Fälle immer zahlreicher werden und das Publikum mißtrauisch machen, Entlassene aus der Vagabunden-Colonie in den Dienst zu nehmen. Das ist dann ebenso viel, als sie, fern von der Heimathsgemeinde, wiederum dem Vagabundiren überliefern. Aber auch davon abgesehen, ist nicht zu fürchten, daß das Zusammenströmen vieler Vagabunden in einer Colonie auf die Dauer seine schweren sittlichen Bedenken hat? Es sollen ähnliche Colonien in Bayern mit der Zeit wahre Verbrecherdörfer geworden sein. Uns würde es besser gefallen, wenn der § 1 des preußischen Gesetzes, betreffend die Ausführung des Bundesgesetzes über den Unterstützungswohnsitz vom 8. März 1871, in den einzelnen Gemeinden sorgfältiger beachtet würde. Dieses weise Gesetz lautet: „Die Unterstützung kann geeigneten Falles, so lange dieselbe in Anspruch genommen wird, mittelst Anweisung der den Kräften des Hülfsbedürftigen entsprechenden Arbeiten außerhalb oder innerhalb eines solchen [Armen-] Hauses gewährt werden." Wäre dieser Grundsatz gehörig durchgeführt und zugleich für Zucht und Religion in Armenhäusern ausgiebiger gesorgt, so würde das Bedürfniß von Arbeiter-Colonien nicht so groß sein. Gute Hospize mit Arbeits-Ausweis-Bureaus könnten auch mächtig dazu beitragen. Mit Recht sagt Stursberg (Vagabundenfrage S. 76): „Es gilt Decentralisation des Nothstandes."

---

[1] Ehrle S. 70.

Es sei uns gestattet, hier auf einen anderen Versuch hinzuweisen, der in Aachen mit arbeitslosen Personen und entlassenen weiblichen Sträflingen gemacht worden. Dort wirkt still, bescheiden, aber unendlich segensreich die Congregation der Franciscanessen, welcher die sel. Mutter Francisca ihren Geist, ihre anspruchslose Tugend, ihre grenzenlose Liebe zu den Armen eingepflanzt hat. Längere Zeit mit der Leitung einer großen Congregation in Aachen betraut, lernte ich ihr Wirken zum Besten der Armen näher kennen, und so ward ich in Stand gesetzt, die folgenden Notizen zu sammeln. Den Schwestern war damals im Aachener Gefangenenhaus die Pflege der weiblichen Sträflinge übertragen; sie verließen ihre Schützlinge nicht beim Austritt aus dem Kerker. Die Einen brachten sie im Kloster vom Guten Hirten unter, Andere in einem guten Dienst. Ging Beides nicht, so mietheten sie der Entlassenen ein Kämmerlein und versorgten sie reichlich mit Arbeit; bisweilen verwahrten sie ihr auch die so ersparten Pfennige. Mit all dieser Sorge war eine bestimmte Schwester eigens betraut. Für den Nothfall war ein Asyl zur Aufnahme dieser verkommenen Personen bereit. Der lange Aufenthalt im Gefängniß hatte den Schwestern nicht nur eine genaue Kenntniß der betreffenden Personen verschafft, sondern auch deren Vertrauen erworben. Daneben hatten sie ein Mägdehaus, worin dienstlose Mädchen so lange bleiben konnten, bis ihnen ein Dienst verschafft war. Da die Schwestern in naher Berührung mit den katholischen Familien der Stadt und des Landes standen, indem sie ja, um Gaben und Naturalien für ihre Armen zu betteln, bei denselben aus- und eingingen, so waren sie, wie kein Anderer, geeignet, Arbeit und Dienst zu verschaffen; dabei suchten sie in kräftigster Weise ihre Schützlinge zu Religion und Tugend anzuleiten, sie nie aus den Augen zu verlieren und vor Gefahren zu warnen.

Jeder wird zugeben, daß in dieser Weise auf's Vollkommenste für die schwierigste Art der entlassenen Sträflinge gesorgt war. Der Culturkampf sollte diese herrliche Blüthe zerstören; die Schwestern verloren die Sorge für die weiblichen Sträflinge, selbst jenes Asyl mußten sie in ein Krankenhaus umwandeln.

Die socialen Nöthen, wozu auch unsere Frage gehört, sind in der Gegenwart so gestiegen, daß die gewöhnliche Seelsorge und Armenpflege nicht ausreicht; die außerordentliche Hilfe, wie sie der katholische Ordensstand bietet, ist nothwendig. Und so hat der Culturkampf die Lösung der socialen Frage unmöglich gemacht, weil er nicht nur die ordentliche

Seelsorge erschwert und verstümmelt, sondern auch Tausende Ordensleute genöthigt hat, in's Ausland zu wandern.

Aber diese Behandlung der Orden ist noch in anderer Beziehung unheilvoll für die sociale Lage. Mehr als dreitausend Nonnen sind ohne ihre Schuld aus ihrem trauten Heim gerissen und sahen sich gezwungen, in's Elend zu gehen. Als die Schweden 1854 acht katholisch gewordene Frauen um ihrer Religion willen in die Verbannung trieben, erhob sich ein solcher Sturm des Unwillens in der öffentlichen Meinung Europa's, daß das harte Gesetz geändert wurde. Hier aber sind Tausende Frauen wegen ihrer Religion, die sie zu dem Ordensleben bestimmte und ihnen unter den strengsten Strafen den Abfall von dem unwiderruflich gewählten Beruf verbot, in's Elend gezogen. Die radicalen Franzosen, welche die Männer-Orden aufgelöst, wagten nicht, das Gleiche den Frauen-Orden zuzufügen. In Preußen nahm man weniger Rücksicht auf das schwache Geschlecht. Und wie manche dieser armen Frauen hat in der Fremde Noth, bittere Noth gelitten! Ich kam mit einem andern Priester in ein Kloster, wo uns Klosterfrauen um Brod ansprachen. Diese Bitte um trockenes Brod zerschnitt mir das Herz. Ich dachte, daß nicht nur diese, sondern Tausende Nonnen unter den Thränen der Kinder und Waisen, die sie erzogen, aus ihrem Heim und ihrem Vaterland gerissen worden. Von der andern Seite sah ich das Vagabundenthum, das bestrafte und nicht bestrafte Verbrecherthum, das Socialistenthum, kurz den Theil des Volkes, der kein Heim hat und Andere aus dem Heim jagen will, trotz aller Gegenanstrengungen riesengroß wachsen. Und es fiel mir das Wort ein: In demselben Maße, in welchem ihr einmesset, wird euch ausgemessen werden. Es waltet auf Erden eine göttliche Vergeltung, und nirgends schrecklicher, unerbittlicher als in dem, was schwachen, wehrlosen Ordensfrauen geschieht. Also rufet die armen Nonnen in ihr Heim zurück, wenn das Übel der Heimathlosigkeit euch nicht verschlingen soll.

G. Schneemann S. J.

---

# Annette von Droste-Hülshoff's literarischer Entwicklungsgang.

(Unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses.)

---

## V. Abschluß.

„Das geistliche Jahr" — Reisen und Verluste (1824—1826).

Mit „Bertha", „Walther" und „Ledwina" ist die Zahl der Jugendwerke Annettens keineswegs erschöpft. So verschiedenartig in diesen Dichtungen der etwas krankhafte und doch wieder so eigenartig kräftige Charakter der jungen Sängerin auch zu Tage treten mag, eine Hauptseite desselben, die religiöse, hat sich in ihnen nicht hinreichend geltend machen können. Dafür aber besitzen wir in einem andern Werke einen um so treueren Spiegel gerade der religiösen Stimmungen Annettens um jene Zeit, und dieses Werk ist kein anderes, als die erste Hälfte des „geistlichen Jahres".

Wie seltsam sich diese religiösen Lieder auch in der Gesellschaft des Trauerspiels, des Epos', und des Romans ausnehmen mögen, wie sehr auch ihr dauernder Werth über den genannten Schöpfungen jener Zeit hervorragen mag, so tragen sie doch unverkennbar den Charakter jener Sturm- und Drangperiode der Dichterin und finden ihre vollständige Erklärung, die Auflösung so manches ihrer Räthsel erst aus den Umständen, unter welchen sie entstanden.

Leib und Seele sind im Menschen zu eng vereinigt, als daß die Eine nicht durch den Andern sollte beeinflußt werden. Die krankhafte Aufregung, welche den Körper der Dichterin um jene Zeit in beständig leidendem Zustande erhielt, die vom rein physischen Gebiete auch auf die Gemüthsstimmung im Allgemeinen drückend, beängstigend, ja bisweilen in beunruhigender Weise verwirrend sich übertrug, drang in ihren letzten Wirkungen auch bis zu den eigentlichen Seelenkräften vor und äußerte sich auf dem religiösen Gebiete ebenso beengend und beklemmend, wie auf dem natürlichen. So sehr auch im Übrigen der Verstand Annettens ein klarer, tief- und fernsehender war, so fest auch ihr Wille und stark ihr Charakter sein mochte, die von Geburt aus krankhafte Organisation ihres Körpers hatte auch von Kindheit an eine große Ängstlichkeit in religiösen wie moralischen Dingen zur Folge gehabt, welche sich im Einzelnen besonders als Skrupulosität in den verschiedenen Lebensaltern mehr oder minder stark äußerte. Von Natur aus sehr religiös gestimmt, durch die elterliche Erziehung zu jeder kirchlichen Pflichterfüllung streng angehalten, konnte Annette wegen ihrer Ängstlichkeit in jenen Tagen der Krankheit doch nur selten zur vollen Freudigkeit ihres Glaubens gelangen. Auch in späteren Jahren hat sich diese geistige Unbeholfenheit nicht ganz verloren, und lebende Zeugen erinnern sich noch recht wohl, wie viel Umständlichkeit

es der Dichterin verursachte, wenn sie an den Hauptfesten der Kirche sich den heiligen Sacramenten nahen wollte. Die freudig erregte Feststimmung, wie dieselbe bei der Ostercommunion auf dem Krankenbett am „Palmsonntag" so lieblich zu Tage tritt, war selbst im späteren Leben mehr eine glückliche Ausnahme. Selbst die vergilbten Handschriften der längst Verstorbenen tragen noch die Spuren dieser Skrupulosität in der unverkennbarsten Weise, und es erweckt beim Durchblättern derselben ganz eigenthümliche Gefühle des Mitleids, wenn neben ganz männlichen Entwürfen, kräftig empfundenen Gedichten plötzlich das drei- oder viermal wiederholte: „nein, nein, nein" auftaucht, als Zeichen, wie hier die Schreiberin mit sichtlichem, constatirbarem Nachdruck gegen auftauchende Gedanken zu protestiren strebt, oder wenn sich dieses: „nein, nein, nein" gleich zu Anfang an Stelle des Namens in dem sogen. „fuchsigen Buch" findet, als ob hier gleich von vornherein alle Gedanken der Eitelkeit und Ehrsucht u. dgl. sollten erstickt werden, und doch enthält gerade dieses „fuchsige Buch" die zwei bedeutendsten Gedichte Annettens, den „St. Bernard" und das „Vermächtniß des Arztes", ein Zeichen, daß sie sich durch ihre Krankheit an männlich ernstem Schaffen und ruhiger Arbeit nicht hindern ließ. Annette war sich ihrer Krankheit recht wohl bewußt und spricht dieß auch wiederholt in ihren Liedern mit rührender Einfalt aus. So z. B. in dem Frohnleichnamsgedicht, wo sie den Heiland anredet:

„So weiß ich, daß du dessen nicht
Vergessen wirst an jenem Tag,
Wo dein Gericht
Mir sprechen wird: ‚Dem Irren seh' ich nach;
Dein Herz war willig, nur der Kopf war schwach'",

oder im „Letzten Tag des Jahres", wo sie die Liebe zürnen läßt wegen der übergroßen Angst und Bangigkeit der Dichterin:

„Wär' es der Liebe Stern vielleicht,
Dir zürnend mit dem trüben Licht,
Daß du so bangst?"

Man kann diese krankhafte Gemüthsstimmung Annettens nicht stark genug betonen, will man ihr bei Beurtheilung eines ihrer Hauptwerke, dem „geistlichen Jahre", kein schweres Unrecht thun, ja diese Schöpfung überhaupt auch nur richtig verstehen.

Eines der treuesten Stimmungsbilder aus jener Zeit ist das ergreifende Lied auf „Grünendonnerstag":

„. . . So gib, daß ich nicht klage,
Wenn du in meine Tage
Hast alle Schmach gebannt."

Welches aber diese „Schmach" war, vor welcher die Dichterin so entsetzlich bangte, das verräth uns das Folgende:

„O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie Angst mir vor den Schergen,

Die du vielleicht gesandt,
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu tödten den Verstand.

Es ist mir oft zu Sinnen,
Als wolle schon beginnen,
Dein schweres Strafgericht,
Als dämm're eine Wolke
(Doch unbewußt dem Volke)
Um meines Geistes Licht.

— — —

Mein Jesus, darf ich wählen,
Ich will mich lieber quälen
In aller Schmach und Leid,
Als daß mir so benommen,
Ob auch zu meinem Frommen,
Die Menschenherrlichkeit.

Doch ist er so vergiftet,
Daß es Vernichtung stiftet,
Wenn er mein Herz umfleußt:
So laß mich ihn verlieren,
Die Seele heimzuführen,
Den reichbegabten Geist.

Hast du es denn beschlossen,
Daß ich soll ausgegossen,
Ein todt Gewässer steh'n
Für dieses ganze Leben:
So will ich denn mit Beben
An deine Prüfung geh'n."

Hier heißt es auch wohl mit Recht: „Nur wer's erfahren, kann's ganz versteh'n" und die ganze Bitterkeit und das furchtbare Entsetzen auskosten, welche diese Zeilen durchwogen. Ein Jeder aber sieht, welch hohen Act gläubiger Unterwerfung und uneigennützigster Liebe die Dichterin in eben diesen Versen ausspricht. Trotz alledem aber bleibt bestehen, daß die Gemüthsstimmung Annettens nicht gerade die günstigste für lebensfreudige, in jeder Hinsicht normale Schöpfungen war.

Wie dieß an einer andern Stelle weiter ausgeführt wird, entstanden die ersten Lieder des „geistlichen Jahres" auf ausdrücklichen Wunsch der Großmutter. Anhaltende Kränklichkeit und vielleicht auch das Bewußtsein der ungünstigen Stimmung, sowie äußere Störungen verhinderten damals den Abschluß des ganzen Kirchenjahres. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Literatur bei diesem Aufschub nur gewonnen hat, der Dichterin selbst aber eine Quelle innerer Aufregungen genommen wurde, was im Verein mit den

äußeren Lebenswechseln nur günstig auf ihre ganze, physische wie literarische Entwicklung einwirken konnte [1].

Das „Hinausweh" des Fräuleins, von dem wir früher schon berichteten, nahm bisweilen die bestimmte Gestalt einer krankhaften Sehnsucht nach fremden Ländern an, vielleicht eben weil sich die kranke Natur unwillkürlich nach einem Luftwechsel sehnte.

Annette, welche davon loszukommen wünschte, nennt diese Sehnsucht zwar eine „Narrheit", möchte aber den Freund überzeugen, „daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo sie nicht war, und allen Dingen, die sie nicht hatte, durchaus in ihr selbst lag und durch keine äußeren Dinge hereingebracht war". Sie wollte eben „nicht ganz so lächerlich erscheinen" und wohl auch jeden Verdacht vermeiden, als ob sie im stillen Kreise der Ihrigen nicht ganz glücklich gewesen. „Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott auferlegt hat, ist doch immer nicht so schlimm, wie eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber zugenommen, daß ich es wirklich für eine große Plage rechnen kann. Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie so viele Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß eines von ihnen auf eine schmerzlich-süße Weise aufgeregt würde. Ach, mein lieber, lieber Vater, das Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke; haben Sie Geduld und lassen Sie mich mein thörichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder, große interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke und dergleichen mehr haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so wohl geht; und selbst wenn Tage lang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, sehe ich sie in jedem Augenblick, wo ich nicht gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas Anderes zu richten, vor mir vorüberziehen und oft mit so lebhaften, an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist im Stande, mir die Thränen in die Augen zu treiben; und weiß gar Jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereist, diese Kunstwerke gesehen, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art davon zu reden, o mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere

[1] Eine vollständige Charakteristik des „geistlichen Jahres" an dieser Stelle zu geben, liegt nicht in unserer Aufgabe. Wir machen dagegen den Leser in dieser Beziehung auf die neue Ausgabe des „geistlichen Jahres" aufmerksam, welche als zweiter Halbband die „Gesammelten Schriften" Annettens eröffnen wird und sich bereits unter der Presse befindet, um für den Weihnachtstisch in der Nasse'schen Verlagshandlung in Münster zu erscheinen. In dieser Ausgabe haben wir sowohl in der Einleitung als auch in den bei diesem Werk durchaus nothwendigen zahlreichen Anmerkungen das Erforderliche gesagt, um diese eigenthümliche Dichtung in ihr wahres Licht zu stellen.

Wochen an gar nichts Anderes denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheiti, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und erzählen hören, aber sie wohnen nun 'mal nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehen, und oft nach eben denjenigen, wobei ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen und die mir oft gar nicht gefallen haben! So habe ich z. B. in meinem ohngefähr 14. Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Thurme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter abenteuerliche Thurm in Kupfer gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnisse hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbigte verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehen ist, wie der Thurm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbilde, und ich sehne mich oft recht lebhaft danach, es einmal wiederzusehn. Wenn das nicht Tollheit ist, so gibt's doch keine, da ich zudem das Reisen gar nicht vertragen kann, da ich mich, wenn ich einmal eine Woche von Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurücksehne, und da auch wirklich dort Alles meinen Wünschen zuvorkömmt. Sagen Sie, was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn loszuwerden?" [1]

Anscheinend das beste Mittel ergriff Annette dadurch, daß sie sich geistig viel beschäftigte — allein der Stoff ihrer Arbeiten war schlecht gewählt. Mit der Selbstverhöhnung ihrer Befürchtungen und Gefühle, wie „Ledwina" sie uns bietet, war einem Geiste wie dem ihrigen nicht geholfen. Zudem mußte unter der fieberhaften Thätigkeit der bereits leidende Körper noch mehr geschwächt und besonders die Reizbarkeit der Nerven noch erhöht werden. Die regelmäßigen Ausflüge nach Münster oder die kleinen Reisen nach Bökendorf genügten ebenfalls nicht, die Gedanken der Dichterin dauernd in andere Bahnen zu lenken, da es doch meistens mehr oder weniger dieselben Personen und Ideen waren, in deren Kreisen sie sich bewegte.

Die Ärzte riethen daher zu einer etwas weitern Reise, in eine wirklich neue, fremdartige Umgebung. Der Aufenthalt des Onkels Werner in Köln bot zur Ausführung dieses Rathes die beste Gelegenheit.

Werner von Haxthausen (geb. 17. Juli 1780, gest. 30. April 1842) war der geistvollste Mann seiner Familie und besaß einen so reichen Schatz menschlichen Wissens in allen Fächern, daß er Außerordentliches hätte leisten müssen, wenn ihn sein unglücklicher Hang, von dem Einen zum Andern überzuspringen, bei Keinem gründlich zu verweilen, nicht die besten Kräfte seines reichbewegten

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

Lebens gekostet hätte. Seine wissenschaftliche Ausbildung hatte er zu Münster begonnen, und er war bei dieser Gelegenheit mit dem edlen F. L. Stolberg in Berührung gekommen, zu dessen ausgesprochenstem Liebling er in der Folge wurde[1]. 1803 studirte er in Prag neben jura und cameralia „alle Kirchenväter, Griechisch, Spanisch, Petrarca, übersetzte, dichtete, reiste, war in vielen Häusern", wie sein väterlicher Mentor ihm schrieb, um ihm das non multa, sed multum zuzurufen. Auch das Orientalische, zumal das Hebräische, war im Stundenplan vertreten, und um diesen Sprachen mehr Zeit zu gönnen, zog der Jurist 1809 nach Göttingen, 1810 nach Halle. Um diese Zeit betheiligte er sich an der Gründung des Tugendbundes und schrieb und dichtete in diesem Sinne z. B.:

„So laß mich scheiden, wie der Frieden
Vom Herzen mir geschieden ist,
Ich habe keinen Wunsch hienieden,
Wenn Deutschland nur gerettet ist.
Und dürften and're Wünsche gelten,
Die sich das arme Herz entwarf?
Ach, unser Herz weiß selbst so selten,
Was sich das Herze wünschen darf."

An dem Aufstand gegen Jerôme (1809) war zwar auch er betheiligt gewesen; es gelang ihm indessen, der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen. Da er an den deutschen Zuständen verzweifelte, kam ihm der Gedanke, nach Indien zu gehen, um dort über Buddhismus und Brahminenthum Studien zu machen. Mit neuem Eifer wurde nun Arabisch und Persisch betrieben, nebenbei auch Medicin gehört, da er als Arzt in Indien die Unterstützung der Ostindischen Compagnie zu finden hoffte. Der Haller Kreis zählte aber zu bedeutende und einflußreiche Männer, um lange der Aufmerksamkeit der Kasseler zu entgehen, und so wurden 1811 mehrere Bekannte Werners verhaftet. Er selbst rettete sich in gefahrvoller Flucht über Schweden nach England, traf in London andere Flüchtlinge und wurde besonders mit dem in einer geheimen Mission dorthin geschickten Gneisenau bekannt. Um zu leben, suchte er sein Bischen Medicin zu verwerthen; er war so glücklich, dem Herzog von York empfohlen zu werden und durch dessen Vermittlung eine Stelle als Schiffsarzt mit 1000 Pfd. Sterl. Gehalt bei der Ostindischen Gesellschaft zu erlangen. Ehe indeß der Frühling 1813 ihn nach Indien führte, war der russische Winter von 1812 eingetreten, und Werner eilte wieder hoffnungsfroh in sein Vaterland, trat in die russische Legion, wurde Adjutant Wallmodens, nahm Theil an der Belagerung Hamburgs und ging dann zum Wiener Congreß, wo er mit Stein, Münster, Arndt und anderen bedeutenden Patrioten auf's Freundschaftlichste verkehrte und sich neben der politischen Hauptarbeit mit dem auch von Göthe freudig begrüßten Sammeln neugriechischer Volkslieder beschäftigte. Ende 1815 trat er in preußische Dienste, kam als Regie-

[1] Vgl. Joh. Janssen, Fr. L. Stolberg. Bd. II. S. 76 ff., 161. 174 ff., 360. 425.

rungsrath nach Köln am Rhein und begann hier in Verbindung mit den Boisserée das Sammeln altdeutscher Bilder, trat mit dem in Koblenz wohnenden Görres in Verbindung, kurz, schwamm in den vollsten Wogen des damals geweckten romantisch-patriotischen Strebens und Webens in Wissenschaft, Kunst und Politik. Indeß sagte ihm die politisch-bureaukratische Carrière auf die Dauer nicht zu, und so nahm er 1824 seinen Abschied aus dem Staatsdienste, wohnte aber unterdessen immer noch in Köln.

Als Charakteristik des Mannes und des in der Familie Haxthausen herrschenden Grades der Bildung theilen wir aus den zahlreichen uns vorliegenden Briefen ein ungedrucktes Billet, eine Einladung an seine Schwester Therese, Annettens Mutter, mit:

„Tacitus de moribus Germanorum. Cap. 20. Sororum filiis idem apud avunculum, qui apud patrem honor! Quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur et in accipiendis obsidibus magis exigunt: tamquam ii et animum firmius et domus latius (ich bewohne ein großes altes Haus mit vielen alten und großen Bildern) teneant. Haeredes tamen successoresque (meiner Bilder) sui cuique liberi et nullum testamentum. Si liberi non sunt (non sunt!) proximus gradus in possessione fratres, patrui, avunculi. Quanto plus propinquorum, quo major affinium numerus (Gottlob eine gute Anzahl!), tanto graciosior senectus nec ulla orbitatis pretia (ich muß bald heirathen, such mir ein Mädchen, kannst Dir einen Koppelpelz verdienen). — Cap. 21. Suscipere tam inimicitias (Fl . . . W . . ., schlechte Gedichte) seu patris seu propinqui (des Herrn Onkels) quam amicitias (alte Bücher, Gemälde auf Goldgrund ꝛc.) necesse est. Constans hat mir versprochen, bei mir zu wohnen. Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort! Der Henker hole die Nichtworthalter. Du bist mir auch eine Lichtmeß- und Faxenmacherin! Du kannst leicht mitkommen; zwei Tagereisen, was will das sagen? Das ist alles Lumperei; ich will Dir auch ein Bild schenken, wenn Du kommst. Bei mir kannst Du wohnen, ich logire Dich mit einer Madonna auf Goldgrund zusammen. August sollte auch kommen. Lebt wohl! und kommt Alle!" [1]

Aber auch das Junggesellenleben verleidete ihm; am 1. Juli 1825 kündete er seiner Schwester die überraschende Thatsache an, daß er „seit einigen Tagen versprochen sei mit Betty Harff, die zwar nicht mehr jung, auch nicht schön, aber sehr angenehm, brav, gebildet und fromm erzogen sei". Nach der Hochzeit besuchte das Brautpaar die Eltern und Geschwister in Bökendorf und nahm auf der Rückreise nach Köln Annette zu ihrem ersten weiteren Ausfluge an den Rhein mit. Der Besuch scheint der Dichterin gleich Anfangs wohl bekommen zu sein; denn es wurde beschlossen, daß sie den Winter über in Köln bleiben sollte. Sie schreibt daher ihrer Mutter, diese möge ihr doch einige Sachen nachschicken. Die ausgesprochenen Wünsche sind zu charakteristisch, als daß wir sie zur Vollständigkeit des Bildes nicht mittheilen sollten.

„Sende mir daher Kleider und was man sonst wohl für Kleinigkeiten

[1] Köln, 26. März 1819.

nöthig hat, denn es fehlt mir alle Augenblicke etwas, was ich doch nicht fordern mag, und selber ausgehen und einkaufen, das wird hier wohl immer schwer halten. Ich glaube, daß ich viele von meinen Hülshoffer Kleidern hier brauchen kann, wenn sie erst recht nett gewaschen und zurechtgemacht sind, denn äußerst nett muß hier Alles sein, aber das ist auch gewiß das eine schwarze Kleid, vielleicht beide blaue und das braune dazu, nachdem sie werden, wenn sie zurecht sind, denn wenn sie nur nicht verschossen und schäbig aussehen und ziemlich gut sitzen, fein genug sind sie für unsere tête-à-têtes. — Wenn ich etwas von meinen niedlichen Sachen in dem Koffer mitbekommen könnte, um meine Zimmer auszuzieren, z. B. das Kästchen von der Thielemann; oder eins von meinen schönen Eau-de-Cologne-Gläsern, das wäre recht hübsch; doch wenn es nicht ganz gut geht, so ist es ganz einerlei." Das ist doch gewiß bescheiden für eine junge Dame in einer der vornehmsten Gesellschaftsklassen einer solchen Stadt wie Köln. Mehr als um die Kleider ist es ihr übrigens um geistige Luxusartikel zu thun:

„Aber vor Allem muß ich etwas Noten haben. Die zwei neueren Sachen, die von Caraffa und die Variationen von Rode verlange ich nicht, denn ich weiß sie auswendig, und bin sonst vielleicht gezwungen, sie an Jemand, den ich nicht kenne, auszuleihen — und sonst noch etwas, was ich noch nicht recht einstudirt habe, auch das Generalbaßwerk von Onkel Max — und doch auch ja die ‚Ledwina', woran ich in diesem Winter ein gut Stück zu schreiben gedenke."

Nachdem sie der Mutter „so das Nothwendigste geschrieben", will sie ihr „doch noch allerhand Allotria mittheilen". „So bin ich z. B. recht im Papstmonat[1] hier angekommen, da das neue Dampfschiff Friedrich Wilhelm, das schönste und größte Schiff, wie man sagt, was noch den Rhein befahren hat, von Stapel gelassen, probirt und getauft wurde. — Das Erstere sah ich nicht, denn es war schon auf dem Wasser, als wir uns durch die Volksmenge gearbeitet hatten; dann aber sahen wir es ganz nahe, wir standen auf der Schiffbrücke, mehrere Male eine Strecke des Rheins herauf und herunter mit Musik und beständigem Kanonenfeuer durch die Schiffbrücken segeln mit einer Schnelligkeit, die Einen schwindeln machte. — Endlich legte es an der Schiffbrücke an, und das sämmtliche diplomatische Corps, was die Probe mitgemacht hatte, begab sich an's Land. — Ein so großes Dampfschiff ist etwas höchst Imposantes, und ich kann wohl sagen, Fürchterliches — es wird, wie Du wohl weißt, durch Räder fortbewegt, die, verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns ein solches Gezisch verursachen, daß es auf dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. — Doch dieses ist nicht das eigentliche Ängstliche — aber im Schiffe steht eine dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt und eine graue Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch, wie das der Flamme bei einem brennenden Hause; wenn das Schiff stille steht oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicher-

[1] Eigentlich jene Monate, in denen dem Papst die Neubesetzung der erledigten Stellen im Domcapitel zusteht.

heitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wolle sogleich in die Luft fliegen — kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine — doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Koblenz zu kommen, was in fünf Stunden möglich sein soll. — Hätte ich noch Zeit, so wollte ich Dir, liebste Mutter, noch Allerhand schreiben, von Allem, was ich in der kurzen Zeit gesehen habe, und unter Anderm von Schlegel [1], Ennemoser, d'Alton, und was Dich sonst interessiren könnte."

Köln! — das Dampfschiff! — die Versuchung war zugroß, um nicht den Ausflug nach Koblenz zu der Freundin zu machen. Kaum traf von der Mutter die erbetene Erlaubniß ein, so machte sich Annette auf nach Bonn, wurde von Onkel Moritz bis Nonnenwerth gebracht und dort von der ihr entgegengeeilten Generalin von Thielemann in Empfang genommen.

In Koblenz fand die Dichterin einen anregenden Kreis, der sich um die Freundin gesammelt und dem unter Anderen z. B. auch der geistreiche Julius Minutoli [2] angehörte. Am meisten interessirten indeß Annette die krankhaften clairvoyanten Zustände, welche bisweilen in Folge der Körperleiden bei Frau von Thielemann auftraten.

Am 5. December traf laut Meldung des Onkels „Nette frisch und sehr wohl" wieder in Köln ein, wo sie den Winter zubringen sollte.

Aus der beabsichtigten Fortsetzung der „Ledwina" wurde nichts — wahrscheinlich war auch ihr „das Leben am Rhein so freudig eingegangen", daß sie an dem traurigen Stoffe kein Gefallen mehr fand. Um so fleißiger wurde musicirt, studirt und gesammelt. Eines Tages hatte der Oheim auf einer Alterthumsstreiferei ein altes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift indeß so unverständlich und wirr war, daß er Annette ersuchte, sie in's Klare zu bringen und in neuer Musikschrift zu copiren. Die Dichterin fand aber, wie erzählt wird, die Arbeit schwierig und langweilig; sie spielte daher dem gelehrten, für alles Alte schwärmenden Onkel den kleinen Schabernack und unterschob an den schwierigsten Stellen den unleserlichen Originalweisen eigene, glücklich im alten Stil gehaltene Melodien, die dann stillschweigend mit den echten dem Onkel überreicht und von diesem natürlich als pures Mittelalter allem Modernen vorgezogen und gepriesen wurden — bis die schalkhafte „böse Nette" nach und nach leise Zweifel weckte, ohne indeß jemals über den ganzen Umfang ihrer „Fälschungen" bestimmte Auskunft zu geben. Sie hatte eben ihre eigenen Ideen über die allzu blinde Verehrung alles Alten, eben bloß weil es alt ist. Nicht nur der Onkel Werner

---

[1] Schlegel, d. h. August Wilhelm, der wie Ennemoser und d'Alton Professor an der Bonner Universität und wahrscheinlich zu der Feierlichkeit der Schiffstaufe nach Köln herübergekommen und bei seinem Freunde Werner eingekehrt war.

[2] Freiherr Julius v. Minutoli war der Sohn des durch seine ägyptische Reise und Reisebeschreibung bekannten Freiherrn Heinrich. Geboren 30. August 1804, starb er als preußischer Ministerresident zu Schiras in Persien 1860. Er schrieb über Spanien und Portugal.

konnte ihr kein unbedingtes Vertrauen und keine volle Sympathie für seine antiquarischen Schätze abgewinnen, sie verhielt sich später auch ihrem Schwager Laßberg gegenüber sehr kühl und skeptisch. „Hier im Hause," schreibt sie einmal von Eppishausen, „gibt's ganze Ladungen von Minneliedern und darunter mehrere starke Hefte mit den Melodien dazu, aber nicht Ein so schönes als der ‚grüne Rock' oder selbst seine Gesellen, die übrige Garderobe." [1]

Die meisten der eigenen Compositionen Annettens stammen wohl aus dem Kölner Aufenthalt. „Wie sie in der Poesie die Kunst besaß, den schlichten, eigenthümlichen Ton der ältesten deutschen Lieder- und Balladendichter zu treffen und bis zur Täuschung nachzubilden, so vermochte ihr feines Gefühl und ihre lebendige Phantasie auch zu den Poesien der verschiedenen Zeitalter eine entsprechende Melodie und musikalische Begleitung mit überraschender Wahrheit hinzuzufügen, wie sie überhaupt die seltenste Gabe besaß, Poesie in Musik und Musik in Poesie zu übersetzen. Wie einen schönen zauberhaften Traum hauchte sie solche von ihr erdachten Melodien unter Begleitung des Flügels hin, und überrascht war der Hörer von dem Seelenausdruck und von dem ebenso originellen als angemessenen Gepräge, welches sie einer jeden zu geben wußte. Eine reiche Anzahl älterer Minnelieder und Balladen, die sie in dieser Weise componirte, haben an einfacher Schönheit, Adel und Eigenthümlichkeit in der deutschen Composition schwerlich ihres Gleichen."

Dieses Urtheil des Nekrologs wurde im Allgemeinen bestätigt, als Professor Schlüter im Jahre 1879 die noch vorhandenen 27 Compositionen veröffentlichte.

Die Texte dieser Lieder sind nicht alle von der Dichterin; sie entlehnt dieselben allen möglichen Literaturen und Epochen, aber selbst die Wahl der Worte ist charakteristisch für die Componistin. Göthe ist viermal herangezogen:

---

[1] Briefe S. 64. — Eine ähnliche Geschichte (vielleicht dieselbe, wie wir sie oben nach den gedruckten Quellen von ihrem Aufenthalt in Köln berichteten) erzählte die Dichterin selbst ihrem Neffen noch im Jahre 1847. Darnach wäre es ihr Schwager Laßberg gewesen, welcher ihr die unlesbaren Noten und Texte gezeigt. Nachdem sie sich vergeblich Mühe gegeben, componirte sie neue Melodien im Geiste des Mittelalters und gab sie dem Schwager „als das Resultat ihrer Bemühungen". Dieser verstand unter diesem Ausdruck natürlich, Annette habe die Melodien entziffert, fand sie vortrefflich und zeigte sie den bedeutendsten Germanisten, bei welchen sie ebenfalls den unbedingtesten Beifall fanden. Nun aber gerieth die Dichterin in eine wirkliche Verlegenheit und Gewissensangst, die ihr über den Scherz ging. Hätte sie die Melodien jetzt plötzlich als ihre Erfindung ausgegeben, so würden Laßberg und die gelehrten Freunde die Sache als eine tödliche Beleidigung aufgefaßt haben — wenigstens fürchtete Annette so —; andererseits sah sie die Möglichkeit einer Veröffentlichung ihrer Erfindungen als echter Waare in einer gelehrten Sammlung voraus, und so die Verbreitung einer wissenschaftlichen Fälschung. In dieser Angst theilte sie mehreren Personen unter dem Siegel der Verschwiegenheit den wahren Sachverhalt mit, damit sie nach dem Tode Annettens, wenn nöthig, davon Gebrauch machen könnten. Nach ihrem Tode fand sich aber die Liedersammlung nicht mehr vor; entweder war sie sonst verloren gegangen oder, was wahrscheinlicher, in die Hände Annettens gekommen und von dieser vernichtet worden.

„Wer nie sein Brod in Thränen aß", „Offene Tafel", „Hebe, hebe selbst die Hindernisse" und „Zigeunerlied"; Schottland ist mit zwei Balladen, Spanien mit einem Ständchen, Indien mit einem Brautlied, Brentano und Byron mit je einer Nummer vertreten. Seltsam muthen uns zwei Liebeslieder an: „Lied der Königin Elisabeth" und „Graf Essex an die Königin Elisabeth" — für beide Texte hat der Herausgeber keinen Autor bezeichnet und legt dadurch den Gedanken nahe, daß Annette selbst sie gedichtet. Am meisten wiegen der Natur der ersten Anregung gemäß die echten oder unterschobenen alterthümelnden Sachen. Dahin gehören die Nummern 5, 6, 7, 8, 9, 21 und 23. Viele derselben möchte Prof. Schlüter als Schöpfungen Annettens ansehen; 5 und 6:

„Mein' Freud' möcht' ich wohl mehren"

und:

„Gott grüß' mir die im grünen Rock"

sind besonders glücklich im Tone getroffen und wurden deßhalb später die Lieblingslieder Laßbergs.

Das befremdendste Stück der Sammlung ist wohl die Ballade: „Der Venuswagen" [1]. Während wir es sonst mit kurzen, oft nur einstrophigen Liedchen zu thun haben, finden wir hier eine lange Erzählung von 17 achtzeiligen Strophen. Es ist eine schaurige Geschichte von Treubruch und Tod, später Reue und ungesühntem Verbrechen, welche uns hier erzählt wird, und zwar unstreitig von der Dichterin selbst. Ton und Sprache sind ganz diejenigen einer gewissen Art anderer Balladen, besonders des „Graf von Thal". Nur der Stoff wird später die Dichterin abgehalten haben, dieselbe ihren gedruckten Gedichten einzuverleiben. Ein anderes Lied: „Der weiße Aar", ebenfalls von ihr und auch in den „Gedichten" abgedruckt, behandelt in einem ergreifenden Bilde das Schicksal Polens, ein Umstand, der dessen Entstehung freilich in den Anfang der dreißiger Jahre verlegt und uns ein Zeichen bietet, daß Annette sich zu verschiedenen Lebzeiten mit der musikalischen Composition befaßte.

Wie kühn sich das Talent Annettens fühlte, zeigt sie besonders in Nr. 13; denn hier handelt es sich nicht um den Ausdruck von Gefühlen gewöhnlicher Art, sondern um eine didaktische Mahnung über künstlerisches Schaffen. Die Worte sind ganz in Göthe'schem Stile gehalten, aber wahrscheinlich von der Dichterin selbst, und sind auf jeden Fall recht bezeichnend für ihr künstlerisches Arbeiten:

„Wer mit Farben oder Tönen
Leinen oder Luft erfüllt,
Halt' an dieser Lehre fest:
Daß sich Kunst nicht zwingen läßt,
Daß sie nicht auf schnödes Fröhnen
Wie der Flur die Saat entquillt."

Wie schon die Auswahl und der Charakter der Texte beweist, ist die Droste'sche Liedersammlung durchaus nur auf Liebhaber, nicht als musikalische

---

[1] „Venuswagen" der Volksname für Eisenhut.

Zulage zu einem Theetisch berechnet. Ebenso wenig als das Eigenartigste in den Gedichten, werden auch diese Compositionen jemals volksthümlich, d. h. zur Salonmode werden — wundern dagegen dürfte es Niemanden, wenn er die eine oder andere Melodie als verschlagenes, im Fluge aufgegriffenes Volkslied in einer Spinnstube oder bei einem lustigen Bauerntanz zu hören bekäme. Auch in den Compositionen hat „die lorbeergeschmückte Tochter Westphalens etwas ganz Eigenthümliches, fast Sprödes und Herbes, dabei aber so viel Originelles, Kräftiges und Frisches an Stoff und Darstellung, daß sie zu keiner Gruppe zu stellen ist“[1].

Es war der Dichterin übrigens mit ihren musikalischen Arbeiten um jene Zeit durchaus ernst; neben den eigenen Erfindungen lief ein fleißiges Studium des Generalbasses einher, wozu sie das ihr als Manuscript geliehene Werk ihres Onkels Max gebrauchte.

Mochte sich der Onkel Werner auch seinem Geschmack gemäß noch so gerne von der Gesellschaft im Allgemeinen abgeschlossen haben, seine frühere amtliche Stellung und seine künstlerischen Bestrebungen mußten ihn doch nothwendig in einen ziemlich regen Verkehr mit gewissen Klassen der Gesellschaft bringen, von dem er auch seine Damen nicht ausschließen konnte. Annette scheint sich leicht in den Charakter der neuen Umgebung hineingelebt und zum Liebling ihrer Kreise emporgeschwungen zu haben. Besonders war sie als Sängerin gesucht und gepriesen, wie noch ein Billet an ihre Adresse beweist, welches sich unter ihren Papieren vorfindet:

„Der edlen Sängerin und Dichterin, Fräulein v. D.

Deine Töne, längst dem Ohr verklungen,
Bleiben noch der Seele Harmonie,
Und im Zauber der Erinnerungen
Hör' ich auch in weiten Fernen sie.

Und dein frommes Lied, wie Seraphstöne
Hebt das Herz zum Himmel es empor;
Wahrlich, eine himmlische Camöne
Lehrt' es dich, aus der Verklärten Chor!

Vieles, Vieles möcht' ich dir noch sagen,
Könnt' ich Worte dem Gefühle leih'n,
Doch nur eine Bitte laß mich wagen:
Möge bald uns dein Besuch erfreu'n!

Und das schöne, treffliche Resignationslied nicht zu vergessen! Bitte, bitte! — —“

Unter den weiblichen Bekannten jener Zeit sind besonders zwei zu erwähnen, nicht als ob sie eine nennenswerthe Einwirkung auf die bereits innerlich fertige Dichterin ausgeübt, sondern weil ihr Name mit andern Vertretern der damaligen Literatur in naher Beziehung steht. Als Erste nennen wir Johanna Mockel, welche als eine geistreiche Dame geschildert wird und damals

---

[1] Zeitschrift für Musik. Leipzig.

der Ausbildung ihres großen musikalischen Talentes lebte [1]. Es dürfte auf den ersten Blick wohl befremden, Annette in der Gesellschaft dieser ungläubigen und unglücklichen Dame zu finden. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß um die Zeit des Kölner Aufenthaltes Johanna noch nicht in jene Richtung gerathen war, welche sie später zur Apostasie und zum Selbstmord führte. Von längerer Dauer und größerer Tragweite scheint indeß die Bekanntschaft und der Verkehr mit Sibylla Schaafhausen gewesen zu sein, welche später Herrn Mertens in Bonn heirathete und eine der genialsten, aber auch in manchen Punkten wieder seltsamsten Frauen der Köln-Bonner Kreise war. Was Annette ursprünglich mit dieser Freundin zusammenführte, war wohl deren Liebhaberei für allerlei Sammlungen, welcher die Tochter des reichen Bankiers im vollsten Maße nachgeben durfte. Das westphälische Edelfräulein hatte ebenfalls ein seltenes Sammlertalent von ihrem Vater ererbt, und dieses scheint durch die Bekanntschaft mit den Schätzen ihres Oheims und besonders derjenigen Sibyllens in vollstem Maße erwacht zu sein.

Wenn auch, wie gesagt, von einem tieferen Einfluß der neuen Freundinnen und überhaupt der rheinischen Gesellschaft auf Annette nicht die Rede sein kann, so hat Schücking in gewissem Sinne doch Recht, wenn er glaubt, die Dichterin habe im Bonner (besser gesagt: im Kölner) Leben etwas wie den Abschluß ihrer Jugendbildung gefunden. Die literarischen Verhältnisse jener Zeit traten ihr hier näher, das verschiedenartigste belletristische und gelehrte Geistesinteresse und namentlich auch künstlerisches und kunstgeschichtliches Leben und Streben umgaben sie und warfen in ihre empfängliche, mit so unendlicher Lebhaftigkeit aufnehmende Seele die mannigfachsten Eindrücke und Anregungen. ... Dazu fand sie hier zuerst Gelegenheit, ganz andere Sitten und Charaktere zu betrachten, als die heimischen waren. Sie hatte ein großes Talent, rasch einen fremden Dialekt aufzufassen. Auch der rheinische wurde ihr bald geläufig. Aus Köln namentlich brachte sie eine Menge humoristischer Geschichten, Anekdoten, Scenen aus dem Volksleben mit, die, mit ihrer unvergleichlichen Erzählergabe im Volksdialekt vorgetragen, den heitersten Eindruck machten [2].

Auch was die Literatur im engeren Sinne anbelangt, brachte der Aufenthalt am Rhein den Geschmacks- und Ideenkreis der Dichterin zum Abschluß. Während sie durch Sprickmann und Stolberg noch mit den älteren, vorgöthe'schen Schulen in directer Verbindung stand, war in den Brüdern Grimm, dem Onkel Werner und Schlegel die romantische Schule unter verschiedenen Gesichtspunkten an sie herangetreten; durch den Kreis der Freundinnen Mockel und Schaafhausen trat sie selbst gleichsam vorahnend in die Kreise der Jüngeren ein.

---

[1] Leider hat die Pest der Geniedamen auch sie später erfaßt. Von ihrem ersten Gatten trennte sie sich bald nach der Heirath und ging noch zu dessen Lebzeiten, nachdem sie von der Kirche abgefallen war, eine Verbindung mit dem bekannten Dichter Gottfried Kinkel ein. Auf ihn gewann sie großen Einfluß und gab Anlaß zur Gründung des „Maikäferbundes“, welcher mehrere rheinische Dichter vereinte.

[2] Einleitung zu den „Gesammelten Schriften“ S. 21.

So verfloß der Winter 1825/26, und mit dem Frühjahr stellte sich aus der Heimath ein Brief ein, der Annette nach Hause rief. Nur schwer hatten sich die Eltern dazu entschließen können, die Tochter auch nur den Winter über beim Onkel zu lassen, weßhalb dieser auch „wiederholt für das Opfer dankt, daß man ihm und seiner jungen Frau die liebe Nette gelassen habe".

Kaum war diese in der Heimath angekommen, als sie auch der erste herbste Verlust ihres Lebens traf. Am 25. Juli 1826, Morgens 5½ Uhr, starb nach kurzem Krankenlager ihr lieber Vater, der Freiherr Clemens August, fromm und sanft, wie er gelebt hatte. Dieser Schlag traf die Tochter auf das Empfindlichste, wie uns erzählt wird, und wenn sie in ihren Dichtungen auf das theure Grab keinen Kranz legt, so geschieht das eben, weil ihre Trauer zu groß war.

„'s gibt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt
Und doch die Lava drinnen fluthet.
's gibt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte steh'n
Und alles Leben niederhalten,
Und doch, wenn Abendroth erwacht,
Mit ihren gold'nen Flügeln weh'n
Wie milde Seraphimgestalten.
Zu heilig sind sie für das Lied
Und mächt'ge Redner doch vor Allen,
Sie nennen dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen.
O, wenn dich Zweifel drückt herab
Und möchtest athmen Ätherluft
Und möchtest schauen Seraphsflügel:
Dann tritt an deines Vaters Grab."[1]

Das schönste Denkmal stiftete Annette diesem Vater viele Jahre später in den Erinnerungen „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Auch das liebliche Gedicht „Das vierzehnjährige Herz", sowie das traurige „Die Taxuswand" sind auf den Vater, und beide schildern in gleich beredter Weise, wie sehr die Seele des Kindes an dem Verstorbenen von frühester Jugend bis lange, lange nach dessen Tode hing.

Kurz nach dem Hinscheiden des Vaters geschah auch eine Wendung im äußeren Leben der Dichterin. Der Bruder Werner Konstantin trat als Stammherr den Besitz des Erbes an. Freilich hätte die damalige Gesetzgebung der Mutter und den übrigen Kindern eine gleiche Theilung des Vermögens gestattet; allein sie verzichteten in recht adelig conservativer Weise auf dieses Recht zu Gunsten des Stammerbes und bezogen das als Wittwensitz hergerichtete, eine Meile von Hülshoff, eine Stunde westlich von Münster ge-

[1] „Die Unbesungenen."

legene Gut Rüschhaus. Annette erhielt als Ausstattung eine kleine Leibrente, die ältere Schwester Jenny einen Stiftsdamenplatz; der jüngere Bruder Ferdinand trat in Anhalt'schen Forstdienst.

Bei dem Auszug aus dem trauten Vaterhaus fühlte Annette, daß sie Abschied nehme von ihrer Jugend:

„Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimath Grenzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüberstreichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet. . . ." [1]

Rüschhaus [2] war um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts von einem General Schlaun im Stil eines westphälischen Bauernhauses als Sommersitz erbaut worden. Die Rückseite allein war herrschaftlich und barg einige vornehmere Gemächer, „aus denen ein Perron und eine Steintreppe hinabführt in den von breiten Gräben umhegten mäßig großen Garten". Aus dem von Wasser und Gehölz umgebenen Garten mit den alten Steinfiguren stieg „eine hohe Treppe in den Gartensalon mit seinem Lambrisgetäfel aus braunem Eichenholz, mit seinem Rococo-Kamin, über dem das lebensgroße Bildniß eines früheren Landesfürsten hing; an der Wand rechts schien eine große Doppelthüre ein Büffet oder irgend ein Hausgeheimniß zu verbergen — ein solches steckte in der That dahinter, aber kein Büffet, sondern ein hübscher Altar; an Sonn- und Feiertagen ließ sich so der Gartensalon in eine Hauskapelle verwandeln".

Vier niedere Entresol-Kämmerchen gegen Westen bildeten hier Annettens und der Schwester Wohnung. Außer der Mutter theilte noch ein Fräulein v. Gallieris [3] und die alte, treue Amme der Dichterin die ländliche Einsamkeit des zwischen Wallhecken, Ackerkämpen und Gebüschen versteckten Landhauses. So weit das Auge sah, nichts als die einsame, menschenleere Natur — nicht einmal das hohe, kapuzenmäßige Strohdach einer Kötterhütte — nur weit in der Ferne, wenn das Wetter hell war, der leichte, blaue Zug einer niederen Hügelkette. Im Sommer mochte das alles noch angehen, wenn der Schatten des Waldes zum Spazierengehen einlud, die Vegetation in ihrer

[1] Vgl. „Abschied von der Jugend".

[2] D. h. Riedhaus, so genannt von den Riedgräsern rings herum.

[3] Antonia v. Gallieris war die Tochter eines protestantischen holländischen Offiziers, der mit einer westphälischen Edeldame verheirathet war. Die Freifrau v. Hülshoff war mit der Schwester der Frau v. Gallieris sehr befreundet und dadurch auch mit der Familie bekannt geworden. Da die Verhältnisse in der letzteren mehrfach traurige waren, entschloß sie sich, eines der Mädchen zu sich zu nehmen und mit ihren Töchtern zu erziehen. Toni Gallieris war bedeutend jünger als Annette und wurde von dieser so weit unterrichtet, daß sie später eine treffliche Erzieherin in den besten Häusern wurde.

Entwicklung einen Wechsel und die leichtere Communication manchmal Gesellschaft brachte — aber wenn der lange Winter kam und die vier Frauen auf eine eingeschneite Umgebung, die kleinen, niederen Zimmer und ihre gegenseitige Gesellschaft beschränkte, so bedurfte es des ganzen inneren Reichthums der Dichterin, ihrer ganz auf eigenen Füßen stehenden Persönlichkeit, um den Muth und die freudige Schaffenslust in dieser Einsamkeit und Einförmigkeit nicht zu verlieren. Wie oft war sie früher nicht mit den Kindern befreundeter Familien, den Stolbergs, Böselagers und Thielemanns, in dem trauten Rüschhaus auf einer Landpartie gewesen — hatten in dem Gartenpavillon Feuer gemacht und Kartoffeln gebraten, alle geheimnißversprechenden Winkel durchstöbert — und waren dann spielend nach Haus, — in's Vaterhaus gegangen ... und jetzt war dieses Rüschhaus ihre Welt, ihr Heim geworden für lange, lange Zeit.

Wer dieß stille Einsiedlerleben eines so außerordentlich reich angelegten und in mancher Hinsicht so unruhigen, immer strebenden und ringenden Frauengeistes betrachtet, den muthen die letzten Worte des ersten größeren Gedichtes, welches in dieser Einsiedelei entstand, ganz sonderbar ernst und wehmüthig an. Nachdem nämlich das Schicksal der einzelnen Personen im „St. Bernhard" angedeutet, heißt es:

„So zieh'n auf immer sie geschieden
Zum Glücke die — und die zum Frieden —
Was schöner sei, was minder hehr?
Das zu entscheiden, würde schwer — — —
Ach, Glück ist Friede — Friede Glück!"

Annette hatte mit dem Leben und seinen Hoffnungen abgerechnet — als ihren Antheil an den Gütern dieser Erde hatte sie den Frieden und in ihm das Glück erwählt und gefunden:

„Ach, Glück ist Friede — Friede Glück!"

* * *

Die uns zu Anfang dieser Skizze gestellte Aufgabe haben wir nach Maßgabe der Quellen zu lösen versucht. Was Annette von Droste war bevor sie jene ihre allbekannten Gedichte des „Großen St. Bernhard" u. s. w. schrieb, dürften wir gezeigt haben, und wir stehen nicht an, zu glauben, daß es manchem Leser gleich uns selbst ergangen ist, wenn er sah, wie so seltsam verschieden der wahre Charakter der Dichterin in manchen Punkten von demjenigen Bilde war, welches man sich nach den späteren Dichtungen allein von der westphälischen Sängerin zu machen gewohnt ist. Daß Annette bei der wahren Charakterisirung verloren habe, wird Keiner behaupten; wohl aber halten wir dafür, daß unsere Literaturgeschichte um ein seltenes Beispiel reicher geworden, wie Charakterfestigkeit, Selbstbeherrschung und thätiges Christenthum selbst den schwachen Körper und den in mancher Beziehung krankhaft angelegten Geist einer jungen Dame beherrschen und kräftigen und diese selbst zu einer der männlichsten und markigsten Dichterinnen unseres Landes machen konnten.

**W. Kreiten** S. J.

# Recensionen.

---

**Der christlich-sociale Staat der Jesuiten in Paraguay.** Von Dr. E. **Gothein,** Docent an der Universität Breslau. (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. Bd. IV. Heft 4.) Gr. 8⁰. VIII u. 68 S. Leipzig, Duncker & Humblot, 1883. Preis: *M.* 1.80.

Man sollte glauben, die elementärste Rücksicht auf den guten Ruf Anderer — und wären es auch unsere Gegner — erheische, daß man nicht alte, längst widerlegte Anschuldigungen ohne wesentlich neues Beweismaterial von Neuem durch die Presse verbreite. Anderer Ansicht jedoch scheint, wenigstens den Jesuiten gegenüber, der Breslauer Docent Gothein zu sein. Denn die vorliegende Schrift ist nichts als eine neue, condensirte Auflage der längst von den bedeutendsten Autoritäten zurückgewiesenen Anschuldigungen gegen die Jesuiten in Paraguay. Von einem Schein neuer Beweismomente ist darin auch nicht eine Spur. Wir würden deßhalb die Schrift mit Stillschweigen übergangen haben, wenn sie nicht in Schmollers „Staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen" Eingang gefunden hätte und mit einer gewissen wissenschaftlichen Prätension aufträte.

Herr Gothein unterläßt es nämlich nicht, eine beträchtliche Zahl von Werken, die vor oder nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu für und wider die Jesuiten erschienen sind, namhaft zu machen. Er konnte das auch ohne Bedenken thun; denn es handelt sich meist um längst im Buchhandel vergriffene und dem großen Publikum unzugängliche Werke. Außerdem war er vorsichtig genug, vielfach nähere Angaben über die Auflage, den Druckort und die Seitenzahl der angeführten Werke zu vermeiden und seine Gewährsmänner fast nie mit den eigenen Worten reden zu lassen. So ist denn eine Controle über die aufgestellten Behauptungen für die allermeisten Leser unmöglich und damit eine freie Operationsbasis gegen die Jesuiten gewonnen.

Wollen wir übrigens erfahren, aus welchen Quellen Gothein hauptsächlich schöpfte, so brauchen wir uns nur seine wahrhaft charakteristischen Urtheile über die von ihm angeführten Werke anzusehen. Bekanntlich hat der große italienische Geschichtschreiber Muratori die Jesuiten in seiner Schrift: „Das glückliche Christenthum", in Schutz genommen und die meisten der jetzt wieder von Gothein vorgebrachten Anklagen als „schändliche, von Bosheit und Neid ausgebrütete Lügen und Verleumdungen" bezeichnet. Dafür erhält die Schrift vom Breslauer Docenten das Prädicat „unbedeutend" [1] und „von

---

[1] S. 32, Anmerk.

geringem Interesse“ [1]. Es wird angedeutet, die Jesuiten hätten Muratori „gewonnen“, jedoch hätten später die Jesuitengegner behauptet, er habe in engeren Kreisen sein Werk als einen Roman bezeichnet. Beweise fehlen. Und so sollen wir also einzig auf den Machtspruch eines Breslauer Docenten hin annehmen, Muratori habe durch seine Schrift seine Zeitgenossen in schmählichster Weise hinter das Licht geführt. Das nennt man „staats- und socialwissenschaftliche Forschungen“!

Ähnlich wird der Stab gebrochen über die herrlichen Zeugnisse des berühmten Amerika-Reisenden Ulloa zu Gunsten der Jesuiten. „Diese,“ sagt Gothein ohne Schein eines Beweises, „bestimmten ihn, einen sehr günstigen Bericht (über die Missionen von Paraguay) aufzunehmen. Aber der vorurtheilsfreie Mann bemerkte zugleich, daß er diese selbst nicht besucht habe.“ Also der Mann soll „vorurtheilsfrei“ sein und sich doch haben „bestimmen“ lassen, unzuverlässige Berichte unter seinem Namen zu veröffentlichen! Wo Ulloa sagt, er habe Paraguay nicht selbst besucht, ist nicht angegeben. Aber wenigstens hätte Gothein seinen Lesern nicht verschweigen sollen, daß Ulloa in der Vorrede zu seinem großen wissenschaftlichen Werke [2] ausdrücklich bemerkt, er werde über nichts berichten, was er nicht selbst gesehen oder wofür er nicht die zuverlässigsten Zeugnisse in Händen habe.

Zur Abwehr der Verleumdungen Pombals veröffentlichten die Jesuiten eine große Sammlung von Schutzschriften, in denen, wie Gothein selbst (S. 58) anerkennt, sich „eine Reihenfolge von notariell beglaubigten Aussagen der verschiedenartigsten Einwohner von Santa Fé über die Missionen und Indianer“ finden. Diese schwerwiegenden Zeugnisse, welche das ganze Kartenhaus der Gothein'schen Anschuldigungen über den Haufen stoßen, werden mit der leichtfertigen Bemerkung bei Seite geschoben: „Jene übrigens sorgfältige Enquête ward von der spanischen Regierung offenbar (!) zu dem Zweck angestellt, sie (die Jesuiten) von den auf ihnen lastenden Vorwürfen zu befreien“ (S. 58). Offenbar! Ein wahrhaft köstliches Wörtchen, das wohl im Stande ist, die Beweise zu ersetzen! Also die Jesuiten werden angeklagt, die Regierung um ihre wesentlichsten Rechte zu betrügen, und nun ist die Regierung einfältig genug, eine sorgfältige Untersuchung anstellen zu lassen, nicht um die Wahrheit festzustellen, sondern um die Jesuiten reinzuwaschen! Offenbar!

Besser als den genannten Autoren ergeht es dem Ex-Jesuiten Ibagnez, der zweimal aus der Gesellschaft entlassen wurde und nun aus Rache eine Schmähschrift über „das Reich der Jesuiten in Paraguay“ veröffentlichte, obwohl er nie Missionär daselbst gewesen war. Dieser hat Gnade gefunden in den Augen unseres Docenten. Gothein gibt zwar zu, Ibagnez sei ein „unruhiger Kopf“ gewesen, er deute „aus Erbitterung über die in der Gesell-

---

[1] S. 54.

[2] Voyage historique de l'Amérique méridionale fait par ordre du roi d'Espagne par Don George Juan et par Don Antoine de Ulloa. Amsterdam et Leipsic, 1752.

schaft erlittenen Verfolgungen (?) alle Thatsachen zu Ungunsten der Jesuiten", aber „in der Herbeischaffung des Materials verfahre er wenigstens ehrlich", und sein Werk sei vor allen „sehr wichtig" (S. 32). Dagegen nennt Dobrizhoffer, der selbst 18 Jahre als Missionär in Paraguay zugebracht, den Ibagnez einen gemeinen, rachsüchtigen Menschen, bei dem kein Vernünftiger die Wahrheit in Betreff der Jesuiten suchen werde[1].

Bei solcher Beurtheilung der Quellen dürfen uns nun die Resultate der Gothein'schen „Forschungen" nicht wundern. Der Reihe nach kehren die alten Anschuldigungen wieder: da erscheint der „politische Radicalismus" der Jesuiten neben ihrer „läßlichen Moral", ihre unbezwingbare „Herrschsucht" neben ihrem beständigen Streben, „die Macht der Gesellschaft auszubreiten". Auch an Erheiterndem fehlt es nicht. So erfahren wir, daß es auch in Südamerika dem Jesuitenorden nicht fehlte an den „feinen, staatsmännischen und intriganten Naturen, an denen er in Europa so reich ist" (S. 18). Wir hören von ihrem „Intriguenspiel an den Höfen" (S. 55), von ihrem „einzigen Vergnügen auf Erden", das darin besteht, „zu gebieten" (S. 63).

Doch wir beschränken uns auf die hauptsächlichsten Vorwürfe gegen die Jesuiten in Paraguay. Es soll ihnen gelungen sein, sogar die spanische Regierung von den Reductionen auszuschließen. Ein einziger, ihnen „unbedingt ergebener" Gouverneur sei in's Innere der Missionen gekommen. „Ihre Freunde unter dem Episkopat, die sie hereingelassen haben, mußten (!) ihnen zudem noch stets die besten Zeugnisse ausstellen." So hatten es nun nach Gothein die Jesuiten leicht, durch Feier der Feste des Königs den Schein der Loyalität zu wahren und doch sich thatsächlich die ganze Souveränetät anzumaßen, so daß sie nicht einmal die auferlegten Steuern bezahlten (S. 25).

Zur Widerlegung dieser Anschuldigung genügt es, auf das Decret Philipp' V. vom 28. December 1743 hinzuweisen, in welchem der König von Spanien, wie er ausdrücklich bemerkt, auf Grund der sorgfältigsten Prüfung und unzweifelhafter Thatsachen bezeugt: „In keinem anderen Theile Indiens (ist) meine Herrschaft und königliche Gewalt allgemeiner anerkannt, noch auch das königliche Patronat und die kirchliche und königliche Gerichtsbarkeit besser bestellt, wie das die fortwährenden Besuche der Bischöfe und Gouverneure darthun."[2] Außerdem lobt der König den willigen Gehorsam, mit dem die Indianer auf Befehl seiner Gouverneure jederzeit und überallhin in den Krieg ziehen.

Was speciell die Steuern betrifft, hatte König Philipp V. schon im Jahre 1711 gegenüber den Klagen über zu geringe Steuern der Missionen diese Angelegenheit untersuchen lassen und dann bestimmt, es dürfe an der bisherigen Steuerordnung nichts geändert werden[3]. Dasselbe erklärte er wieder im obengenannten Erlaß vom Jahr 1743. Daß die Reductionen

---

[1] Historia de Abiponibus. Viennae 1784. tom. I. p. 17.

[2] Decretum Philipp. V. bei Charlevoix, Histoire du Paraguay. Paris 1752. tom. VI. p. 379.

[3] Cfr. Charlevoix l. c. tom. II. p. 39.

regelmäßig ihre Steuern entrichteten, bezeugen auch Dobrizhoffer [1] und Charlevoix [2]. Nach P. Baucke beliefen sich die jährlichen Steuern der älteren Reductionen zu seiner Zeit auf 25 000 Pesos (50 000 Florin) [3]. Außerdem stellten die Missionen häufig mehrere Tausend Soldaten unentgeltlich für den König in's Feld.

Mit nicht minderer Dreistigkeit werden die Jesuiten von Gothein beschuldigt, sie hätten den kirchlichen Verboten des Handels offen Hohn gesprochen (S. 42) und es gewagt, den Ertrag des Landes zum guten Theil für sich „einzukassiren". Von Beweisen wieder keine Spur. Offenbar lebt Herr Gothein der Überzeugung, diejenigen Leserkreise, auf deren Leichtgläubigkeit er speculirt, würden sich mit seiner Autorität begnügen.

Daß der gelehrte Docent nicht weiß, welches der kirchlich verbotene Handel ist, nehmen wir ihm nicht übel; wohl aber, daß er über Dinge schreibt, von welchen ihm die unentbehrlichsten Kenntnisse abgehen, und daß er auf solche Unkenntniß hin die schwersten Anklagen gegen unbescholtene Männer erhebt. Wie jeder gebildete Katholik weiß, besteht der den Priestern von der Kirche verbotene Handel darin, daß man Waaren kauft, um sie unverändert wieder zu verkaufen. Nun aber haben die Jesuiten bloß die Erträgnisse der Reductionen auf Barken nach Santa Fé und Buenos-Ayres bringen lassen, dort verkauft und mit dem Erlös theils die Steuern bezahlt, theils die nothwendigsten Bedarfsgegenstände eingekauft. So bezeugen die zuverlässigsten Gewährsmänner, wie Baucke [4], Charlevoix [5], Crétineau-Joly [6], Martin de Moussy [7] und Andere. Dieser Handel geschah nicht nur offen vor der ganzen Welt, sondern wurde von den Königen von Spanien, wie aus dem schon angeführten Decret Philipp' V. (Art. 2) erhellt, ausdrücklich gebilligt. Hat Gothein dieses von ihm mehrmals citirte Decret selbst gelesen, dann ist es uns schwer begreiflich, wie er in gutem Glauben seine Anschuldigungen aussprechen konnte. Noch unbegreiflicher ist es uns aber, wie er behaupten konnte, in der Aufhebungsbulle Clemens' XIV. werde der Handel der Jesuiten als einer ihrer schlimmsten Fehler gegen die kanonischen Vorschriften angeführt, da doch in dem ganzen Breve von irgendwelchem Handel der Jesuiten *absolut keine Rede* ist! Fast möchte man meinen, dem Verfasser sei gegen die Jesuiten jedes Mittel heilig.

Auf den Vorwurf der *Selbstbereicherung* auf Kosten der Indianer hat schon der protestantische Geschichtschreiber Rob. Southey geantwortet: „Nichts ist gewisser, als daß die Jesuiten von Paraguay keine Schätze aufhäuften." [8] Ebenso schreibt de Moussy (nach dem Globus der Verfasser

---

[1] L. c. tom. I. p. 12. [2] L. c. tom. II. p. 37.

[3] Vgl. P. Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay. Regensburg 1870. S. 490.

[4] A. a. O. S. 490. [5] L. c. tom. II. p. 51.

[6] Histoire de la Compagnie de Jésus. Paris 1859. tom. V. p. 139.

[7] In seiner Denkschrift über den Verfall der Jesuitenmissionen, siehe Globus VIII, 382.

[8] Vgl. Marshall, Die christlichen Missionen. Mainz 1863. Bd. III. S. 158.

des besten und vollständigsten Werkes über die La-Plata-Länder), daß die Jesuiten aus dem Erlös der verkauften Producte die Kirchen in Paraguay prächtig schmückten, während sie selbst ein strenges und nüchternes Leben führten [1]. Trotz seiner vielen Vorurtheile gegen die Jesuiten gesteht doch Alex. v. Humboldt, man habe ihre Reichthümer übertrieben. Dann fügt er bei: „Als die Jesuiten in Santa Fé verhaftet wurden, fand man bei ihnen keineswegs die Haufen von Piastern, die Smaragde von Muzo, die Goldbarren von Choco, die sie den Widersachern der Gesellschaft zufolge besitzen sollten. Man zog daraus den falschen Schluß, die Schätze seien allerdings vorhanden gewesen, aber treuen Indianern anvertraut und in den Cataracten des Orinoco bis zur einstigen Wiederherstellung des Ordens versteckt worden. Ich kann ein achtbares Zeugniß vorbringen, aus dem unzweifelhaft hervorgeht, daß der Vicekönig von Neugranada die Jesuiten vor der ihnen drohenden Gefahr nicht gewarnt hatte.“ [2]

Ein noch gewichtigeres Zeugniß für die Uneigennützigkeit der Missionäre Paraguay's legt der Bischof von Buenos-Ayres, Dom Pedro Faxardo, ab. „Ich wage es zu sagen,“ schreibt derselbe im Jahre 1721 an den König von Spanien, „wären die Jesuiten weniger tugendhaft, so hätten sie weniger Feinde. Ich habe oft ihre Missionen besucht und ich kann Ew. Majestät versichern, daß ich nie eine größere Ordnung und eine vollkommenere Uneigennützigkeit gefunden habe, als bei diesen Ordensmännern, welche sich nichts von dem, was ihren Neubekehrten angehört, aneignen, sei es zu ihrer Kleidung, sei es zu ihrem Unterhalt.“ [3]

Doch wozu so viele Zeugnisse? Die Indianer-Reservationen kosteten den Vereinigten Staaten Nordamerika's allein im Jahre 1882 9 736 747 Dollars und in dem Zeitraum von 1867—1882 die Gesammtsumme von 91 213 731 Dollars (circa 365 Millionen Mark). Dagegen soll es den Jesuiten in Paraguay gelungen sein, nicht nur die Indianer wohl zu kleiden und zu nähren, prächtige Kirchen zu bauen und reich auszuschmücken, zahlreiche Schulen zu errichten, wiederholt zahlreiche Truppen unentgeltlich in's Feld zu stellen, nicht unbeträchtliche Steuern zu bezahlen, sondern auch zu alledem noch große Schätze für sich „einzukassiren“? Ob eine solche Anklage wohl ernst gemeint sein kann? Gothein mag sie wohl selbst nicht ernst genommen haben. Erzählt er uns doch, Anfang und Ende, Grund und Ziel aller Handlungen der Missionäre sei die religiöse Gesinnung gewesen. „Kein einziger dieser Männer, dem nicht das Bild des Martyrerthums beständig vor der Seele schwebte“ (S. 19). Also dieselben Männer sollen in schamloser Weise die Indianer ausgebeutet und den kirchlichen Verordnungen Hohn gesprochen und zugleich sich beständig nach dem Martyrertod gesehnt haben!

Nur einen Punkt müssen wir noch eingehender besprechen. Wie kommt

---

[1] Globus VIII, 382.

[2] Alex. v. Humboldts Reise durch die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hauff. Stuttgart 1862. Bd. V. S. 4.

[3] Cfr. Charlevoix l. c. tom. II. p. 94.

dieses Machwerk in die „Staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen“ Schmollers? Das ist sehr einfach. Gothein zufolge sollen die Jesuiten in Paraguay mit dem religiösen Communismus ein „Experiment“ gemacht haben; sie wollten gewissermaßen ein Ideal eines theokratisch-socialistischen Staates darstellen und auf diese Weise den communistischen Ideen auch in anderen Ländern Eingang verschaffen. Und nun der Beweis für diese communistischen Ideen und Pläne der Jesuiten? Gothein muß gestehen, daß sich in den Werken der Jesuiten keine Anhaltspunkte dafür finden. Aber, meint der herzen- und nierendurchforschende Docent, die Jesuiten wagten ihre innersten Gedanken nicht auszusprechen. „Sie hätten sich unnöthig geschadet, wenn sie in ihre exacten Erörterungen Träume hätten einfließen lassen, denen sie vielleicht (!) im Stillen nachhingen“ (S. 3). „Was sie nicht sagen durften, sprach ein Denker aus, der sich das Recht des Philosophen nahm, Staatsideale zu träumen.“ Es war der — Dominicaner Thomas Campanella. „Man wird den kühnen Dominicaner eher den Schriftstellern der Gesellschaft Jesu beizählen dürfen, als den Scholastikern seines eigenen Ordens. . . . Sein gewagter Ideenflug nahm oft eine andere Richtung, als die straff organisirte Jesuitenschule ihren Jüngern vorschrieb, schließlich aber trafen sich Beider Gedanken immer wieder“ (S. 3). Haarsträubende Logik! Also: in den Werken der Jesuiten findet sich nichts, was sich als „communistisch“ gegen dieselben verwerthen ließe; trotzdem trafen sich ihre Gedanken schließlich immer wieder mit den communistischen Träumen Campanella's. So Herr Gothein, Docent in Breslau. Und auf diesen komischen Schluß hin glaubt er sich nun berechtigt, in dem „Jesuitenstaat von Paraguay“ eine beabsichtigte, kunstvoll angelegte Verwirklichung der „Sonnenstadt“ zu erblicken, um so mehr, da ja der erste Entwurf der Reductionen Paraguay's von Italienern und Zeitgenossen Campanella's herrührt. Außerdem will Gothein in allen wesentlichen Punkten eine große Ähnlichkeit zwischen der Verfassung der Civitas solis und der Reductionen gefunden haben.

Doch alles das sind nichts als Träume, zu deren Production sich wahrscheinlich Gothein als echter deutscher „Philosoph“ berechtigt glaubt. Stets und überall haben die Jesuiten den Communismus als allgemeines Princip für die Menschen in ihrem jetzigen gefallenen Zustande verworfen [1]. Cardinal de Lugo, wohl einer der größten Theologen der Gesellschaft, der ganz dem 17. Jahrhundert angehört, behauptet sogar, nach dem gegenwärtigen Zustand der Menschheit sei der Bestand des Privateigenthums im Allgemeinen ein „Naturgebot“ (De Justitia et Jure, Disput. VI. sect. 1. n. 4 et 5). Er fügt

[1] Gothein führt zwar einen Ausspruch des Ex-Jesuiten Dobrizhoffer an, in dem dieser die Europäer auffordern soll, das communistische System von Paraguay nachzuahmen. Aber dieser Ausspruch ist gar nicht von Dobrizhoffer, sondern, wie dieser ausdrücklich bemerkt, von einem Protestanten. Außerdem ist dieser Ausspruch, der das herrlichste Zeugniß für den Wohlstand der Indianer in Paraguay enthält, in schmählichster Weise verstümmelt. Vgl. Gothein S. 43 und Dobrizhoffer l. c. I. p. 14. Da Gothein constant irrthümlich Dobrizzhofer schreibt, vermuthen wir stark, er habe den Autor selbst nicht zur Hand gehabt.

aber ausdrücklich bei, daß in kleineren Genossenschaften und unter besonderen Umständen die Gütergemeinschaft dem Naturrecht nicht zuwiderlaufe. Solche besonderen Umstände lagen nun aber in Paraguay vor. Nicht mit vorgefaßten Plänen kamen die Jesuiten dorthin. Warum hätten sie denn nicht auch anderswo, wie z. B. bei den Indianern Nordamerika's, solche Pläne durchgeführt, wenn sie deren gehabt hätten? Übrigens gesteht ja Gothein im Widerspruch mit sich selbst (S. 14), die Jesuiten seien erst allmählich und im Laufe der Erfahrung zur Einsicht gekommen, daß nur die volle Ausschließung der Spanier von dem Gebiete der Indianer es ermöglichte, diese zu gesitteten Menschen und zu Christen heranzubilden. Ähnlich führte auch die Erfahrung und die Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse zu der socialen Einrichtung der Reductionen. So groß war die Trägheit, Sorglosigkeit und Gefräßigkeit der Indianer, namentlich in den ersten Zeiten, daß sie, sobald sie sich selbst überlassen waren, nicht nur alle sonstigen Vorräthe, sondern sogar das Saatkorn und die Pflugochsen in kürzester Frist aufzehrten und dann im größten Mangel lebten. Fast schien es unmöglich, sie zu einem ordentlichen Leben anzuhalten, ja beständig war die Gefahr vorhanden, sie möchten aus Überdruß wieder zu ihrem wilden, unstäten Jagdleben in den Wäldern zurückkehren.

Übrigens gehört ein gutes Stück Einbildung dazu, um zwischen den Reductionen und der „Sonnenstadt" in „allen wesentlichen Zügen" eine große Ähnlichkeit zu finden. In der Sonnenstadt Campanella's herrscht Weiber-, Kinder- und Gütergemeinschaft. Der „große Metaphysiker" mit absoluter Gewalt steht an der Spitze des Gemeinwesens, ihm zur Seite stehen drei Minister: die „Macht", die „Weisheit" und die „Liebe", von denen der erste das Kriegswesen, der zweite Kunst und Wissenschaft, der dritte die Erzeugung der materiellen Güter und der Kinder unter sich hat. Ein absoluter Despotismus beherrscht die Gesammtheit.

Von allen diesen „wesentlichen Zügen" ist in Paraguay nichts zu sehen. Dort ist die Ehe heilig. Jede Familie hat ihr eigenes Heim und sorgt für den Unterhalt ihrer Kinder, deren Unterricht aber in der Kirche und in der Schule vom Missionär besorgt wird. Jede Familie hat außerdem ihre eigenen Felder und das dazu nothwendige Vieh. Sie muß selbst für ihren eigenen Bedarf sorgen [1]. Die Darstellungen Gotheins sind in dieser Beziehung ganz unrichtig. Die Indianer durften auch die Producte ihrer Felder verkaufen und sich dafür Bedarfsgegenstände eintauschen. Mit Fleiß und Sparsamkeit konnte jede Familie nicht zwar zu Überfluß, wohl aber zu einem behäbigen Wohlstande gelangen. Wenn Gothein behauptet, man habe den Indianern jeden „Eigennutz" untersagt und jeden Trieb zu selbständiger Arbeit genommen, so stimmt das mit der Wahrheit nicht überein.

Das einzige communistische Element der Reductionen bestand darin, daß außer den den einzelnen Familien zugewiesenen Äckern noch ein größeres Gebiet für die Gesammtheit vorbehalten und gemeinschaftlich bebaut wurde. Die Erträgnisse dieses Gebietes wurden theils für den Unterhalt der Kirchen und

[1] Cfr. Charlevoix l. c. tom. II. p. 53.

des Gottesdienstes, der Kranken, Wittwen und Waisen und zur Besoldung der Beamten und Soldaten verwendet, theils für unvorhergesehene Fälle der Noth und des Mißwachses aufbewahrt. Das Übrige wurde verkauft, um mit dem Erlös die Steuern zu bezahlen und Bedarfsgegenstände einzukaufen. Mag man mit diesem System sympathisiren oder nicht, die Frage ist bloß: war unter den gegebenen Verhältnissen ein anderes System möglich? Und diese Frage haben nicht bloß die Jesuiten, sondern auch andere berufene Autoritäten verneint. Noch im Jahre 1743 erklärte Philipp V. auf erneuerte Prüfung hin, man solle an dem bisherigen System der Verwaltung und Gütereintheilung nichts ändern, da in Anbetracht der Unfähigkeit und schlaffen Trägheit der Indianer ein anderes System unmöglich sei und die bestehende Einrichtung sich auf's Beste bewährt habe[1]. Selbst Alex. v. Humboldt sieht sich trotz seiner Vorurtheile gegen die „Niederlassungen der Mönche" in Südamerika zu dem Geständniß genöthigt: „Wie viele und große Mißbräuche sich auch in ein Regiment eingeschlichen haben mögen, wobei alle Gewalten in einer einzigen verschmolzen sind, so würde es doch schwer halten, dasselbe durch ein anderes zu ersetzen, das nicht noch größere Übelstände mit sich führte und dabei ebenso wohlfeil und dem schweigsamen Phlegma der Eingeborenen ebenso angemessen wäre."[2] Was Gothein seinen Lesern von der planmäßigen Erhaltung der Indianer in serviler Knechtschaft und Unmündigkeit erzählt, sind nur Ausgeburten seiner Phantasie. Die Jesuiten gingen darauf aus, wie aus Charlevoix[3] und dem Decret Philipp' V.[4] erhellt, die ganze Verwaltung in die Hände der Indianer zu legen. Diese wählten sich auch selbst ihre eigenen Verwaltungs- und Polizeibeamten, an deren Spitze ein Corregidor mit mehreren Regidoren und Alcalden standen. Die Wahlen der letzteren mußten vom Gouverneur der Provinz bestätigt werden. Natürlich war die gesammte Verwaltung der Oberaufsicht der Missionäre unterstellt, einer Aufsicht, der sich die Indianer mit der größten Freude unterzogen, weil sie von ihrer uneigennützigen Liebe und Hingabe an das Wohl der Neubekehrten tief überzeugt waren. Überhaupt bringen die Beweise wahrhaft rührender Anhänglichkeit der Indianer an ihre Patres, von der alle Missionäre so viel berichten und die sich namentlich bei der Vertreibung der Jesuiten in erschütternden Klagen und Petitionen an den König kundgab, das von Gothein behauptete Knechtungs- und Ausbeutungssystem der Jesuiten in Paraguay in's rechte Licht.

Die ewigen Klagen Gotheins über die Vermengung des Religiösen und Politischen in den Reductionen übergehen wir, da sie nur auf seinen schiefen religiösen Ideen beruhen. Er scheint sich nämlich unter Religion so irgend etwas zu denken, das auf das praktische Leben keinen Einfluß hat und das man wie einen Überzieher an Sonn- und Festtagen (oder vielleicht am Sab-

[1] Cfr. Charlevoix l. c. tom. VI. p. 364.
[2] A. a. O. Bd. VI. S. 56.
[3] Cfr. Charlevoix l. c. tom. II. p. 44.
[4] Cfr. Charlevoix l. c. tom. VI. p. 365.

bath?) aus dem Schranke holt, um damit Staat zu machen. Größeren Schein von Berechtigung zu einer Klage bietet die Thatsache, daß die Bevölkerung in einigen Reductionen nur einen geringen Zuwachs aufweist. Den Grund dieser Erscheinung findet Gothein natürlich wieder in dem System der Jesuiten. Aber dieselbe hat durch die Missionäre Paraguay's längst ihre Erklärung gefunden. Dobrizhoffer bezeugt ausdrücklich, daß die guaranischen Mütter sich eines reichen Kindersegens erfreuten [1], und daß in den mit Krankheiten verschonten Reductionen die Bevölkerung erstaunlich rasch zunahm [2]. Gothein behauptet freilich frischweg und wie gewöhnlich ohne nähere Angabe, nur ausnahmsweise und an einzelnen Orten habe die Mitgliederzahl der Familien vier überschritten (S. 52). Aber den Irrthum hätte er selbst berichtigen können, wenn er die statistische Tabelle bei Dobrizhoffer [3] sich näher angesehen. Danach zählten die 32 Reductionen von Paraguay im Jahre 1732 30362 Familien mit 141182 Seelen, was also eine Durchschnittszahl von nahezu fünf Mitgliedern auf die Familie ergibt. Und Dobrizhoffer bemerkt dazu noch, daß im genannten Jahre die Reductionen 7542 Wittwen, dagegen nur 356 Wittwer zählten, weil die Männer frühzeitig den fast fortwährenden Kriegen zum Opfer fielen. Die Ursache des geringen Bevölkerungszuwachses ist also nicht in der geringen Kinderzahl zu suchen, sondern in den beständigen Krankheiten (besonders den Pocken), die in fast regelmäßig wiederkehrenden Perioden die Bevölkerung decimirten. Gothein gibt ja selbst an, daß in den Jahren 1732 bis 1740 in Folge der Epidemien die Seelenzahl von 141000 auf 74000 zurücksank [4]. Die Missionäre waren diesen Krankheiten gegenüber ohnmächtig. Zu den Krankheiten kam dann noch wiederholt die Hungersnoth, in Folge der Dürre, des Hagels und ähnlicher Ursachen. Rechnet man dazu noch die unaufhörlichen Kriege gegen die noch heidnischen Völkerstämme, so wird kein Vernünftiger den Jesuiten aus der geringen Zunahme der Bevölkerung einen Vorwurf machen.

Als letzten Trumpf gegen die Jesuitenherrschaft in Paraguay spielt Gothein schließlich noch den schnellen Zusammenbruch der Reductionen nach Vertreibung der Missionäre aus. Aber wer wird sich darüber wundern, daß die ihrer Führer beraubten, zum Theil erst vor Kurzem bekehrten Indianer nicht im Stande waren, den Schaaren von habgierigen Abenteurern, die nach dem Abgang der Missionäre in die Reductionen einbrachen, zu widerstehen? Gesteht doch Gothein selbst, daß die Spanier nach dem Sturz des Ordens „gleich einer Horde gieriger Wölfe in das so lange vor ihnen geschützte Gebiet einbrachen und es binnen Kurzem zu Grunde richteten" (S. 15). „Jeder der habgierigen Beamten," gesteht er weiter (S. 61), „hatte es so schnell als möglich ausgesogen.... Binnen weniger Jahre war der Viehstand des Landes

[1] L. c. tom. I. p. 15.

[2] L. c. tom. I. p. 14; tom. III. p. 425.

[3] L. c. tom. III. p. 425.

[4] Nähere Angaben bei Dobrizhoffer l. c. tom. I. p. 14. Charlevoix tom. II. p. 88.

fast vernichtet, demgemäß die Bevölkerung auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen." Es traf eben in Paraguay dasselbe ein, was uns Alex. v. Humboldt von den Reductionen am Orinoco berichtet: „Die Jesuiten trieben sie (die Indianer) zur Arbeit an. Da fehlte es ihnen nie an Lebensunterhalt. Die Patres bauten Mais, Bohnen und andere europäische Gemüse; sie pflanzten um das Dorf her süße Orangen und Tamarinden, sie besaßen in den Grasfluren von Atures und Carichana 20—30 000 Pferde und Stücke Rindvieh.... Gegenwärtig wird nichts gebaut als etwas Manioc und Bananen. ... Der Maisbau wird gänzlich vernachlässigt, Rosse und Kühe sind verschwunden."[1]

Wenn jedoch Gothein der oben angeführten Bemerkung noch hinzufügt, in Kurzem sei die noch übrig gebliebene Bevölkerung „völlig entsittlicht" gewesen, so ist das wieder eine von den unerwiesenen und unwahren Behauptungen, an denen das Pamphlet so reich ist. Der französische Schriftsteller de Brossard, welcher der diplomatischen Mission nach La Plata im Jahre 1850 beigegeben war und nichts weniger als jesuitenfreundlich ist, bezeugt: „Eines ist gewiß und muß zum Lobe der Väter erklärt werden, daß sich seit ihrer Vertreibung der materielle Wohlstand von Paraguay vermindert hat, daß viele früher cultivirte Länder dem Urwald wiedergegeben sind, daß viele früher bewohnte Orte heutzutage nur Ruinen zeigen. Was man gestehen muß, ist dieses: sie wußten ihren (der Indianer) Herzen Ehrerbietung gegen die Autorität mit solcher Macht einzuprägen, daß noch bis auf diese Stunde die Stämme von Paraguay mehr als alle übrigen, welche diesen Theil Amerika's bewohnen, sanft und pflichtergeben sind."[2]

Doch genug. Wir haben vielleicht der Schrift Gotheins zu viel Ehre angethan. Wir wollten aber wieder einmal unseren Lesern zeigen, welche Früchte unsere „deutsche Wissenschaft" an manchen unserer Universitäten vielfach zu Tage fördert und von welchen Leuten sich unter der Gunst des staatlichen Schulmonopols die katholische Jugend muß in die Wissenschaften einführen lassen. Es sollte uns übrigens nicht wundern, wenn wir nach der bekannten Taktik schließlich noch beschuldigt würden, durch unsere Abwehr der ehrenrührigen Anklagen eines Universitäts-Docenten gegen einen katholischen Orden den „confessionellen Frieden" gestört zu haben.

**Victor Cathrein** S. J.

**Erklärung und Predigtentwürfe** zu den sonn- und festtäglichen Evangelien des katholischen Kirchenjahres. Von **Anton Tappehorn,** Pfarrer zu Vreden. Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit. Dülmen, A. Laumann, 1883. 8°. Bd. I. 750 S. Preis: *M.* 7. Bd. II. 661 S. Preis: *M.* 6.

Predigtsammlungen sollten nur als Lectüre zur eigenen Bildung und Erbauung dienen, oder als Quelle, aus welcher der Gegenstand nach seiner

---

[1] A. a. O.

[2] Vgl. Marshall, Die christlichen Missionen, a. a. O. Bd. III. S. 169.

stofflichen Seite erhoben würde. Geht der Gebrauch weiter, wird er zu einer förmlichen Wiedergabe des vorgefundenen und verarbeiteten Stoffes, ohne daß dieser vom Prediger selber die individuelle Form annimmt: so beginnt ein wahrer Mißbrauch der Predigtliteratur und eine wenig geziemende Behandlung des göttlichen Wortes. Jedenfalls dürfte eine derartige Ausbeutung fremder Predigten nur eine seltene Ausnahme bleiben. Daher können wir nur mit Freuden ein Werk wie vorliegendes begrüßen. Es bietet all die Hilfe, welche in passender Weise geboten werden kann und soll, Entwürfe von Predigten, die sich jedesmal anlehnen an die voraufgehende Erklärung der betreffenden Evangelien-Perikope. Der Verfasser hat sich durchgängig in der Ausführung der Gedanken einer lobenswerthen Kürze beflissen und dringt auch bei Einleitung und Schluß auf Einfachheit und Kürze. Es entspricht dieß durchaus dem Zwecke, den er sich vorsetzt, nämlich Hilfsmittel zu bieten für Predigten, welche während der heiligen Messe gehalten werden — diese dürfen nicht zu lang sein; für Predigten, welche für das gewöhnliche Christenleben praktisch angelegt seien und die den Zuhörern jeden Standes und Ranges angepaßt werden können — diese müssen in ihrem Gedankengang einfach und doch gründlich sein. Zuweilen will uns jedoch bedünken, als ob die Angabe des Stoffes selbst für eine etwa halbstündige Predigt etwas knapp bemessen sei; dem kann freilich regelmäßig dadurch abgeholfen werden, daß man zwei Entwürfe zu Einem vereinigt; entfallen ja auf jedes Evangelium gegen acht oder mehr Entwürfe, nach dogmatischem und moralischem Inhalte geschieden.

Dieß zunächst für den ersten Band, welcher die Entwürfe für die sonntäglichen Predigten enthält. Ein Gleiches jedoch ist auch vom zweiten Band, den Entwürfen zu den festtäglichen Evangelien, zu sagen. Auch hier herrscht dieselbe Einfachheit und Gediegenheit. Eine dem speciellen Zwecke der Festtagspredigten angemessene, ja für denselben fast nothwendige Zugabe bringt die jedesmalige Erklärung des Festgeheimnisses und des geschichtlichen Verlaufes des Festes selbst: schon diese Erörterungen allein bieten manchmal dem Prediger ein bedeutendes Material.

Sehr wichtig sind die zahlreichen, oft nur dem Fundorte nach citirten Schrifttexte. Sie leiten denjenigen, der die Entwürfe benützt, an, selbsteigens sich in der heiligen Schrift umzusehen, was auch bei der Verwendung der im Wortlaute gegebenen Texte nöthig sein wird; er findet sich aber dadurch oft zu einer Fülle von Gedanken angeregt, welche für die Ausführung der Predigt den größten Belang haben. — Einigemal stießen wir auf Wiederholungen derselben Gedanken und derselben Ausführung, welche wohl besser durch bloßen Hinweis auf Früheres ersetzt wären. — Die sachliche Seite des Buches bekundet große doctrinäre Correctheit und eine reiche Erfahrung des Verfassers. Zuweilen hätte wohl ein näheres Eingehen in die Sache Platz greifen können. Beispielshalber erwähne ich Bd. II S. 551, wo die Gemeinschaft der Heiligen erklärt wird durch Aufzählung der gemeinsamen kirchlichen Güter: Verdienste Christi, Verdienste der Heiligen u. s. w. Da dürfte eine nähere Erklärung, wie diese Güter gemeinsame Güter sind, sehr erwünscht sein. Sonst ist uns in der ganzen langen Reihe von Skizzen nur

Weniges aufgestoßen, dem wir nicht zustimmen. Einiges davon möge hier eben erwähnt werden. Bd. I S. 17 wird zu stark betont, daß Gott, um die Sünde zu verzeihen, eine entsprechende Genugthuung habe fordern müssen; S. 45 wird zu schroff die Unfähigkeit zum verdienstlichen Handeln vor der Taufe betont. S. 129 und an andern Stellen wird der Glaube zu sehr auf die Autorität der Kirche mit Verschweigung der Autorität Gottes zurückgeführt. Daß jeder Apostel dadurch, daß er an die Gläubigen schrieb (S. 182), inspirirt gewesen sei, möchte sich schwerlich erweisen lassen. Die Todsündlichkeit der aus böser Gewohnheit entspringenden Handlungen (S. 665) und die Todsündlichkeit des Zornes (S. 669) dürfte etwas zu schroff ausgesprochen sein; bei der Erklärung der vollkommenen und unvollkommenen Liebe (S. 605 und 606) wäre eine klarere Scheidung eines sogenannten motivum impellens und des motivum movens rathsam gewesen; ersteres kann unzweifelhaft auch die Furcht sein. — Bd. II S. 14 ist wohl aus Versehen gesagt, daß die Gnade Maria's keiner intensiven Steigerung fähig gewesen sei: denn S. 19 wird ausdrücklich eine Vermehrung des Verdienstes zugestanden. Wenn S. 93 die unschuldigen Kinder „vor der Himmelfahrt Christi" als der himmlischen Glorie noch unfähig bezeichnet werden, so liegt wohl eine Verwechslung mit dem „Tode Christi" vor. S. 362 heißt es, daß den Beziehungen der drei göttlichen Personen im Innern der Gottheit auch „das Wirken der drei Personen nach außen entspreche": in diesem Sinne ist auch S. 222 „ein verschiedener Antheil der drei göttlichen Personen an der Menschwerdung" geschildert. Richtiger wäre es, statt „Wirken" ein „Zugeeignetwerden" zu setzen, oder wie der Verfasser selbst später sich ausdrückt, „ein Beigelegtwerden"; denn außer der Hypostase, welche die zweite göttliche Person allein der Menschheit Christi mittheilt, ist das eigentliche Wirken nach außen allen drei göttlichen Personen gemeinsam; es wird ihnen nur nach Analogie der persönlichen Beziehungen innerhalb des göttlichen Wesens selbst ein verschiedenes Wirken beigelegt. So dürfte auch der Ausdruck S. 570, daß der Sohn Gottes „das absolute Leben nicht in und durch sich selbst habe", mißverständlich sein; in sich selbst hat er es gewiß.

Zu Bd. I S. 229 erlauben wir uns eine etwas längere Bemerkung hinsichtlich der dort aufgestellten dreifachen Klasse von Glaubenslehren, überzeugt, daß wir damit den Sinn des Verfassers treffen, wenn auch der von ihm gebrauchte Ausdruck uns nicht ganz gefallen kann. Der Verfasser scheidet nämlich die „kirchlichen Glaubenslehren" in 1) definirte Glaubenssätze, 2) nicht definirte (aber geoffenbarte) Glaubenssätze, 3) fromme Meinungen oder bewährte Ansichten, mit dem Zusatze: „Nur für die beiden ersteren verlangt die Kirche die innere Zustimmung des Glaubens, für die letztere läßt sie den Gläubigen Freiheit." Dagegen ist Folgendes zu bedenken. Entweder wird der Ausdruck „kirchliche Glaubenslehren" im strengen oder im weitern Sinne genommen; im ersteren Falle muß das dritte Glied fallen gelassen, resp. durch ein anderes ersetzt, im anderen die Aufzählung durch Hinzufügung eines neues Gliedes ergänzt werden. Glaubenslehren im strengen Sinne sind solche, welche man mit der innern Zustimmung des göttlichen

Glaubens annehmen muß: diese beschränken sich auf zwei Klassen, auf göttlich offenbarte definirte, und auf nicht definirte aber in Schrift oder Tradition sicher enthaltene Lehren. Wählt man den Ausdruck „kirchliche Glaubenslehren", und begreift nach üblicher Sprachweise darunter auch solche Lehren, welche zwar nicht auf unmittelbar göttlichem Glauben, wohl aber mittelbar auf dem göttlichen Glauben an die kirchliche Unfehlbarkeit beruhen, und unmittelbar auf dem unfehlbaren Zeugniß der Kirche; so erweitert sich der Umfang der kirchlichen Glaubenslehren durch Hinzufügung aller der Doctrinen, die mit dem göttlich geoffenbarten Glaubensinhalt im Zusammenhang stehen und deren Wahrheit durch die Kirche verbürgt ist. Diese Bürgschaft leistet die Kirche in eclatantester Weise durch förmliche Entscheidung seitens der höchsten Autorität; dann aber auch dadurch, daß sie in Ausübung des gewöhnlichen täglichen Lehramtes irgend eine Doctrin allgemein lehrt und lehren läßt. Die römischen Congregationen sind, wenn sie sich über einen derartigen Punkt aussprechen, meist nur der Wiederhall der allgemeinen kirchlichen Lehre, durch den dieser Charakter der Allgemeinheit und darum der festen Sicherheit augenfällig constatirt wird. Wenn man solche Lehrgegenstände etwa noch mit dem Namen „bewährte Ansichten" bezeichnen will, so muß jedenfalls gesagt werden, daß für derartige bewährte Ansichten die Kirche zwar nicht die Zustimmung göttlichen Glaubens fordert, wohl aber kirchlich gläubige Annahme, entweder unabänderlich feste, oder minder feste, je nachdem die Doctrin sich als sicherer Ausfluß der unfehlbaren Auctorität darstellt, oder nicht. Bekanntlich verwahrte sich Pius IX. in dem Schreiben „Tuas libenter" dagegen, daß der gläubige Katholik sich beschränken könne auf die Annahme der definirten und ohne Definition allgemein gelehrten göttlichen Glaubenssätze; er forderte auch gläubige Annahme für diejenigen Lehrpunkte, welche in allgemeiner und constanter Weise unter den Katholiken als theologische Wahrheiten und sichere Schlußfolgerungen geoffenbarter Sätze gälten. Als vierte Klasse träten dann die eigentlichen „bloßen Meinungen" hinzu, welche Jedem nach bester Einsicht anzunehmen oder nicht anzunehmen frei steht, so lange ein allgemein sicherer Erweis ihrer Wahrheit oder eine hinlängliche kirchliche Bezeugung nicht erbracht ist. Demgemäß hätte die vom Verfasser gegebene Theilung eine vollständigere sein können. — Doch alles dieß sind im Ganzen ja nur geringe Ausstellungen, zu denen wir mit allem Freimuth uns veranlaßt sahen. Das Werk berechtigt zur Erwartung, daß eine fleißige mit eigener Arbeit gepaarte Benutzung desselben von großem Segen begleitet sein werde.

Wie beliebt gerade solche Hilfsmittel sind und bleiben, welche die eigene Arbeit unterstützen, aber nicht aufheben, sieht man an den alten bewährten Predigtwerken, z. B. der so gediegenen Bibliotheca manualis concionatoria von P. Tob. Lohner. Hat diese doch ihrer Zeit in nicht gar langen Zwischenräumen wenigstens neun Auflagen erlebt, und selbst neuerdings vor etwas mehr als einem Decennium ist sie unverkürzt wieder aufgelegt worden, während 1838 in Wien eine deutsche Bearbeitung im Auszuge als „Handbibliothek für Prediger" erschienen ist. Mit Freuden sehen wir deßhalb, daß das zur Be-

sprechung gezogene Werk in ähnliche Pfade einlenkt. Wir zweifeln nicht, daß es sich große Verbreitung verschaffen wird. Wir möchten es daher eine zu zaghafte Ankündigung nennen, wenn die Schrift von der Verlagshandlung mit den Worten in die Öffentlichkeit eingeführt ward: „Den hochw. Herren, welche das eigene Concipiren der Predigten noch nicht aufgegeben haben, wird das Werk zur Anschaffung empfohlen.“ Hoffentlich zählen Solche noch nach vielen Tausenden.

A. L.

---

## Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Doctor Martin Luther.** Ein Charakterbild. Zum Luther-Jubiläum dem deutschen Volke gewidmet von Jakob Wohlgemuth. Zweite Auflage. 8⁰. 136 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1883. Preis: *M.* 1.
2. **The life of Martin Luther.** Compiled from Reliable Sources. By Rev. William Strang. 12⁰. 112 p. New-York & Cincinnati, Fr. Pustet, 1883. Preis: *M.* 1.
3. **Luthers Werk im Jahre 1883,** oder: Der heutige Protestantismus in seinem Verhältniß zu Katholicismus und Christenthum. Ein Wort zur Selbstprüfung bei der Feier des 400jährigen Geburtstages Martin Luthers. Von Dr. Anton Westermayer. 8⁰. 160 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 1.50.
4. **Die Berechtigung der Reformation.** Den Verfassern der alten und neuen Lutherschriften gewidmet von einem protestantischen Theologen. Dritte Auflage. 8⁰. 43 S. Frankfurt a. M., Fösser Nachfolger, 1883. Preis: 80 *Pf.*
5. **Briefe aus Hamburg.** Ein Wort zur Vertheidigung der Kirche gegen die Angriffe von sieben Läugnern der Gottheit Christi. 7 Hefte. 8⁰. Berlin, Verlag der „Germania“, 1883. Preis: à Heft 60 *Pf.*
6. **Martin Luther.** Lebens- und Charakterbild, von ihm selbst gezeichnet in seinen eigenen Schriften und Correspondenzen. Von Georg G. Evers, früher lutherischer Pastor. Zweite und dritte Lieferung. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: à Lief. *M.* 2.25.
7. **Reformatorenbilder.** Historische Vorträge über katholische Reformatoren und Martin Luther von Dr. Konstantin Germanus. 8⁰. XII u. 327 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 4.

Gegenüber den Ausfällen auf die katholische Kirche und den Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit, wie sie das Lutherjahr verbreitet hat, kann die Losung aller Freunde des Rechts und der Wahrheit nur lauten: Abwehr der ungerechten Angriffe und Rehabilitirung der mißhandelten Wahrheit. Das ist auch der gemeinsame Grundcharakter der uns zur Einsicht unterbreiteten Lutherschriften, aus denen wir die oben verzeichneten als besonderer Empfehlung würdig ausheben. Nr. 1, welches sich durch eine glückliche Gruppirung des Stoffes und eine fesselnde Darstellung auszeichnet,

läßt die einzelnen Phasen im inneren Entwicklungsgange Luthers, abwechselnd mit den äußeren Lebensschicksalen des „Reformators“ und seinem Eingreifen in die Zeitverhältnisse, in einem lebensvollen Bilde am Geiste des Lesers vorüberziehen. — Nr. 2 stützt sich bei Zeichnung des Lebensbildes, wie Nr. 1, stets auf die zuverlässigsten Quellen, meistens auf Luthers Werke selbst, und wird deßhalb ohne Zweifel zunächst in Nordamerika, wo es erschienen, dann aber auch, wie wir hoffen, in den übrigen Ländern englischer Zunge, angesichts der überall wieder aufgefrischten Luther-Legenden, wahrhaft aufklärend wirken. — In Nr. 3 sucht der rühmlichst bekannte Verfasser für die Frage, welche Stellung der heutige Protestantismus dem Katholicismus und dem Christenthum gegenüber einnehme, aus den Zeugnissen der angesehensten unter den protestantischen Wortführern die wahrheitsgetreue Antwort zu gewinnen — ein Verfahren, welches die grellsten Streiflichter auf die gänzliche Zerfahrenheit und Zerrüttung des modernen Protestantismus wirft. — Nr. 4 forscht nach dem letzten Grunde dieser traurigen Erscheinung und gelangt bei den in lichtvoller Darstellung geführten Untersuchungen über die Berechtigung der durch Luther inscenirten Reformation zum Resultate, daß diese sogen. Reformation, weil unberechtigt, naturnothwendig sich zu einer gänzlichen „Depravation“ ausgestalten mußte. — Von Nr. 5 und 6, die beide in Lieferungen erscheinen, ist ersteres am weitesten vorgeschritten, und es verspricht allmählich ein completes Handbüchlein zur Abwehr aller actuellen protestantischen Angriffe zu werden; sein Inhalt, zum größten Theil zunächst in den Spalten der „Germania“ veröffentlicht, hat wegen der Kraft und Schneidigkeit der Polemik in den weitesten Kreisen gerechtes Aufsehen erregt. — Von Nr. 6, dessen erste Lieferung wir bereits früher (Bd. XXV. S. 100) unseren Lesern empfohlen haben, sind inzwischen zwei weitere Lieferungen erschienen: „Der erste Zusammenstoß“ und „Die Augsburger ‚Tragödie‘ und ihre Nachspiele“. Noch vier Lieferungen des wichtigen Werkes stehen in Aussicht, die recht bald folgen mögen. — Nr. 7 schildert auf der einen Seite Luther, seinen Charakter, seine Wirksamkeit und stellt demselben in den großen Heiligen der katholischen Kirche die wahren Reformatoren gegenüber — ein glücklicher Gedanke, der geschickt und in schöner Sprache durchgeführt ist.

**Das Johannes-Evangelium** und das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts. Eine akademische Antrittsrede, gehalten von Paul Keppler, o. ö. Professor der katholischen theologischen Facultät der Universität Tübingen. 8°. 32 S. Rottenburg, W. Bader, 1883.

Bekanntlich sucht eine neuere destructive Kritik das Johannes-Evangelium in das dritte oder vierte Decennium des zweiten Jahrhunderts herabzudrücken und damit den apostolischen Ursprung, den Werth und die Glaubwürdigkeit des Evangeliums in Abrede zu stellen. Die hauptsächlichsten Gründe werden der geschichtlichen Betrachtung entnommen. Diese soll ergeben, daß der Inhalt des Evangeliums Zeiten, Zustände, philosophische Speculationen und Systeme gnostischer Irrlehren voraussetze und bekämpfe, wie sie nimmer am Ende des ersten Jahrhunderts existirten, sondern erst im dritten oder vierten Decennium des zweiten Jahrhunderts auftreten. — Gegen diese Kritik, die namentlich von der sogen. Neu-Tübinger Schule ausging, macht der Herr Verfasser entschieden Front und vertheidigt in gewählter und schwungvoller Darstellung, welche ebenso gründliche Vertrautheit mit den einschlägigen Fragen, als Meisterschaft in Sprache und Form bekundet, die geschichtlich verbürgten Angaben über Zeitalter und Verfasser des Logos-Evangeliums. — Die dem Vortrag angehängten „Noten“ bekunden die Belesenheit des Herrn Verfassers und constatiren von Neuem die Thatsache, daß,

während die protestantischen Schriftsteller gewöhnlich die meisten katholischen Werke vornehm ignoriren, katholische Autoren sich sehr genau und gewissenhaft, ja selbst übergenug im protestantischen Lager umsehen. Die Hinweise auf destructive Kritiker können freilich den angehenden Theologen nicht als Fingerzeige dienen, wo eine tiefere Erfassung des Johannes-Evangeliums zu holen sei. Mit Rücksicht auf Anfänger und das größere Publikum, für das ja solche Antrittsreden mit berechnet sind, wäre auch zu wünschen, daß z. B. die F. Chr. Baur gezollte Anerkennung mit der nothwendigen Einschränkung versehen oder vielmehr ganz weggelassen wäre.

**Les sociétés secrètes et la société,** par N. Deschamps. Tome 3. Notes et documents recueillis par Cl. Jannet. p. XIV et 703. Paris-Avignon, Séguin frères, 1883.

Das Werk N. Deschamps' über die Geheimbünde hat unter der sorglichen Redaction des Herrn Cl. Jannet, Professors der Volkswirthschaft an der katholischen Universität zu Paris, eine durchgreifende Verbesserung, gleichsam ein ganz neues Gewand bekommen. Wir haben die dritte Auflage des bedeutsamen Werkes aus dem Jahre 1880 bereits in dieser Zeitschrift (Bd. XIX. S. 337 ff.) besprochen. — Vor wenigen Wochen ließ nun Herr Cl. Jannet einen dritten Band: „Notes et documents", erscheinen, eigentlich eine Fortsetzung des Werkes bis auf die Gegenwart (bis December 1882) und zugleich ein Überblick über das freimaurerische Wirken in ganz Europa, im Morgenlande, in Nord- und Südamerika. Zwar hat schon Amand Neut in seinem verdienstlichen Werke: „La Franc-Maçonnerie soumise au grand jour de la publicité" (Gand 1866), Ähnliches versucht, aber seine Daten sind weniger umfassend und reichen selbstverständlich nur bis zur Mitte der sechziger Jahre. Was ist nun in den letzten 18 Jahren für und durch die Freimaurerei geschehen! Besonderes Verdienst hat sich der Verfasser dadurch erworben, daß er die dem gewöhnlichen Auge unsichtbaren geheimen Fäden der modernen Politik in Staats-, Schul- und Kirchensachen dem profanen Auge klarlegt, und daß er den Zusammenhang des maurerischen Weltbundes mit der irischen Landliga, dem russischen Nihilismus, der serbischen Omladina, der spanischen Schwarzen Hand und anderen socialistisch-anarchischen Bünden an's Licht zieht. Die aus dem ganzen Werke leuchtende Liebe zur Kirche und ihrem erhabenen Berufe muthet den christlichen Leser wohlthuend an. Wer die Geschichte der Neuzeit nicht bloß aus den amtlichen Berichten studiren will, ferner Vorstände katholischer Vereine, Redacteure und Volksvertreter werden das Werk mit großem Nutzen studiren. Wir empfehlen es unseren Lesern angelegentlich.

**Grundzüge der Beredsamkeit,** mit einer Auswahl von Musterstellen aus der classischen Literatur der älteren und neueren Zeit. Von N. Schleiniger, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte Auflage. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 3.20.

**Die Bildung des jungen Predigers** nach einem leichten und vollständigen Stufengange. Ein Leitfaden zum Gebrauche für Seminarien. Dritte Auflage. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 3.

Beide Lehrbücher haben das mit einander gemein, daß sie das Ganze der rhetorischen Theorie in einer klaren und übersichtlichen Methode vorführen, für die einzelnen Regeln und deren Zusammenhang überall den psychologischen Grund nachweisen und den jungen Redner angewöhnen, seinen Blick unverwandt auf das praktische Ziel der Rede zu richten. Eben als übersichtlicher Grundriß bilden solche Anleitungen die

nothwendige Vorschule für alles tiefere Studium der Rhetorik und werden auch nicht durch die eingehenden größeren Werke entbehrlich.

Die Grundzüge behandeln die allgemeine Theorie der Beredsamkeit. Sie fußen durchgehends auf den alten classischen Meistern und unterscheiden sich von ähnlichen Leitfäden dadurch, daß sie jene sowohl in Bezug auf Belehrung als auf Beispiele in viel ausgiebigerer Weise benützen und außer den zwei größten lateinischen Didaktikern auch noch die griechischen Quellen, besonders Aristoteles, Hermogenes und Longin, verwerthen. Auf die Theorie folgt außer den mit den Regeln verbundenen kürzeren Beispielen ein Anhang planmäßig geordneter Muster, welche Züge der politischen, gerichtlichen, geistlichen und militärischen Beredsamkeit vorführen und sich zugleich sämmtlich zur Übung im rednerischen Vortrage eignen.

Die Bildung des jungen Predigers beginnt mit einer ebenfalls durch Beispiele beleuchteten Grundzeichnung der allgemeinen Rhetorik und tritt hierauf in das geistliche Gebiet ein, indem sie zuerst das wahre Bild des Homileten in ascetischer und wissenschaftlicher Beziehung aufstellt, dann die geistliche Rede nach Gehalt, Anordnung, Darstellung und äußerem Vortrag behandelt und endlich die einzelnen Gattungen geistlicher Vorträge von ihren Haupterscheinungen bis zu den letzten Verzweigungen in synoptischer, aber durchaus praktischer Weise bespricht. Auch hier ist durchgehends die Theorie der größten kirchlichen Meister zu Grunde gelegt.

Beide kleinen Lehrbücher enthalten in der gegenwärtigen Auflage manches Neue. Die außerordentliche Wichtigkeit des rednerischen Wortes in unseren Tagen, sowohl auf weltlichem als geistlichem Gebiete, läßt auch die Nothwendigkeit gediegener rhetorischer Vorbildung und damit den Werth von Lehrbüchern erkennen, welche dieselbe in der leichtesten Weise vermitteln.

**Errori mitologici** del Prof. Angelo de Gubernatis. Saggio critico di Cesare de Cara d. C. d. G. 8⁰. p. III et 94. Prato, Giachetti, 1883. Preis: *M.* 1.

(Die mythologischen Irrthümer des Prof. Angelo de Gubernatis. Kritische Studien von Cesare de Cara aus der Gesellschaft Jesu.)

Vorliegende Schrift bietet einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der officiellen Wissenschaftlichkeit des „geeinten Italiens“. De Gubernatis, Inhaber des Lehrstuhls für das Sanskrit an dem Instituto dei Studii superiori — der Florentiner Universität — ist seit Langem eine jener wissenschaftlichen Größen, welche die ministerielle Gunst huldvoll beleuchtet und die neugeschaffene italienische Wissenschaft mit Stolz nennt. Für unseren Kritiker handelt es sich darum, die vielfachen Irrthümer des Professors auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie gebührend abzuweisen. Die Emsigkeit und Gewandtheit, mit welcher derselbe diese Arbeit ausgeführt hat; der findige und durchdringende Geist, mit welchem er den Irrthümern nachgeht und sie widerlegt; die rhetorische, lebhafte Form, in welcher er die Polemik durchführt: zeigen uns eines jener Talente des südländischen Typus, an welchen Unteritalien so reich ist. Staunenswerth ist auch die Literaturkenntniß des Verfassers, die ihm treffliche Dienste leistet. Die Ausstellungen und Anklagen, welche die Untersuchung ergab, sind in einer Reihe von Paragraphen übersichtlich gruppirt. Den Hauptheil bilden die willkürlichen und oft geradezu sinnlosen mythologischen Deutungen und Verknüpfungen, die der Florentiner Professor sich erlaubt. Ständen diese wissenschaftlichen Ungeheuerlichkeiten nicht meistens mit den abstoßendsten Gotteslästerungen in zu enger Verbindung, so könnte man die Lesung derselben als ergötzlich bezeichnen. Für unsere deutsche Art nimmt die persönliche Kritik wohl einen zu großen Raum ein; der italienische Ge=

schmack indeß verträgt etwas mehr von dieser Kost. Übrigens war irgend ein Eingehen auf die Persönlichkeit des Mythologen, dessen Ideal Renan ist, vom Zwecke der Arbeit gefordert.

---

# Miscellen.

---

**Der letzte amerikanische Freidenker-Congreß**, welcher in Rochester stattfand, bildet einen Gegenstand der Klage für die Freidenker selbst. Es hat nun auf der Versammlung durchaus nicht an „freiem Denken" und „Redefreiheit" gefehlt. Im Gegentheil, gerade der ausgiebige Gebrauch, welcher davon gemacht wurde, und die dadurch zu Tage tretende gänzliche Zerfahrenheit setzt die Herren Freidenker in eine gelinde Verzweiflung. Trauernd und klagend theilt der „Freidenker", ein in Milwaukee erscheinendes Organ, folgende Sätze des Utica Morning Herald mit: „Diese Freidenker scheinen eine Körperschaft von Männern und Frauen zu sein, von denen auch nicht zwei über irgend eine Lebensfrage gleicher Meinung sind. Sie rühmen sich, daß Freiheit des Denkens die Menschen befähigt, ohne principiellen Nachtheil verschieden zu denken — das bedeutet aber genau so viel, als daß sie keines ihrer Principien für so wichtig halten, daß man darauf bestehen sollte. Daher drängen sich alle Arten Ismen in den Vordergrund, und gerade die unvernünftigsten und lächerlichsten werden in der Regel am hartnäckigsten und lautesten zur Geltung gebracht. So demonstriren diese Freidenker durch den Gegensatz gerade die Vorzüglichkeit des Grundprincips der christlichen Secten (nein, des Christenthums): die Kraft, welche in straffer Organisation und Disciplin liegt." Ganz zerknirscht wußte der „Freidenker" hierauf nichts zu erwiedern, als den tragikomischen Satz: „Es liegt etwas Jesuitisches in dieser Ausführung — aber (!) sie enthält auch viel Wahrheit." Auch gegen die Ausführungen einer englischen Zeitung, welche den Eindruck empfangen hatte, die Versammlung habe mehr einem Circus und Debattirclub als einer Convention ernster Männer der Wissenschaft geglichen, weiß sich der „Freidenker" nicht zu vertheidigen. Er registrirt ohne Widerrede u. A. folgenden Satz des englischen Blattes: „Eine komische Idee bekommt man von der Versammlung unwillkürlich, wenn man aus den Depeschen ersieht, daß eine der Nummern des Programms darin bestand, daß ein gewisser H. H. Hall von Ellisburg, Pennsylvanien, mit Guitarrenbegleitung vor der Versammlung ein Lied sang: ‚Imaginäre Übel'." Schließlich jammert der „Freidenker": „Es ist eine schmerzliche Wahrheit, welche die oben angeführte englische Zeitung ausspricht, wenn sie sagt: ‚Das Christenthum hat von solchen Angriffen nichts zu fürchten. Im Gegentheil, je mehr davon kommen, um so stärker wird es!'" Ganz unsere Meinung. Solche Geständnisse machen dem „Freidenker" alle Ehre.

---

# Zur Verständigung in der socialen Frage.

Die sociale Frage spitzt sich gegenwärtig immer mehr auf die Hebung der materiellen Noth zu, in welcher ein so großer Bruchtheil des Volkes befangen liegt, und welcher eine immer größere Masse des Volkes anheimzufallen droht, um einen verschwindend kleinen Procentsatz in übergroßen Besitz zu bringen. Daß gerade diese Seite der Frage einer Lösung dringend bedarf, ist wahr; wenn jedoch sie allein alle Anstrengungen für sich in Anspruch nimmt, so ist das ein Mißgriff, welcher einer gedeihlichen Lösung eben dieser Seite der Frage den Weg versperrt. Die materielle Hebung des arbeitenden Standes kann weder unabhängig von der religiösen Behandlung der socialen Frage noch in Überordnung über diese geschehen, sondern nur in Abhängigkeit von ihr oder in organischer Verbindung mit derselben.

Wir geben also die Nothwendigkeit einer materiellen Aufbesserung des gedrückten niederen Standes zu, bestreiten aber die Zuträglichkeit einer zu ausschließlich staatlichen Inangriffnahme derselben. Wir schreiben hier nur einige leitende Gedanken nach dieser Richtung hin nieder; gelegentlich führt uns dieß auch zu einer kurzen Erwiederung auf die aphoristischen Bemerkungen des Freiherrn v. Vogelsang, zu denen unser Artikel in dieser Zeitschrift im laufenden Bande (S. 225 ff.) Anlaß gegeben hat.

## I.

Beginnen wir mit der zu großen Verstaatlichung. Nach dieser Seite hin hat Professor Ad. Wagner ein ominöses Wort gesprochen, welches keineswegs den Dank des Herrn v. Vogelsang ernten wird. Er läßt Letzteren im Gegensatz zu den leitenden Personen des Centrums mit einer staatlichen Socialpolitik sympathisiren, die nach Professor Wagner der katholischen Kirche das Gegengewicht bieten soll. So sehr das nun im Munde des Autors ein Lob sein soll, so ist es doch in der That

eine Verunglimpfung und enthält ein schweres Unrecht gegen die Intentionen des österreichischen Socialpolitikers, der seit Jahren mit warmer Begeisterung die Sache der bedrängten Volksklasse im katholischen Sinne zu vertreten sich bemüht. Thatsächlich betont derselbe auch stets die Aufgaben des Staates und der Kirche. Ein Gegensatz also, wie Professor Wagner ihn sich zurechtlegt, in welchen die Staatspolitik bei Lösung der socialen Frage mit der Kirche treten müßte, ist bei Jenem nicht zu finden. Daß ein solches „Gegengewicht" an den Staatswagen gebunden werden soll, können wir nur bedauern; wenn dann derselbe aber unter Leitung des Herrn Wagner und seiner Partei im Schlamme des Socialismus stecken bleibt, so ist das deren Schuld.

Der Staat ist einmal unfähig, die religiös-sittliche Seite der socialen Frage auf eigene Faust zu cultiviren; für gedeihliche Lösung ist aber gerade diese ein sehr wesentliches Element. Im Alten Bunde zog es sich als eine speciell durch Gottes Wort verbürgte providentielle Fügung durch die Geschichte des jüdischen Volkes, daß zeitliche Wohlfahrt desselben abhängig war vom sittlichen und religiösen Ernste, mit dem es Gott und seinen Geboten Treue bewies. Eine solche, durch besondere Providenz herbeizuführende Wechselbeziehung zwischen religiöser Gesinnungstüchtigkeit und materieller Wohlfahrt hat freilich aufgehört; es ist nicht mehr das zeitliche Glück und der größere oder geringere irdische Wohlstand der sichere Gradmesser für sittliche Höhe und religiöse Kraft eines Volkes. Allein im Großen und Ganzen bleibt es doch wahr, der religiös-sittliche Niedergang eines Volkes rächt sich über kurz oder lang durch Niedergang des materiellen Wohles. Wo ist je in der ganzen Weltgeschichte die materielle Seite der socialen Frage befriedigend gelöst unter dem Todeshauch des sittlichen und religiösen Verderbnisses? Es ist auch zu natürlich. Die ungebändigten Leidenschaften, sei es Genußsucht, welche über die bescheidenen Kräfte des geringeren Standes hinaus Bedürfnisse schafft und befriedigt wissen will, sei es Hartherzigkeit und Habgier, welche die Höheren und Mächtigeren zur Verachtung und Ausbeutung der Niederen treiben mag, kurz, der Egoismus und seine vielgestaltigen häßlichen Auswüchse treiben unfehlbar immer von Neuem wieder den größten Procentsatz der Menschheit in Mangel und Elend. An Glücksgütern und an Fruchtbarkeit ist vom Schöpfer so viel in die Natur und in den Schooß der Erde gelegt, daß es zu einem bequemen Auskommen der Erdbewohner genügen kann. Allein die Theilung und die Ungleichheit der Theilung, welche einmal nothwendig ist, wird unter

dem Einfluß der ungezügelten menschlichen Leidenschaft zu einer Quelle mancher bitteren Noth. Und dennoch würde eine communistische Ausgleichung und Gleichstellung erst recht ein Chaos in die ganze menschliche Gesellschaft bringen. Mit der Gleichheit der Natur und dem Wesen nach ist zugleich Ungleichheit in den persönlichen Anlagen und Kräften, in den persönlichen Verhältnissen und damit auch Ungleichheit im Besitz gegeben. Physische, körperliche sowohl als geistige Kräfte, moralische Fähigkeiten nach ihrer ethischen und rechtlichen Befugniß sind dem Menschen als Mitgift verliehen. Sie unterliegen dem Mißbrauch. Aber des Mißbrauches wegen sollen sie noch nicht der Zerstörung anheimfallen. Das gilt von den rechtlichen Befugnissen wie von der physischen Kraft. Das Recht schließt den Mißbrauch nicht aus; sollte nun jeder Mißbrauch des Rechtes sofort zur Ungerechtigkeit werden, so wäre das sociale Zusammenleben der Menschen aus den Angeln gehoben. Der Zwang, der von Außen her dem Menschen angethan werden kann, vermag nicht so weit zu gehen, daß die Möglichkeit großer socialer Schäden abgeschnitten würde. Den Zwang muß von Innen heraus der Mensch sich selber auflegen, und die Achtung vor dem göttlichen Gesetze muß ihn die Ausschreitungen der eigenen Launen und Begierden bemeistern lehren. Geschieht das nicht, so ist jeder Polizei- und Staatszwang ohnmächtig, den Zersetzungsproceß der socialen Ordnung zu verhindern. Auf dieses traurige Resultat der menschlichen Leidenschaften kann der Staat verzögernd einwirken, bannen wird er es nicht. Dazu ist eine andere Macht vonnöthen; diese ist in der That von Gott gegeben, die religiöse Macht der Kirche. Wo sie ihre Lebenswurzeln einsenkt, da erwächst selbst auf schon erstorbenem Boden neues Leben und sociales Wohlergehen.

Wir betrachten es daher als ein verfehltes Verfahren, die materielle Aufbesserung des geringen Standes oder der arbeitenden Klasse überhaupt zu dem Zwecke vom Staate in Angriff nehmen zu lassen, um der Kirche ein gefügigeres Material zu liefern, an dem sie alsdann ihren übernatürlichen heiligenden Einfluß besser auszuüben im Stande sei. Solch nöthige Vorbedingungen wird der Staat eben nicht zu Stande bringen; dazu bedarf er schon in sehr hohem Grade der Thätigkeit der Kirche. Wir betrachten es zudem als ein Unglück für die sociale Entwicklung oder Neugestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, wenn der Staat es sein soll, der all die Institutionen schaffe, welche zur directen Durchführung der Reform dienen, und wenn die Aufgabe der Kirche dahin beschränkt würde, daß sie durch ihre übernatürlichen Heilsmittel den empfänglichsten

Boden für Gerechtigkeit und Liebe in den Herzen der Menschen schaffe und die Menschen lehre, den Maßnahmen des Staates nach jener Richtung keine Hindernisse entgegenzustellen. Nein, die Kirche hat eine vollere Aufgabe; der Staat hingegen ist weder berechtigt noch befähigt, als unabhängiger Schöpfer all der Institutionen aufzutreten, welche dem zeitlichen Elende in erträglicher Weise zu steuern vermöchten — zumal nicht der von der Kirche emancipirte Staat.

Der Staat kann bezüglich des allgemeinen Wohles dasjenige besorgen, was ohne ihn nicht genügend besorgt würde. Was durch andere schon gegebene Factoren besorgt werden kann, das hat er nicht das Recht, durch freiheitsbeschränkende Institutionen als sein Gebiet in Anspruch zu nehmen. Wir können von näherer Entwicklung dieses Gedankens um so mehr absehen, als diese Zeitschrift wiederholt und ausführlich[1] dieses Thema behandelt hat. Das soeben erschienene Buch: L. v. Hammerstein, „Kirche und Staat vom Standpunkte des Rechtes aus", beleuchtet denselben Gegenstand von anderer Seite. Speciell auf dieses Werk zurückgreifend, machen wir uns die Worte S. 69 ganz zu eigen: „Der Staat hat nicht Alles zu besorgen, was überhaupt besorgt werden muß. Auch die Einzelnen haben einen Kreis ihrer Thätigkeit und ihrer natürlichen Rechte, insbesondere auch des Rechtes, durch freie Vereinsbildung zusammenzutreten; auch die Familie, auch die Gemeinde hat ihre Aufgabe und ihre Vollmachten." Ausführlicher verbreitet sich derselbe Verfasser über die unverletzlichen Rechte und Vollmachten, welche die Kirche besitzt. Diese gegebenen Factoren hat der Staat zu schützen, ihre Thätigkeit zu erleichtern, spontan von diesen ausgehende Institutionen zu befördern oder zu ermöglichen, und so eher ergänzend und helfend als neubildend und schaffend aufzutreten. Zwangsinstitute zu bilden, ist er nur in hohem Nothfalle berechtigt. Durch freie staatliche Institute mit Anderen in Concurrenz zu treten, kann ihm nicht nach jeder Richtung hin verboten sein, doch immer nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gestattet werden. In ähnlichem Sinne äußert sich auch Herr Hitze in seinem „Offenen Brief an Herrn Prof. Ad. Wagner". Wir erlauben uns die Wiedergabe des einen wichtigen Satzes: „Der Staat soll überhaupt nicht Alles selbst in die Hand nehmen und durch Beamte ausführen lassen; er soll vielmehr die Berufsgruppen gliedern und sammeln und denen die

---

[1] Bd. XX. S. 453 ff., Bd. XXIII. S. 1 ff. und VI. Ergänzungsband, 21. Heft: „Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen" von Victor Cathrein.

nöthige Action sichern. Er schafft den Rahmen, gibt den nothwendigen Anstoß, sichert die genügende Initiative, führt die Oberaufsicht in gesetzlich fixirtem Umfange; im Übrigen macht er sich möglichst überflüssig, achtet die selbständige freie Entwicklung und Autonomie." Dieses Sammeln und Gliedern der Berufsgruppen möchten wir aber nicht durchgängig von einem Zusammenzwingen verstehen, sondern von einer Ermöglichung, Förderung und Privilegirung freien Zusammentretens; auch die etwaige Oberaufsicht sollte sich auf vollen und prompten Rechtsschutz beschränken, nicht ein positives Eingreifen in die Angelegenheiten des Vereins werden.

Nicht ohne besondere Absicht hoben wir neben anderen Factoren, welche der Staat vorfindet und deren Thätigkeit er schützen und fördern, nicht aber unterbinden soll, auch die Kirche hervor — überzeugt, daß gerade sie ein wesentlicher Factor ist, wenn es sich um sociale Reformen auch bezüglich des zeitlichen Wohles der Menschheit handelt. Sie wirkt nicht nur durch doctrinäre Heranbildung, sondern auch durch kirchlich gebildete oder kirchlich geleitete und beeinflußte Institutionen. Freilich ist es nicht ihre Aufgabe, direct das zeitliche Wohl der Menschheit zu befördern; ihre Sorge nach dieser Richtung ist nur ein Reflex jener höheren Sorge für das ewige Wohl oder eine nothwendige Grundlage und ein Mittel ihres unvergänglichen Zieles. Wo die Kirche auf solche Weise eingreifen kann, ist ihre Wirksamkeit nur eine um so gedeihlichere und gesichertere, als nur nach ihrer Leitung das zeitliche Wohlergehen im Streben und Schaffen der Menschen seine richtige Stelle findet, die es nach dem Gesammtplan der göttlichen Weltordnung einnehmen soll.

Wer zählt all die Anstalten und ihre segensreichen Erfolge, welche durch die Kirche zur Linderung und Hebung socialer Noth geschaffen sind! Auch jetzt noch, wo sie in Fesseln geschlagen ist, hat sie Resultate aufzuweisen, um die ein ungläubiger Staat sie beneiden mag. Wir wollen nicht wiederholen, was schon mehrmals in dieser Zeitschrift besprochen wurde. Zufluchtshäuser, Gesellenvereine, Arbeiterinnenhospize sind Namen, welche die Erinnerung an höchst segensreiche Wirkungen kirchlicher Anstalten wachrufen; auf's zeitliche wie auf's ewige Wohl der Betheiligten richtet sich ihre Thätigkeit.

Hiermit wollen wir dem Staate sein Actionsgebiet nicht verengen. Was wir soeben mit fremden Worten angedeutet haben, läßt dem Staate eine weitreichende und bedeutsame Thätigkeit offen. Würde er, oder vor Allem die gesetzgebenden Factoren, es nur verstehen, die richtige Freiheit

zu wahren und der schrankenlosen Freiheit, die in Zügellosigkeit ausartet, auch auf socialem Gebiete den Hemmschuh anzulegen! Erzwinge er nur noch Recht und Gerechtigkeit, was er allein wirksam erzwingen kann; aber lasse er der Kirche ihren Einfluß.

Die Kirche kann ihren Einfluß nicht so erzwingen, wie der Staat den seinigen; erlangen kann sie ihn aber bei freier Entfaltung ihrer Thatkraft um so leichter, weil sie sich vornehmlich auf die freie Hingabe ihrer Kinder stützt; ihr Recht darauf ist höher und ausgedehnter, als es irgend ein Staat aufzuweisen hat. Ihr Zweck kommt von Oben, ist von Gott selbst gegeben. Wie aber die Kirche mit ihrem Zweck von Gott gewollt, so ist auch die Freiheit der Kirche in Verfolgung ihrer hehren menschenbeseligenden Zwecke und in Leitung der dafür gegründeten Institute von Gott gewollt. Es ist daher ein empörendes Unrecht, wenn der Staat seine physische Überlegenheit dazu gebraucht, um die Kirche und ihre Institute zu knechten. Zum socialen Wohl der Menschheit kann das nicht gereichen.

Eine Gesetzgebung, welche staatliche Institutionen zur Hebung socialer Schäden schaffen, den kirchlichen Institutionen aber den Boden entziehen wollte, oder bei den frei aus dem Volke erwachsenen Vereinen den Einfluß der Kirche auf ihre Kinder verunmöglichte, eine solche Gesetzgebung setzte in der That der menschlichen Gesellschaft einen neuen Krebsschaden tief in das Fleisch hinein. Eine solche muß aus allen Kräften bekämpft werden; ja jede staatliche Einrichtung, welche nur mit Schädigung des kirchlichen religiösen Lebens ihr Dasein empfängt oder ihre Lebenskraft äußern wird, ist von vorneherein abzuweisen, selbst wenn sie ein scheinbares Gut für eine ganze Klasse von Bedürftigen brächte. Soll die Socialpolitik des Staates der nothleidenden Menge Hilfe bieten nach dem oben berührten Recepte, „der katholischen Kirche ein Gleichgewicht zu bieten" und ihren Einfluß zu vernichten, dann erinnert sich auch noch ein katholischer Arbeiter in bitterer Noth an die Worte des Heilandes: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele;" dann weiß er, was gleißnerische Worte, die um solchen Preis goldene Berge verheißen, schließlich zu bedeuten haben: vor der Erde nimmt er sich den Himmel.

Wir fürchten daher, daß, wenn auch wohlgemeint, Freiherr von Vogelsang der Staatsaction auf socialem Gebiete etwas zu sehr das Wort redet, wenn er (Österr. Monatsschrift S. 520) sagt: „Je mehr die Völker sich der Heiligung entziehen, je mehr sie ihr sittliches Leben

von dem übernatürlichen Heilseinflusse emancipiren, dasselbe säcularisiren; je mehr also z. B. die sociale Gerechtigkeit und Liebe, damit die sociale Harmonie, schwindet: desto mehr wird der Staat das Actionsgebiet seiner weltlichen Mittel ausdehnen — ausdehnen müssen. Daß diese Expansion regelmäßig nicht in der idealen Absicht geschieht, nothgedrungen und nur zeitweise auf fremdem Gebiete zu vicariren, ist selbstverständlich bei den Leidenschaften der menschlichen Natur, die gerade in solchen Zeiten des Glaubens- und Sitten-Niederganges besonders heftig auftreten." — Ein Vicariren des Staates auf kirchlichem Gebiete, zumal mit der Absicht, sich die fremde Actionssphäre anzueignen, ist bei der physischen Machtstellung der staatlichen Gewalt ein Übel, welches sofort bekämpft und im Princip unterdrückt werden muß. Wenn die Kirche selbst an den Staat Zugeständnisse macht und kirchliche Actionen ihm überträgt: so ist das ja in Ordnung; selbst ein abgerungenes Zugeständniß, welches an und für sich vom Übel ist, kann hingenommen werden: in diesen Fällen liegt ein wirkliches Vicariren auf fremdem Gebiete vor. Aber ein gewaltsames Entreißen gottgewollter Befugnisse soll sich am allerwenigsten die Kirche gefallen lassen.

Vielleicht beabsichtigt aber der gelehrte Socialpolitiker nur etwas Anderes. Diejenigen, welche sich der Kirche entziehen, sich von ihr lostrennen, verzichten freilich auf den wohlthätigen Einfluß derselben: an sie kann sich die Kirche selbst mit ihren auf zeitliches Wohl gerichteten Institutionen nicht mehr heranwagen. Wie dort, wo man die Kirche abweist, keine kirchliche Armen- und Krankenpflege stattfinden kann, so können auch andere kirchliche Institute, welche unter Angehörigen der Kirche zum zeitlichen Wohlergehen entstehen würden, eine Unmöglichkeit werden. Daß nun der Staat unter solchen Umständen nicht Alle im Elende stecken lassen soll und darf, ist richtig. So nimmt er etwas in die Hand, wofür er bei normalen Zuständen schon Abhilfe vorgefunden hätte. Wenn nur ein ähnliches Ausdehnen des staatlichen Actionsgebietes bei Entsittlichung der Menschheit gemeint ist, so wollen wir das dem Staate nicht absprechen, falls er nur dafür Sorge trägt, daß die Thätigkeit der Kirche auf diejenigen, die sie wollen, nicht gehemmt werde, und daß ihr Einfluß zur Verchristlichung der entchristlichten und entsittlichten Menschheit zur Geltung kommen kann.

## II.

Dieß also der eine Punkt, in welchem wir bei Lösung der socialen Frage und der in Thätigkeit zu setzenden Mittel uns vielleicht nicht in voller

Harmonie mit den Anschauungen des Freiherrn v. Vogelsang befinden, vielleicht auch nur in der Ausdrucksweise eine andere Fassung für geboten halten. Der andere Punkt, welcher uns trennt, kam im dritten Hefte dieses Bandes weitläufiger zur Sprache, nämlich die Gesellschaftstheorie bei der Lohnfrage der Arbeiter. Wir kommen noch einmal darauf zurück, um einige Mißverständnisse zu beseitigen.

Was wir bestritten haben und auch jetzt noch bestreiten müssen, ist vor Allem dieß: die Natur des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sei der Art, daß sie die Arbeiter zu einem Gesellschaftsverhältnisse mit dem Arbeitgeber berechtige, und daß jede andere Stellung eine Ungerechtigkeit enthalte. Dafür beriefen wir uns auf die vorchristliche und die christliche Auffassung, wie sie unter Anderem auch in der vom Heilande angezogenen Parabel von den Arbeitern im Weinberge hervorleuchte. — Nun sind zwar nicht wir es in erster Linie, gegen welche die der Parabel beigelegte Beweiskraft geläugnet wird; doch werden wir immerhin mitbetroffen von den Bedenken, welche gegen die erfolgte Verwendung jenes Evangelienabschnittes erhoben worden. Darum sind einige Worte der Rechtfertigung wohl am Platze.

Wir hatten nicht beabsichtigt, für unseren moralischen Gegenstand einen dogmatischen Beweis zu erbringen, obwohl das in sich sehr zuläßig wäre: ist ja die christliche Moral nicht etwas dem Dogma Heterogenes. Allein nicht zu dem Zwecke haben wir uns auf die angedeutete Parabel bezogen: darum haben wir denn auch durchaus den Ausdruck vermieden, als ob wir in der von uns bekämpften Ansicht eine „glaubenswidrige" Lehre erblickten.

Der Zweck der Parabel ist ja gar nicht auf unsere Streitfrage gerichtet: dieselbe also zu einem directen theologischen Beweise in unserer Frage verwerthen zu wollen, wäre freilich ein Verstoß gegen die gesunden Regeln der Hermeneutik. Wir sind weder von dem Wortsinn noch von dem Accommodativsinn der Parabel ausgegangen. Uns können daher die vom Freiherrn v. Vogelsang zu seiner Vertheidigung angeführten Stellen aus einer Reihe von Exegeten nicht anfechten.

Wir wollen hier unserm verehrten Gegner noch mehr entgegenkommen, wenn es sich um Beschränkung der zuläßigen dogmatischen Beweisführung handelt, welche aus den Parabeln des Evangeliums entnommen werden darf. Der eigentliche Beweis liegt nur in dem Vergleichungspunkte, den der Erzähler oder heilige Schriftsteller beabsichtigt: direct kann man nicht weiter gehen. Selbst der zur Vergleichung herangezogene

Gegenstand der Parabel braucht durchaus nicht etwas zu sein, was vom Erzähler allseitig gebilligt wird, für dessen Wahrheit oder Richtigkeit also die Auctorität des Erzählers, bezw. die göttliche Auctorität der Heiligen Schrift, angerufen werden könnte. Ein allbekanntes Beispiel haben wir in dieser Hinsicht an der Parabel vom ungerechten Haushalter. Der Vergleichsgegenstand ist dort die ungerechte List, deren sich der Haushalter schuldig macht; daß diese nach ihrer sittlichen Seite hin die Billigung des Erzählers fände, wäre ja eine gotteslästerliche Mißdeutung des Evangeliums. — Hätten wir also nur in ähnlicher Weise bei der Parabel von den Arbeitern im Weinberge aus dem bloßen Vergleichsgegenstande derselben auf eine directe Billigung des Dinglohnes schließen wollen, so hätte das als ein formell trüglicher Schluß bezeichnet werden müssen.

Allein die Sache liegt eben anders. Es handelt sich hier um ein Verhältniß zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern, welches uns als ein allgemein übliches vor die Augen tritt, als ein Verhältniß, an dem der Heiland selbst nicht nur nichts tadelt, sondern das er, wenn auch bei Ausschmückung der Parabel, dazu verwerthet, um die Ungerechtigkeit des Klagens gegen die freie göttliche Gnadenwahl, welche über alles Verdienst die Letzten zu den Ersten machen kann, in's Licht zu stellen. Auf den vereinbarten Tagelohn bezieht sich der Bescheid: „Freund, ich thue dir kein Unrecht; nimm, was dein ist“ — eine schlechte Antwort, wenn der Tagelohn in der Wurzel schon auf Ungerechtigkeit gestellt wäre. In letzterem Falle hätte der Heiland ohne Zweifel eine bessere Antwort sich nicht erspart.

Gerade darin aber, daß das Gesellschaftsverhältniß die ganze Vergangenheit hindurch nicht als das allein giltige und allein berechtigte anerkannt worden ist, fanden wir den Beweis, daß es eine Rechtsforderung nicht sei, mit andern Worten, daß das abhängigere Lohndienerverhältniß eine Ungerechtigkeit nicht sein könne. Dieses ist eben nur dann eine Ungerechtigkeit, wenn jenes allein berechtigt ist. Oder sollte darin kein Beweis liegen? Daß nämlich Jahrtausende hindurch, auch nicht von den christlichen Denkern, diese Ungerechtigkeit, wenn sie wirklich bestände, in einem so alltäglichen Verhältnisse würde durchschaut worden sein: das schien uns zu undenkbar, und darum glaubten wir im Rechte zu sein, wenn wir dieses Moment als einen für sich genügenden Beweis erachteten, um jene Ungerechtigkeit zu läugnen. Dieser Beweis scheint beim Hinblicke auf die Heiligkeit und Unfehlbarkeit der Kirche noch stringen=

ter zu werden. Es handelt sich um den gerechten Lohn der Arbeiter, d. i. um etwas, dessen Vorenthaltung himmelschreiende Sünde ist. Wie sollte aber die Kirche in dieser wichtigen und zugleich allergewöhnlichsten Sache die Gläubigen 18 Jahrhunderte in völliger Unwissenheit gelassen haben, so daß die Gefahr, solche Sünden zu begehen, fortwährend zu befürchten stand? Und der Beweis wird nicht dadurch entkräftet, daß sich für gewisse sociale Verhältnisse solche Rechtsanschauungen oder Institute finden, welche Anklänge an mehr gesellschaftliche Beziehungen enthalten. Wenn auch das sogenannte getheilte Eigenthum an Grund und Boden als ein eigenthümlicher Zug des deutschen Rechtes und eine Art Vergesellschaftigung gepriesen werden mag: so ist damit für unsere Frage nichts gewonnen. Es handelt sich ja nicht darum, ob eine solche Auffassung zulässig, und dort, wo sie auf den erforderlichen concreten Thatsachen fußt, auch die concret berechtigte ist: sondern ob diese Einrichtung die allein rechtlich mögliche ist, und zwar in allen Fällen, wo Arbeit und Besitz zusammentreten.

Allein weil uns das eben eine unerwiesene Behauptung bleibt, sind wir auch der Überzeugung, daß Solches nie in das Rechtsbewußtsein der Menschheit eindringen kann. Um in das Rechtsbewußtsein einzudringen, muß es schon vorher eine Rechtswahrheit sein. Das Bewußtsein macht und bildet nicht das Recht, sondern nimmt das bestehende Recht in sich auf. Sollte sich je die Überzeugung von dem rechtlichen Anspruch auf gesellschaftliche Theilung bei den Arbeitern festsetzen, als ob dieser aus der Natur der Sache sich ergäbe, so wäre uns das geradezu eine Rechtsfälschung. Und auch den staatlichen Organen können wir die Befugniß zu einer so radicalen Umwälzung der rechtlichen Zustände nicht zuerkennen. Wir anerkennen durchaus, daß die öffentliche Gewalt befugt ist, nicht bloß dasjenige, was schon voll und ganz zu Recht besteht, als solches zu erklären und staatlich zu schützen, sondern auch, daß sie neue Rechtsverhältnisse schaffen kann: dieß aber nicht nach Willkür und unbeschränkt, nein, nur unter möglichster Wahrung der bestehenden Rechte. Die Unterscheidung zwischen Rechtspflichten, Liebespflichten und Billigkeitsrücksichten u. s. w. muß auch die öffentliche Gewalt bestehen lassen. Gewisse Pflichten, die aus sich einem andern als dem Rechtsgebiete angehören, kann sie wohl zuweilen zu Rechtspflichten verschärfen, wie z. B. die Hinterlassung eines Erbpflichttheiles an die Kinder: allein Alles und Jedes zu einer Rechtspflicht einerseits und zu einer Rechtsforderung andererseits zu machen, triebe uns in die Arme des Communismus hinein, oder

hieße die Polizei zum Büttel gegen alle Pflichtverletzungen bestellen. Ungläubige schreien so oft über die Vergewaltigung, welche die Kirche in den Tagen ihrer Herrschaft durch die an Widerspänstige geübte Zucht sich gestattet habe. Mit Unrecht. Mit Recht aber sehen wir uns vor, dem Staate das eiserne Scepter nicht noch fester in die Hand zu drücken. Der Staat soll nicht alle menschlichen Verhältnisse von Oben bis Unten mit seinem Zwange durchwalten!

**A. Lehmkuhl** S. J.

---

# Die Blumenfarben und der Darwinismus.

(Fortsetzung und Schluß.)

---

Der bekannte englische Botaniker Dr. Asa Gray beleuchtet die Thätigkeit der Insekten an der Blumenmalerei durch den Antheil der Postbeamten an der Correspondenz. Letztere würde flau werden und oft ausbleiben ohne den Briefboten; aber deßhalb ist der Vermittler der Correspondenz noch nicht der Urheber derselben. — Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, daß die Blumenfarben mit Recht auch als Lockmittel für die Insekten betrachtet werden müssen. Auf Grund dieser Annahme läßt sich die Möglichkeit nicht bestreiten, daß, wie der Pinsel des Blumenzüchters durch beabsichtigte Bestäubung eine weitere Ausprägung der Blumenfarben herbeiführen kann, der Zufall günstiger Umstände es auch einmal einem Insektchen gelingen lasse, dem Product der durch ihn vermittelten Bestäubung Spuren dieser Dienstbeflissenheit aufzuprägen. Mit welcher Aussicht jedoch dieses Zutreffen der günstigsten Umstände von den Darwinisten in Anspruch genommen werden könne, den ganzen Zauber unserer Blüthenwelt aus bescheidenen Anfängen farbiger Blättchen zu construiren, davon wüßte jeder Blumenzüchter Vieles zu erzählen. Aber das ist bei Weitem nicht die Hauptschwierigkeit. „Der wesentliche Punkt," bemerkt Asa Gray mit Recht, „ist der Ursprung der Blumenfarben", nicht die Entfaltung oder Ausprägung.

Von Apelles erzählt die Fabel, er habe auf Leinwand einen Korb mit Früchten so meisterhaft gemalt, daß die Vögel, davon zu naschen, heranflogen. Diese Erzählung setzt nicht nur Fruchtoriginale für den

täuschenden Künstler, sondern auch für die getäuschten Vögel voraus. In ähnlicher Weise läßt auch die Bedeutung der Blumenfarben für die Insekten unschwer erkennen, daß sie absolut unabhängig von diesen entstanden sein müssen. Wenn die Farben der Blüthen ein Lockmittel für die Insekten sind, so sind unter Annahme irgend welcher Entwicklung nur drei Fälle möglich: entweder gab es schon bunte Blumen vor den Insekten — oder bunte Blüthen und Insekten sind gleichzeitig entstanden — oder drittens: Blüthenpflanzen sind erst nach den Insekten aufgekommen.

Der erste Fall, welcher ohne alle Einrede den Ursprung der Blumenfarben ganz unabhängig von Insekten hinstellt, ist, das geben wir gern zu, paläontologisch am unwahrscheinlichsten. Wie lückenhaft auch immerhin die geologischen Urkunden sein mögen, das läßt sich wenigstens mit der Sicherheit, welche die Geologie überhaupt geben kann, nachweisen, daß die Anfänge der buntblumigen Flora höchstens bis in die Kreideformation zurückgreifen, während die ersten Insekten schon aus der devonischen Formation bekannt sind [1]. Hiermit scheint nun auch sogleich der zweite Fall, das gleichzeitige Auftreten bunter Blüthen und Insekten, beseitigt, und es bliebe nur der dritte übrig: die Blüthenpflanzen sind erst nach den Insekten gekommen. Nach dem Satze: post hoc, ergo propter hoc, könnte man dann behaupten, sie seien auch von diesen gezüchtet worden. So einfach liegen indeß die Verhältnisse keineswegs, auch nicht unter der Voraussetzung, die geologische Folge der Organismen sei das Resultat fortschreitender Entwicklung. Betrachten wir dieselben etwas näher.

Die ältesten Insektenreste aus der devonischen Formation Nordamerika's weisen auf große Neuropteren, Netzflügler von 5 Zoll Spannweite, hin, die ähnlich unseren Wasserjungfern vom Raube kleinerer Thiere lebten. Aus den dunkeln Wäldern der Steinkohlenperiode sind bisher vorzugsweise Blattiden bekannt; sie haben, wie auch manche Funde direct erweisen, nach Art unserer Schaben im Mulm von Pflanzenresten gelebt. Auch die nächstfolgende Formation, das sogen. Dyas, kennt eine größere Anzahl von Blattina-Arten. Demnach wären bis da von den verschiedenen Ordnungen der Insekten nur die Netzflügler und Gerad-

[1] Die älteste blumenreiche Flora ist bis jetzt wenigstens erhalten in den Kreideschichten von Moletein in Böhmen, welche allgemein der mittleren Kreide oder dem sogen. Cenoman zugetheilt werden. — Die ersten Spuren der Insekten weist schon das Devon auf, und zwar die Hamilton-Schichten von St. John (Neu-Braunschweig).

flügler oder Orthopteren vertreten gewesen. Die Schichten der Trias-periode lassen uns ohne alle Auskunft über Insekten; erst die unteren Jura- d. h. Liasschichten gestatten wieder einen kleinen Einblick in den Bestand und die Vertretung dieser Klasse. Von Dobbertin in Mecklenburg hat Geinitz neben je 6 Arten Neuropteren und Orthopteren auch 3 Käferarten und 2 Hemipteren bekannt gemacht. Die beiden Letzteren kommen unseren Zirpen oder auch vielleicht Blattwanzen nahe; dieselben bohren Pflanzen, besonders junge Sprosse an und nähren sich von deren Safte; die Elateriden aber, denn zu diesen gehören die 3 Käferarten, leben unter den Rinden der Bäume vom frischen Holze. Während die rhätischen Schichten auf der nordischen Insel Schonen nur 8 Käferarten lieferten, konnte Oskar Heer aus gleichaltrigen Mergeln im Kanton Aargau 7 Arten von Orthopteren (3 Schaben, 3 Heuschrecken und 1 Ohrwurm), 7 Neuropteren (6 Termiten und 1 Libelle), 116 Käferarten und 12 Schnabelkerfe (9 Wanzen und 3 Cicaden) bestimmen. Willig acceptiren wir das Facit unserer Gegner, daß bis zu diesem Punkte der Jura-Periode nur Insekten mit stechenden, resp. kauenden Mundtheilen existiren, und noch eifriger das folgende: „Erst in der Tertiärzeit erscheinen die Schmetterlinge mit saugenden und die Bienen mit wesentlich leckenden Mundtheilen zuerst, wenn auch mit wenig Arten." In der That hat Heer schon im Jahre 1867 eine Übersicht der fossilen Hymenopteren, Hautflügler aus den Tertiärschichten von Öningen und Radoboj, zusammengestellt. Zusammen sind es 71 Arten, von denen aber bloß 6 auf Blumenwespen, resp. Bienen entfallen; die weitaus größte Anzahl sind Ameisen, nämlich 58 Arten. Nun aber sind in der Zwischenzeit, in den verschiedenen Ablagerungen der Kreideperiode, d. h. vor dem Auftreten der honigsaugenden Insekten, zahlreiche Blüthenpflanzen aus den Klassen der Mono- und Dicotyledonen in's Dasein getreten; also müssen wohl — selbst auf Grundlage Darwin'scher Entwicklung — die Bienen und anderen honigliebenden Insekten „an der Pracht unserer Gärten und der Schönheit unserer Fluren" unschuldig sein. In der That, wenn wir uns die älteste größere Blüthenflora, deren Reste erhalten sind, jene aus den mittleren Kreideschichten von Moletein, näher ansehen, dann finden wir dort nach Oscar Heer ungefähr 12 verschiedene dicotyle Pflanzen. Von diesen sind die Familien der Maulbeerbäume (Moreae), der Lorbeeren (Laurineae), der Araliaceen, Magnoliaceen und Myrthen nach Hermann Müllers eigenem Zeugniß heutzutage für ihr Fortkommen auf Insektenbesuch absolut angewiesen. Diese

ungünstigen Momente nehmen nur an Zahl und Gewicht zu, wenn wir die Pflanzen der oberen Kreideschichten in Westphalen und von Aachen mit in Betracht ziehen. Hier bleibt unseren Gegnern nur dieser Entscheid. Entweder waren die Pflanzen auch schon damals auf Insekten eingerichtet, oder nicht. Waren sie schon darauf eingerichtet, dann verdanken sie also wenigstens nicht den Insektenarten, welche sie jetzt besuchen, ihre Blumenfarbe und sonstigen Lockmittel. Was hat dann aber ihre ursprünglichen Stammgäste verdrängt? — oder vielmehr, was hat die später erst hinzukommenden eigentlich honigliebenden Insekten anziehen können, wenn nicht die schon vorliegenden Lockmittel? Wollten unsere Entwicklungstheoretiker aber annehmen, jene ersten Dicotylen seien noch nicht auf den Besuch der Insekten angewiesen gewesen, so hieße das, diesen Pflanzen, die nach der einen Seite mit allen Familienkennzeichen gut ausgerüstet sind, einer vorgefaßten Meinung zu lieb gerade in den Blüthenorganen diese Merkmale absprechen. „Die Ergänzung des Gewächsreiches," sagt Saporta, „durch die Erscheinung der höchsten Klassen, der Pflanzen mit Blumen und Laubmassen, welche bis dahin fehlten, ist das wesentlichste Ereigniß, welches die Kreideperiode einführt."[1] Er nennt es einen vegetabilischen Umschwung, dessen Einleitung, Anfang und Entwicklungsgang uns leider unbekannt seien. Jedenfalls, das haben wir gesehen, sind weder die Pflanzen noch auch wir unseren Bienen und anderen honigsuchenden Insekten für Wohlgeruch und Farbe der Blumen verpflichtet. Denn der entomologische Umschwung, der nach Lubbock, Müller u. A. jenen vegetabilischen in Scene setzen soll, kommt um eine ganze geologische Periode zu spät. Was das heißen will, darüber könnte uns Haeckel, vielleicht hier nur ungern, Auskunft geben.

Ist so die Insektenfauna der Jurazeit sehr ungünstig für die Annahme, ihnen oder ihren cretacischen Nachkommen verdankten wir den vegetabilischen Umschwung, der uns Pflanzen mit Blumen und Laubmassen brachte, so ist der Insektenbefund des Tertiär durchaus nicht derartig, daß wir ihm oder seinen unmittelbaren Vorfahren eine solche That zuschreiben könnten. Worauf gründen denn die Gegner diese ihre ganze Blumentheorie anders, als auf die jetzt vorliegenden Beziehungen der Insekten zu den Blumen? Sehen wir daher zu, ob dieselben in der Tertiärzeit analog sein konnten, und es wird sich auch hier

---

[1] Graf v. Saporta, Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen. Übersetzt von C. Vogt. Braunschweig 1881. S. 202.

wiederum zeigen, daß die Insekten der davor liegenden Periode der Kreide absolut unfähig waren, jenen Umschwung im Pflanzenreich einzuleiten. Das jetzt obwaltende Verhältniß zwischen Blumen und Insekten können wir uns am besten vergegenwärtigen aus den fleißigen Beobachtungen Herm. Müllers selbst [1]. Von den 5231 verschiedenen Insektenbesuchen, welche er in seinem Werke verzeichnet, entfallen 2750, also 52 %, auf die Hymenopteren; 1598 oder 30 % auf die Zweiflügler; 469 oder 9 % auf die Käfer, und 365 oder 7 % auf die Schmetterlinge. Die übrigen Ordnungen der Insekten kommen als zu wenig betheiligt (nicht über 0,003 %) nicht mehr in Betracht. Die meist betheiligten sind demnach die Hymenopteren oder Hautflügler; ihre 2750 Besuche wurden von 368 Arten ausgeführt, es kämen also durchschnittlich auf eine Art 8 solcher Besuche, während die Zahl derselben bei den Dipteren 6, bei den Schmetterlingen 4,6 und bei den Käfern nur 3,7 betrüge. Indeß würde uns eine derartige Schätzung irreführen, wie wir sehen werden. Von den 2750 Besuchen der Hymenopteren ist die bei Weitem größte Mehrzahl, nämlich 2191, von der einen Familie der Immen (Apidae) ausgeführt; und unter diesen steht wiederum unsere Honigbiene allein mit 189 Besuchen obenan, ihr kommen einzelne Hummelarten am nächsten. In der Tertiärperiode sind nun aber leider gerade diese Immen am schwächsten vertreten. Unter 71 von Heer bekannt gemachten Hymenopteren-Arten finden sich nur 6 Bienen-, dagegen 58 Ameisenarten; aber unsere lebenden Ameisen kümmern sich wenig um Blumen, wir können also auch nicht voraussetzen, ihre Vorfahren hätten damals das Geschäft unserer Bienen betrieben. Die zweite Rolle im Übertragen des Blüthenstaubes fällt heute den Zweiflüglern zu. Unter ihren 1598 Besuchen waren 1557 von Kurzhörnern oder Fliegen ausgeführt, nur der kleine Rest 41 von den Langhörnern oder Mücken. Nun sind es nach Heer aber gerade die Letzteren, welche in der Dipterenfauna des Tertiär von Öningen und Radoboj bei Weitem die Fliegen an Zahl übertreffen. Die Schmetterlinge betheiligen sich heute, trotz ihrer bedeutenden Zahl (an 5000 deutsche, im Ganzen schätzt man 22—24 000 Arten nach Dr. Gerstäcker), nur gering an der Blüthenbefruchtung. Selbst von Tagfaltern führt das Müller'sche Verzeichniß nur 46 Arten an, die zusammen 259 Besuche ausführten; unter ihnen stehen besonders

---

[1] Die Befruchtung der Blumen durch Insekten. Von Dr. Hermann Müller. Leipzig 1873. S. 451 ff.

die Weißlinge obenan. Große Erfolge können wir auch da von den tertiären Schmetterlingen nicht erwarten, selbst wenn wir annehmen, daß die sieben Arten, die Scudder aus allen tertiären Lagerstätten zusammengestellt hat, keineswegs die gesammte Lepidopterenfauna jener Periode ausmachen. Weitaus das größte Contingent scheinen auch damals wie heute die Käfer zur Insektenfauna gestellt zu haben. Dr. Gerstäcker nimmt jetzt ungefähr 90 000 Arten an, und nach Heers Angaben kennen wir schon gegen 800 tertiäre. Wie aber nach Müllers Beobachtungen auf diese große Insektenabtheilung nur wenig Blüthenbesuche entfallen — 469 von 129 verschiedenen Arten —, so gibt es auch in den einzelnen Familien höchstens die eine oder die andere Art, welche sich eifriger erweist im Übertragen des Blüthenstaubes, als die Mehrzahl der Zunftgenossen. Mit Rücksicht auf die jetzt obwaltenden geringen Beziehungen der Käferwelt zu dem Bestäubungsgeschäft der Pflanzen haben wir daher keinen Grund, von den 800 tertiären Käfern mehr zu erwarten. Also auch der Bestand der Insektenfauna in der Tertiärperiode spricht durchaus nicht dafür, daß ihre Vorfahren in der Kreidezeit den Umschwung im Pflanzenreich eingeleitet haben, welcher unseren Gärten und Feldern die Pracht und den Wohlgeruch der Blumen brachte.

Doch halt! Einen Umstand von Bedeutung haben wir übersehen. Nach der Voraussetzung der Entwicklungslehre hat sich das *heute herrschende Verhältniß zwischen Insekten und Blumen in qualitativer und quantitativer Beziehung ja erst allmählich herausgebildet*. Wir wären also nicht berechtigt, die Proportionen des jetzigen Verkehrs unmittelbar als Maßstab auf die Vorzeit anzuwenden. Wenn es noch nicht so viele Immen und Fliegen gab, wie jetzt, was hindert denn, anzunehmen, die schon zahlreichen Käfer hätten sich damals noch mit mehr Eifer auf die Blumenzüchtung verlegt? Wurden nicht oft im Laufe der geologischen Perioden die Rollen gewechselt, indem andere Thiere oder Pflanzen an die Stelle der früheren traten? Ganz gewiß; wenn diese vom Schauplatze ihrer Thätigkeit verschwunden waren. Dafür aber möchte doch wohl die Paläontologie kaum einen Anhaltspunkt bieten, daß Organismen, Thiere oder Pflanzen ihre ganze Lebensweise wesentlich geändert, daß etwa der Nashornkäfer oder der Holzbohrer von Blüthenstaub und Honig sich hätte verdrängen lassen, um an harten Eichendielen sein Labsal zu suchen. Zwar würde ein Descendenztheoretiker daran nicht irre werden, daß eine solche Veränderung der Lebensweise eine völlige Umgestaltung der Kiefer und wahr-

scheinlich auch den Erwerb eines stärkeren Chitinpanzers voraussetzt; das aber sollte ihn billiger Weise stutzig machen, daß nicht nur die tertiären, sondern auch schon die jurassischen Käfer auf Grund ihrer erhaltenen Reste heute noch bestehenden Familien, z. B. die Elateriden des Jura, oder sogar Geschlechtern, z. B. Melolontha aus dem böhmischen Tertiär, angereiht werden konnten. Ist das nicht ein deutlicher Fingerzeig, mit der Organisation habe auch die Lebensweise keine Veränderung erlitten? Das Gegentheil anzunehmen, hieße der gesammten Naturforschung den Boden unter den Füßen wegziehen. Selbst Lubbock würde sich doch nicht entschließen können, einen Hydrophilus Nathorsti aus dem Unter-Lias von Schambelen auf Pflanzen sich wiegen und den gleichzeitigen Buprestites rugulosus sich im Wasser tummeln zu lassen.

Indessen, wollten wir uns selbst über diese Fundamental-Forderungen der Naturforschungen hinaussetzen, und einmal annehmen, die Käfer der Jura- und Kreidezeit hätten thatsächlich die Pflanzenzucht auf sich genommen, was würde das Ergebniß sein? Zunächst braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß eine solche Annahme auch schon ihrerseits nicht bloß Nahrung, sondern auch Lockmittel für diese Käfer in den Pflanzen voraussetzt. Sodann aber, wie könnten diese Züchtungsresultate einzig ausgefallen sein? Wenn man hierbei nur die Grundsätze der natürlichen Zuchtwahl gelten läßt, so kann für einen Darwinisten gar kein Zweifel sein, daß das Resultat vollkommenste Anpassung der entstehenden Blüthen an den gerade sie befruchtenden Käfertypus sein muß. Die heutigen Insektenblüthen aber, und Müller und Lubbock setzen das ja auch von denen der Tertiärperiode voraus, sind vorzugsweise auf die Hymenopteren und Dipteren angepaßt — was kann also diese zuerst in jene Käferblüthen gelockt haben? was kann, und das ist die Hauptsache, ihre gelegentliche Nascherei in denselben für die natürliche Auslese wirksam und vortheilhaft gemacht haben? Eine nur auf Insekten mit ausreichender Rüssellänge angepaßte Blüthe unserer Flora ist z. B. die Schwertlilie, so daß die Honigbiene deren Honig nicht erreicht, sondern einzig die Hummel und eine langrüsselige Schwebfliege. Von welchem Käfer soll nun die tertiäre Iris (Iris Escheri) selbstlos genug nicht für seine Verhältnisse, sondern speciell für die Hummel und jene Fliege passend angezüchtet worden sein? Oder jene Aristolochia venusta des Tertiär, deren heutige Verwandten eine so merkwürdige Veranlagung auf Bestäubung durch kleine Mücken zeigen, soll sie von Käfern ursprünglich so herangezüchtet sein? Beispiele dieser Art ließen sich leicht noch um viele vermehren; und sollte Jemand

fragen, was denn diese Blütheneinrichtung mit der Farbe derselben zu thun habe, so können wir mit Recht hinweisen auf die enge Verflechtung, in welcher Plastik und Ornamentik gerade in den Blumen stehen. Beide stehen in unverkennbarer Beziehung zu dem einen großen Zweck, der in der Pflanzenblüthe verfolgt wird, zur Fortpflanzung der Art.

Wir haben uns bis jetzt überzeugt, daß dem gepriesenen Ursprung der Blumenfarben von Seiten der Insekten als angeblicher Blumenzüchter die größten Schwierigkeiten im Wege stehen. Dieselben fallen aber keineswegs geringer aus, wenn wir das Werden des ersten farbigen Blumenblattes selbst näher in's Auge fassen. Die Vorstellungen unserer Theoretiker darüber sind zwar leicht, ja leichtfertig. Hermann Müller denkt sich die Sache sehr einfach[1]. Es handelte sich bloß um den Übergang der Pflanzen von der Windblüthigkeit zur Insektenblüthigkeit; derselbe war zu vortheilhaft für die Pflanzen, denen er eine Unmasse von nutzlos verstreutem Pollenmaterial sparte, als daß er nicht hätte eintreten müssen. Wie aber dieser vortheilhafte Übergang erfolgt sei, darüber hören wir nichts, und dennoch: hier liegt für die Anhänger der mechanischen Naturauffassung die eigentlich zu lösende Aufgabe. Jener vortheilhafte Übergang enthält vor Allem zwei biologische Hauptprobleme: erstens die Einleitung eines beständigen, regelmäßigen Besuches seitens der Insekten, und zweitens die Bildung zwittriger Blüthen oder jedenfalls die Anlage von Honigdrüsen in den eingeschlechtlichen. Die Nothwendigkeit eines regelmäßigen Insektenbesuches leuchtet von selbst ein; um denselben aber einzuleiten, mußte den Insekten in der Blüthe vortheilhafte Nahrung geboten und angezeigt werden. Daher war, wenn überhaupt an Blüthenstaub gespart werden sollte, die Bildung von Farb- oder Duftstoffen für die Blumen nothwendig. Ferner, was hätte Insekten z. B. veranlassen können, Narbenblüthen zu besuchen, um dieselben mit dem Staub der Pollenblüthen zu versehen, wenn ihnen in denselben gerade so wenig Anziehendes geboten gewesen wäre, wie in den Narbenblüthen unserer Nadelhölzer oder des Hanfes? Hier wurde es also in erster Linie nöthig, durch Anlage von bunten Blumenblättern, noch mehr aber durch Anlage von Honigdrüsen die Insekten dauernd für solche Blüthen zu interessiren.

Eine Umschau in unserer jetzigen Flora lehrt uns jedoch: wenn das Zweckmäßige überhaupt auf dem Wege natürlicher Auslese und Zuchtwahl

---

[1] Über den Ursprung der Blumen („Kosmos", I. S. 100 ff.).

entstanden sein könnte, dann ist die Construction der Blumen der Mehrzahl nach auf einem anderen Wege erfolgt. Die Mehrzahl unserer Pflanzen hat Staubbeutel und Narbe mit Fruchtknoten in derselben Blüthe, was bei den Windblüthen durchschnittlich nicht der Fall ist. Wie ist also dieses wesentlichste Element des Überganges von der Windblüthigkeit zu der Insektenblüthigkeit entstanden? Keine Antwort, außer: es war vortheilhaft. Ist es aber nicht auch vortheilhaft für unsere Getreidearten, trotz dieser sogen. monoclinen Blüthe dennoch windblüthig geblieben zu sein? Was kann also die anderen Pflanzen veranlaßt haben, darüber hinaus durch Anlage von Honigdrüsen, Entfaltung von Duft und Farbenpracht, das vom Insektenbesuch zu erbetteln, was ihnen, wie den Gräsern, der Wind viel billiger geleistet hätte? Jedoch, wenn wir selbst zugeben, daß diesen mehr einzeln und isolirt wachsenden Pflanzen die Vortheile gelegentlicher Kreuzung nur durch die Insekten zu Theil werden können, so bleibt noch immer die eine Hauptfrage offen: wie entstanden zuerst die Honigdrüsen, wie entstanden die farbigen Blumenblätter? Denn so vortheilhaft, ja nothwendig beide sind, das Interesse der Insekten dauernd zu fesseln: Vortheil und Nothwendigkeit könnten wohl einen Entwicklungsplan vorzeichnen, nie und nimmer aber gestaltende Entwicklungskräfte werden. Es ist nicht zu sagen, in welchen Bahnen diese wohlfeilen Entwicklungsfactoren noch obendrein herumgezerrt werden. Nach Müller haben wir den ersten Übergangsposten zur Insektenblüthigkeit noch in den Weidenblüthen vor uns. Da aber aus derartigen Blüthen bis heute nichts Farbenprächtiges geworden ist und auch wenig Anlage dazu vorhanden zu sein scheint, so tritt schon sehr bald die Weidenblüthe als eine Ausnahme auf; denn „die ursprünglichen Blumen sind größtentheils (Ausnahme z. B. Salix) einfach, offen, regelmäßig gestaltet und einer gemischten Gesellschaft verschiedenartigster Besucher ausgesetzt gewesen“. Aus diesen Blumengästen sind nach Müller allmählich durch besondere Fähigkeit, gewisse Blumenabänderungen zu bearbeiten, specielle Blumenzüchter hervorgegangen. Könnte man von Eleven eines Kunstgärtners anders reden? Ferner: „die langrüsseligeren, einsichtigeren und geschickteren“ dieser Züchter „haben sich den dümmeren und kurzrüsselig gebliebenen gegenüber unauffindbaren oder unerreichbaren Honig, Safthalter, Saftdecken, Saftmale gezüchtet“. Woher der längere Rüssel und die Gescheidtheit, woher die Blüthentheile, welche den Honig versteckten? Doch das sind Bagatellfragen für Darwinisten. „Aus diesem gewählteren Kreise als selbständige Blumenzüchter hervorzutreten, waren die Schmetter-

linge durch die Dünnheit, einige derselben, die Schwärmer, durch die Länge ihres Rüssels befähigt". Welche Nahrungssorgen diese armen Thiere ausgestanden, bis es ihnen gelungen war, durch Verengung und Vertiefung von Blumenröhren alle übrigen Concurrenten auszuschließen, darüber hören wir nichts — und mit Recht; Müller läßt hier das Darwin'sche Correlationsgesetz außer Acht, gemäß dem nach neuester Logik der lange dünne Rüssel und die tiefe enge Blumenröhre sich gegenseitig verursachen. An dem lang- und dünnrüsseligen Sphinx convolvuli und der trichterförmig weit sich öffnenden Blumenkrone der Zaunwinde (Convolvulus sepium) haben wir es offenbar mit einem mißlungenen Meisterstück zu thun. — Die Schlupfwespen waren nach Müller ihrer Zeit allen anderen Blumenzüchtern überlegen, doch wurden sie später von ihren unscheinbaren, selbstgezüchteten Blumen verdrängt durch die Grabwespen. Diese haben sich dann Blumen gezüchtet, deren Besuch „nur Höhlengräbern eigene Bewegungen erfordert, die dadurch den meisten anderen Blumenbesuchern unzugänglich waren". Auch diese aprioristische Construction paßt auffallend zu den offenen Blumenscheiben der Compositen und Umbelliferen, auf denen diese Höhlengräber vorzugsweise umherlaufen und ohne erhebliche Mühe ihren kurzen Rüssel in die seichte Röhre dieser Blüthen stecken. Doch „die hervorragendste Rolle als Blumenzüchter haben die Bienen gespielt. Sie haben uns die zahlreichsten, mannigfaltigsten und am speciellsten ausgearbeiteten Blumenformen geliefert". Merkwürdiger Weise jedoch sind sie sowohl von den „lebhafte Farben liebenden" Schwebfliegen als auch von den „dumm-dreisten" Dipteren in manchen Punkten überholt worden. Ersteren ist es nämlich nach Müller gelungen, „einige Blümchen ihrer Geschmacksrichtung entsprechend zu züchten und die Ausprägung eines zierlichen, ihnen speciell angepaßten Bestäubungsmechanismus durch Naturzüchtung zu veranlassen". Das Merkwürdigste an Bestäubungsmechanismen hat jedoch die „Dummdreistigkeit" der Dipteren zu Wege gebracht; „diese hat zur Ausbildung der Kesselfallen-, Klemmfallen- und Täusch-Blumen geführt". Bekannt ist ja die interessante Art und Weise, mittelst deren der Pfeifenstrauch (Aristolochia Clematitis) sich die Bestäubung durch winzige Mücken sichert. Die in der ersten Blüthezeit aufrechte Blumenkronröhre ist im Inneren mit reusenartig gestellten Haaren besetzt, welche die kleinen Mücken wohl in den Blüthenkessel hineinlassen, das Wiederherauskriechen aber unmöglich machen. In diesem Gefängniß treffen die kleinen Besucher die Narben entwickelt und können sie mit Blüthenstaub anderer Exem-

plare bestäuben, die Staubgefäße selbst sind aber hier noch geschlossen. Erst wenn die Narbe abgestorben, öffnen sich die Staubbeutel; gleichzeitig senkt sich die Blumenkrone abwärts, die Reusenhaare schrumpfen ein, und mit Blüthenstaub beladen verlassen die Mücken ihr Gefängniß, um in ihrer „Dummdreistigkeit" sofort in ein neues hereinzutappen. Was nun hier diese gefeierte „Dummdreistigkeit" betrifft, so wäre es allenfalls noch vorstellbar, daß bei der Anlage derartiger Kesselfallen- oder Klemmfallen-Blüthen auf diese Mückentugend reflectirt worden sei; aber weder eine dumme noch eine kluge Dreistigkeit irgend eines Insektes vermag auch nur ein einziges jener Reusenhärchen, geschweige denn alle die einzelnen Elemente dieser merkwürdigen Blütheneinrichtung, zu veranlassen.

Die allgemeine Naturwahrheit, daß das Thierreich auf das Pflanzenreich aufgebaut, durch dasselbe in seinen einzelnen Klassen bedingt und in seinen Lebensfunctionen begründet sei, tritt uns auch aus den Beziehungen der Blumen zu den Insekten in hellem Lichte entgegen. Eine gegenseitige Naturzüchtung ist hier ein Unding derselben Art, wie die Vorstellung von einer Wirkung, die sich selbst verursacht hat; eine Idee, welche unübertrefflich beleuchtet bleibt durch Münchhausen, der sich selbst am Schopfe aus dem Sumpf zieht. Der erste Anstoß zu einer Neubildung im Pflanzenreich liegt und muß in diesem selbst liegen. Kein Insekt, weder die intelligente Biene noch die farbenliebende Schwebfliege, ist im Stande, der Hanf- oder Weidenblüthe auch nur das winzigste Blumenblättchen, ob farbig oder nicht, hinzuzufügen. Alles, wozu die obwaltende Blumenliebhaberei dieselben befähigt, ist, bedeutungsvolle, mehr oder minder unentbehrliche Dienste zu leisten bei der Einleitung jenes biologischen Processes der Fortpflanzung und Vererbung, welcher die Erhaltung und Fixirung der Art in ihren wesentlichen Organen und Eigenschaften zur Folge hat. Von dieser dauernden Vererbung schließt die Natur selbst alle zufälligen Eigenthümlichkeiten aus, und kein farbiges Blättchen oder Schüppchen, das etwa zufällig an einer Windblüthe in der Kreideperiode entstanden wäre, konnte erhalten bleiben ohne einen inneren, eigens dazu grundgelegten Entwicklungstrieb in der Pflanze.

Wir haben indessen gar nicht nöthig, in geologische Zeitalter hinabzusteigen; ein Blick um uns herum kann uns dasselbe lehren, daß die Pflanzen keineswegs den Insekten die leuchtende Farbenpracht ihrer Blüthen verdanken. Eine nothwendige Folge der Blumenzüchtung durch Insekten wäre auf den ersten Blick die, daß jene Pflanzen, die jetzt vorzüglich, vielleicht ausschließlich von pracht-

liebenden Insekten besucht werden, auch im herrlichsten Farbenschmuck erstrahlen müßten. Freilich werden unsere Gegner nicht zögern, auf diesen ersten Blick einen ersten Hinweis folgen zu lassen, wie nämlich etwaige unscheinbare Blüthen, die sich trotzdem eines reichen Insektenbesuches erfreuen, erst spät von diesen Gästen in Zucht und Pflege genommen seien. Bleiben wir deßhalb bei der Weidenblüthe stehen, die ja nach Müller den ersten Übergang von der Windblüthigkeit zur Insektenblüthigkeit repräsentirt, sich also wenigstens schon lange genug des Insektenbesuches erfreute. Die Blüthen unserer gewöhnlichsten Weiden (Salix cinerea, Caprea und aurita *L.*) werden nach Müllers Beobachtungen von nicht weniger als 86 Insektenarten besucht. Unter diesen sind die geschicktesten Blumenzüchter, wie die Honigbienen und die lebhafte Farben liebenden Schwebfliegen, wie Jedermann weiß, zu Hunderten vertreten. Was haben nun alle diese Künstler, die der Züchtung nun schon viele Hunderte, ja Tausende von Generationen hindurch obliegen, zu Stande gebracht? Die vielumschwärmte Weidenblüthe hat ebenso wenig Blumenblätter als die windblüthige Pappel; alles, was sie vor dieser voraus hat, ist die Honigabsonderung; die mußte aber, wie wir gesehen haben, Veranlassung und konnte nicht erst Folge der Insektenbesuche sein. Ferner: gibt es wohl eine schmucklosere und doch gerade von Bienen mehr gesuchte Blüthe als die der Linde? Tausende von honigsuchenden Bienen, Schwebfliegen, Mücken umsummen an sonnigen Tagen den blühenden Lindenbaum. Und dennoch, seit dem Mittel-Tertiär hat die Blüthen-Entwicklung der Linde in der Plastik keine Fortschritte gemacht, überhaupt keine Veränderung erfahren. Niemand wird aber etwa behaupten wollen, die Umbildung des Colorits sei augenblicklich in Angriff genommen, und deßhalb fänden sich gerade die Hauptkünstler hier engagirt. Unsere duftenden Reseda-Blüthen (R. odorata) werden vorzugsweise von solchen Immen besucht, welche nach der Voraussetzung an Geranien, Malven und Rosen herrliche Blumenblätter gezüchtet haben; nur der Reseda gegenüber, die ihnen so würzigen Duft und Honig entgegenbrachte, hätte ihre Kunst versagt. Die uns schon bekannten „lebhafte Farben liebenden" Schwebfliegen sind nach Müllers Beobachtungen die eigentlichen Stammgäste der Kreuzblüthler, Cruciferae; aber gerade diese Pflanzenfamilie zeichnet sich durch „geringe Augenfälligkeit" ihrer Blumen aus. Die Blüthenähren des Wegerich (Plantago lanceolata) werden von dem intelligentesten Blumenzüchter der Insektenwelt, unserer Honigbiene, in Menge besucht, und dennoch ist es bis jetzt noch zu keiner einzigen Anpassung an diese Be-

suche gekommen, ja die Pflanze ist im Grunde genommen windblüthig. Derselbe Blumenkünstler saugt nun schon seit Generationen den Honig aus den Blüthenglöckchen des Sumpf-Haidekrautes (Erica tetralix), muß aber immer noch die Blumenwand durchbeißen; denn sein Rüssel ist zu kurz, um auf dem gewöhnlichen Wege zum Honig zu kommen. Ein solcher Fall zeigt klar und deutlich, inwiefern die hübsche Vorstellung auf Wirklichkeit beruht, als seien die Insekten die einzige Stütze der natürlichen Auslese. Und derselbe steht durchaus nicht vereinzelt. An vielen Blüthen (z. B. Ackeley, Lerchensporn, Taubnessel u. s. w.) zieht die Erdhummel es regelmäßig vor, von außen direct den Honigbehälter anzubeißen, anstatt sich auf aussichtslose Anpassungsversuche zu verlegen. Leicht begreiflich, daß sie sich dadurch das wenig schmeichelhafte Epitheton der „dummen" Hummel zuziehen mußte. — Nichtsdestoweniger gibt es andererseits auch Fälle, in denen die Abstammungsverhältnisse auf der Hand liegen, zugleich aber derartig sind, daß sie den Forderungen einer Insektenzüchtung durchaus nicht entsprechen. So haben z. B. mehrere Lippenblüthler (Glechoma, Origanum, Thymus u. s. w.) eine doppelte Blüthenform: eine vollkommene, großblumige, und eine kleinblumige, die nur eine Griffelblüthe, aber reich an Honig und von Insekten gesucht ist. Hier leiten unsere Theoretiker, woran auch kaum zu zweifeln, die kleinblumige Form von der großblumigen ab. Wenn aber Insekten die vermittelnden Züchter waren, woher dann die Reduction der Blumenblätter? Denselben Forderungen der Insektenzüchtung entspricht es nicht, daß der Frauenmantel (Alchemilla vulgaris) auf Insektenbesuch durchaus angewiesen ist, auch Honig enthält, aber so unscheinbare Blüthen hat, daß Niemand versucht sein dürfte, denselben den Namen Blumen zu geben. Die Sternmiere (Stellaria media) und eine Art Weidenröschen (Epilobium parviflorum) haben viel Honig, aber nur kleine Blüthen und ziehen in Folge dessen auch nur wenig Insekten an. Andere und darunter mit dem feinsten Bestäubungsmechanismus ausgerüstete Insektenblüthen, wie die Hauhechel, Besenstrauch und Ginsterarten, sondern absolut keinen Honig aus, obwohl doch Honigdrüsen das eigentliche Bindeglied zwischen Insekten und Pflanzen zu sein pflegen. Das Alles sind Anomalien, die sich noch leicht um Vieles vermehren ließen. Es ist durchaus nicht unsere Absicht, durch Aufzählung derartiger Fälle die wahrhaft großartige und oft bis in's Kleinste ausgearbeitete Zweckmäßigkeit für Insektenbestäubung, welche die Construction der Blüthen durchgängig beherrscht, zu unterschätzen; aber für die Idee, welche wir uns von dem

Ursprung dieser passenden Einrichtungen zu machen haben, sind diese Fälle maßgebend. Sie schließen nämlich die Vorstellung rein mechanischen Entstehens absolut aus. Wenn die Blüthen nach der Vorstellung der Darwinisten mit Ausnahme der Staubbeutel und des narbengekrönten Fruchtknotens alle ihre Theile und deren Anordnung einzig und allein der Naturzüchtung durch Insektenhilfe verdanken, dann ist jede, auch die geringste Anomalie einfachhin unmöglich. Umgekehrt: gibt es derartige Anomalien an insektenblüthigen Pflanzen, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß bei der Entstehung wenigstens dieser Blumen noch andere Factoren im Spiele waren als Insekten. Derartige Factoren sind aber die biologischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Familien und Arten selbst.

Von verschiedenen Seiten und auf den verschiedensten Gebieten kommen Einsichtsvollere unter den Darwinisten auf „specifische Eigenthümlichkeiten" oder „physiologische Eigenarten" zu sprechen, welche die Organismen schon in den Kampf um's Dasein als Unterlage der natürlichen Zuchtwahl mitbrächten. Es sind das jene Eigenarten der Lebewesen, sagt Fritz Müller, „die sie im Verlauf ihrer Stammesgeschichte erwarben und deren rein mechanische Erklärung uns nie vollständig gelingen wird, weil dazu ihre zum großen Theil in ewiges Dunkel begrabene Vorgeschichte allein den Schlüssel liefern könnte" [1]. Um das mechanische Princip des Darwinismus nicht völlig preiszugeben, das fühlt Jedermann heraus, wird dessen Erforschung vorläufig bloß aussichtslos genannt. Auf derartige „specifische Eigenthümlichkeiten", die sich also für's Erste wenigstens jeder mechanischen Erklärung entziehen, stoßen wir nun auch in unserer Frage. Wenn alle jene Theile der Blüthe, welche den Insektenbesuchen dienen und diesen angepaßt sind, den Pflanzen vollständig und ausschließlich von den Insekten angezüchtet sind, dann bleibt nicht nur die typische Verschiedenheit der Blüthen, je nach den Pflanzenfamilien, sondern überhaupt jegliche Verschiedenheit im Bau ein Räthsel. Zunächst kann man mit Recht fragen: Woher im Allgemeinen das Ungleiche in Plastik und Colorit der Blumen? Hätte nicht aus dem gleich veranlagten Material unter der gleichen Zucht und Pflege ein ewiges Einerlei werden müssen? Und in letzter Instanz, bei steter Zurückdrängung, bleibt den Anhängern dieser mechanischen Theorie nach ihrer Voraussetzung nichts übrig, als auf der einen Seite die eine höchste

[1] „Kosmos", 1882. Heft 12, S. 467.

Stufe der windblüthigen Pflanzen, und auf der anderen die geringe Zahl von den noch wenig verschiedenen Insekten, welche sich um die Blüthen interessiren. Doch geben wir selbst zu, schon unter diesen wenigen Insekten seien die verschiedensten Kunst- und Geschmacks-Richtungen vertreten gewesen: um so unerklärlicher wird uns die Thatsache, daß dann heute dieselben Insekten Blumen der verschiedensten Gestalten und Farben besuchen. Im Sinne unserer Gegner heißt das: aus der Zucht und Pflege derselben Insektenart sind die verschiedenartigsten Blumen hervorgegangen — ein Resultat, das um so überraschender ist, je ausschließlicher die Blumen gerade diesen Insekten angepaßt sind. Kann man es nun der „dummen" Hummel zutrauen — doch ob dumm oder intelligent, ist hier, wo es sich um „unbewußte" Blumenzucht handelt, einerlei — kann man es der einen Hummel zutrauen, sie habe sich z. B. die weiße Lippenblüthe der Taubnessel, die gelbe Schmetterlingsblume des Besenstrauches und den blauen Trichter des Enzian so herangezüchtet, daß kein anderes Insekt der normalen Bestäubung gewachsen ist? Je mehr wir ganz im Sinne dieser Züchtungstheorie der Hummel allein das Verdienst zuerkennen wollen, diese Blüthen erzielt zu haben, um so räthselhafter wird das Resultat ohne Annahme „specifischer Eigenthümlichkeiten", welche diese Pflanzen als Erbstück den Bemühungen dieses Insektes zur Verfügung stellten. Hiermit stehen wir aber sofort wieder vor einer neuen Schwierigkeit. Wie wäre es ohne Annahme jener „specifischen Eigenthümlichkeiten" erklärlich, daß aus den „unbewußten" Bemühungen verschiedener Blumenzüchter dieselben Blumen-Structuren und Farben hervorgingen? Und auch dafür hätten wir zahlreiche Belege. Aus einer Beobachtungsreise Hermann Müllers lassen sich dafür z. B. folgende Werthe angeben[1]. Auf zehn der häufigsten Körbchenblüthler (Compositae) vertheilten sich die beobachteten Insektenbesuche in diesem Procentsatz: Der Besuch der Schmetterlinge machte 15 %, der der Immen 41 % und jener der Zweiflügler 26 % von der Gesammtzahl der Insektenbesuche aus. Demgemäß würden auch diese verschiedenen Insektenordnungen nach diesem an sich so verschiedenen Procentsatz einen und denselben Blumentypus der Compositen gezüchtet haben. Bunter noch wird das Problem für die Schirmblüthler (Umbelliferae), die dann ihr Dasein zu 9 % den Immen, zu 38 % den Dipteren und zu 50 % sonstigen Insekten verdanken würden. Eine solche Vorstellung könnte nur einen Verstand

---

[1] Die Befruchtung der Blumen durch Insekten, S. 413.

befriedigen, der nicht wie der menschliche an dem Satz vom ausreichenden Grunde, sondern an der Willkür des Zufalls sich orientirte.

Triumphirend pflegen die Darwinisten aufzufordern, auch nur eine einzige wilde Pflanze mit augenfälligen Blüthen zu nennen, die nicht durch Insekten oder Vögel befruchtet werde. Diese Forderung ist völlig ungehörig. Augenfällige Blüthen werden stets Insekten oder Vögel anziehen, so lange dieselben noch überhaupt Farbensinn haben. Worauf es aber ankommt, ist dieses: sind nur diejenigen Blüthen augenfällig, welche auf Insektenbestäubung eingerichtet sind und denen dieselbe nothwendig ist? Und diese Frage ist zu verneinen. Der Klatschmohn (Papaver Rhoeas) bedarf weder der Insektenbesuche, noch ist er im Honigspenden auf solche eingerichtet, und er hat wohl die leuchtendste unserer Blumen. Die Hundsrose (Rosa canina) zeichnet sich gewiß durch Größe der Blumenblätter und ihren kräftigen Wohlgeruch aus, es fehlt ihr auch nicht an Stammgästen; aber da sie derselben nicht bedarf, schenkt sie auch keinen Honig. Zwar nicht durch große Blüthen, aber durch deren wirkungsvolle Gruppirung zu einem herrlichen Strauß, zeichnet sich die Spierstaude (Spiraea Ulmaria) aus, die denn auch mit größtem Erfolg Insekten anzieht. Doch auch sie ist derselben weder bedürftig, noch bietet sie ihnen etwas. Es muß noch etwas Anderes als die rein mechanischen Verhältnisse der Augenfälligkeit leuchtender Blumen die Insekten zum Besuche anlocken und bestimmen, wenn der große, schneeweiße Trichter der Heckenwinde (Convolvulus sepium) von den Tages-Insekten so äußerst vernachlässigt und, wie die ebenfalls weiße und dazu noch stark duftende Ligusterblüthe, kaum beachtet wird. Ja, die gewiß grell genug gefärbte citrongelbe Blüthe von Lysimachia nummularia ist so sehr von den Insekten vernachlässigt, daß sie sogar steril geworden.

Wenn wir hier in der Umschau auf die jetzige Flora einige Fälle hervorgehoben haben, in welchen Bau oder Farbe der Blumen weniger harmoniren mit der einen specifischen Aufgabe derselben, durch veranlaßte Bestäubung die Erhaltung der Art zu sichern, so ist es selbstverständlich nicht unsere Absicht, dem weisen Urheber der Blumen das Pensum zu corrigiren. Niemand hat bis jetzt die Natur in ihren einzelnen Zügen so durchforscht, daß er im Stande wäre, sämmtliche in einem auch noch so kleinen Organismus realisirten Zwecke anzugeben. Wo immer man aber weiter vordrang, hat sich die vermeintliche Unvollkommenheit zur vollkommensten Anpassung an eine bis dahin unbeachtete Aufgabe herausgestellt. Darin

gehen also unsere Gegner in erster Linie zu weit, daß sie die buntfarbigen Blüthen einzig und allein als Anpassung an die Insektenbestäubung auffassen, oder wie wir gewöhnlich sagen, einzig für diesen Zweck bestimmt ansehen. Der zweite und Haupt-Fehler liegt dann in der Betonung der rein mechanischen Construction dieser passenden Organe. Es ist ganz gewiß auch unsere Absicht keineswegs, jede einzelne Blume in ihrer vollen Anpassung an diese oder jene Insekten unmittelbar aus der Hand des Schöpfers entgegenzunehmen, ihn gleichsam unmittelbar mit dem Modelliren der Blüthe einer jeden Orchideen-Art oder mit dem Coloriren der verschiedenen Tulpenvarietäten zu betrauen. Wir wissen zu gut, daß der Schöpfer in die Natur nicht umsonst Kräfte gelegt hat, und daß es gerade die belebte Natur ist, in der noch viele Kräfte unter einem bisher ungelüfteten Schleier wirken. Diese verliehenen Kräfte sind aber kein ungestaltetes Chaos, von dem sich auf gut Glück allenfalls etwas erwarten läßt; da ist Alles geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht. Wie die ganze Natur, so tragen auch die Blumen den unvertilgbaren Stempel einer geplanten Einrichtung.

2. Der physiologische Charakter der Blumenfarben. Haben wir bisher unsere Erörterungen über die Blumenfarben auf den biologischen Werth derselben beschränkt, so hatte das seinen Grund in der Lamark'schen Beweismethode, welche sich die Darwinisten angeeignet haben. Hiernach genügt es, den Nutzen eines Organes zu kennen, um auch über dessen Ursprung sofort im Klaren zu sein; denn das beständige Anstreben dieses Nutzens, oder wie man lieber gesagt wünscht, die allmähliche Anpassung soll das Organ gezüchtet haben. Es war daher vor Allem nöthig, die Blumentheorie der Darwinisten hart an ihren ersten Anfängen zu prüfen, auf den angeblichen Ursprung der Blumenfarben mehr zu achten als auf deren spätere Ausprägung. Wenn wir uns nun anschicken, auch den physiologischen Werth der Blumenfarben zu untersuchen, zu fragen, was die Blumenfarben stofflich sind, und welchen physiologischen Vorgängen diese Farbstoffe ihre Entstehung verdanken, so sind das allerdings Fragen, auf welche man heute concrete Antworten noch durchaus nicht geben kann. Nichtsdestoweniger wird sich auch hier zeigen, daß gerade die einschlägigen physiologischen Vorgänge am hartnäckigsten jeglicher Züchtung widerstehen.

Vom biologischen Werth der Blumenfarben unterscheidet sich der physiologische Charakter dadurch, daß jener uns die Bedeutung anzeigt,

welche den Blumen für die ganze Lebensstellung der Pflanzen im Reiche der Natur zufällt, während dieser den Antheil bestimmt, den die Farbstoffe am Stoffumsatz im inneren Haushalte der Pflanze haben. Konnten wir den biologischen Charakter gleich Eingangs kurz und bündig angeben, so ist das für den physiologischen ganz unmöglich. Die Physiologie des Pflanzenlebens hat hier mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als die des thierischen Organismus. Es gibt in der Pflanze nicht wie im Thiere einzelne scharf unterscheidbare Organe, die mit dem Herstellen oder Ausscheiden ganz bestimmter Stoffe betraut wären. An allen Vorgängen betheiligen sich unmittelbar so zahlreiche und so winzige Zellen, daß es in den meisten Fällen unmöglich ist, die Heimath und den Wanderweg, noch mehr aber den Umwandlungsvorgang der einzelnen Stoffe selbst zu bestimmen.

Ganz allgemein gefaßt, unterliegt es zunächst keinem Zweifel, daß die Farbstoffe der Blumenblätter Producte innerer Lebensvorgänge der Pflanze sind, mögen sie nun gelegentliche Abfallproducte eines Hauptprocesses oder aber selbst, was wohl unwahrscheinlicher, die Endpunkte eines solchen sein. Unsere Gegner werden gestatten, im Vorübergehen gleichsam an dieser Thatsache die bei ihnen so beliebte Probe auf das „organische Grundgesetz“ zu machen. Früher schon wurde auf dasselbe hingewiesen[1]; es lautet: „Die Ontogenie oder Einzelentwicklung ist eine kurze Recapitulation der Phyllogenie oder Stammesentwicklung.“ Hier wird die vorausgesetzte Stammesentwicklung zur Grundlage der Einzelentwicklung gemacht, welche jener mit der Richtung, die sie hat, zugleich auch ihr Dasein verdankt. Sehen wir für den Augenblick von der gänzlichen Haltlosigkeit dieses sogen. Grundgesetzes ab und fragen wir: Wie müßten nach demselben die bunten Blumenblätter im Laufe der Stammesentwicklung entstanden sein? Mehr oder minder so, wie sie jetzt an der einzelnen Pflanze sich entwickeln. An der Einzelentwicklung sind aber die Insekten ganz und gar nicht betheiligt, also konnten sie auch keinen Antheil haben an deren Erwerb im Laufe der Stammesgeschichte. Die Erfinder und Patrone dieses „organischen Grundgesetzes“, Fritz Müller und Ernst Haeckel, haben sich nun, wie wir bereits wissen, mancherlei Thüren und Thore zu Auswegen offen gelassen; sie reden von „knappen Verkürzungen“ und selbst „Fälschungen“, die im Beobachten dieses Gesetzes vorkommen sollen. Zumuthungen solcher Art im Ernste hinzunehmen, könnte allen=

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXIV. S. 339.

falls da noch angehen, wo es sich nicht um wesentliche Ursachen, sondern bloß um gelegentliche Hilfe handelte. Wenn wir aber einzig und allein den Insekten die Ausprägung und auch den Ursprung der Blumenfarben in der phyllogenetischen Entwicklung zu verdanken hätten, dann wäre es absolut unmöglich gewesen, dieselben aus der Ontogenie auszuschalten. Im Sinne der Darwinisten sind wir also berechtigt, zu schließen: In der Factorenreihe der Einzelentwicklung der Blumenfarben fehlen die Insekten, also sind sie ganz gewiß nicht die Hauptfactoren in der Stammesentwicklung gewesen.

Doch gehen wir nach diesem gelegentlichen Abschweife etwas näher auf die Färbung selbst ein. Eine aufbrechende Rosenknospe gewinnt sich durchschnittlich zahlreichere Freunde, als die blühende Rose, und nicht ohne Grund. Denn die bereits in der Knospe gefärbten Blumenblätter durchbrechen in ihrer Schwellkraft die Hülle des Kelches und berühren in dem herrlichen Wechsel von Roth und Grün das Auge angenehmer, als das Vollroth der erschlossenen Blume. Doch die Blumenblätter der Rose sind nicht von der ersten Anlage an gefärbt, wie das überhaupt bei keiner Pflanze der Fall ist. An den verschiedenen Pflanzen jedoch treten die Farbstoffe verschieden früh auf. In den Zwiebeln der Kaiserkrone (Fritillaria imperialis) oder des Crocus findet man schon einige Wochen vor der Entfaltung der Blätter und Blüthen die letzteren deutlich angelegt und theilweise lebhaft gefärbt. Narcissen- und Hyacinthenzwiebeln dagegen bergen zwar auch die entwickelte Blüthe, von Farbstoffen liegen jedoch noch keine merklichen Mengen vor; sie stellen sich aber auch hier ein, selbst wenn man die Blüthe im Dunkeln sich entfalten ließe. Woher kommen nun diese Farbstoffe? Thatsachen, wie die angeführten, beweisen zunächst, daß die Bildung derselben im Allgemeinen wenigstens mit dem Lichte nichts zu thun hat, vielmehr von diesem unabhängig ist. Sie zeigen aber auch, daß in solchen Fällen die Farbstoffe der Blüthe gerade so wie diese selbst einzig und allein aus den Nährstoffen sich aufbauen, welche dazu in den Zwiebeln oder Knollen aufgespeichert sind. Gibt es nun wohl einen Entwicklungsvorgang, der mehr auf seine inneren Kräfte beschränkt, allen äußeren Einflüssen mehr entzogen wäre, als diese Blüthenbildung und Färbung im Innern einer Tulpenzwiebel? Deßhalb ist es solch einer kräftigen Zwiebel für die Blüthenentfaltung ganz einerlei, ob sie ihre Faserwurzeln in fette Blumenerde oder in mageres Wasser senken soll; in beiden Fällen blüht sie gleich üppig. Verkrüppelte Blüthen und bleichsüchtige Farben haben

einzig und allein ihren Grund im Mangel an aufgespeicherten Nährstoffen. Diese Bildung der Blüthen aus der Reservenahrung scheint im Pflanzenreich weit verbreitet zu sein. Allerdings werden ja auch die ersten Triebe und Blätter des Frühjahres sämmtlich aus der im Vorjahre erworbenen Nährsubstanz bestritten, jedoch noch mit dem Unterschied, daß der grüne Farbstoff der Blätter zu seinem Entstehen zugleich der actuellen Lichtwirkung bedarf. Man hat aber normale und gefärbte Blüthen erzielt sowohl unter Lichtabschluß, als auch nach Entfernung sämmtlicher Laubblätter. Hiernach scheint es ganz unannehmbar, daß dieser Proceß der Blüthenbildung, der jetzt wie kein anderer auf das Innere der Pflanze zurückgezogen ist, in welchem „die specifische Eigenart" derselben unbeschränkt und ungestört herrscht, durch rein äußere Factoren ursprünglich angelegt und in Fluß gekommen sei. Allmählicher Erwerb und Vererbung können nicht das Wesen des Erworbenen ändern.

Auch die Constitution der Farbstoffe ist der Annahme einer Insektenzüchtung durchaus ungünstig. Die Blumenfarben selbst sind, so viel uns wenigstens bekannt, bis jetzt chemisch noch nicht bearbeitet worden. Von ihnen wissen wir nur, was das Mikroskop lehrt, daß es nämlich zwei Klassen vegetabilischer Farbstoffe gibt, ein gelbes, unlösliches Pigment (Anthoxanthin oder Xanthin) und verschiedene Farbstoffe in Lösung, welche gelbe, rothe, blaue und andere Tinten darbieten. Der gelbe, unlösliche Farbstoff findet sich in verschiedenen Mengen als unregelmäßige, goldgelbe Körnchen in den Zellen, die, wie die Blumenblätter der Ranunkeln, des Goldlack oder, wie die Pfahlwurzel der Möhre, ihm ihre gelbe Färbung verdanken. Dieser Farbstoff scheint den Untersuchungen zufolge der einzige zu sein, dessen Bildung mit dem Licht näher zusammenhängt. Er tritt nämlich nicht unmittelbar als Goldpigment auf, sondern in vielen Fällen, namentlich in den Blüthen, entsteht das Gelb erst später aus ursprünglich grüner Färbung, welche von eigentlichem Chlorophyll herrührt. Die flüssigen Farbstoffe erfüllen gewöhnlich die Oberhautzellen der Blumenblätter mit einer homogenen Tinte; in einzelnen Fällen ist jedoch die Blattfarbe das Resultat einer allerliebsten Mosaikstructur. Dann wechseln nämlich die Oberhautzellen in ihrem Nebeneinander mit den Tönen derselben Farbe oder mit verschiedenen Farbstoffen. Auch hier verrathen sich jene „physiologischen Eigenthümlichkeiten" in überraschender Weise. Was ist leichter, so könnte man versucht sein zu denken, was bedeutungsloser, als die Herstellung dieser Pflanzenfarben? Ein leichter Ammoniakhauch bringt ja schon die

mannigfaltigsten Veränderungen an lebenden, frischen Blumen hervor, und was hätte den Pflanzen im Laufe ihrer Entwicklung wohl ausgiebiger zu Gebote gestanden, als dergleichen kleine Agentien von so enormer Tragweite? Ohne allen Zweifel hat es daran weder gefehlt, noch fehlt es heute daran. Und deßhalb ist es der in allen Nuancen stetig sich erhaltende oder wieder durchbrechende Grundton, der uns ahnen läßt, daß die Pflanzenfarben den wesentlichsten und vitalsten Vorgängen im Leben der Pflanzen zu danken sind, Vorgängen, die in hervorragender Weise zu den „specifischen Eigenarten" gehören. Es ist nicht zu läugnen, die Blumenfarben erweisen sich vielfach äußerst geschmeidig in der künstlichen Züchtung; gerade in diesem Punkte hat ja die Tulpen- und Rosenzucht ihre schönen Triumphe gefeiert. Trotz alledem zeigen unsere Blumen in Wald und Feld, die doch der ungleich mannigfaltigeren Insektenbestäubung seit Jahrhunderten ausgesetzt sind, eine solche Farbenfestigkeit, daß sie unmöglich ein Erbstück früherer Veränderlichkeit sein kann. Je geringer von Seite der Chemie die Erfordernisse sind, Farben zu verändern, ja neue zu bilden, um so complicirter sind die Farbenbilder selbst, um so tiefer in den Lebensproceß eingesenkt in ihrer Entstehung, und daher denn auch desto unzugänglicher für etwaige Eingriffe. Es ist aber rein undenkbar, daß ein ausschließliches Product der Insektenbesuche sich im Laufe der Zeiten absolut deren Einfluß entzogen haben sollte.

Andere physiologische Momente bezüglich der Blumenfarben sind bis jetzt noch nicht erörtert. Das ist jedoch schon zu erkennen, jeder Fortschritt, den die Chemie machen wird in der Kenntniß der färbenden Kohlenstoffverbindungen, wird die Überzeugung mehr und mehr festigen, daß die Bildung der vegetabilischen Farbstoffe zu tief in die innersten Lebensvorgänge der Pflanzen eingesenkt ist, als daß sie vernünftiger Weise die Vorstellung aufkommen ließe, sie sei nachträglich von den Insekten angezüchtet worden.

Wir sind am Ende unserer Darlegung. Staunenswerth, ja geradezu wunderbar sind die Anpassungen der Blumen an die Insektenbestäubung. Soll da der Gedanke, als seien auch die Blumen geworden, als seien sie in Bau und Farben gerade durch die unbewußte Zuchtwahl der Insekten zu dem geworden, was Herz und Sinn erfreut — soll dieser Gedanke ein absolut leeres Phantom sein? Bleibt denn gar nichts Anderes übrig, als die jugendfrische Natur im starren Panzer der Vollendung aus der Hand des Schöpfers entgegenzunehmen? Das

hehre Bild ehrwürdigen Alters gefällt uns am weiten Ocean, von dem Byron so begeistert singt: „So wie der Schöpfungsmorgen dich sah, wogst du auch heute“ — aber den Ursprung der fortwährend sich erneuernden Lebewesen bringen wir lieber mit einem allmählichen Werden in Verbindung. Hierfür geben uns die Blumenfarben interessante Fingerzeige. Das Auftreten derselben in unseren Blüthen ist von keiner äußeren Ursache direct abhängig. Licht und Nahrung können nur indirect zur Farbenänderung führen, insofern sie direct die inneren Lebensvorgänge treffen. Noch viel mittelbarer aber gestaltet sich der Insekteneinfluß auf deren Veränderung. Dieselben leiten eben durch die Bestäubung nur jene vitalen Vorgänge der Befruchtung ein, deren Ausfall einzig und allein von den „specifischen Eigenschaften“ der Pflanzen selbst abhängt. Ohne deren Voraussetzung werden selbst jene Darwinisten nicht mehr fertig, die im Übrigen den Launen des Zufalls die größten Zugeständnisse machen. Neben dem rein mechanisch Erworbenen aber zur Descendenz der Organismen sogen. „specifische Eigenschaften“ verlangen, heißt nichts Anderes, als über die Mechanik hinausgehen; dem Werden bestimmte Ausgangs- und Zielpunkte stecken, heißt die rein mechanische Naturerklärung aufgeben und eine gesunde teleologische an deren Stelle setzen. Was wir Erhaltung der Welt nennen, ist, näher betrachtet, in vielen Punkten ein stetes Neubilden. Wie die Erhaltung, so ist auch dieses Werden, da wo immer es möglich, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur an jene Kräfte gebunden, mit denen der Schöpfer ein jedes seiner Werke so reichlich bedacht hat. Dieser Gedanke ist der Grundkern jeder wahren Teleologie. Auch die Blumenfarben gehen nicht unmittelbar fertig aus der Hand Gottes hervor — aber auch nicht Insekten haben sie hervorgezaubert. Die Bildung derselben ist vielmehr in dem Maße mit den innersten Lebensvorgängen der Pflanze verbunden, daß auch der erste Ursprung jener Farben und dieser Vorgänge zusammenfallen muß. Auch hier wird der Fortschritt unseres Wissens die Fußspur dessen treffen, „der die Lilien des Feldes kleidet und allen Thieren ihre Nahrung verschafft“.

Hermann Jürgens S. J.

---

# Aus dem Jugendleben des P. Joseph Kleutgen.

(Schluß.)

---

## 6. An der Akademie zu Münster.

Um Ostern 1832 bezog Joseph Kleutgen als Studiosus der Theologie die Akademie zu Münster. Ein noch lebender Freund, welcher daselbst Kleutgens Bekanntschaft machte, schildert den ersten Eindruck, den er von ihm bekam, mit den Worten: „Es war ein verhältnißmäßig kleiner Bruder Studio, bleichen Angesichtes, mit hellen, forschenden, aber offenen und freundlichen Augen und einer scharfen, spitzen Nase, der mich gleich anzog und mit Vertrauen erfüllte."

Jene Hochschule zu Münster war an die Stelle der früheren Universität getreten. Im Jahre 1818 wurde nämlich durch königliche Ordre die förmliche Aufhebung der Universität Münster, der einzigen katholischen in Preußen, verfügt. Der katholische Charakter sollte freilich von der alten Anstalt auf die neue übergehen; denn die Bestimmung über die Umwandlung der Universität lautet dahin, „daß dieselbe als Universität zwar aufgehoben, aber in Münster ein theologisch-wissenschaftlicher und zur Vorbereitung darauf ein philosophischer und allgemein wissenschaftlicher Cursus für künftige Geistliche der Münster'schen Diöcese noch bleiben solle — daß ersterer durch die bisherige theologische, letzterer durch die bisherige philosophische Facultät versehen werden solle". Dieser durch Königswort verbürgte Zweck der Anstalt hinderte die Anstellung protestantischer Lehrer, so daß zur Zeit, als Kleutgen die Akademie besuchte, und noch lange nachher nur katholische Professoren zum Lehramt zugelassen wurden [1].

Bei den Professoren, sowohl der philosophischen wie der theologischen Facultät, herrschte damals auch ein recht kirchlicher Geist. Freilich hatte Hermes von 1807—1820 (in welchem Jahre er nach Bonn berufen wurde) an der Universität zu Münster den Lehrstuhl der Dogmatik innegehabt, und die Nachwehen der durch ihn vertretenen rationalistischen Richtung machten sich noch einigermaßen fühlbar. Sogar der Dogmatik-

---

[1] Über die Geschichte der Akademie zu Münster und über deren einzelne Lehrkräfte vgl. die sehr lesenswerthe Schrift: „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. Von einem alten Münsteraner" (Münster 1880).

professor Neuhaus war ein Schüler und Anhänger des Hermes. Aber obwohl derselbe an der Akademie als ordentlicher Professor der Dogmatik von 1823—1843 docirte, war sein Einfluß doch kein bedeutender. Immerhin gab es, zumal vor der Verurtheilung des Hermesianismus, die erst 1835 und 1836 erfolgte, unter den Münster'schen Studenten einige begeisterte Anhänger dieser Lehre, und so fehlte es auch nicht an heftigen Disputationen unter den Studirenden. Kleutgen fühlte sich von vornherein durch das Rationalistische des hermesianischen Systems abgestoßen. Die Vorlesungen des Professor Neuhaus hat er darum auch nie besucht.

Wohl den kräftigsten Stützpunkt des kirchlichen Lebens besaß die Akademie in einem Manne, welcher der Hochschule gewonnen wurde, nachdem er bereits vorher eine Reihe von Jahren der Mittelpunkt des katholischen Volkslebens in Münster gewesen war. Georg Kellermann, zuerst Erzieher der Söhne des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, seit 1817 Dechant an der St.-Ludgeri-Pfarrkirche und seit 1823 zugleich Domprediger, hatte 1827 auf das Drängen des Bischofes die Exegese-Professur übernommen. Kellermann erwarb sich stets das allgemeine Vertrauen, und er gewann durch sein offenes, biederes und leutseliges Wesen Aller Herzen. Man drängte sich wie um seine Kanzel, so auch, ja fast noch mehr, um seinen Beichtstuhl. Mehrere Anzeichen legen uns die Annahme nahe, daß auch Kleutgen den allgemein so sehr geschätzten Mann zu seinem Seelenführer erwählte. Sicher ist, daß Kleutgen nicht nur dessen Vorlesungen eifrig besuchte, sondern auch in näheren Verkehr zu ihm trat, wobei er außer anderen Anregungen auch Rath und Beistand für die Pflege des geistlichen Lebens fand.

Auch Theodor Katerkamp, Professor der Kirchengeschichte, war eine Zierde der katholischen Akademie. Wie Kellermann hatte er sich im Fürstenberg-Gallitzin'schen Kreise bewegt. So war er gleichfalls mit dem Grafen Stolberg in Verbindung getreten. Auch Werner[1] berührt dieses Verhältniß und widmet ihm dann die ehrenvollen Worte: „Als Stolberg von seinem großen Werke ermüdet die Feder niederlegte, griff Katerkamps Hand nach der Leuchte, um sie höher zu halten, als irgend ein theologischer Historiker bis dahin im katholischen Deutschland sie gehalten hatte." Katerkamp war im Jahre 1808, als er bereits 44 Jahre zählte, an die Münster'sche Universität berufen worden; er stand somit schon hoch in den Sechzigern, als der junge Kleutgen seine

[1] Karl Werner, Geschichte der katholischen Theologie. München 1866. S. 395.

Vorträge zu besuchen begann. Die vier Bände seiner Kirchengeschichte, welche bis dahin schon erschienen waren, hatten seinen Namen weit über die engere Heimath hinaus bekannt gemacht. Das Werk bedeutete einen neuen Aufschwung der katholischen Geschichtschreibung, da es, im Gegensatze zu den Geschichtsbüchern der josephinischen und nachjosephinischen Zeit, dürren Schulcompendien oder tendenziösen Schmähschriften, „ein wirkliches Geschichtswerk, eine kunstgemäße historische Composition in edlem Stile und wahrhaft gebildetem Tone war.“ [1] Die Hochachtung, mit welcher Kleutgen zum ersten Male den Hörsaal des gelehrten Mannes betrat, steigerte sich nur noch im Verlaufe der Zeit. Bald auch suchte er ihn öfters in seiner Wohnung auf, um entweder betreffs einzelner Fragen näheren Aufschluß oder überhaupt für seine Geschichtsstudien Rath und Anweisung zu erhalten. Wie ernst er es mit diesen Besuchen nahm, möge man daraus entnehmen, daß er für diese Besuche, wie er selbst später erzählte, sich jedesmal eigens vorbereitete, um so den vollen Nutzen zu gewinnen. Was Kleutgen diesem seinem Lehrer verdankte, hat er niemals vergessen, und noch in seinen letzten Jahren redete er stets mit Hochachtung von den großen Verdiensten und der feinen Bildung Katerkamps. Wie hoch seinerseits Katerkamp den Studiosus Kleutgen schätzte und welche Hoffnungen er auf ihn baute, erhellt daraus, daß er ihn zu seinem Nachfolger auf dem Lehrstuhle der Kirchengeschichte ausersehen hatte. Und es war dieses nicht etwa ein bloß im Allgemeinen gefaßter Plan; vielmehr scheint Katerkamp sehr bald auch positive Schritte zu dessen Verwirklichung gethan zu haben. Kleutgen berichtet nämlich selbst, daß um jene Zeit das Oberpräsidium von Westphalen ihm die Aussicht eröffnet habe, ihn nach Empfang der heiligen Weihen auf Kosten des Staates seine Studien fortsetzen zu lassen, damit er sich auf das höhere Lehramt noch weiter vorbereiten könne. Einer der Mitstudirenden Kleutgens redet auch von der Möglichkeit, daß Katerkamp schon damals während eines Unwohlseins durch Kleutgen auf dem Katheder vertreten worden sei. Genug, dieser vertiefte sich mit großer Hingebung in das Studium der Kirchengeschichte, so daß er sich reiche Kenntnisse in diesem Fache erwarb.

Collegien über Apologetik und Dogmatik hörte Kleutgen erst im zweiten Semester (Winter 1832 auf 1833), und zwar bei dem damals seine Lehrthätigkeit beginnenden Professor Anton Berlage, welcher erst

[1] Werner, a. a. O. S. 396.

allmählich sich zu der Höhe emporarbeitete, auf welcher sein großes dogmatisches Werk steht.

Der jetzige Rektor der Akademie zu Münster, der damalige Privatdocent Christoph Bernhard Schlüter, war es, welcher Kleutgen in die speculativen Studien einführte. Im Jahre 1827 an die Akademie berufen, hatte derselbe, von Jugend auf an den Augen leidend, bereits im folgenden Jahre das Augenlicht vollständig verloren. Nichtsdestoweniger entwickelte er neben seinen Vorlesungen, die er bis auf den heutigen Tag mit ungetrübter Geistesfrische fortsetzt, eine ausgedehnte literarische Thätigkeit. Kleutgen hörte damals dessen Colleg: „Über Glauben und Wissen." Durch das geistreiche und nicht selten poetisch verklärte Wesen des jungen Professors außerordentlich angezogen, suchte unser Studiosus seine nähere Bekanntschaft, und gar bald war das Band inniger Freundschaft zwischen Beiden geknüpft. Jetzt besuchte Kleutgen den Prof. Schlüter täglich in seiner Wohnung, wo die für Beide freien Stunden zu gemeinsamen Studien verwendet wurden. Gegenstand derselben waren hauptsächlich die Schriften Friedrichs von Schlegel, und mehr noch die Baaders und Günthers. Vorzüglich Letzterer (bekanntlich damals noch nicht verurtheilt) hatte bei seiner größeren Begriffsbestimmtheit und seiner anscheinend größeren positiven Kirchlichkeit für Kleutgen eine nicht geringe Anziehungskraft. In dieser Hinneigung wurde er noch bestärkt durch einen sehr talentvollen Studiengenossen, den schon kurze Zeit nach seiner Priesterweihe in die Ewigkeit berufenen Franz Vierkante. Derselbe war für die Günther'sche Creations- und Incarnationslehre in hohem Grade begeistert. Kleutgen freilich konnte sich nicht immer mit den Günther'schen Speculationen einverstanden erklären. Und so wurde der Gedankenaustausch der Freunde oft ein sehr lebhafter. Ein anderer Mitstudirender weiß uns deßhalb aus jener Zeit von „gewaltigen Disputationen" zu berichten, deren Zeuge er oftmals gewesen, wenn sie gemeinschaftlich ihre Spaziergänge zum Grale gemacht hätten. Auch standen Beide, Kleutgen und Vierkante, mit Günther selbst in Briefwechsel. Einmal richteten Beide zusammen aus der Wohnung Schlüters an denselben ein Schreiben, in welchem sie ihm verschiedene Fragen und Zweifel vorlegten. Die Antwort Günthers fiel zur vollen Zufriedenheit Vierkante's aus, nicht so zu der Kleutgens. Dieser schwankte überhaupt zwischen Günther und Baader, wenn er auch während seines Aufenthaltes in Münster im Allgemeinen Ersterem den Vorzug gab. So sei gleich hier bemerkt, daß Kleutgen bei seinem Fortgange von Münster

dem Professor Schlüter sagte: „Halten Sie sich an Günther; seine Speculation ist kirchlich positiver, als die Baaders.“ Dann aber bei einem späteren Besuche in Münster meinte er: „Halten Sie sich an Baader; der steht auf dem Fundament der Väter und des Thomas.“ Diese Aussprüche sind höchst charakteristisch für unseren Kleutgen. Also schon damals war es ihm in erster Linie um eine Wissenschaft zu thun, welche mit der alten Kirchenlehre und darum mit der Lehre der Väter und des Fürsten der Scholastik im Einklange stände. Je nachdem ihm dieses bei Günther und Baader in höherem Maße zuzutreffen schien, bevorzugte er den Einen oder den Anderen. Volle Sympathie hatte er für Keinen; aber er hielt sich an sie, weil er etwas Besseres, insbesondere die Lehre der Scholastik, noch nicht genauer kennen gelernt hatte, ja von dem herrlichen Ausbau der kirchlichen Lehre, wie er sich in der Scholastik des Mittelalters vollzogen hatte, wohl noch kaum eine Ahnung hegte.

Kleutgen vergaß über dem großen Eifer, mit dem er sich den theologischen und philosophischen Studien hingab, keineswegs auf sein altes Lieblingsstudium, nämlich das des classischen Alterthums. Freilich konnte er demselben nur eine sehr beschränkte Zeit widmen. Gewöhnlich war dieses die Mittagsstunde von zwölf bis ein Uhr, wo sich im Schlüter'schen Hause eine Anzahl Freunde einfanden. Da las man denn auch gemeinschaftlich in den alten Classikern; am häufigsten griff man zu Pindar und Horaz.

Von den Freunden, die sich zu diesem Zwecke oder auch sonst in der Wohnung des Professors Schlüter zusammenfanden, und die auf solche Weise mit Kleutgen in engere Beziehungen traten, sind besonders zu nennen: der hochw. Herr Ferdinand Bartscher, gegenwärtig Domcapitular und Regens des Priesterseminars in Paderborn; Herr Dr. W. Junkmann, Professor der Geschichte an der Universität Breslau; sodann außer dem bereits genannten Vierkante der gleichfalls schon verstorbene Dr. Eduard Michelis, welcher 1837 als Hofkaplan des Erzbischofes Clemens August mit diesem die Gefangenschaft theilte, später in Münster und Luxemburg auf's Segensreichste wirkte, bei seinem übergroßen Eifer jedoch seine Gesundheit vor der Zeit aufrieb, so daß er schon im Alter von 42 Jahren starb.

Das Schlüter'sche Haus übte übrigens seine Anziehungskraft nicht nur auf Studentenkreise aus. Ein Freund der Familie macht uns darüber gerade mit Rücksicht auf jene Zeit folgende Mittheilungen. Nachdem er die damals noch lebende Mutter des Professors Schlüter, die

Frau Geheimräthin Schlüter, als eine Dame von tiefer Religiösität und freundlicher Christenliebe gegen jedes bedrückte Herz geschildert, fährt er fort: „Sie war es wohl zunächst, die das Schlüter'sche Haus zu einem kleinen Versammlungsort geistig bedeutsamer oder strebsamer, oder Kunst und Wissenschaft liebender Leute aus den verschiedensten Ständen und Altern machte. Dort wird Kleutgen auch wohl die alte Gräfin Stolberg haben kennen lernen und vielleicht auch das Fräulein Annette von Droste-Hülshoff. Damals war der Professor Schlüter in seiner Blindheit und in seinem universalen Wissen und Streben und Lieben schon der geistige Mittelpunkt des Hauses geworden."

Ob Kleutgen die Dichterin Annette persönlich kennen lernte, mag zweifelhaft bleiben. Jedenfalls aber hat dieselbe die Poesien Kleutgens gelesen. Professor Schlüter hatte ihr nämlich dieselben zur Einsicht unterbreitet, und sie gab darüber brieflich ein kurzes Urtheil ab. Die betreffende Stelle findet sich in den gedruckten Briefen der Dichterin und lautet folgendermaßen: „Also weiter, Sie erhalten auch die Gedichte Ihres theologischen Freundes zurück, worüber wir schon geredet; ich danke Ihnen nochmals dafür. Diesen Mann hat das Gefühl zum Dichter gemacht, und das größte Verdienst dieser Blätter liegt in der Kraft und Wahrheit desselben, mehr als im eigentlich poetischen Werth." [1]

In Münster selbst scheint Kleutgen sich nicht mehr viel mit poetischen Versuchen beschäftigt zu haben. Indessen findet sich in seinem Nachlasse eine Anzahl religiöser Gedichte, von denen jedenfalls ein Theil dieser Zeit sein Entstehen verdankt. Dahin rechnen wir ein kurzes Gedicht, in welchem der selige Friede zum Ausdruck gebracht wird, der seit dem Beginne der theologischen Studien in des Verfassers Herz eingezogen war. Das Gedicht lautet:

### Räthsel.

Aus dem Himmel sank zur Erde
Einst ein blühend Engelbild;
Wo es naht, entfleucht der Kummer,
Alle Sehnsucht wird gestillt.

Auf des Lebens irren Pfaden,
In der Lust, im bitt'ren Harm
Weicht es nicht von deiner Seite,
Hält es dich mit sanftem Arm.

---

[1] Dr. Chr. Schlüter, Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Münster 1877.

Ob du kämpfest, ob du duldest
Und im Schmerze stehst allein:
Hast du einmal es erworben,
Wirst du nimmer trostlos sein.

Willst du, was ich meine, kennen,
Nach dem Namen frage nicht;
Der wird's fassen und benennen,
Dem es laut im Herzen spricht.

Auch aus dem in der sogenannten zweiten Asklepiadeischen Strophe abgefaßten Gedichte „An Maria“ mögen hier Anfang und Schluß folgen:

Ob den Grüften der Erd', welche die Nacht umgraut,
Ob dem weiten Gefild, welches der Schmerz durchtönt,
Schwebst im Glanz der Verklärung
Du, Maria, mit mildem Blick.

Um dich wallet ein Meer himmlischer Gnadenfüll',
Er selbst, dem sie entströmt, schlummert an deiner Brust;
Engel lächeln hernieder
Aus der Wolke, ob der du ruhst.

Wo hinab du den Blick wendest, entfleuchet des
Kummers bleiche Gestalt; wo du hinab von dir
Sandtest die lächelnden Engel,
Zuckt im düsteren Auge der

Freude leuchtender Strahl: doch, wo mit Himmelsglanz
In der sterblichen Mitt', Hehre, du selbst erscheinst,
Blüht ätherischer Frühling
Schnell in modernder Gruft empor.

— — — — — — — — — — —

Doch in ödem Gefild schwankt dort ein Jüngling, bleich,
Irren Schrittes; und sein nächtlich umflorter Blick
Fragt die Weiten des Himmels
Um erbarmender Liebe Trost.

Auch den Sünder, auch ihn suchet dein Mutterblick,
Es zertheilet die Nacht deiner Verklärung Glanz,
Und in's angstvolle Auge
Lächelst milde hernieder du.

Von beklommener Brust sinket des Schmerzes Arm;
Schon, schon ringt er empor; mächtig dein Blick ihn hebt:
Durch die Tiefe der Seele
Neuer Freiheit Entzücken bebt.

Das entsühnete Herz mächtiges Sehnen der
Gotteskinder durchglüht: du, ja du führst auch ihn
Aus verschmäheter Welt zu
Des Altares geweihter Höh'.

Wenn bei Kleutgen nach Beginn der theologischen Studien die poetischen Ergüsse allmählich in's Stocken geriethen, so hegte er doch durchaus nicht die Absicht, seine Feder ruhen zu lassen. Es war schon in Münster, wo er dieselbe das erste Mal zu einer theologischen Schrift ansetzte. Die Betrachtungen über „das Evangelium des hl. Matthäus" [1], welche der Verfasser erst kurz vor seinem Tode der Öffentlichkeit übergab, wurden bereits damals vollständig ausgearbeitet. Professor Kellermann hatte unserem Kleutgen die Anregung zu dieser Arbeit gegeben; dieselbe fand, als sie vollendet vorlag, dessen volle Billigung. Durch Kellermann wurde auch die Gräfin Stolberg mit derselben bekannt gemacht [2].

Die Ausarbeitung der theologischen Erstlingsschrift übte auf das Geistes- und Gemüthsleben des mit jugendlicher Frische und Begeisterung schaffenden Kleutgen einen tiefgreifenden und folgenschweren Einfluß aus, indem es ihm dabei beschieden wurde, das Selbstbewußtsein seines stets Hohes anstrebenden Geistes mit den Forderungen der christlichen Demuth in Einklang zu bringen und zugleich sich über seinen Schriftstellerberuf größere Klarheit zu verschaffen. Das Licht, welches alle, auch die bis dahin in einem gewissen Widerstreite liegenden Bestrebungen seines Herzens auf einmal harmonisch verklärte, war mit einer mächtigen Gemüthserschütterung verbunden. Ein vertrauter Freund Kleutgens, dem er sich über dieselbe in einem aus dem Jahre 1833 datirten Briefe aussprach, steht nicht an, ihr eine so hohe Bedeutung beizulegen, daß er schreibt: „Der starke Mann des Verstandes und der Wissenschaft, von dessen individuellem Sein die meisten wenig oder nichts wissen, stand, wie es scheint, bis an's Ende auf dem Grund jener mächtigen Gemüthserschütterung und inneren höheren Erfahrung, und war diese der Saft und die Kraft in dem mächtigen Gewächse seines Wissens." Durch die Güte dieses Freundes sind wir auch in Stand gesetzt, die Stelle des Briefes

---

[1] S. diese Zeitschrift, Bd. XXIII. S. 531.

[2] Im Nachlasse des P. Kleutgen fanden wir ein hierauf bezügliches Andenken von der Gräfin Stolberg, nämlich eine 13 Seiten umfassende Abschrift aus den Werken Fénelons mit dem Titel „Sur les croix" und einer von P. Kleutgens Hand beigefügten Notiz folgenden Inhalts: „Cum anno 1833 Paderbornae studiorum causa commorarer, Sophia, uxor Comitis Friderici Leopoldi Stolberg Monasterio, ubi tum habitabat, hanc dissertationem, propria manu, nimia charitate et benevolentia transcriptam mihi misit cum litteris, quas amisi. Legerat scilicet cum R$^{mo}$ Kellermann commentariolum de Evangelio S. Matthaei, quem anno praecedente Monasterii composueram, et ab eodem Kellermann acceperat, quibus equidem tum Paderbornae malis affligi coepissem."

selbst, in welchem Kleutgen über die innere Bewegung und Erleuchtung berichtet, hier mitzutheilen. Die Fülle, ja Überfülle des Gefühles, welche darin zu Tage tritt, ist ein nicht zu übersehender Zug für die Charakteristik Kleutgens. Die Stelle lautet:

„Ich hatte damals den Auftrag von Kellermann, über den ganzen Matthäus eine Art von Paraphrase zu machen, von meinem Gewissen aber, über die Hoffart meines Herzens zu wachen. Da hatte ich mir nun vorgenommen, stets zu denken, ich sei wie jeder andere Mensch, und zwar auch in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft, Geist und Geschmack. Das setzte einen fürchterlichen Kampf ab. Denn über jener Arbeit hatte ich bei jeder Zeile, die ich schrieb, eine harte Versuchung, und konnte die Vorstellung nicht verdrängen, daß so doch nicht Jeder schreiben könnte. Dazu kam die Erinnerung an mein früheres Leben, an meine Mitschüler und Umgebung. Ich marterte mich fürchterlich und schrieb mit vieler Störung. Da kam ich bis zur Leidensgeschichte, und der Heiland, der in seinem ganzen Leben so deutlich vor mir gestanden, trank nun den Kelch, und ich folgte seiner Leiche in die Felsengruft. Plötzlich riß es mich gewaltsam empor: so hatte ich nie geglaubt, und ich meinte, das sei eine Offenbarung für mein ganzes Leben. Sie werden es mir verzeihen, daß ich mein Gelübde und Bekenntniß nicht glaubte giltig gesprochen zu haben, bis ich auf den Knieen lag und meine beiden Finger zum Schwören ausstreckte. Es durchrieselte mich grausenhaft, und ich zerfloß in Thränen. Aber wie ich jetzt aufstand, drängte und wühlte es in mir mit riesiger Kraft; es rief eine donnernde Stimme, und ich zitterte und bebte; denn deutlich fühlte ich, daß dieß tiefe Gefühl von Kraft gerade das war, welches ich als die wahre Sünde verdammen wollte. Endlich brach sich die Erstarrung, und mir ward's, als flössen meine Kräfte unwiderstehlich aus der Brust und wallten durch die Menschheit. ‚Es muß hinaus,' rief ich. ‚Ich gab es mir nicht.' Das war wieder das tiefe Gefühl, es sei dieß der Drang und die Sehnsucht, die ich von jeher gehabt; beide Hände preßte ich auf meine Brust. ‚Ich gab es mir nicht,' sagte ich nochmals und schüttelte plötzlich die unnatürliche Kettenlast vom Herzen. Jetzt kam mir alles zum Bewußtsein, was ich mir nicht gegeben, und das Leben begann mir in vielen Feldern, auf die mein Innerstes was es hatte aussenden sollte. Gott aber stand über mir; ich richtete einen festen Blick auf ihn, und nun: Laß wallen und stürmen, und kümmere dich nur um Ihn. Da verhallten die Stürme des menschlichen Lobes, Tadels, Neides, Frohlockens und Schmerzes in

weiter Ferne, und ich wußte nun, daß die Demuth nicht in Lügen bestehe, sondern in der Wahrheit, daß alles, was gut ist, von Gott zeugt und Ihm gehört, und der Maßstab meiner Demuth lag in der Lebendigkeit, mit der ich dieß fühlen würde, im Streben und in der Freude über das Gelingen."

Auf solche Weise, unter Stürmen und heftigen Erschütterungen, vollzog sich im Innern des jungen Mannes jene Festigung und Klärung, welche nachmals allen seinen schriftstellerischen Arbeiten ihren Stempel aufdrücken sollte. Klarheit, Ruhe und Objectivität sind ja bekanntlich in so hohem Grade ein Charakteristikum seiner Schriften, daß sie selbst seinen principiellen Gegnern Anerkennung abzwangen [1].

Die durch innige Frömmigkeit verklärte Ruhe und Sicherheit trat auch bald nach Außen in die Erscheinung, indem sie sich seinem Auftreten und seiner ganzen äußeren Erscheinung mittheilte. „Sein Weg und sein Ziel war das Studium der Theologie und das innere Leben in Christo," schreibt ein Bekannter Kleutgens nach seinen Erinnerungen aus der damaligen Zeit. „Er mußte es damals schon in beiden recht weit gebracht haben, wie sich das schon in seinem gehaltenen, selbst würdigen, überaus milden und sanften, dabei überlegenen, mitunter fast docirenden, predigenden und wie erleuchteten Wesen ausdrückte. Er hatte auch einen sehr feinen und nicht gewöhnlichen Sinn für die Schönheit in der Poesie und im Leben."

Von seiner Beschäftigung mit der Musik erfahren wir aus dieser Zeit nichts Näheres. Schwerlich aber wird er sich derselben ganz enthalten haben, da er bis in seine letzten Lebensjahre in ihr seine Erholung suchte. Daß die Kirchenmusik in der Münster'schen Kathedrale wegen ihrer Verweltlichung sein Mißfallen erregte, darüber spricht er sich noch 30 Jahre später in einem seiner römischen Briefe aus. Nachdem er daselbst über die unkirchliche Musik in den Kirchen Münchens geredet, fährt er fort: „Zwei Jahre später war ich in einer volkreichen, ebenfalls katholischen Stadt Norddeutschlands. Die Messen, die dort, von leichtfertigen Künstlern verfaßt, gesungen wurden, waren so weltlich, als ich je etwas gehört habe, und auch in dieser Stadt wurden beim feierlichen Hochamte statt des Introitus und Kyrie eleison die Ouvertüre aus der Zauberflöte mit vollem Orchester gespielt. Als gegen Mitte derselben die rauschende Fuge durch das Adagio unterbrochen wurde, wendete sich

[1] Vgl. u. A. Zarncke's „Literarisches Centralblatt", 1853, Nr. 41.

der Priester, der die durch lange Pausen getrennten Accorde für den Schluß hielt, um und stimmte das Dominus vobiscum an, worauf ihm vom Orchester mit dem zweiten Theile der Fuge geantwortet wurde.“ [1]

Gottlob ist das seither, wie anderswo, so auch in Münster, besser geworden.

## 7. Priesterseminar und Eintritt in den Orden.

Nachdem Kleutgen zwei Semester an der Akademie zu Münster zugebracht hatte, hielt er die Zeit für gekommen, um mit der näheren Vorbereitung auf den Eintritt in das Priesterseminar zu beginnen. Der Paderborner Diöcese angehörig, war er von selbst auch auf das Seminar in Paderborn hingewiesen. Wenn wir ihn jetzt dorthin begleiten, so bemerken wir vorab, daß von jetzt an die Quellen leider recht spärlich fließen.

Am 13. April des Jahres 1833 wurde Kleutgens Name in das Album der theologischen Facultät zu Paderborn eingetragen. Während des ganzen ersten Semesters und auch noch während eines Theiles des zweiten, nämlich bis kurz vor Empfang der ersten heiligen Weihen, wohnte Kleutgen in der Stadt, besuchte aber regelmäßig die Vorlesungen der theologischen Facultät. Laut einem am 23. August 1833 ausgestellten Zeugnisse hörte er „Vorlesungen über Dogmatik, Moral, Pastoral, Patrologie und Exegese des Neuen und Alten Testaments“. Zum Behufe seiner exegetischen Studien betrieb er auch eifrig das Hebräische.

Im Wintersemester 1833 auf 1834 unterzog sich Kleutgen der Prüfung für das Priesterseminar. Am 9. December erfolgte der Eintritt. Die niederen Weihen empfing er am Thomasfeste, den 21. December, die Subdiakonatsweihe am 22. Februar des folgenden Jahres. Beide Ordinationen nahm der damalige Weihbischof von Paderborn, der hochwürdigste Herr Richard Dammers, vor.

Die Zulassung zu den Weihen war durch den „damals allmächtigen“ Generalvikar Drücke erfolgt. „Derselbe, früher Domprediger, unter Preußen Regierungsschulrath, war,“ so wird uns berichtet, „ein großes Verwaltungstalent; er hielt genau auf das geistliche Decorum in der Kleidung und war ein Hasser der Kappen und langen Hosen. Wir lachten über Kleutgen, als er nach Münster berichtete, daß er ‚in Drücke-

---

[1] Kleutgen, Kleinere Werke. Zweiter Band: Briefe aus Rom. Münster, Theissing, 1869. S. 101 f.

scher Kleidung' [Hut und Kniehosen] seine erste Visite gemacht und sehr wohlgefällig aufgenommen sei."

Kurz vor dem Eintritt in das Priesterseminar war ein Entschluß Kleutgens zur Reife gekommen, welcher die letzte Entscheidung über seine Zukunft traf. Es war der Entschluß, in einen religiösen Orden, und zwar in die Gesellschaft Jesu, einzutreten. Eine Hinneigung zum Ordensleben hatte sich bei Kleutgen bereits bald nach Beginn seiner theologischen Studien geltend gemacht. Von frühester Jugend an mehr die Zurückgezogenheit liebend, als ein Leben, das ihn dem Getriebe der Welt überantwortete, belehrt sodann durch die mannigfachen Täuschungen, welche ihm die Welt bereitet hatte, konnte er in der Flucht der Welt nur etwas Erstrebenswerthes erblicken. Der Drang freilich, seine Kräfte und Fähigkeiten im Dienste und zum Heile seiner Mitmenschen zu verwenden, dauerte fort, ja wuchs, je mehr seine Hingabe an den höchsten Herrn und seine Begeisterung für dessen Reich auf Erden zunahm. Der Gedanke, in einen rein contemplativen Orden einzutreten, war daher von vornherein ausgeschlossen, obwohl Kleutgen die erste genauere Kenntniß des Ordenslebens aus einem Werke geschöpft zu haben scheint, welches sich vorzugsweise der contemplativen Richtung zuwendet. Es waren die mystischen Schriften des hl. Johannes vom Kreuze. Mit deren Lesung beschäftigte er sich bereits in Münster, und der Geist des Ordenslebens, welcher ihm dabei in seiner vollen Frische und Schönheit entgegenwehte, berührte sofort sympathisch sein Herz und ergriff es mächtig. Das großmüthige Opfer seiner selbst, welches der Ordensmann dem Herrn unwiderruflich darbringt; das Streben nach der christlichen Vollkommenheit, welches den echten Ordensmann stets begleitet und alle seine Handlungen adelt; die fortgesetzten Übungen der Frömmigkeit und des Gebetes, welche die Seele stets auf's Neue aus dem Erdenstaube in höhere Regionen emporheben: alles dieses entsprach durchaus den hochherzigen und idealen Bestrebungen, welche stets die Brust des jungen Kleutgen erfüllt hatten.

Der Orden, den Kleutgen zuerst in's Auge faßte, war der des hl. Benedict. In ihm hoffte er, wie es am meisten seinen Wünschen entsprach, seine Zeit zwischen Übungen der Frömmigkeit, Werken der Seelsorge und Studium theilen zu können.

In Paderborn scheint Kleutgen zeitweilig auch an den Eintritt in den Franciscaner-Orden gedacht zu haben. Daselbst lernte er nämlich ein Mitglied dieses Ordens kennen, dessen geistlicher Leitung er sich mit

großem Vertrauen unterstellte. Es war P. Henricus Goßler, ein Convertit, der früher Assessor gewesen war. Nachdem im Jahre 1828 der Franciscaner-Orden in Preußen wieder Zugang gefunden, war Goßler einer der Ersten, welche sich demselben anschlossen. P. Henricus stand zur Zeit, als Kleutgen sich seiner Führung anvertraute, als Prediger und Beichtvater mit Recht in großem Ansehen. Leider erregte er nachmals in weiteren Kreisen Aufsehen durch sein excentrisches Benehmen, zu dem er, wie wohlmeinend auch seine Absichten sein mochten, sich hinreißen ließ. P. Kleutgen hat ihm zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt. Die Hilfe, welche er bei ihm für die Pflege des geistlichen Lebens gefunden, schlug er ungemein hoch an. Zu einem festen Entschlusse, in den Franciscaner-Orden einzutreten, kam es nicht.

Gottes Vorsehung hatte Kleutgen für die Gesellschaft Jesu bestimmt, und sie wußte auch die Mittel zur Ausführung ihrer Absicht zu finden. Freilich kannte Kleutgen diesen Orden noch sehr wenig, aus eigener Anschauung gar nicht: den ersten Jesuiten sah er überhaupt erst bei seinem Eintritte in den Orden. Auch die Literatur der Jesuiten war ihm so gut wie unbekannt geblieben. „Ich hatte," schrieb er im Jahre 1868 über diese Zeit, „so viel ich mich erinnern kann, außer Maldonats Commentar kein Werk eines Jesuiten gelesen, eines neueren ganz gewiß nicht."

Die nähere Bekanntschaft mit dem Orden sollte Kleutgen vermittelt werden durch zwei frühere Zöglinge des Collegium Germanicum, mit denen er in Paderborn zusammentraf. Es waren dieß die Geistlichen Rust und Tewes, welch Letzterer späterhin als Dekan in Höxter eine lange, gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Alles, was Kleutgen aus deren Munde über die Lebensweise der Mitglieder der Gesellschaft Jesu vernahm, und was ihm über die Wirksamkeit des Ordens, insbesondere über seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Studien und der Erziehung berichtet wurde, erregte sofort sein Interesse in hohem Grade. Der Zweck und die Einrichtung des Ordens flößten ihm Bewunderung ein. Dieses Interesse und diese Bewunderung aber gehörten so wenig dem Gebiete der sterilen Abstraction an, daß vielmehr, wie er sich gar bald gestehen mußte, sein ganzes Innere in Mitleidenschaft gezogen wurde. Und es dauerte nicht lange, da konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß der volle Zug seines Herzens diesem Orden zugewandt sei. Er empfahl die wichtige Angelegenheit in eifrigem Gebete dem Herrn. Je mehr er nun zu Gott um Erleuchtung flehte, um so fester und zuversichtlicher wurde seine

Überzeugung, daß es wirklich Gottes Stimme sei, welche ihn in die Gesellschaft Jesu rufe.

Einmal zur vollen Klarheit gelangt, glaubte Kleutgen auch mit der Ausführung des erkannten göttlichen Willens nicht zögern zu dürfen. Mit Entschlossenheit wandte er sich in einem Briefe direct an den General der Gesellschaft Jesu, den hochw. P. Johannes Roothaan, indem er ihm die Gründe, aus denen er sich zur Gesellschaft Jesu berufen glaubte, auseinandersetzte und um Aufnahme in den Orden bat, aber es völlig ihm anheimstellte, die Ordensprovinz auszuwählen, in die er eintreten sollte. Es war dieses nicht lange vor der Zeit, die für die Subdiakonatsweihe anberaumt war. Letztere wollte Kleutgen auf jeden Fall noch in Paderborn empfangen, um auf solche Weise von der Verpflichtung zum Militärdienst in Preußen befreit zu werden. Das Antwortschreiben des P. General, welches, wie es scheint, noch vor der Subdiakonatsweihe eintraf, gab dem Candidaten die besten Aussichten; es wies ihn an, sich nach Freiburg in der Schweiz zu begeben, dort noch mündlich mit dem Provinzial der deutschen Ordensprovinz über seinen Beruf Rücksprache zu nehmen und dann, falls nicht ein unvorhergesehenes Hinderniß sich hemmend in den Weg lege, in das Noviziat jener Provinz einzutreten. Kleutgen jubelte. Also endlich, nach so vielen Schwankungen und Stürmen, durfte er sich der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, seinen wahren Lebensberuf gefunden zu haben. Jetzt, wo er, einzig Gottes heiligen Willen zur Richtschnur nehmend, im Begriffe stand, alle seine Kräfte und Fähigkeiten unwiderruflich und in vollkommenster Weise seinem heiligen Dienste zu weihen, glaubte er sich auch versprechen zu dürfen, daß hinfort nichts Irdisches mehr jene volle Ruhe des Geistes, die bei ihm eingekehrt war, ihm jemals wieder rauben werde.

Bevor wir Kleutgen bei seinem Abschiede von der Heimath begleiten, müssen wir einige Augenblicke bei der Frage verweilen, welche einem Jeden, der Kleutgens größere Werke über die Philosophie und Theologie der Vorzeit gelesen, sich hier aufdrängt. Es ist die Frage, inwieweit seine Ansichten über alte und neue Philosophie und Theologie, wie sie jenen Werken zu Grunde liegen, bereits bei seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu sich bei ihm ausgebildet hatten. Kleutgen selbst hat kurz vor seinem Eintritte die Gedanken, welche er damals über diesen Gegenstand hatte, ausführlich zu Papier gebracht. Wir geben deßhalb ihm selbst das Wort, indem wir die bezeichnendsten Stellen ausheben.

Das Ideal der kirchlichen Wissenschaft zeichnet er folgendermaßen:

„Es gilt bei dem Katholiken gewiß auch für die Wissenschaft der Grundsatz: Quod semper, ubique et ab omnibus. Jene wissenschaftliche Form, in welcher denkende Gläubige den Inhalt ihres Glaubens ausprägten, und jene Resultate des über die geoffenbarte Wahrheit denkenden frommen Geistes, welche, während die aus dem Zeitgeiste geborenen jedesmal mit diesem und dem Sieg über ihn zerrannen, allgemein von den Gelehrten der Kirche angenommen wurden und allen Wechsel der Zeiten überlebten: sie gehören gewiß zu den echten Früchten der vom heiligen Geiste in einer so wichtigen Angelegenheit geleiteten Kirche. Wie nun die Irrthümer entweder nur alte in neuer Gestalt, oder doch aus früheren entwickelt sind; so soll auch die kirchliche Wissenschaft gegen sie in alter Kraft und Wahrheit gerichtet und durch ihre Bekämpfung so ausgebildet werden, daß, was bereits errungen war, sich mehr und mehr bewähre. Das kann jedoch nur geschehen, wenn die Katholiken, wie im Übrigen, so auch in der Wissenschaft unter sich treu zusammen und fest halten an dem, was immer, überall und von Allen, ich sage nicht bloß geglaubt, sondern auch was gelehrt und gedacht wurde. Alsdann haben sie sichern Boden und feste Waffen, und können vielleicht wohl eine Zeitlang ohne erfreulichen Erfolg wider den Irrthum kämpfen, aber nicht dessen, was sie besitzen, beraubt werden oder gar unterliegen . . .“

Über die kirchliche Wissenschaft im Restaurations-Zeitalter heißt es:

„Es ward die Verbindung mit der kirchlichen Vergangenheit abgerissen. Die Gegner suchten die Vollendung ihrer Freiheit darin, daß sie sich von allem lossagten, was früher gegolten hatte, und sich benahmen, als bauten sie ganz unabhängig von denen, die ihnen vorausgegangen, Alles neu auf. Mit dieser Überhebung über die ganze vergangene Menschenwelt überraschten und verwirrten sie auch die Katholiken, so daß diese glaubten, es seien in der That ganz unerhörte Dinge an's Licht gebracht, und sich verlegen umsahen, wie da zu helfen wäre. Von jetzt an begann der Mißgriff, der bis auf unsere Tage öfters wiederholt worden ist. Der einzelne katholische Gelehrte wollte gegen den — wie er meinte — originellen Irrthum originell in der Vertheidigung der Wahrheit sein, isolirte sich dadurch in der Kirche und hatte in seinem schweren Kampfe keinen Haltpunkt als sich selbst . . . Die alte Literatur ließ man jetzt ebenso ruhig in den Bibliotheken modern, als den Papst jenseits der Berge sitzen. Man meinte, alle früheren Leistungen ignorirend, einen ganz neuen Grund legen zu müssen, sonst sei keine Rettung: höchstens sah man noch hie und da einzelne Aussprüche und Formeln als Notizen aus der alten Zeit erscheinen. Dieser Mißgriff, wie groß er sein mochte, war dennoch auch wiederum verzeihlich. Wie der lebendige Verkehr mit dem Mittelpunkte der Kirche durch gewaltsame Maßregeln der Fürsten gehemmt wurde, so war auch durch die plötzliche Zerstörung der religiösen Orden, die im Besitze fast aller Schulanstalten waren, die Verbindung mit der altkirchlichen Wissenschaft abgerissen, und dieß zwar nicht bloß, weil es auch für die Wissenschaft eine Art lebendiger Überlieferung gibt, sondern auch, weil das einmüthige Zusammenwirken aufhörte, und jeder Gelehrte auf sich

angewiesen war. Leider ist es aber durch diese doppelte Lossagung von der Leitung durch das Oberhaupt der Kirche und dem Ansehen der kirchlichen Vorzeit dahin gekommen, daß Katholiken in ganz ernster Begeisterung sagen, ihre Wissenschaft habe nur in der Freiheit gedeihen können, und wohl gar den Feinden dankbar die Hand küssen, daß sie ihre Fesseln gesprengt ..."

Es wird sodann über die einzelnen neueren Schulen gehandelt. Über Günther wird u. A. gesagt:

„Ich kann mich aber auch nicht überzeugen, daß die neueste Schule, die eben jetzt beginnt im katholischen Deutschland Ruf und Ansehen zu erhalten, im Kampfe wider Hegel glücklicher sei, als die hermesische im Kampfe wider Kant; vielmehr habe ich aus den jüngsten Schriften des Herrn Günther die Überzeugung gewonnen, daß er, bei allem guten Willen, ebenso wohl als Hermes seinem Gegner den cardo rei zugesteht, und ihn dann dennoch glaubt widerlegen zu können ..."

Das zusammenfassende Urtheil über die Grundfehler der neueren Schulen lautet:

„Diese neuen Schulen fehlten also dadurch, daß sie ihren Gegnern, die sie für originell hielten, nur mit ihrem katholischen Glauben entgegentraten, meinend, die katholische Wissenschaft erst schaffen oder doch so gut als umschaffen zu müssen. Man unterließ es, auf das, was in der Kirche schon geleistet und bis auf unsere Zeit in der Wissenschaft anerkannt war, zurückzugehen und darauf sich zu stützen. Darin nun offenbart sich nicht nur ein theoretischer Mißgriff, sondern auch ein praktisches Übel. Unser Denken und Wissen wird nicht fromm sein, wenn wir nicht unserer Schwäche uns bewußt, von Gott wünschen belehrt zu werden, und deßhalb nicht bloß für, sondern auch mit der Kirche, d. h. von ihr geleitet, unterstützt und bewaffnet, streiten, sei es in der einfachen Predigt, sei es in der wissenschaftlichen Behandlung des Glaubens. Der Satan kann in jeder Lichtgestalt erscheinen und alles Gute erheucheln; aber Eines ist, was immer Macht wider ihn hat — die Demuth. Wie ich fest überzeugt bin, daß die Männer, von denen die Rede war, ihren Gegnern nichts Unkatholisches, was sie als solches erkannten, eingeräumt haben; so bin ich auch weit entfernt, sie eines bewußten Mangels an Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die Kirche zu beschuldigen: der Feind des Lichtes hatte ihnen den Blick über ihr Verhältniß zu der Kirche und der Wissenschaft in ihr getrübt. Aber jene Bescheidenheit und Demuth, welche vor solchen Irrungen schützt, muß ich doch vermissen, wenn die Hermesianer so oft und so laut sagen, daß man bis auf ihre Tage in aller frommen Gutheit geglaubt, jetzt aber durch sie dahin gebracht werde, vernünftig zu glauben; wenn Hirscher mit derselben Heftigkeit, womit er die Lehren der alten Theologie, sich dabei gröblich wider das Dogma versündigend, angreift, wider so viele Anstalten und Einrichtungen der Kirche sich erhebt; wenn Günther die Gelehrten, die anders denken als er, mit bitterem Spott abfertigt und in aller Wahrheit verhöhnt, dann aber in seiner neuesten Schrift

den hl. Thomas von Aquin, nachdem er ihm seine neue Lehre vorgetragen hat, mit Bewunderung ausrufen läßt: Ein solches Wissen habe ich in Israel nicht gefunden ..."

Kleutgen verlangt endlich eine Prüfung der neuen Wissenschaft an der altkirchlichen und entwirft dabei gewissermaßen das ganze Programm seiner späteren wissenschaftlichen Arbeiten:

„Die Aufschlüsse, welche die neue Philosophie gegeben haben soll, müssen an den verflossenen Jahrhunderten die Probe bestehen. Es genügt nicht, daß ein Gelehrter, sei er auch ausgerüstet mit der Kenntniß der Glaubenslehre und beseelt von Eifer für die Kirche, mit seinem in unserer Zeit und mehr oder weniger unter ihrem Einflusse gebildeten Geiste an die Untersuchung gehe: was von den ersten Jahrhunderten an sich in den verschiedenen Epochen und verschiedenen Kämpfen in der Wissenschaft der Kirche bewährt hat, damit muß er ausgerüstet sein, darin wurzeln, davon getragen werden. Denn haben auch die Alten (wie man versichert) über die jetzt schwebenden Fragen, namentlich über das Bewußtsein und die Theorie des Erkennens, nicht viel philosophirt, so wird doch der mit ihnen vertraute und von ihnen belehrte Forscher nicht verlegen sein, zu bestimmen, was sie zu der neuen Lehre vom Bewußtsein und den aus ihr entwickelten Weltanschauungen sagen würden. In der Art, wie sie speculiren, wird er ihre Theorie von der Speculation, dem Ausgangspunkt, der Methode und ihre Ansicht von der Verständigung über die Glaubenslehre finden. Jede Wissenschaft aber, welche, was Jahrhunderte hindurch in der Kirche unter den Gelehrten allgemein gegolten, als falsch erscheinen läßt, und jede Theorie der Erkenntniß, nach welcher, wie dieß in der hermesischen und güntherischen der Fall ist, das in der Kirche stets geübte Denken als verfehlt zu bezeichnen ist, darf man mit Zuversicht als unkirchlich und darum als unwahr betrachten. Wenn Günther bis auf den hl. Augustin zurückgeht, um für sich und Cartesius im kirchlichen Alterthum einen Gewährsmann zu finden, und es beklagt, daß man mehr als zwölf Jahrhunderte hindurch auf anderm Wege, als den Augustin eröffnete, gewandelt sei; so redet er von der Erkenntniß-, wie die Protestanten von der Glaubenslehre. Luther hat diesen zufolge die Wahrheiten, welche zwölf Jahrhunderte in der Kirche verkannt waren, wieder an's Licht gebracht. — Jene Prüfung der neuen, je großartigeren desto gefährlicheren Wissenschaft an der altkirchlichen ist freilich eine Aufgabe, die in ihrem ganzen Umfange die Kräfte des Einzelnen übersteigt, aber bis nicht auf diese Weise durch das Zusammenwirken aller Kräfte die Wissenschaft wieder katholisirt sein wird, werden — das lehrt die Erfahrung — immer neue Ideen und Systeme in der katholischen Welt wie Gespenster umherschwärmen."

Als Ergänzung mögen hier noch einige Sätze folgen, die Kleutgen mehr als 30 Jahre nachher selbst zur Erklärung beifügte:

„Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß ich die oben mitgetheilten Ansichten nicht durch eine nähere Bekanntschaft mit der Philosophie und Theo-

logie der vergangenen Jahrhunderte erhalten hatte: — wie sollte ich zu dieser gekommen sein? — aber ich glaubte aus allgemeinen Grundsätzen also folgern zu dürfen. Es schien mir ganz unannehmbar, daß in den verflossenen Jahrhunderten der Kirche, gerade als die Segnungen der einzig wahren Religion am meisten verbreitet waren, so viele große Männer für die katholische Wissenschaft nichts von Bedeutung geleistet hätten, daß es in unserer, mit aller Macht wider das Reich Christi ankämpfenden Zeit ungläubigen Protestanten vorbehalten gewesen, die Wissenschaft auf den rechten Weg zu bringen und ihre wahren Principien erst zu entdecken. Alles, was seit dem Beginn des Mittelalters bis in's vorige Jahrhundert von katholischen Forschern geleistet war, zu verwerfen, oder doch unbenutzt zu lassen, schien mir mit dem Geiste des Katholicismus ebenso zu streiten, als mit dem Geiste des Protestantismus und jenes Philosophismus, in den er ausgelaufen ist, übereinzustimmen. Das Wenige aber, was mir aus der Wissenschaft der Vorzeit bekannt war, bestärkte mich in der Erwartung, daß diese die unbehagliche Leere, welche die Beschäftigung mit den Leistungen der neuen Zeit in mir zurückließ, ausfüllen, und aus dem unsichern Halbdunkel, in das ich mich versetzt sah, zur Bestimmtheit und Klarheit mich bringen möchte." [1]

Nach Allem, was Kleutgen über die Studien des Ordens, in den er einzutreten sich anschickte, in Erfahrung gebracht hatte, glaubte er annehmen zu dürfen, in ihm eine Wissenschaft anzutreffen, wie sie seinen Hoffnungen und Wünschen entsprach. Indessen übte dieser Umstand auf den Entschluß seines Eintrittes einen maßgebenden Einfluß nicht aus; denn er schrieb: „Möge ich vielleicht auch in dem Orden eine veraltete und unbrauchbare Wissenschaft finden, so soll mich dieß nicht irre machen. Denn auch Kunst und Wissenschaft sind untergeordnete Güter, gehören nicht zu denen, welche der Heiland uns gelehrt hat, vor allen anderen zu suchen."

In dem Entschlusse, mit dem Eintritte nicht bis nach erfolgter Priesterweihe zu warten, sondern dem Rufe Gottes unverweilt Folge zu leisten, wurde Kleutgen durch einen Besuch bei einer heiligmäßigen Person, welche in Paderborn lebte, nicht wenig bestärkt. Dieselbe — ihr Name war Gertrud Marianna Pöppel — mußte wegen andauernder Krankheit jahrelang das Bett hüten. Nach dem Urtheile derer, welche sie genauer kannten, zeichnete sie sich durch eine hohe Frömmigkeit aus; von Zeit zu Zeit stellten sich auch Zustände bei ihr ein, welche von Manchen für ekstatisch gehalten wurden. Kleutgen, der durch P. Henricus bei ihr

---

[1] Vgl. Kleutgen, Beilagen zu den Werken über die Theologie und Philosophie der Vorzeit. Zweites Heft: Zu meiner Rechtfertigung. Münster, Theissing, 1868. S. 4 ff.

eingeführt worden, pflegte sie zuweilen zu besuchen. Es scheint, daß er ihr auch über seine Absicht, in den Jesuitenorden einzutreten, gesprochen hatte. Nachdem er nun die Antwort des P. General erhalten, eilte er zu ihr und las ihr, um sie an seiner Freude theilnehmen zu lassen, den Brief vor. Sie hörte ruhig zu, bis er zu Ende gelesen, hob aber dann Blick und Hände zum Himmel und brach, wie in eine höhere Welt entrückt, in die Worte aus: „O, wenn wir nur auch mit der Gnade mitwirken!" Dieser Anblick und diese Worte drangen dem Besucher tief in die Seele. Er verstand es wohl, daß für ihn nun Alles darauf ankomme, muthig und ohne Zaudern den letzten Schritt zu thun. So verließ er schon acht Tage nach empfangener Subdiakonatsweihe das Priesterseminar, um die Seinigen von dem gefaßten Entschlusse in Kenntniß zu setzen, seine Angelegenheiten zu ordnen und dann in die Schweiz abzureisen.

Im Vaterhause angelangt, hatte Kleutgen bei seinen Verwandten, welche ihn nach kurzer Frist am Altare zu sehen gehofft hatten, noch einen harten Kampf zu bestehen. Aber er vertraute auf den Herrn, daß derselbe mit dem Wollen auch das Vollbringen verleihen werde. In diesem Vertrauen flehte er unermüdet zu Gott, Er möge die Herzen der Seinigen lenken, auf daß diese die von ihm so sehnlichst gewünschte Einwilligung ertheilten. Sein Vertrauen wurde herrlich belohnt. In einem Briefe vom 9. April konnte er an einen befreundeten Professor in Münster schreiben: „Herr Dechant Kellermann wird Sie schon von der erfreulichen Veränderung in den Gemüthern der Meinigen in Kenntniß gesetzt haben. Gottes Walten ist wunderbar, aber — Ihm sei ewig Dank dafür! — sichtbar mit mir in dieser Angelegenheit. Eltern und Schwestern sind seit einer segensvollen Stunde immer mehr gestärkt und jetzt in kräftig frommer Begeisterung. . . . Aus den Mauern St. Ignatii mehr. Mir ist außer ihnen nicht mehr heimisch." Kleutgen verschaffte übrigens den Seinigen, welche auf die Theilnahme an der Feier der ersten heiligen Messe verzichten mußten, einen anderen Trost, durch den sie in etwa entschädigt wurden. Er ermöglichte es ihnen nämlich, seinem ersten Wirken auf der Kanzel beizuwohnen, indem er für den Ostersonntag in seiner Pfarrkirche die Festpredigt übernahm. Dieser Aufgabe entledigte er sich, wie uns aus Dortmund geschrieben wird, „in so vorzüglicher Weise, daß diese Predigt großes Aufsehen erregte".

Bei der zärtlichen Andacht, die Kleutgen zur Gottesmutter hegte, drängte es ihn auch, den großen Schritt, welchen er zu thun im Begriffe

stand, in besonderer Weise unter deren mächtigen Schutz zu stellen. Er machte daher zu diesem Zwecke eine fromme Wallfahrt nach Werl.

Das letzte Gebet auf dem Grabe des Vaters scheint einen ungemein tiefen Eindruck auf das Herz des scheidenden Sohnes gemacht zu haben, da er desselben auf dem bereits früher berührten, ganz kurzen Erinnerungsblättchen ausdrücklich Erwähnung thut.

Endlich kam die Stunde des Abschiedes. Die Verwandten Kleutgens bewahren noch heute ein von seiner Hand geschriebenes Gedenkblatt auf, welches er den Seinigen beim Abschiede zurückließ. Es hat folgenden Wortlaut:

Die Zeit ist kurz.
Denen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Guten.
Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt.
Liebet euch, und Gott wird mit euch sein!
Wir sind Eins, denn wir essen von Einem Tische und trinken aus Einem Kelche, und sind Glieder Eines Leibes, in dessen Herzen unsere Liebe und Leben wohnt.
Der Herr Jesus Christus sei gelobt in Ewigkeit.

Es war der 10. April, als Kleutgen die Reise in die Schweiz antrat. Er berührte München und hielt sich daselbst, wie es scheint, einige Tage auf. Gegen Ende des Monats kam er glücklich in Freiburg an, wo die Jesuiten eine blühende Studienanstalt und ein großes Pensionat besaßen. Der Candidat ließ sich dem dort weilenden Provinzial der deutschen Ordensprovinz, dem P. Staudinger, vorstellen. Nachdem er sodann noch, wie es in der Gesellschaft Jesu Vorschrift ist, mit vier Patres über seinen Beruf und seine früheren Lebensverhältnisse Rücksprache genommen, durfte er, von deren Segenswünschen geleitet, zum Noviziatshause nach Brig im Kanton Wallis abreisen. Er erreichte dasselbe am 28. April. Mit welchen Gefühlen er es betrat, brauchen wir hier nicht zu beschreiben. Überwiegend war sicher der Affect der Freude, in welcher er jetzt mit dem Psalmisten sprechen durfte: „Haec requies mea in saeculum saeculi; hic habitabo, quoniam elegi eam“ (Ps. 131, 14).

So war die triebkräftige Pflanze endlich in dasjenige Erdreich versetzt worden, in welchem sie ihr volles Gedeihen finden und herrliche Früchte der Tugend und der Wissenschaft zeitigen sollte.

Die Novizen von Brig aber begrüßten den Ankömmling als ein Geschenk des Himmels aus der Hand des hl. Joseph. Mit welchem Rechte, möge man aus folgenden Thatsachen entnehmen. Im Jahre 1833

war in dem Collegium der Gesellschaft Jesu zu Sitten (Wallis) einer der Professoren, Namens Joseph Harnisch, erkrankt. Der junge Ordensmann, der sich durch Talent und Tugend auszeichnete, ging seiner Auflösung entgegen. Rector des Collegiums war der durch seine apostolischen Arbeiten in der Schweiz, Frankreich und Deutschland bekannte P. Theodor Neltner. Als dieser dem Kranken die heiligen Sterbsacramente spendete, wurde er um so mehr bewegt, da er noch kurz zuvor zwei von den Seinigen durch den Tod verloren hatte. So näherte er sich nach der ergreifenden Ceremonie dem Sterbenskranken und gab ihm im Tone väterlicher Auctorität den Auftrag, er solle, sobald er in die ewigen Freuden eingegangen, die Fürsprache seines hohen Patrons, des hl. Joseph, in Anspruch nehmen, auf daß ein tüchtiger Ersatzmann für ihn dem Orden zugeführt werde. Der Kranke versprach es und verschied am 6. Juli. Was geschieht? Im Herbste desselben Jahres treten in Brig zwölf Novizen in den Orden, und — acht davon heißen Joseph. Drei andere Joseph folgen noch im Verlaufe eines Jahres. Zu diesen letzteren gehörte auch unser Kleutgen.

Hier könnten wir schließen, hätten wir nicht noch ein Wort zu sagen zur Richtigstellung der falschen Nachrichten, welche später über die Motive zu Kleutgens Eintritt in die Gesellschaft Jesu in Büchern und Tagesblättern verbreitet wurden. Am häufigsten hat man, um von anderen absurden Unterstellungen zu schweigen, als Grund seiner Reise in die Schweiz und seines dortigen Eintrittes in den Orden den Umstand geltend gemacht, daß Kleutgen als gewesener Burschenschaftler — oder, wie eine pikantere Lesart lautet, als „Demagoge" — von der preußischen Regierung verfolgt worden. Man hat auf diese Weise, um es kurz zu sagen, zwei Thatsachen in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht, zwischen denen ein solcher in keiner Weise bestand. Als wir oben (S. 122) berichteten, daß Kleutgen Mitglied der Münchener „Germania" gewesen, haben wir auch gleich das Zeugniß eines noch lebenden Bekannten Kleutgens angeführt, aus welchem hervorgeht, daß derselbe sich auch in jener Zeit in keinerlei politische Machinationen eingelassen hat. Ein anderer, sehr vertrauter Freund Kleutgens, welcher ihn gleichfalls bald nach seinem Aufenthalt in München kennen lernte, schreibt uns: „Kleutgen hatte, wie ich überzeugt bin, nicht das mindeste politische Vergehen sich zu Schulden kommen lassen." Und Kleutgen selbst berichtet: „Ich war nie an irgend einer politischen Unternehmung betheiligt, und meines Wissens auch jene ‚Germania' nicht. *Daher hatte ich nicht*

die mindeste Ahnung, daß die preußische Regierung mich für verdächtig hielt.“ Freilich war Letzteres trotzdem der Fall: die preußische Regierung hielt ihn wegen der Theilnahme an der Burschenschaft für „verdächtig“, wie Kleutgen dieses später, nämlich ein halbes Jahr nach seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu, erfahren sollte. Allerdings wurde auf Kleutgen auch schon unmittelbar nach seiner Abreise in's Noviziat gefahndet, aber aus einem ganz anderen Grunde. Wie vorhin berichtet, hatte ihm der Oberpräsident in Münster ein Staatsstipendium in Aussicht gestellt, damit er sich für das höhere Lehrfach in Preußen weiter ausbilden könne. Der Eintritt Kleutgens bei den „bösen“ Jesuiten durchkreuzte dessen Pläne. „Sobald ich abgereist war,“ schreibt Kleutgen, „gab der erzürnte Oberpräsident, der von meinem Vorhaben, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, vernommen hatte, aber nicht wußte, daß ich schon abgereist war, Befehl, mich sofort zum Soldaten zu machen, oder, im Falle ich abgereist wäre, mein Vermögen mit Beschlag zu belegen und mich als Militärpflichtigen zu verfolgen. Als ihm bewiesen wurde, daß ich bereits die Subdiakonatsweihe erhalten, mußte er die Sache ruhen lassen.“ Im Verlaufe jenes Jahres wurden bekanntlich die eingehendsten Untersuchungen nicht nur über die actuellen, sondern auch über die gewesenen Mitglieder der Burschenschaft angestellt. So erging auch im November desselben Jahres durch den preußischen Gesandten in Bern an Kleutgen die Aufforderung der preußischen Regierung, sich in Berlin zu stellen, um sich über seine Mitgliedschaft bei der Münchener „Germania“ zu verantworten. „Ich folgte,“ schreibt Kleutgen, „der Aufforderung nicht, sondern nahm in einem schweizerischen Kanton das Einwohnerrecht, und damit war die ganze Sache beendigt.“ Übrigens hatten die Obern, als sie von Schritten der preußischen Regierung gegen Kleutgen die erste, noch unbestimmte Kunde erhielten und noch nicht wußten, ob es nicht vielleicht auf dessen Auslieferung abgesehen sei, den Novizen für einige Zeit außer Landes, nämlich nach Melan in Savoyen, geschickt. Kleutgen selbst aber hatte gleich beim Eintritt in das Noviziat, wahrscheinlich schon von den ersten Schritten des Oberpräsidenten benachrichtigt, um sich vor ferneren Plackereien zu schützen, seinen Namen gewechselt, und so war er auch bei seinen Ordensbrüdern eine Reihe von Jahren nur unter dem Namen „Peters“ bekannt.

Aug. Langhorst S. J.

---

# Die preußische Kirchenpolitik in Kleve-Mark.

(Schluß.)

---

Die Bittschrift des Klerus an den Pfalzgrafen, welche wir an letzter Stelle (S. 147) erwähnten, trägt die Unterschrift: „Sämbtliche Geistliche des Fürstenthumbs Cleve." Ähnliche Unterschriften begegnen uns noch öfter in den Actenstücken des Xantener Archives. Denn die klevische Klerisei war von Alters her gleich den anderen Ständen des Herzogthums organisirt, und die unsäglichen Drangsale und Plackereien, besonders des dreißigjährigen Krieges, hatten die Geistlichen nur noch inniger unter einander verbunden und den Plan einer engen Verbrüderung zur Vertheidigung des katholischen Glaubens und ihrer eigenen Interessen durch einen förmlichen Contractus concordiae et unionis hervorgerufen. Endlich konnte auch das Beispiel der niederrheinischen Calvinisten, welche unter sich eine wohlorganisirte Gemeinschaft bildeten, jene katholische Organisation nur befestigen. Dieselbe hatte ihre Deputirten und ihre Zusammenkünfte (Convocationen), von denen noch Protocolle vorhanden sind. Sie setzte Bittschriften auf an den Kurfürsten, an den Pfalzgrafen, an den Kaiser; bevollmächtigte Advocaten zur Führung ihrer Rechtshändel, ließ Schutzschriften drucken, legte sich selbst Steuern auf, um die mit alledem verknüpften Unkosten zu decken [1].

Alle Bemühungen der Katholiken, die Ratificirung des Dorstener Vertrages zu erhalten, waren, wie oben (S. 147) bemerkt, vergeblich. Nun ward wieder von Neuem unterhandelt und 1666 ein neuer Receß in Kleve geschlossen. Wiederum dieselben Schwierigkeiten in der Ausführung des Recesses; wiederum neue Verhandlungen in Kleve, Münstereifel, Linnich, Grimmlingshausen, Duisburg, Bielefeld, Köln an der Spree, bis in letzterem Orte 1672 unter der gewaltigen Pression äußerer Umstände — die Colonnen der Franzosen marschirten bereits gegen den Niederrhein — ein endgiltiges Abkommen zu Stande kam.

Wer war Schuld an diesen Schwierigkeiten? Nach Lehmann die

---

[1] Leider fehlt uns der Raum, die hierauf bezüglichen Documente des Xantener Archives hier mitzutheilen. Wir konnten überhaupt nur wenig aus diesem reichen Archiv hier veröffentlichen. Wir dürfen jedoch beifügen, daß ein Anderer eine vollständige Sammlung der auf die preußische Kirchenpolitik am Niederrhein bezüglichen Actenstücke herausgeben wird.

bösen Jesuiten, welche den Pfalzgrafen wie einen „Schulknaben“ am Gängelband leiteten, so daß er „nicht ohne Unredlichkeit“ den westphälischen Frieden gegen den Provisionalvertrag von 1647 „zu Felde führte“ (S. 60).

Gegen dieses Gerede über die jesuitische Bosheit wollen wir einen unverdächtigen Zeugen zu Felde führen: den Hallenser Professor Laspeyres, welcher über das Verhältniß der beiden Tractate Folgendes schreibt: „Die definitive Erledigung des [klevischen] Erbfolgestreites hatte das Friedensinstrument besonderen rechtlichen oder gütlichen Verhandlungen vorzubehalten für dienlich erachtet, über die kirchlichen Verhältnisse der streitigen Lande dagegen weder solchen Vorbehalt ausgesprochen, noch anderweitige specielle Bestimmungen getroffen. Nicht ohne Grund behauptete darum Pfalz-Neuburg, daß auch hier, der allgemeinen Regel gemäß, und weil alle dem Entscheidungsjahr widersprechenden Verträge null und nichtig sein sollten, der Zustand des Jahres 1624 ohne alle Rücksicht auf jenen Provisionalvergleich sowohl über Religionsübung beider Parteien als über Besitz der Kirchen und Kirchengüter entscheiden müsse“ (Geschichte der katholischen Kirche Preußens. Halle 1840. I. 220).

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm bestand also auf seinem guten Recht, wenn er, wie es auch sein Nachfolger that, am Normaljahr des westphälischen Friedens festhalten wollte.

Keine „Unredlichkeit“ beging Pfalz-Neuburg durch den Vertrag von 1647. Derselbe war nur ein provisorisches Abkommen; ein solches kann man aber ohne alle Unredlichkeit abschließen, selbst wenn vorausgesehen wird, daß die endgiltige Regelung eine andere sein werde. Aber Lehmann nimmt, da Rechtsgründe ihm mangeln, seine Zuflucht zu Anekdötchen, um den Pfalzgrafen, der sogar nach E. von Schaumburg (Die Begründung der Brandenburg-Preußischen Herrschaft am Niederrhein, S. 232) „für einen der geistreichsten, klügsten und erfahrensten Staatsmänner galt“, als einen bornirten Frömmler hinzustellen. Übrigens begeht er eine kleine Unvorsichtigkeit, wenn er ohne allen Beweis den „jesuitischen Rathgebern“ des Pfalzgrafen vorwirft, daß sie das alleinige Interesse der Kirche allen andern „Erwägungen“ vorziehen. Schreibt nicht auch sein großer Kurfürst, um die Verwerfung des Normaljahres 1624 zu rechtfertigen, den klevischen Räthen: sie hätten sich, ehe sie das Normaljahr in Dorsten zugestanden, über der „Geistlichen Meinung“ vergewissern sollen und sich besser informiren müssen, daß die Protestanten durch dieses Zugeständniß keinen Schaden erlitten (Lehmann I, 182)? Das Letztere war natürlich auch die Meinung der geistlichen Rathgeber, „sämmtlicher Prediger und Ältesten des märkischen Synodi“, welche also an den Kurfürsten schrieben:

„Des ganzen Synodi und aller rechtgläubigen Seelen ... demüthigstes Bitten, Flehen und Seufzen zu E. K. D. ist ... zum wenigsten allen gnädigsten Fleiß anzuwenden, daß weder hier (in der Mark), noch in den vereinigten Herzogthümern und Grafschaften den Kirchen Gottes einiger Abbruch widerfahren oder der römischen Kirche einiger Vortheil von dieser Verhandlung zuwachsen möge" (Lehmann I. 216). Das war die einzige durchschlagende Rücksicht, welche aus all den auf Verwerfung des Normaljahres 1624 bezüglichen Actenstücken hervorleuchtet: „nur kein Abbruch dem protestantischen Kirchenwesen, nur kein Vortheil der römischen Kirche!" Ob Gerechtigkeit und Billigkeit laut das Normaljahr des Reichsfriedens und die Zurückgabe des wider die Reversalien und alle spätern Verträge geraubten Gutes verlangten, danach wird nicht gefragt. Und doch wie schreiend waren die Rechtsverletzungen am Niederrhein? Zwei oder gar drei Gemeinden: Brienen, Düffelward, Wallach, gab es dort, in denen nicht ein einziger Protestant war, und nichtsdestoweniger Kirche und Pfarrpfründe Protestanten gegeben wurden; in den ganz überwiegend katholischen Städten Emmerich, Rees, Büderich waren gleichfalls, um von andern Orten zu schweigen, die Kirchen den Katholiken genommen, in der ersten Stadt gar sechs Kirchen; da die Protestanten dieselben nicht ausfüllten, zogen sie Anfangs für ihren Gottesdienst von der einen in die andere, bis sie schließlich zwei für ihren Cult behielten und die andern zu weltlichen Zwecken benutzten; eine eifrige protestantische Propaganda, welche über das ganze katholische Land zog, ward aus katholischen Stiftungen unterhalten; allen größern Gemeinden mit Ausnahme Kalkars und Xantens waren reformirte Bürgermeister vorgesetzt, wodurch die Protestanten nicht nur das Übergewicht in den Ständen erhielten, sondern, wie die klevische Synode sagt, auch protestantische „Kirchen und Schulen bishero löblich seind conserviret worden" (Lehmann I. 184); denn diese Magistrate, in Verbindung mit reformirten Patronen, statteten Prediger und Schulen ihres Bekenntnisses reichlich mit katholischen Stiftungen, insbesondere Vicarien, aus, machten Waisenhäuser und Hospitäler protestantisch, brachten das aus katholischen Fundationen erwachsene Armengut unter eine protestantische Verwaltung, von welcher sich die Katholiken häufig zurückgesetzt sahen: „wird auch," wie das Klever Capitel sagt, „den Katholischen so wenig gegeben, daß sie ... müssen gehen betteln" [1]. Ja noch während der Bielefelder Verhandlung wurden am 9. Februar 1671 die katholischen armen Kinder Kleve's, welche aus alten Stiftungen Unterstützungen bekamen, „trotz ihres Widerstrebens und Weinens" [2] von der katholischen Schule zum Rathhaus, von da in die reformirte Schule geführt und weiter gezwungen, die reformirte Kirche zu besuchen. War es unter solchen Umständen unbillig, daß die katholische Ritterschaft, Geistlichkeit und Bevölkerung des überwiegend katholischen Herzog-

---

[1] Gravamina Capituli Cliviensis im Xantener Archiv.

[2] Reclamantibus et collacrymantibus. Der nach Bielefeld gesandte Bericht schließt mit den Worten: „Si haec et similia in viridi facto tractatuum praesentium fiant, in arido quid fiat?"

thums Kleve laut die Beobachtung des Reichs-Normaljahres forderten, damit ihre Glaubensgenossen nicht länger mehr von ihren Kirchen, Pfründen, Armengütern, Stiftungen, Magistraturstellen ausgeschlossen blieben? Trotzdem wagt Lehmann zu schreiben: „Wurde der Zustand des Jahres 1624 streng durchgeführt, so mußten zahlreiche Gotteshäuser den Katholiken oder richtiger, da es in vielen Orten keine Katholiken gab, der römischen Kirche ausgeliefert werden; von Kleve behaupteten die Stände, daß die Evangelischen dort nur drei Kirchen behalten würden" (S. 66). Der Geheimrath hat in diesem Satze die Klagen der Stände zusammengestellt, doch dabei sich Änderungen erlaubt. Der erste Theil des Satzes ist aus der Bittschrift der märkischen Stände und bezieht sich nur auf die Mark und Ravensberg (I. 181); Lehmann verallgemeinert aber denselben, so daß die Worte sich auch auf das überwiegend katholische Kleve beziehen. Der zweite Theil ist aus der Bittschrift der klevischen Stände (I. 178); doch ist dabei der Ausdruck „nicht viel mehr als drei" in „nur drei" verändert. Die Klage der Stände ist ohnehin übertrieben; nach der Veränderung vollends würde sie im Munde der klevischen Stände als Lüge erscheinen. Auch schweigt Lehmann über die langen Verhandlungen, welche in Bielefeld über die klevischen Kirchengüter geführt wurden, und über ihr schließliches Resultat. Er erwähnt nur, daß der Kurfürst den märkischen Katholiken für ihren Verzicht auf den Simultangebrauch einiger Kirchen 5000 Thlr. zum Bau und Unterhalt einiger Kapellen gegeben.

Wer kann nach der Darstellung Lehmanns die schreiende Ungerechtigkeit, welche durch den Vertrag den Katholiken des Niederrheins zugefügt wurde, auch nur ahnen? Denn im großen Ganzen blieb der Status quo; die Katholiken erhielten nur Weniges von der großen Masse des ihnen Geraubten zurück. In Bezug auf ihre Kirchen in den Städten mit holländischen Besatzungen wurden sie auf kommende Unterhandlungen vertröstet. Aber bereits Kurfürst Georg Wilhelm hatte in einem Schreiben vom 17. November 1630 [1] wegen dieser Kirchen Verheißungen gemacht. Was hatte es genützt? Preußen schob die Schuld auf die Holländer; es hatte sich indeß diesen gegenüber des hauptsächlichsten Mittels, von ihnen die Restitution der Kirchen zu erlangen, beraubt, indem es dem von Holland garantirten westphälischen Frieden die Giltigkeit für Kleve-Mark absprach.

Aber nicht nur bezüglich der Rückgabe des Kirchengutes, auch in den anderen Hauptforderungen unterlagen die Katholiken, während der Kurfürst die seinigen im Wesentlichen durchsetzte. Schon in Bezug auf den Klever Receß (1666) konnte Letzterer sagen: man habe ihm „da-

[1] Eine Copie des Briefes im Xantener Archiv.

rüber einhelliglich gratuliret und zugestanden, daß, wenn dieselbe [derselbe] nur zu Observanz gebracht ..., man ein Mehres nicht wünschen noch begehren könnte: wie es dann an sich selbsten unleugbar und unwidersprechlich wahr ist, daß sowohl ratione Exercitiorum als auch Beneficiorum ecclesiasticorum Wir verschiedene klare Advantagen und vortheilhafte Conditiones stipuliret, welche wir für diesem auch nicht einmal von einem Richter, ob er gleich für uns gesprochen, prätendiren und hoffen können" (Lehmann, I. 223). Noch größere Vortheile erlangte der Kurfürst aus den bis 1672 fortgesetzten Verhandlungen. Die Protestanten bekamen in Jülich-Berg außer „vollkommner Gewissensfreiheit" so viele Orte mit öffentlicher Religionsübung, daß sie überall solche in der Nähe hatten und diese Gemeinden wegen ihrer großen Zahl kaum unterhalten konnten (I. 195. 209). Das war aber keineswegs für die Katholiken in der Mark der Fall, obwohl sie nach den Reversalien und dem Normaljahr dort fast überall das Recht der Religionsübung hatten. Ebenso ging es mit der kirchlichen Freiheit. Während Pfalz-Neuburg den Protestanten Jülich-Bergs ihre hergebrachte Kirchenordnung, die Freiheit, sich zu höheren Verbänden zusammenzuschließen, und den verfassungsmäßigen Zusammenhang mit den Confessionsgenossen des kurfürstlichen Antheils beließ (Lehmann, I. 77), verwehrte der Kurfürst seinen katholischen Unterthanen, ihren Bischof und Papst anzuerkennen, und nahm für sich den dem katholischen Glauben schnurstracks widersprechenden Summ-Episkopat über die Katholiken in Anspruch. Leider ließ der Pfalzgraf durch eine ausdrückliche Bestimmung des Recesses von 1672 es dabei bewenden, obwohl noch der Receß von 1666 dem katholischen Ordinario (IV. § 8. 9) verschiedene bischöfliche Rechte über die klevischen Geistlichen vorbehalten hatte. Nicht besser ging es mit anderen wichtigen Beschwerden. So erhielten die Katholiken keine Garantie gegen die Fortsetzung des schmählichsten Pfründenschachers. Indem endlich dem Normaljahr des westphälischen Friedens die stricte Geltung für Kleve-Mark abgesprochen wurde, entstand, wie mit Recht die vorhin von uns erwähnte Bittschrift des Klerus an den Pfalzgrafen hervorhebt, Rechtsunsicherheit für den Stand der katholischen Kirche. Auch die Reversalien von 1609 waren ja von den Protestanten, die denselben entgegen über 100 Kirchen, Vicarien und Renten sich genommen hatten, durchlöchert worden. So ward die ganze Rechtssicherheit auf die Abmachungen zwischen Brandenburg und Neuburg gestellt, die bis dahin ebenso schnell gebrochen als geschlossen waren. Schließlich be-

hielt sich noch der Kurfürst die Befugniß zu Repressalien, d. i. thatsächlich den Bruch dieser Abmachungen, vor: „Sollten Wir aber je in solcher Hoffnung [auf glimpfliche Behandlung der Protestanten von Seiten des Pfalzgrafen] wider Vermuthen fehlen, alsdann hätten wir allemal Mittel in Händen, die harte Begegnissen, so den unsrigen widerführen, auch den Katholischen in Unseren Landen widerfahren zu lassen" (I. 267). Klagten also die jülich-bergischen Protestanten über „Verfolgung" — und wir haben gesehen (S. 42. 43), wie sie die harmlosesten Dinge als „härteste Verfolgung" darstellten —, so konnte das Anlaß bieten und hat, wie wir sehen werden, wirklich Anlaß geboten, die Katholiken in ihren durch Reversalien, Friedensschlüsse und Verträge garantirten Rechten zu kränken.

Betrachtet man den Receß von 1672 im großen Ganzen und sieht ab von der einen oder der anderen Nebenbestimmung, so hat Brandenburg wirklich die größten „Advantagen" für sich und seine Glaubensgenossen herausgeschlagen, während Pfalz-Neuburg, über alle Maßen nachgiebig, Kirchen, Kirchengut und Gewissensfreiheit der Katholiken preisgab.

Trotz alledem wird der Kurfürst, welcher sogar das berüchtigte, der Gewissensfreiheit und den Verträgen hohnsprechende Säcke-Edict und die Androhung der Todesstrafe gegen Insinuirung einer geistlichen Verordnung des Papstes oder Bischofes ungemildert aufrechthielt, welcher selbst in mehreren ausschließlich oder überwiegend katholischen Orten die Katholiken von ihren Kirchen oder von ihren Kirchengütern und Ämtern ausgeschlossen ließ, wegen seiner bei den Verhandlungen gezeigten Toleranz und Gerechtigkeit von Lehmann gefeiert, während Pfalz-Neuburg bei jeder Gelegenheit als intolerant, engherzig, widerhaarig, dem Frieden feind geschildert wird. Er stützt seine Darstellung der Verhandlungen fast nur auf protestantische Quellen, insbesondere auf die Berichte der brandenburgischen Räthe, nicht aber auf die der Neuburger, auch nicht auf das reiche, bisher ungedruckte Material des Xantener Archives, welches vornehmlich ausführliche Documente und Verhandlungen über die Beneficien enthält. Allerdings mögen jene neuburgischen Berichte von Düsseldorf weggekommen sein, sowie die Actenstücke eines Pfarrarchives nicht in die Publicationen aus einem Staatsarchiv gehören. Aber darüber wundern wir uns, daß der Herr Geheimrath aus einer einseitigen, unvollständigen Berichterstattung die Verhandlungen getreu darstellen will. Wie die Neuburger über die brandenburgischen Gesandten urtheilten, geht aus einem Billet Stratmans hervor, das im Xantener Archiv sich befindet. Stratman wird auch von Lehmann als der tüchtigste Gesandte des Pfalzgrafen gerühmt; er war mit dem brandenburgischen Gesandten Blaspeil verwandt[1], dem Frieden

[1] Scholten, Die Stadt Kleve, S. 356.

günstig und auch dem Kurfürsten genehm. Derselbe schrieb aber an den Propst von Xanten kurz vor dem Beginn einer neuen Verhandlung: „Der edle Herr von Wachtendonk wird noch heute erwartet. In der Sache des Vaterlandes ist nichts geschehen. Weiter werden wir berathen, bis die zurückkommen, welche uns erdrücken; das sind wir gewohnt; so sind wir im verflossenen Jahr vorgegangen; so werden wir wiederum vorgehen; Gott möge eine bessere Gesinnung einflößen."[1] Man sieht es diesem Billet an, daß der neuburgische Gesandte von den endlosen Verhandlungen und Forderungen der brandenburgischen Gesandten ermüdet und eingeschüchtert ist.

Aber die Neuburger sollen selbst an der Verlängerung der Verhandlungen schuld gewesen sein. Das behauptet Lehmann. Was sagt die Geschichte dazu? Wer die Verhandlungen über den Ausgleich in die Länge zog, geht klar aus unzweifelhaften Thatsachen hervor. Hatte nicht der Kurfürst bereits 1644 den von seinem Vater geschlossenen und mehrere Jahre von ihm selbst nicht beanstandeten Vergleich einfachhin umgestoßen? Hatte er nicht 1648 sich geweigert, den klaren Worten des westphälischen Friedens zu folgen, und lieber die Kriegsfackel wiederum in's Land geschleudert? Hatte er nicht, wie der Pfalzgraf dem brandenburgischen Gesandten, ohne daß dieser es läugnete, gerade heraus sagte, die Publication der Sentenz (der hierauf eingesetzten kaiserlichen Commission) verhindert (I. 195)? Hatte er nicht den Dorstener Vertrag von 1655 kurz nach seinem Abschluß vernichtet? Alle friedliebenden Versicherungen des Kurfürsten vermögen diese Thatsachen nicht umzustoßen. An schönen Worten hat es diesem feinen Diplomaten und dessen Gesandten nie gefehlt.

Lehmann weist für seine Behauptung auf die Erklärung hin, welche die Neuburger dem Ausdruck exercitium publicum religionis gaben. Nach ihnen war nämlich exercitium publicum „der Gottesdienst in Kirchen, Rath- und andern öffentlichen, zum Gottesdienst verordneten Häusern". Lehmann nennt die Auslegung sprachwidrig; aber noch jetzt werden Juristen und Canonisten als Regel hinstellen, daß Conventikel in Privathäusern kein öffentlicher Gottesdienst sind. Diese Erklärung beweist also nicht, daß Neuburg den Klever Receß von 1666 nicht ehrlich ausführen wollte.

Kaum war der Vergleich von 1672 geschlossen, als ein äußeres Ereigniß eintrat, welches einen Umschwung in die kirchlichen Verhältnisse des Niederrheins brachte, aber von Lehmann übergangen wird. Die

---

[1] Das Billet lautet im lateinischen Original also: „$R^{me}$ $D^{ne}$. Succinctius supplicam omissis quibusdam odiosis concipiendam putavi, prout ex correctione videre est. Generosus Dñus de Wachtendonk adhuc hodie expectatur. In causa Patriae factum nihil. Ulterius deliberabimus, quoad redeant qui nos opprimunt; hoc in more habemus, sic elapso anno processimus, et denuo procedemus, Deus meliorem det mentem nosque conservet. Ego sum eroque $R^{mae}$ D. V.

ad officia paratissimus

Stratman."

Franzosen besetzten 1672 das Land und gaben in Emmerich, Rees, Orsoy und Büderich den Katholiken ihre Pfarrkirchen zurück. Im folgenden Jahre schloß der Kurfürst mit Ludwig XIV. den Frieden von Vossem, worin er u. A. auch den Katholiken Versprechungen machte. Zugleich trat er mit dem Pfalzgrafen in Unterhandlungen und schloß mit diesem am 30. Juli 1673 den Receß von Düsseldorf ab. Die katholischen Pfarrkirchen von Emmerich und Rees blieben im Besitz der Katholiken, nicht so die von Orsoy und Büderich. In letzterer Stadt ward die Kirche simultan, die reichen katholischen Pfarrgüter aber der viermal kleineren protestantischen Gemeinde unter der Bedingung zuerkannt, daß sie den Katholiken jährlich eine Rente von nur hundert Thalern ausbezahlte.

Der Kurfürst war nun in der heiklen Lage, daß, wohin er sich auch zur Erhaltung des so gefährdeten Besitzes von Kleve wenden mochte, zum Kaiser oder zum französischen König, überallher ihm die Bedingung gestellt wurde, den schreienden Beschwerden der klevischen Katholiken abzuhelfen. Darum darf es uns nicht wundern, daß er jetzt einige Zugeständnisse an die Katholiken machte, die übrigens auch der Pfalzgraf den Protestanten gewährte; daß er auf die Vorstellung des französischen Gesandten auf dem Nymwegener Friedenscongreß[1] die neuerdings gegen die Kapuziner von Kleve wieder ergriffenen Repressalien 1679 einstellte; daß er sogar das Säcke-Edict für einige Punkte milderte. Lehmann berücksichtigt zu wenig jene äußeren Umstände; eine nüchterne Darlegung derselben hätte besser zum Verständniß der brandenburgischen Realpolitik gedient, als Declamationen nach Weise Pufendorfs und anderer Hofhistoriographen.

Dem Vorausgehenden zufolge dürfen wir uns nicht wundern, daß auch nach dem Vergleich von 1672 den Katholiken fort und fort Anlaß zu neuen Beschwerden gegeben wurde. Es blieb ja die Anmaßung des landesherrlichen Summ-Episkopates über die Katholiken, sowie die beharrliche Bevorzugung der Protestanten für alle Ämter in dem katholischen Ländchen, und damit der Zunder zu fortwährenden Bedrückungen, die noch mehr von fanatischen subalternen Beamten als von höchster Stelle ausgingen. Unmöglich können wir hier die einzelnen Fälle aufzählen, die in den dicken Beschwerdeschriften enthalten sind. Nur auf

[1] Colbert ließ durch den Gesandten dem Kurfürsten sagen, die Redressirung eines solchen Mißverstandes lasse sich doch wohl anderswo finden, ohne daß sie an den armen Kapuzinern gesucht werde (Scholten, Kleve, S. 484).

zwei recht charakteristische Arten wollen wir aufmerksam machen: den Pfründenschacher und die Repressalien.

Die Pfründen, deren Patronat dem Kurfürsten zustand, auch die Seelsorgerstellen, wurden häufig direct dem Meistbietenden vergeben oder einem Protestanten, insbesondere einem Militär, überlassen, der sie dann für eine möglichst hohe Summe an einen katholischen Geistlichen abzutreten suchte. Was die übrigen geistlichen Stellen betrifft, so forderte der protestantische Landesherr für alle und jede, daß man ihn um Bestätigung angehe und dafür eine Summe auszahle, die bis zu einem Jahreseinkommen stieg. Hierbei bedrückte am meisten die Gewissen der Katholiken, daß sie solche Summen für reformirte Cultus- oder Schulzwecke zahlen mußten. Diese Mißbräuche dauerten ungestört fort bis zur französischen Revolution. In einer „Tabelle über die Verfassung der geistlichen Stifter, worin Sr. Königl. Majestät von Preußen die Collation zustehet, so mit einem Bericht de 23. Nov. 1772 nach Hofe eingeschickt ist“ [1], wird bei mehreren Präbenden die Summe angegeben, welche bei der letzten Vergebung erzielt wurde. So wurden in Kleve für das Decanat 2250 fl., für andere Präbenden 2000 fl., für Resignation der Pfründe 80 Thlr. bezahlt. In Xanten „pflegt für Collation in turno regio ein honorarium von 1800—2000 Thlr. bezahlt zu werden“. Ein so einträgliches Geschäft mußte womöglich erweitert werden. Mit dem Emmericher Jesuitencolleg waren zu dessen Fundation bereits 1596 die Einkünfte von sechs Canonicaten vereinigt, eine bescheidene Stiftung, da alle sechs zusammen nach Abzug der enormen Lasten 300 Thlr. eintrugen und die Jesuiten sich dafür verpflichtet hatten, das Gymnasium zu unterhalten und unentgeltlich zu unterrichten. Diese Vereinigung der Canonicate ward 1722 aufgehoben und die Pfründen trotz des Widerspruches des Compatronus, des pfälzischen Kurfürsten, dem Meistbietenden verkauft. Die Capitel weigerten sich, die Eindringlinge aufzunehmen; was verschlug es? Die Regierung zwang sie durch hohe Geldbußen [2]. Bei Kleve hatten die Minoriten seit 130 Jahren die Pfarrei in Donsbrüggen verwaltet, die ihnen vom katholischen Herzog überwiesen war. Preußen suchte aber die Ordensleute möglichst aus der Seelsorge zu verdrängen, was besonders den armen katholischen, von Franziskanern versehenen Gemeinden der Mark verderblich wurde. In Kleve machte die Regierung damit zugleich einen Profit. Die Pfarrpfründe von Donsbrüggen ward 1726 verkauft; ein in gemischter Ehe lebender Calvinist kaufte sie für seinen Sohn, der noch das Gymnasium besuchte. Niemals hatten die Landesherren in Kleve-Mark das jus primarum precum ausgeübt; auf einmal ward dasselbe 1717 gegenüber den klevischen Capiteln und dem Patroclus-Stift von Soest geltend gemacht und bereits besetzte Pfründen ihrem Besitzer genommen und Andern übergeben (Repraes. grav. S. 77. 87). In Kalkar ward ohne Rücksicht auf das Patronatsrecht der Stadt „ein Adjunctions-Patent“ auf die dortige Pfarrei einem unbekannten Studenten von Douai gegeben (Repraes. grav. S. 39).

[1] Scholten, S. 392 ff.

[2] Repraesentatio gravaminum, S. 28, und Adjuncta, S. 59 ff.

Ähnlich verfuhr man in Üdem, wo der Propst von Kleve Patron der Pfarrei war und 1721 bereits einen Pfarrer ernannt hatte. Da wollte auf einmal die Regierung gefunden haben, daß der Herzog von Kleve einmal das Patronatsrecht 1529 ausgeübt habe; sie cassirte nun sofort die Collation der Pfarrei und vergab letztere für 400 Thlr. an den Pfarrer von Grieth. Da dieser aber das Geld nicht auftreiben konnte, gab sie die Stelle einem Andern. Selbst wenn ihre Behauptung wahr gewesen, so hatte doch der Propst 200 Jahre lang das Patronatsrecht ausgeübt und mithin es durch Verjährung erworben. In dieser Weise ward das Patronatsrecht immer weiter ausgedehnt.

Was sagt nun Lehmann über diesen Pfründenschacher, von dem er einige Beispiele aus der Regierung Friedrich Wilhelms I. bringt? „Dem modernen Gefühle widerstrebt diese Vermischung des Heiligen und des Unheiligen höchlichst; sie lag aber durchaus im Geiste dieses wirthschaftlichen Jahrhunderts" (I. 415). Wie? Widerstrebt solcher Schacher höchlichst nur dem modernen Gefühle? Hat Lehmann nie von einem gewissen Simon gehört, dem Petrus wegen jener Vermischung zurief: „Dein Geld sei mit dir zum Verderben"? Hat nicht die ganze christliche Kirche die Simonie von jeher als eines der größten und zugleich verderblichsten kirchlichen Verbrechen gebrandmarkt? Das wußte man auch im vorigen wirthschaftlichen Jahrhundert; das machten die katholischen Beschwerdeschriften in der kräftigsten Weise gegen den preußischen Pfründeschacher geltend. Und Lehmann irrt, wenn er etwa glaubt, daß derselbe nur im „wirthschaftlichen Jahrhunderte" vorgekommen sei. Eine Beschwerdeschrift des Xantener Capitels aus der Regierungszeit Georg Wilhelms klagt bitter über solche Simonie, welche, wie wir oben (S. 142) gesehen, unter dem großen Kurfürsten fortgesetzt wurde. Die unheilvollen Wirkungen des Schachers mit geistlichen Dingen, große Scandale im Klerus, fehlten am Niederrhein nicht. Allerdings kam auch in rein katholischen Ländern öfter simonistischer Unfug vor, besonders im vorigen Jahrhundert; aber schwerlich wird man ein Land finden, wo der Pfründenschacher in solcher Weise von der Regierung ausgebildet war. Die Hauptursache davon war die unglückselige Kirchenhoheit des Landesherrn. Denn nachdem dieser kraft des Summ-Episkopates das Patronatsrecht in ein Collationsrecht umgewandelt und den Satz ausgesprochen, daß seine Collation nie dürfe zurückgewiesen werden und keine anderweitige Bestallung ohne seine Confirmation Geltung habe, war jener Simonie Thür und Thor geöffnet.

Wir kommen nun zu einer andern Eigenthümlichkeit der brandenburgischen Kirchenpolitik, den Repressalien[1]. Wenn man Retorsionen von Repressalien unterscheidet, so sind Retorsionen Entziehung von Begünstigungen, zu denen man nicht strenge verpflichtet ist, mag auch die Billigkeit sie erheischen; Repressalien dagegen Entziehung eigentlicher Rechte. Die Rechtslehrer gestatten nur ungern Repressalien, höchstens als eine Kriegsmaßregel, die man

[1] Wir verweisen hierfür auch auf die vortrefflichen Artikel im „Katholik", 1881, S. 348 ff, 496 ff.

anwenden mag, wenn friedliche Mittel vergeblich sind. Selbstverständlich sind Repressalien nur gegen einen feindlichen Staat und dessen Unterthanen zu gebrauchen. Aus diesen sonnenklaren Sätzen ergibt sich sofort die Verwerflichkeit der brandenburgischen Repressalien, die besonders in Schwung kamen, als nach Bekehrung des sächsischen Kurhauses (1697 und 1712) der König von Preußen sich als Vorhort des Protestantismus hinstellen wollte. Erhoben nun die Protestanten nicht nur in Jülich-Berg, sondern auch in andern Orten des deutschen Reiches, in Köln, in Kempten, in Heidelberg Beschwerden, flugs drohte Preußen mit Repressalien oder griff zu denselben und mißhandelte so lange seine eigenen Unterthanen, bis die fremden Herrscher aus Mitleiden mit diesen ihren Glaubensgenossen nachgaben. Es war das ein Faustrecht, von den Reichsgesetzen strenge verboten, weil mit Umgehung der Reichsgerichte und insbesondere der kaiserlichen Entscheidung zu Gewalt gegriffen wurde, ein Faustrecht, gegen die einfachsten Grundsätze des natürlichen Rechtes verstoßend, weil Preußen dadurch gegen seine eigenen unschuldigen Unterthanen wüthete und deren heilige, durch Verträge garantirte Rechte freventlich antastete. Zu den von Lehmann angeführten Fällen wollen wir einige andere von ihm übergangene aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. hinzufügen.

Die Bürgerschaft von Mettmann im Bergischen wählte 1717 einen Katholiken zum Bürgermeister und zwei Katholiken zu Schöffen. Die Protestanten konnten durchaus nicht beweisen, daß im Jahre 1624 dort ein protestantischer Magistrat gewesen; vielmehr erwiesen die Katholiken, daß sowohl vor als nach diesem Jahr Katholiken zu jenen Ämtern befördert worden seien. Die klevische Regierung verhängte nichtsdestoweniger Repressalien und räumte unter diesem Vorwande trotz aller Privilegien und Recesse noch unter den wenigen katholischen Beamten im Klevischen auf (Repraes. grav. S. 39 ff.). Ferner sperrte dieselbe Regierung, unter dem Vorwande, daß mehrere Protestanten unrechtmäßig von Ämtern im Bergischen ausgeschlossen worden, den armen Missionären in der Mark die Renten von jenen 5000 Thlrn., die den Katholiken für ihren Verzicht auf manche ihnen genommene Kirchen zugesichert waren (Repraes. grav. S. 85). Ein Prediger in Hückeswagen im Bergischen wurde wegen „seiner schimpf-, spott- und ärgerlichen Ausschreiung der römisch-katholischen Religion“ mit 12 Goldgulden gerichtlich gestraft. Sofort erpreßte die klevische Regierung zum Schadenersatz von dem ganz unschuldigen katholischen Geistlichen Schmitz zu Wengern in der Mark 25 Goldgulden (Repraes. grav. S. 50). Der pfälzische Kurfürst verbot den Protestanten in Kettwig eine Schule zu bauen. Dieselben waren zu diesem Bau weder durch den westphälischen Frieden noch durch den Receß von 1671 berechtigt, da unter den Gemeinden, welche das Recht auf Kirchen und Schulen haben, die von Kettwig nicht angeführt ist. Der König von Preußen ließ nun 1716 das Emmericher Jesuiten-Gymnasium mit der Erklärung schließen, es nicht öffnen lassen zu wollen, wenn nicht der Schulbau in Kettwig bewilligt würde. Vergeblich berief sich Kurpfalz auf die Verträge; vergeblich erbot es sich zu Unterhandlungen. Jene Maßregel ward nicht eher zurückgenommen, bis der Schulbau gestattet wurde. Ein solches Vorgehen war

um so auffallender, als man protestantischerseits trotz der ausdrücklichen Bestimmung des Recesses von 1672 die Katholiken in Kleve am Bau einer neuen Schule hinderte[1].

Größeren Staub wirbelte die Rheidter Predigerwahl auf. Präsentationsrecht hatte in dieser protestantischen Gemeinde der Freiherr von Bylandt, welcher 1718 den protestantischen Prediger Weyermann zum Pfarrer ernannte. Die Gemeinde widersetzte sich aber. Es kam zum Proceß. Das Gericht entschied für Bylandt; aber nun entstand noch größere Widersetzlichkeit, oder wie ein Actenstück sagt, „ein Aufruhr". Militär mußte einschreiten, die Hauptschuldigen wurden mit Geldbußen bestraft. Jetzt griff der König von Preußen ein. Die Klöster im Klevischen sollten diese Geldstrafen den verurtheilten Protestanten Rheidts ersetzen. Dem Jesuitencolleg von Emmerich wurden auch sofort 600 Thlr. auferlegt. Die Patres hatten keine so große Summe; da wurde der Sequester über ihre Güter verhängt und dieselben öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Der drohenden Vernichtung des Collegs konnten die Jesuiten nur dadurch entgehen, daß sie schnell beim Juden Gomperts in Kleve 600 Thlr. zu Wucherzinsen aufnahmen und der Regierung ausbezahlten. Zugleich schickte diese aber sich zu andern Repressalien an. Jetzt gab der pfälzische Kurfürst nach; er ordnete eine freie Predigerwahl in Rheidt an. Doch nun protestirte Bylandt gegen diesen Machtspruch, der ohne Weiteres ein rechtskräftiges gerichtliches Urtheil umstieß, und appellirte an das Reichskammergericht. Dasselbe entschied zu seinen Gunsten. Natürlich mußte während der langwierigen Streitigkeiten die regelmäßige Seelsorge unterbleiben. Candidaten des Predigeramtes versahen ab und zu den Gottesdienst. Ganz nahe, in Odenkirchen und Gladbach, waren übrigens protestantische Kirchen, welche die Rheidter besuchen konnten. Wegen dieser von der Gemeinde selbst verursachten Störung des protestantischen Gottesdienstes in einem ausländischen Dorfe verhängte nun die preußische Regierung die härtesten Repressalien über die klever Katholiken. Der katholische Pfarrer von Kleve ward suspendirt und ihm unter Strafe von 100 Goldgulden verboten, in der Stadt irgend eine pfarramtliche Thätigkeit durch sich oder Andere auszuüben. So ward selbst Taufen und Krankenversehen den Katholiken in Kleve verboten. Ebenso wurden in Goch die beiden katholischen Kirchen geschlossen, und als nach Kleve berichtet wurde, daß die Gocher in Scheunen und Privathäusern Gottesdienst hielten, befahl die Regierung dem Gocher Richter, dieß bei Strafe zu inhibiren[2]. Wurde eine katholische Pfarrstelle vacant, so verhinderte man die Wiederbesetzung, wie es in Grieth, Griethhausen, Dornick und Hagen geschah. Schließlich wurde noch am 1. Juni 1726 den Klevischen Kapuzinern gedroht, wenn sie nicht bewirkten, daß den Rheidter Beschwerden in Kurzem abgeholfen werde, müßten sie das Land räumen[3]. Was hatten die loyalen Katholiken,

---

[1] Scholten, Kleve, S. 214. — Repraes. grav., S. 29.

[2] Außführliche Demonstration und gründlicher Beweiß sehr vieler Religionsbeschwerden. Bonn 1730. S. 28. 93—104.

[3] Scholten, S. 484.

insbesondere die Ordensleute, für Unrecht verübt, daß man sie in dieser Weise behandelte? Hatten nicht Jesuiten noch kurz vorher der Krone Preußens die größten Dienste erwiesen? Und wo war auch das Unrecht, welches durch die Repressalien wieder gut gemacht werden sollte? In der Rheidter Sache lagen ordnungsmäßige gerichtliche Urtheile vor, gegen welche Preußen fremde Unterthanen durch Mißhandlung der eigenen Unterthanen schützte und hetzte.

Wir nehmen es Lehmann weniger übel, daß er alle diese Repressalien übergeht, als daß er die rechtliche Seite dieser Frage völlig unerörtert läßt. Es scheint ihm nur darauf anzukommen, daß das Mittel „prompt" seine Dienste thut; ob es rechtlich erlaubt, danach frägt er nicht. Er wittert gar das Schlimmste in den simpelsten und billigsten Forderungen, welche die Katholiken in diesem Punkte stellten. Denn nachdem er erzählt, Neuburg habe bei den Friedensverhandlungen von 1672 gefordert, daß das Retorsionsrecht „nicht ohne vorherige eingenommene behörige Information" angewendet werde, setzt er hinzu, aus dieser Forderung „spreche böser Wille und böses Gewissen; denn ... wer gab voraussichtlich in Zukunft zu Retorsionen Anlaß? Brandenburg sicherlich nicht" (S. 86). Es ist doch mehr als naiv, in dieser selbstverständlichen Forderung der Katholiken, nicht Gewalt anzuwenden, bevor man sich informirt habe, bösen Willen und böses Gewissen anzunehmen und dagegen die brandenburgische Unsündlichkeit hervorzuheben, die „in Zukunft sicherlich" kein Unrecht begehen werde. In ähnlicher Weise verfährt übrigens Lehmann auch in der Darstellung der wegen der pfälzischen Religionsbeschwerden von Friedrich Wilhelm I. ergriffenen Repressalien.

In Heidelberg hatte man eine neue Auflage des Heidelberger Katechismus veranstaltet und darin die 80. Frage durch eine für die Katholiken höchst beleidigende Glosse vermehrt. Es hieß da u. A., die Messe sei „vom Teufel"; es würden von Gott „verflucht die abgöttischen Papisten, welche ihren Abgott Mausim, d. i. die Hostie, ... in der Messe eleviren ... und solchen Götzen ... anbeten, auch solche Abgötterei mit gräulicher Tyrannei vertheidigen. Darum ist solcher Götze und gräuliche Abgötterei der Messe unzweifelhaft durch den Mund Gottes verflucht und soll alles Volk dazu sagen: Amen." Das Buch mit solchen Schmähungen auf die Katholiken war gedruckt „unter Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht höchstem Namen und ... Wappen", ohne daß der katholische Kurfürst seine Erlaubniß dazu gegeben [1]. Wenn außer der 80. Frage noch „andere ohnleidentliche Anzäpflichkeiten" gerügt waren, so war es ja den Heidelberger Protestanten ein Leichtes, darüber von der Heidelberger Regierung Auskunft zu begehren. Aber das wollte man nicht; man suchte einen Vorwand, die Verordnung als ein Verbot der reformirten Hauptbekenntnißschrift hinzustellen und wandte sich deßhalb an auswärtige Fürsten. Ähnlich geschah es beim zweiten „Gewaltstreich". Die Heilig-Geist-Kirche war simultan, und der Kurfürst gebrauchte den katholischen Chor als Hofkirche, so wie ja das von König Ruprecht erbaute Gotteshaus auch schon früher diesem Zweck gedient hatte und die Familiengruft des pfälzischen Hauses

[1] Kurfürstliche Verordnung, 14. April 1719.

enthielt. Da sich aber der Chor dafür zu klein erwies, forderte er von der reformirten Gemeinde die Abtretung des Schiffes, indem er zugleich seine Bereitwilligkeit zum Bau einer neuen protestantischen Kirche erklärte. Aber die Reformirten antworteten nicht auf diesen billigen Vorschlag ihres Landesherrn, sondern wandten sich mit Klagen an auswärtige Fürsten. Des fremden Schutzes versichert, schlugen sie dann das Anerbieten des Fürsten rundweg ab, welcher darauf das Schiff der Kirche mit Gewalt nehmen ließ, weil solches wegen des beabsichtigten Neubaues nur eine Translocation einer protestantischen Kirche sei. Preußen nahm sich sofort dieser Sache an, ließ sich mit Braunschweig (König von England) und Hessen vom Corpus evangelicorum am 10. October 1719 beauftragen, den Vorstellungen bei Kurpfalz „Nachdruck zu geben", d. h. Repressalien anzuwenden, und suchte auch außerdeutsche Mächte, insbesondere die Generalstaaten, in den leidigen Streit hereinzuziehen. Erst den 23. October wandte man sich an den Kaiser; aber bevor dieser die Antwort des angeklagten Kurfürsten auf die Beschuldigungen der Reformirten erhalten konnte, begann Preußen mit den Repressalien, schloß den Dom von Minden und ließ die Mönche von Hammersleben, auch altersschwache Priester, mitten im Winter, ohne Gewährung einer Frist oder eines Zehrgeldes, aus ihrem Hause treiben und die Klostergüter sequestriren. Auf die Vorstellung des Kaisers über diese ebenso harten, als den Reichsgesetzen und dem Rechtsgange hohnsprechenden Gewaltthätigkeiten an unschuldigen Unterthanen erwiederte der König von Preußen den 9. Januar 1720 mit dem ungerechten Vorwurf, daß seit dem westphälischen Frieden den „unendlichen Beschwerden" der Evangelischen von den Kaisern und Reichsgerichten „nicht in einer einigen die rechte und billige Hilfe angediehen"; Urheber aller dieser Drangsale sei der römische Klerus; die Mönche von Hammersleben seien „pars illius corporis", welches die Evangelischen immerfort bedränge; es hätten aber „alle und jede Membra ... an der Schuld der Commembrorum (dieses corpus) Theil, welches die Evangelische unverantwortlich gegen die offenbare Reichssatzungen durch böse consilia, dadurch man die großen Herrn verleitet, bedränget, zumal da ihr geistlich Haupt solche treubrüchige Rathschläge billigt, wo nicht darzu incitiret, oder wenigstens, wie es gar leicht sein könnte, sie nicht davon abhält." Der Kaiser antwortet nun in zwei Schreiben vom 23. und 24. Februar 1720 und legt ausführlich die Ungesetzlichkeit, Härte und Ungerechtigkeit der ergriffenen Repressalien dar, wie dieses auch im Decret der kaiserlichen Principal-Commission zu Regensburg vom 2. April 1720 geschieht. Wegen der unaufhörlichen Gewaltthätigkeiten und Gebietsverletzungen der preußischen Werbe-Officiere, über die in gleicher Weise Protestanten und Katholiken laute Klagen erhoben, nimmt er aber auch Veranlassung, den König hierüber, wie über das große Heer zu mahnen [1]. Er verfügte sodann bereits den 9. März die Restitution des Kirchenschiffes in Heidelberg an die Reformirten, worauf Preußen den 2. November

[1] Die betreffenden Actenstücke zusammengestellt in: „Kaiserliches Commissions-Decret in materia religionis" a. 1720.

die Aufhebung des Sequesters über Hammersleben anordnete, freilich nicht ohne Profit aus dieser Vertheidigung der evangelischen Sache zu ziehen. Denn den Mönchen wurde eine „Apothekerrechnung“ für die über sie verhängte Maßregel gemacht, und zugleich mußten sie auf die während des Sequesters von Preußen eingezogenen Früchte ihrer Güter verzichten. Das ist in Kurzem der Verlauf der wegen der Heidelberger Religionsbeschwerden ergriffenen Repressalien. Sie waren, wenn auch zu einer europäischen Staatsaffäre aufgebauscht, nur die Fortsetzung der am Niederrhein seit mehr als einem Jahrhundert zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg entstandenen Religionsdifferenzen und warfen hinwiederum ihre Schatten auf die Behandlung der klevisch-märkischen Religionssachen. Kurpfalz drängte durch seinen Residenten Dr. Lengel die Katholiken, ihre Beschwerden an den Kaiser zu bringen; so entstand eine Beschwerdeschrift nach der andern. Aber das Verhältniß zwischen den beiden Höfen war ein so gereiztes geworden, daß schon deßhalb Preußen sich nicht geneigt fühlen mochte, sein von Alters her angenommenes dilatorisches Verfahren bezüglich dieser Beschwerden aufzugeben.

Lehmann kommt es bei Darstellung dieser Streitigkeiten auf zwei Stücke an: zuerst alles zu verschweigen, was katholische Fürsten, insbesondere den Pfälzer, rechtfertigen oder entschuldigen könnte; sodann alles zu übergehen, was das Verfahren Preußens gehässig erscheinen ließe. Hätte er beispielsweise einige Ausdrücke der neuen Ausgabe des Heidelberger Katechismus gebracht und hinzugefügt, daß solche Schmähungen gegen die Katholiken im Namen und mit dem Wappen des katholischen Landesherrn, aber ohne dessen Erlaubniß gedruckt waren, so würde er nicht mehr über den „Gewaltstreich“ des Pfälzers haben schelten können. Wir tadeln freilich, daß der Kurfürst durch die Impertinenzen seiner Unterthanen sich hinreißen ließ, das Schiff der Heilig-Geist-Kirche zu nehmen. Aber dieß erscheint geringfügig im Verhältniß zu all den Beraubungen des katholischen Kirchengutes in Kleve-Mark, zumal da der Kurfürst für die Abtretung des Simultaneums den Protestanten eine neue Kirche bauen wollte. Lehmann lobt ja gerade dieß am großen Kurfürsten, was er am Pfälzer so schwer verurtheilt. Die Katholiken hatten in der Mark 1624 viele Kirchen gehabt, die später an die Protestanten verloren gingen. Es war nun Anfangs verabredet, daß sie in diesem Falle dort, wo noch einige katholische Familien sich erhalten, den Simultangebrauch dieser Kirchen bekommen sollten. Das wollten aber die Protestanten nicht zugeben, und so bewilligte der Kurfürst, wie oben bemerkt, statt des Simultaneums die sehr bescheidene Summe von 5000 Thlrn. für den Bau und Unterhalt neuer Kapellen. Und wie verfuhr man am Niederrhein vollends mit dem Kirchengut, wenn es für kurfürstliche oder königliche Zwecke geeignet schien? Den Fraterherren in Wesel nahm man einfachhin ohne Entschädigung einen Theil ihres Gartens zum kurfürstlichen Hof, jetzt Commandantur (Repraes. grav. S. 51). Hatte nicht die klevische Regierung die Niederreißung eines noch von Aussätzigen bewohnten Hospitals verlangt, um den Platz für Hunde Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht einzurichten? Hatte sie nicht in einer Nacht die dortige Capitelsschule demolirt, um Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht

einen geraderen und reinlicheren Weg zu bereiten? (S. oben S. 143. 144.) Es war also nicht nöthig, daß Preußen wegen der Expropriirung einer halben Kirche für den Landesherrn ein so großes Geschrei erhob. Aber die Angelegenheit zeigt uns auch, wie Lehmann die Actenstücke excerpirt. Er theilt nämlich die oben auch von uns angeführten Briefe des Kaisers und des Königs mit, obwohl sie schon mehrfach gedruckt waren. Das tadeln wir nicht, weil gerade diese Briefe über die preußische Kirchenpolitik großes Licht verbreiten. Aber der Geheimrath scheint bei den Excerpten den Gegenstand seines Buches, das Verhältniß Preußens zur Kirche, bei Seite lassen, dagegen das, worüber er gar nicht zu schreiben hatte, den „Groll" Österreichs über die preußische Militärmacht, ausführlich haben schildern wollen. So geschieht es, daß er die Rechtsfrage, worüber in den Schreiben viel die Rede ist, und dann noch lange Zeit in Deutschland ein sehr lebhafter Federkrieg geführt wurde, ganz übergeht oder sehr flüchtig berührt. Ebenso unterdrückt er in seiner „Darstellung", S. 417, das, was eigentlich Anlaß zu der kaiserlichen Mahnung bezüglich des preußischen Militarismus gegeben, nämlich die „unerlaubten Officier-, Werb- und anderen Gewaltthaten". Ferner verschweigt er die schweren, durch den Druck veröffentlichten Vorwürfe, die der König von Preußen dem Kaiser macht, und bringt nur den Ausdruck der kaiserlichen Entrüstung über diese Vorwürfe. So mußte natürlich ein ganz ungerechtfertigter „Groll" herauskommen. Sind aber solche Excerpte wissenschaftlich oder auch nur gerecht?

Lehmann verschweigt die Beweisführung, worin Friedrich Wilhelm I. zur Rechtfertigung der Repressalien sagt, daß jeder einzelne Geistliche mitschuldig ist an allem Unrecht, welches im deutschen Reiche gegen Protestanten geschieht, weil derselbe nämlich Glied des Klerus, commembrum illius corporis, ist, das zu diesem Unrecht die Fürsten verleitet. Eine solche Logik war wohl zu haarsträubend und mußte darum verschwiegen werden. Dennoch beleuchtet gerade diese Anschauung sehr gut die preußische Kirchenpolitik. Man beachtete nicht die über alles Lob erhabene Treue und Loyalität des niederrheinischen Klerus, sondern sah in ihm nur das, was confessionelle Vorurtheile vorspiegelten: ein mitschuldiges Glied jenes römischen Klerus, der fort und fort die Protestanten ungerecht bedrücke und verfolge. Darum war man nicht geneigt, seinen Beschwerden abzuhelfen, seine geraubten Güter ihm zu restituiren, die ihn erdrückenden Lasten zu mindern. Darum aber auch hielt man fest am Summ-Episkopat; durch ihn suchte man die einheimischen Glieder jenes schlimmen Körpers zu beaufsichtigen, von sich abhängig zu machen, in Schranken zu halten, dagegen von den anderen Gliedern, insbesondere von dem bischöflichen und päpstlichen Haupte, möglichst loszulösen. Daß gerade dieses Mißtrauen gegen den Klerus

nicht am Wenigsten zum Festhalten am Summ-Episkopat trieb, leuchtet noch aus einem anderen, bisher ungedruckten Actenstücke jener Zeit ein. Friedrich I. hatte verordnet, die Katholiken müßten bei ihm als Summepiscopus um die Confirmation bei Übertragung aller geistlichen Ämter anhalten. Auf die Beschwerde des pfälzischen Kurfürsten über diese Verordnung antwortet er u. A.:

„Die Absicht bei derselben Abfaßung [ist] bloß darauff gerichtet gewesen, daß die katholische Geistliche, welche auß übel hergebrachte Gewohnheit den pactis der Landeßherren unter dem Vorwand, daß sie alß clerici nicht von ihrer Obrigkeit als laicis dependiren oder ahn ihre Verträge gebunden, zu contraveniren undt wan sie nur deß päbstliche Stuhls interesse befördern können, die Religions- und andere Verträge gänzlich hintanzusetzen pflegen, in Unsern Landen in gebührenden Schranken zu halten, damit durch ihren vermeintlichen statum in statu oder suchende independenz Unserer landeßherrlichen und oberbischöflichen jurisdiction von ihnen nicht zu nahe getreten oder Unruhe in Landen erwecket, vielmehr die Religionsrecesse nebst andern pactis undt sanctionibus publicis unverbrüchlich gehalten werden mögen." [1]

Bei solchem Mißtrauen gegen die Geistlichkeit konnte diese nicht auf Abhilfe bei ihren Beschwerden und Nöthen hoffen. Allerdings sollten die pfälzischen und brandenburgischen Gesandten jährlich zusammenkommen, um die beiderseitigen Differenzen auszugleichen. Thatsächlich haben diese Conferenzen wenig dazu gedient, um die gegründeten Beschwerden der Katholiken zu beseitigen; die von uns mehrfach angezogenen Beschwerdeschriften zeigen durch Beifügung von Documenten, wie oft man die Abmachungen solcher Conferenzen übertreten hat. So rühmt Lehmann, der große Kurfürst habe 1676 die Beaufsichtigung der katholischen Kirchenangelegenheiten in Ravensberg dem lutherischen Consistorium in Bielefeld abgenommen (I. 89). Dennoch klagten die dortigen Katholiken fort und fort, daß sie „ratione jurisdictionis ecclesiasticae et visitationis und sonsten unter das Lutherische Consistorium mit vielen Inconvenientien und Scandalen gezogen". In der rheinbergischen Conferenz vom Jahre 1697 und der Düsseldorfer vom Jahre 1706 ward beschlossen, dem abzuhelfen; das half nichts; im Jahre 1723 beschwerten sie sich wiederum bitterlich über diesen Gewissenszwang (Allerunterthänigste Repraesentatio gravaminum, S. 167. 168). So wird glaublich, was der pfälzische Kurfürst über solche Conferenzen (Düsseldorf, den 6. April 1713) an den Kaiser schreibt [2]:

---

[1] Das Schreiben ist vom 27. September 1712. Eine Copie im Xantener Archiv. Ebendort ist eine Correspondenz zwischen König und Kurfürst betreffs des Edictes über die Unterdrückung der Marienfeste.

[2] Copie des Schreibens, sowie eines kaiserlichen Briefes aus derselben Zeit im Xantener Archiv.

„Obwohl ich meinerseits zu jeder Zeit beflissen gewesen alle und jede in meinen Jülich- und Bergischen Landen etwa entstandenen Religionsirrungen nach dem buchstäblichen Inhalt gemelten recessus (von 1672) abzutuhn, auch dasjenige, was bei denen dieserhalb nach und nach gehaltenen Religions-Conferentien abgehandelt und verglichen worden, in der gänzlichen Zuversicht vollziehen zu lassen, das man Clevischer Seiten dergleichen pari passu tuhn würde, so hat sich dennoch jedesmalen in der That gezeiget, das die Clevische damit nicht allein zurückgehalten, sondern die Katholischen in denen Clev-, Mark- und Ravensbergischen Landen immer mehr und mehr gedrücket und alle dagegen geschehene gründliche Vorstellung außer Acht gelassen habe, wie das bei der im verwichenen Jahr in Duisburg gewesener letzterer Conferenz sich ereignet hat, allmaßen die daselbst gewesenen Clevischen Deputirten, als die meinigen erkläret, das sie ehender nicht von gemeltem Duisburg abgehen wollten, bis alle und jede Religionsbeschwerden concertirter massen nach Inhalt der Recessen erledigt sein würden, wann man Clevischer Seiten desgleichen pari passu zu tuhn willens wäre, sich damahlen vernehmen lassen, hierzu nicht instruirt zu sein, zu verschweigen, das gedachte clevische Regierung dasjenige, was in ein und anderm Stück bei jetzgemelter Conferentz beschlossen worden, wieder über ein Haufen geworfen und ein andres verordnet habe.“

Die Geschichte dieser endlosen Conferenzen und Verhandlungen, wovon wir bei Lehmann höchst wenig erfahren, würde ein sprechendes Bild der die katholischen Kirchensachen dilatorisch behandelnden Diplomatie Preußens abgeben.

Doch genug. Ich wollte keine vollständige Geschichte der niederrheinischen und märkischen Religionsverhältnisse, sondern nur einige Notizen über Lehmanns Darstellung schreiben, um deren Unvollständigkeit und Parteilichkeit zu zeigen. Wir nehmen es Niemanden übel, wenn er, von den großen Eigenschaften mancher brandenburgischen Herrscher begeistert, einen Hymnus auf sie dichtet; aber wir verwahren uns dagegen, daß dieser Hymnus Geschichtschreibung genannt, daß dieser Hymnus mit Gehässigkeiten gegen katholische Herrscher gespickt, daß dieser Hymnus zum Schlachtgesang gemacht werde, der zur Fortsetzung des Culturkampfes gegen das katholische Volk ermuntert. Was für den Einzelnen die Erfahrung, ist die Geschichte für das Volk. Wie die Erfahrung nicht belehrt, wenn man vor unehrenhaften Begegnissen derselben die Augen verschließt, gerade so ist auch die Geschichte werthlos, wenn man aus ihr unehrenhafte Seiten herausreißt, die jedes Volk, jedes Regentenhaus zu bedauern hat. Ein Geschichtschreiber erfüllt nur dann seinen hehren patriotischen Beruf, wenn er, eingedenk, daß er Zeuge ist, auch dem Schwur des Zeugen treu bleibt: nichts als die Wahrheit, und die ganze Wahrheit. So ist auch die wahre und volle Geschichte der preußischen Kirchenpolitik in Kleve-Mark ungemein belehrend. Das Streben dieser Politik ging darauf hinaus, den Summ-Episkopat oder, wie man jetzt sagt, die

Kirchenhoheit auch über Katholiken auszuüben. Dagegen wehrten sich die Geistlichen und Gläubigen. Ein Culturkampf entstand. Was sind nun die Resultate des mehr als 200jährigen Kampfes? Die Thatsachen geben hierauf Antwort. Schwerlich wird man heutzutage einen einzigen Katholiken am Niederrhein finden, der nicht den kraft der Kirchenhoheit abgesetzten römisch-katholischen Bischof als seine geistliche Obrigkeit verehrte, sondern den landesherrlichen Summ-Episkopat anerkännte. Altkatholicismus und Staatskatholicismus sind fast spurlos am klever Lande vorübergegangen. Schien der Protestantismus dort eine Zeitlang bereits zu triumphiren, war bereits der Adel zu drei Viertel, Wesel, Ruhrort und Duisburg aber ganz abgefallen, konnte der katholische Herzog mit aller Anstrengung keinen katholisch gesinnten Bürgermeister in Kleve durchsetzen: so ist heute kein Mitglied jener protestantischen Adelsfamilien mehr im Lande, Duisburg und Ruhrort sind fast zur Hälfte katholisch; Wesel, „die alte Heldenstadt des westeuropäischen Protestantismus" (Lehmann, I. 57), hat über die Hälfte katholische Einwohner; in Kleve gibt es fünfmal, in Emmerich sechsmal, in Rees zehnmal, in Goch zwanzigmal mehr Katholiken als Protestanten; noch erdrückender ist das Verhältniß in den meisten Dörfern. Die Früchte, welche die Urheber jener Kirchenpolitik erwarteten, sind gänzlich ausgeblieben; der mehr als 200jährige Culturkampf hat keine andere Wirkung gehabt, als die Katholiken in ihrem Gewissen bedrängt, in ihrem heiligsten Gefühle gekränkt, in ihrem Gemüthe erbittert zu haben. Eine wahre Geschichte jener Kirchenpolitik hätte mächtig abgehalten, dieselbe zu erneuern und dadurch Zwietracht in's Vaterland zu werfen. Uns Katholiken mahnt sie aber, in der gegenwärtigen Noth nicht zu verzagen. Ängstliche Seelen, die bisweilen denken, das katholische Volk könne auf die Dauer den Culturkampf nicht aushalten, mögen auf den Niederrhein blicken, wo der Katholicismus nach 200jährigem Kampfe unentwegt dasteht, Allen zurufend: Schmach dem Feigen, der in der Vertheidigung der heiligen Sache den Muth verliert!

G. Schneemann S. J.

---

# Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister.

## 3. Der Ausbau.

(Fortsetzung.)

Als Frucht der weiteren schriftstellerischen Thätigkeit ließ Wagner im Jahre 1851 sein Werk „Oper und Drama“ erscheinen, das quantitativ und qualitativ bedeutendste von allen. Es allein erheischte auch eine zweite Auflage, welche 1869 ausgegeben und dem als entschiedensten Vertreter des deutschen Föderalismus bekannten Publicisten Constantin Frantz „freundschaftlichst gewidmet“ wurde. Was der Verfasser in seiner widmenden Vorrede von seinem Werke sagt, ist nichts weniger als empfehlend dafür. Er nennt es selbst ein sonderbares Buch, das er der Vergessenheit übergeben wollte, und das von Neuem durchzulesen seit seinem Erscheinen er einen großen Widerwillen empfunden habe. Er erklärt es auch für eine Arbeit, „welche ihrer Natur nach eigentlich für gar kein Publikum bestimmt sein konnte“ [1]. — Die Wagnerianer sind von jeher über diese Manie des Meisters in still resignirte Verzweiflung gerathen. Herr Glasenapp nennt es eine eigenthümliche Selbstkritik des Autors, die er über die bereits besprochenen früheren Kunstschriften nicht mit denselben stricten Worten gefällt habe — „vielleicht nur, weil ihm dazu die besondere Gelegenheit fehlte“ [2]. Nur Herr Edmund von Hagen verliert das Gleichgewicht keinen Augenblick. „Neidlich“ sich zu helfen wissend, holt er mächtig aus zu einem „freislichen“ Hieb auf die große Trommel seiner unverwüstlichen Begeisterung und beginnt die „Aphorismen über R. Wagner“: „R. Wagner's Schrift ‚Oper und Drama‘, welche in der Gegenwart meistens verkannt wird, und in diesem Jahrhunderte

---

[1] In diesem Vorworte spricht Wagner auch über die aus der Aufschrift des dritten Theiles: „Dichtkunst und Tonkunst im Drama der Zukunft“, abgeleitete Benennung: „Zukunftsmusik“. Er ist darüber gar nicht in dem Grade alterirt, wie es die Wagnerianer zu sein pflegen, bei welchen der Erfinder dieses Ausdruckes, der als Kunstkritiker anerkanntermaßen sehr tüchtige Professor Ludwig Bischoff, es gründlich verdorben hat. Wagner selbst ließ 1861 den offenen Brief an Fr. Villot, welchen er einer französischen Übersetzung von vier seiner Operntexte vorangesetzt hatte, unter dem Titel „Zukunftsmusik“ erscheinen, und als „Zukunftsmusik“ paradirt er auch im siebenten Bande der gesammelten Werke.

[2] Bd. I. S. 308.

auch wohl kaum in ihrer ganzen Tragweite übersehen werden kann, wird für die spätern Zeiten ein Canon der Kunst sein. ... Richard Wagner, dieser Allgewaltige, ist Sophokles und Platon, Shakespeare und Bacon, Schiller und Kant, Göthe und Schopenhauer in einer einzigen weltüberragenden Person. Ein solcher Geist redet dieses heilige Canon-Buch zu uns, dieser Riesen-Eck- und Markstein aller Zeiten, ehrwürdige Weisheit." Daß in einer Schrift über musikalische und dramatische Kunst ein Genie, wie es R. Wagner eigen war, eine lange Reihe geistvoller, treffender und fruchtbarer Ideen zu Tage fördern werde, versteht sich von selbst. Daß dem Opus auch die rauhen Züge des Meisters nicht erspart blieben, gesteht er selbst ein[1]. Nicht minder willig gibt er die Schwierigkeiten desselben und seiner Darstellungsweise zu[2]. Für ein Canon-Buch hielt er es selbst nicht. Es sollte nur „eine eingehende Behandlung des Problems der Oper und des Dramas" sein[3]. Daß er bei seinem Buche die reformirende That der Zukunft im Auge hatte, ist unzweifelhaft sicher; daß er aber erst für's künftige Säculum das volle Verständniß seiner Ideen erwartete — dafür war Wagner selbst nicht genügend Wagnerianer, d. h. — wie schon gesagt — dafür war er zu gescheidt.

In der Einleitung präcisirt er die zu behandelnde Frage und seinen Standpunkt zu ihr mit hinreichender Klarheit. „Die Wirksamkeit der modernen Oper, in ihrer Stellung zur Öffentlichkeit, ist ehrliebenden Künstlern bereits seit lange ein Gegenstand des tiefsten und heftigsten Widerwillens geworden; sie klagten aber nur die Verderbtheit des Geschmackes und die Frivolität derjenigen Künstler, die sie ausbeuteten, an, ohne darauf zu verfallen, daß jene Verderbtheit eine ganz natürliche und die Frivolität[4] demnach eine ganz nothwendige Erscheinung war." Der Grund des Übels, welches er auch in seiner geschichtlichen Entwicklung zeigt, ist darin zu suchen, „daß ein Mittel des Ausdruckes (die Musik)

[1] Vorwort zur zweiten Auflage, S. IX.

[2] A. a. O. S. X. [3] A. a. O. S. X.

[4] Wenn Wagner derartige Bezeichnungen gebraucht, müssen wir das moralische Moment, welches sonst in ihnen liegt, nicht nothwendig eingeschlossen denken. Leichte Behandlung ästhetischer Formen ist ihm auch Frivolität. Geht er doch so weit, zu erklären, daß in den Werken Meyerbeers „diese Unnatur bis auf die unsittlichste Spitze getrieben sei". Welche Unnatur? Diese, daß auf dem Wege der musikalischen Charakteristik Effecte angestrebt werden, die man nur durch das Wort der Dichtung erreichen kann. Das ästhetisch Widernatürliche ist ihm auch unsittlich. Und umgekehrt?

zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht war"[1]. Näher diese Worte erklärend, sagt er unter Anderem: „Die Absicht der Oper lag von je, und so auch heute, in der Musik. Bloß um der Wirksamkeit der Musik Anhalt zu irgendwie gerechtfertigter Ausbreitung zu verschaffen, wird die Absicht des Dramas herbeigezogen, — natürlich aber nicht, um die Absicht der Musik zu verdrängen, sondern vielmehr ihr nur als Mittel zu dienen."[2] Der Grundirrthum im Sein und Leben der modernen Oper liegt also darin, daß man ihr die Möglichkeit zutraut, „auf der Basis der absoluten Musik das wirkliche Drama zu Stande zu bringen"[3].

Wenn nun dem thatsächlich also wäre, dann litte das so beliebte und wirksame Operngenre allerdings an einem tiefen Schaden — an einer wirklichen Widersinnigkeit. Denn die Musik für sich genommen, einzig mit ihren eigensten Mitteln — die absolute Musik, wie sie Wagner nennt, vermag nie und nimmer wirklich dramatisch, wirklich handelnd zu werden. Dazu sind ihre Kunstmittel viel zu unbestimmt. Sie vermag eine Wahrheit nur in den allgemeinsten Zügen darzustellen, während doch zur Repräsentation einer Handlung die concreteste Bestimmtheit unerläßlich ist. Die Musik laborirt hier gerade an der gegentheiligen Schwäche der Plastik. Dieser — der Plastik — wird die Darstellung der Handlung erschwert durch die spröde Regungslosigkeit ihres Materials, jener — der Musik — wird sie unmöglich durch die totale Beweglichkeit desselben. Die Musik vermag nie die Handlung selbst zu geben, sondern nur die Stimmung, wenn man will — das Fühlen des Handelnden. Sie wird uns nicht die Handlung zeigen, sondern uns ihr entsprechend anmuthen, stimmen. Das ist so wahr, daß selbst das Wort — das präciseste aller Kunstmittel — den Vorzug seiner Kürze und Bündigkeit theilweise in den Kauf geben muß, wenn es zum Gesange werdend in Musik übergeht, mit ihr sich verbindet. Wagner konnte an diesem Übelstande selbst nicht unbeschadet vorüberkommen. Im Allgemeinen muß ihm aber zugegeben werden, daß er das Richtige theoretisch und praktisch getroffen hat. Insofern sein Kunstwerk die Vertheilung der Leistungen aller in der Oper sich vereinenden Künste nach dem Maß ihrer natürlichen Fähigkeit bestimmt und abgrenzt, muß ihm der Vorzug unbedingt zugesprochen werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß jeder andere ähnliche Versuch ein Unding zu Tage fördern müsse. Denn gesetzt, daß die Ton-

---

[1] Einleitung S. 9. [2] S. 11. [3] S. 12.

kunst ein Operngenre schaffen will, in dem sie die übrigen Künste nicht al pari stellt, sondern nur als Staffage, als Folie ihrer Thätigkeit gebraucht, so kann dieß schlechthin nicht als unkünstlerisch, unästhetisch, geschweige denn als frivol bezeichnet werden. Wagner ist nie zufrieden mit der Anerkennung, die seinen Vorzügen wird. Er will sie radical unbestritten machen, indem er alles Andere mit Stumpf und Stiel ausgerottet oder doch möglichst in Mißcredit wissen will. Herr Vogel[1] ist aufrichtig genug, einzugestehen, daß Wagner mitunter — er hätte auch sagen können: oft — den Eindruck machte, als wolle er von keinem seiner künstlerischen Genossen, mit einziger Ausnahme von Liszt, Besonderes halten. Ganz in diesem Stile bewegen sich die Schlußworte seiner Einleitung: „Wenn ich nun als Zweck dieses Buches mir den zu führenden Beweis dafür gesetzt habe, daß allerdings aus dem Zusammenwirken gerade unserer Musik mit der dramatischen Dichtkunst dem Drama eine noch nie zuvor geahnte Bedeutung zu Theil werden könne und müsse; so habe ich, zur Erreichung dieses Zweckes, zunächst mit der genauen Darlegung des unglaublichen Irrthumes zu beginnen, in dem diejenigen befangen sind, welche jene höhere Gestaltung des Dramas durch das Wesen unserer modernen Oper, also aus der naturwidrigen (!) Stellung der Dichtkunst zur Musik, erwarten zu dürfen glauben."[2] Also Wagner erschaute als der Erste, was noch von Keinem zuvor auch nur geahnt wurde! Das ist denn doch zu viel! Einen solchen Glauben hat noch kein Künstler für sich verlangt. Einer derartigen Forderung an die bessere Erkenntniß, an den guten Verstand des Publikums kommt einzig nur die andere des Meisters gleich: „Wer meine Werke liebt, muß auch meine Person lieben." Hat denn der vielkundige Dichtercomponist und Kunstphilosoph nie gelesen oder gehört, was Weber einst über seine „Euryanthe" geschrieben hat? „Euryanthe ist ein rein dramatischer Versuch, seine Wirkung nur von dem vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste hoffend, aber sicher wirkungslos, wenn ihrer Hilfe beraubt." — Ist ein solcher Versuch etwa ahnungslos? Nicht umsonst muß Wagner einige Dutzend Seiten nachher vom Componisten des „Freischütz" ein bündiges Urtheil dahin abgeben, daß er hier nichts Anderes war, als was Rossini in seinem „Tancred", „nur er edel und sinnig, was dieser frivol und sinnlich"[3].

---

[1] „Richard Wagner", S. 116. [2] S. 12.

[3] Oper und Drama, S. 45.

Zum Glück vergißt sich Wagner bald darauf selbst und gesteht von der Eingangsscene der „Euryanthe“ unverhohlen ein, daß hier durch den edelsten und treuesten musikalischen Ausdruck die gefühlvolle dramatische Rede als solche selbst wiedergegeben werde. Er findet hier einen jener Momente, wo Webers „höheres künstlerisches Streben mit wirklichem und schönem Erfolge“ gekrönt wird, „wo er die Absicht seines eigenen künstlerischen Schaffens nicht mehr in die Musik, sondern in die Dichtung setzt, und die Musik zur Förderung dieser Absicht verwendet“ [1]. Das heißt mit andern Worten, wo er das erstrebte und theilweise auch wirklich vollbrachte, was nach Wagner die Grundidee des Kunstwerkes der Zukunft jure exclusivo ist. Richard Pohl bemerkt zu den obigen Worten C. M. v. Webers und einigen andern sinnverwandten Anführungen: „Ich könnte diese Citate noch mehren; sie genügen aber hier, um zu zeigen, daß R. Wagner mit seiner Kunstlehre ebenso organisch verbunden mit den besten Geistern der Nation dasteht, wie seine Kunstbestrebungen historisch folgerichtig aus dem Kunstbedürfnisse herausgewachsen sind“ [2]. So ist es richtig und recht! R. Wagner hat in seinen Werken wahre Grenzsteine einer neuen Kunstepoche für die Oper gesetzt. Aber am Firmamente bei Mond und Sternen stehen diese Marken nicht, sondern auf demjenigen Boden, wo längst vor ihm schon manche Meisterhand gearbeitet und gebaut hat.

„Oper und Drama“ zerfällt in drei größere Theile: 1. Die Oper und das Wesen der Musik. 2. Das Schauspiel und das Wesen der dramatischen Dichtkunst. 3. Dichtkunst und Tonkunst im Drama der Zukunft.

Der erste Theil führt die schon in der Einleitung hingeworfene geschichtliche Skizze weiter aus. Damit aber der geschichtliche Reigen mit Würde und philosophischem Anstande vorüberziehe, marschirt er zunächst durch ein metaphysisches Thor. Doch lassen wir Herrn Edmund v. Hagen das Wort: „Der erste Theil fängt an mit dem echt philosophischen abstracten Satze: ‚Jedes Ding lebt und besteht durch die innere Nothwendigkeit seines Wesens, durch das Bedürfniß seiner Natur.‘ Solch ein echt philosophischer, auf der Höhe des abstracten Denkens stehender Ton ist für die ideale Stimmung des ganzen Buches bezeichnend. So ragt Wagner auch als Schriftsteller auf einer Höhe der Idee, auf welche die Andern, die sich ‚Künstler‘ nennen, niemals kommen. Es ist so unge-

---

[1] A. a. O. S. 78. [2] S. 176.

mein wohlthuend, bei einem großen Geiste selbst in solchen scheinbaren [oder auch für Andere unscheinbaren] Äußerlichkeiten die weltüberragende Erhabenheit zu schauen, die freilich nur denen ersichtlich sein kann, welche von dem Werthe des Ideellen, von der Herrlichkeit der abstracten Theorie, von der Majestät des Gedankens ein volles Bewußtsein haben, also den auserlesenen, vorgezogenen Geistern."[1] Also Herr v. Hagen. Uns möchte freilich scheinen, daß jenes echt philosophische Thor etwas windschief und verzwickt dastehe; aber das kommt eben daher, daß wir nicht zu den auserlesenen und vorgezogenen Geistern gehören. Das genügt. Doch wollen wir noch bemerken, daß Wagner alle, die er kommen läßt, der leichtern Übersicht wegen in zwei Züge theilt. Den ersten bilden die „Ernsten", d. h. „alle die Tondichter, welche die Last der Verantwortung auf sich fühlten, die der Musik zugetheilt war, als sie die Absicht des Dramas für sich allein übernahm"; der zweite Zug wird formirt durch die „Frivolen", d. h. „alle die Musiker, die, wie von dem Instinkt der Unmöglichkeit der Lösung einer unnatürlichen Aufgabe getrieben, dieser den Rücken wandten und, nur auf den Genuß des Vortheiles bedacht, den die Oper einer ungemein ausgedehnten Öffentlichkeit gegenüber gewonnen hatte, einem ungemischt musikalischen Experimentiren sich hingaben". — Es wird dem Leser vorkommen, als ob noch ein dritter Zug erscheinen müsse, der, was die „Ernsten" verfehlt und was die „Frivolen" erreicht, in richtiger Mitte treffen und vereinigen wird und den man passend den der „Glücklichen" nennen könnte. Aber der freundliche Leser täuscht sich. Denn der „Glücklichen" gibt es keinen Zug, sondern nur den E i n e n — R i c h a r d  W a g n e r[2].

Also zuerst der Zug der „Ernsten"! Er gewährt ein glänzend entworfenes, geschickt und, so weit es die eigene Perspective des Meisters erlaubte, auch correct gezeichnetes Bild der Entwickelung des Operngenre's unter der Hand der besten Meister, welche in drei Gruppen gefaßt sind. Zunächst im Vordergrunde erscheint G l u c k, der durch seine berühmt gewordene Revolution den Sänger zum Organ der Absicht des Componisten machte und die schickliche Nothwendigkeit eines der Textunterlage ent-

---

[1] Beiträge, S. 208.

[2] Aus dem Zuge der „Frivolen" muß ohne Zweifel zu dem „Glücklichen" e i n e Eigenthümlichkeit herübergekommen sein: „wie er namentlich in den Jahren seiner Verbannung außer sich gerieth, wenn er unter irgend einer Schädigung seiner Tantième-Interessen zu leiden hatte" (Vogel S. 116). Denn das heißt doch auch „auf den Genuß des Vortheils bedacht sein".

sprechenden Ausdruckes in Arie und Recitativ mit Bewußtsein und grundsätzlich aussprach. Als der jüngste Meister dieser Gruppe erscheint Spontini, aus dem die ehrliche, überzeugte Stimme des absoluten Musikers also spricht: „Wenn der Musiker für sich das Drama zu Stande bringen will, so kann er nicht einen Schritt weiter gehen, als ich gegangen bin.“ — In wirklich brillanter Beleuchtung steht als Mittelpunkt, oder besser als einziger Mann der zweiten Gruppe, Mozart da. „O wie ist mir Mozart innig lieb und hochverehrungswürdig, daß es ihm nicht möglich war, zum ‚Titus‘ eine Musik wie die des ‚Don Juan‘, zu ‚Cosi fan tutte‘ eine wie die des ‚Figaro‘ zu erfinden!“ Mozart, der absoluteste aller Musiker, hätte längst schon das Opernproblem gelöst, „das wahrste, schönste und vollkommenste — Drama dichten geholfen, wenn eben der Dichter ihm begegnet wäre, dem er als Musiker gerade nur zu helfen gehabt haben würde.“ Das heißt, wenn er so glücklich gewesen wäre, Wort- und Tondichter zu sein, wie Richard Wagner. Die dritte Gruppe wird durch K. M. v. Weber vorgestellt. Wie schon früher gesagt, ist hier das Licht minder stark vertheilt, so daß nicht einmal der geniale Marschner zum Vorschein kommt. Wahrscheinlich ist er beim Centrallichte des Meisters ganz unsichtbar geworden.

Die „Frivolen“ müssen sich um zwei Hauptbösewichter gruppiren — den schlimmen Rossini und den allerschlimmsten Jakob Meyerbeer. „Als Jude hatte er keine Muttersprache, die mit dem Nerve seines innersten Wesens untrennbar verwachsen gewesen wäre: er sprach mit demselben Interesse in jeder beliebigen modernen Sprache und setzte sie ebenso in Musik, ohne alle andere Sympathie für ihre Eigenthümlichkeiten, als die für ihre Fähigkeit, der absoluten Musik nach Belieben untergeordnet zu werden.“ Massenanwendung oder Emancipation der Massen durch den Opernchor, nationales Colorit der Musik, hervorgebracht durch das Hervorkehren des Sonderlichen aus dem Volksthümlichen, historisches Costüm und historische Musik zur Hervorbringung eines charakteristischen Scheinlebens der in der absoluten Herrschaft der Musik ertödteten Hauptpersonen, der Verbrauch kirchlicher Weisen und Gebräuche auf der Bühne u. s. w. — das sind die Frevel und Verbrechen, welche im Langen und Breiten den „Frivolen“ vorgeworfen werden. Von Meyerbeer heißt es dann wörtlich: „So ward der Operncomponist vollständig zum Erlöser der Welt, und in dem tiefbegeisterten, von selbstzerfleischendem Schwärmereifer unwiderstehlich hingerissenen Meyerbeer haben wir jedenfalls den modernen Heiland, das weltentsündigende Lamm

Gottes zu erkennen." Das ist schlechterdings frivol, und zwar in dem Sinne frivol, wie wir andere Menschenkinder es gewöhnlich verstehen, und nicht bloß so, wie Wagner die Musik Rossini's und Aubers und Meyerbeers frivol zu nennen beliebt. Wenn man solche und ähnliche Äußerungen oft genug in Wagner's Schriften zu lesen bekommt, so mag die Vermuthung und der Verdacht Manchem nicht zu verargen sein, daß es sich im „Parsifal", wo es so heilig hergeht und viel Rede ist von Erlöser und Erlösung, auch nur um stillen Hohn und Spott, um eine tief verletzende religiöse Farce handle. Wir sagen nicht, daß dem so sei; aber Wagners Schriften sammt und sonders geben jedenfalls keine Garantie, daß es nicht so sei. Und solche Auslassungen müssen gerade in „Oper und Drama" um so widriger erscheinen, je mehr dieses Werk uns zeigt, daß Wagner eine nicht gewöhnliche geistige Ausbildung besaß. Das geht insbesondere auch aus der eben besprochenen Partie des Werkes hervor. Wagner hat Kenntnisse in der Geschichte seiner Kunst, ist bewandert in den rein ästhetischen Fragen derselben, hat sich mit tiefem Ernste über ihre verschiedenen Erscheinungsweisen Rechenschaft zu geben versucht, wie keiner der großen Meister vor ihm. Er bekundet zudem hin und wieder ein hinreißendes Darstellungstalent. Zu alledem schicken sich aber schlecht gewisse demokratische Allüren und eine Art von Barrikadenton [1], der sich in einem kunstphilosophischen Werke etwas mehr als trivial ausnimmt. Noch verwerflicher ist die Manier Wagners, seine ästhetischen Reflexionen in eine stark parfümirte Bildersprache zu hüllen, welche der Klarheit des Gedankens unmöglich nützen kann, desto näher aber jenem Theile des Wagner'schen Genie's steht, der, wie Louis Ehlert in einer gediegenen Besprechung des „Parsifal" [2] sich ausdrückt, „auf dem Gebiete der Alliteration von Sinnlichkeit und geistiger Überspannung das letzte Wort zu sprechen weiß". — Gerade der Schluß des besprochenen ersten Theiles wird durch diesen Hautgout der Form über die Maßen widerlich. Wagner hatte an den Thatsachen gezeigt, daß der Irrthum der Oper darin bestehe, durch das Mittel des Ausdruckes die Absicht des Dramas selbst bedingen zu wollen. Er nennt das den Kern des Wahnes und des Wahnsinnes. Zunächst ist uns dieses Urtheil ein neues

[1] Z. B. „Oper und Drama" S. 48: „Dort, im schönen, vielbesudelten Lande Italien, dessen musikalisches Fett Rossini so vornehm behaglich für die vermagerte Kunstwelt abgeschöpft hatte, saß der sorglos üppige Meister und sah mit verwundertem Lächeln dem Herumkrabbeln der galanten Pariser Volksmelodien-Jäger zu."

[2] Deutsche Rundschau 1882, Heft 12 S. 455.

Zeugniß, wie tief und ernst er der Kunst gegenüber seine Aufgabe auffaßt. Auch muß ihm mit einer gewissen Einschränkung die Richtigkeit seines Satzes zugegeben werden. Aber dieser geht doch über das Ziel hinaus, oder trifft den eigenen Herrn. Es ist zwar wieder schwer zu sagen, was Wagner mit seiner „Absicht des Dramas“ klar und deutlich will. So viel ergibt sich aber doch, daß er den Gedanken, die Idee, den Inhalt der dramatischen Handlung damit bezeichnet. Nun aber ist es gar nicht unbedingt wahr, daß das Mittel des Ausdruckes nicht den Inhalt desselben, die auszudrückende Idee bedingen könne und dürfe. Es muß vielmehr jedem Künstler als erste Regel gelten, seine kalleotechnische Conception innerhalb der Grenzen seiner Kunst fest zu halten. Gerade der Umstand, daß Wagner dieses bisweilen übersah, hat ihn zu jenen Maßlosigkeiten fortgerissen, die seine Werke schädigen. Die geschichtliche Entwickelung der modernen Oper, wie Wagner sie im Ganzen richtig und meisterhaft zeichnet, beweist einerseits, daß er eben nicht vom Himmel gefallen ist, sondern auf den Errungenschaften seiner Vorgänger steht; andererseits, daß er zwar die Irrthümer derselben erkannt und verbessert hat, jedoch, weil er sie zu hoch taxirte, nahezu auf denselben Weg gerathen ist. Die „Frivolen“ bauen ihre musikalischen Gebilde so hoch als möglich auf, und wenn der Bau vollendet ist, so wird gesagt, was er sei und wie er heißen solle. Als Aushängeschild kommt die Dichtung und Scenerie dazu. Wagner gibt der Idee ihre primitiven Rechte. Er sagt zuerst, was das Ding sein soll, und dann erst, wie es sein und sich zeigen soll. Das ist sein künstlerischer Ernst und seine künstlerische Wahrheit. Aber er vergißt, daß man nicht sagen soll: das Ding muß ein Vogel sein — wenn man ihm keine Flügel geben kann. Er nimmt die Idee, die ihn begeistert, und die Musik kann sehen, wie sie es fertig bringt, daß sie, was dem Meister gefällt, auch wirklich darstelle. Sie muß so lange alle ihre Mittel anspannen, bis es ihr gelingt, zu leisten, was ihr aufgetragen. Auch die Schwesterkünste sind durch das Kunstwerk der Zukunft verpflichtet, mit allen Kräften mitzuwirken, in den Gesammteffect sich redlich zu theilen. Ist nun die Idee, die Absicht, wie Wagner sagen würde, ihnen allen noch erreichbar, durch sie meßbar, dann treten vor uns auf jene wahrhaft schönen Kunstgebilde, oder besser — jene Vereinigungen der Künste, woran alle Werke des Meisters reich sind und welche Kunstgenüsse von bestrickender Gewalt gewähren. Wenn aber die Idee, die Absicht doch einmal über alle gesunden Kräfte der in den Dienst gezogenen Künste hinausgeht, dann erhalten wir auch jene Unge-

heuerlichkeiten, jene Überreize, die in keinem seiner Werke — „Lohengrin" vielleicht ausgenommen — gänzlich fehlen. Wagner will nie Spektakel machen; aber bisweilen rücken seine Getreuen doch so zahlreich und eifrig auf uns ein, daß es unseren gewöhnlichen Sinnen zu viel wird und es uns eben auch nur wie Spektakel anmuthen kann.

Aber selbst auch dann bleibt ein großer, principieller Unterschied zwischen Wagner und den von ihm als die „Frivolen" bezeichneten Operncomponisten. Beide liefern schreiende und deßhalb unschöne Effecte. Jedoch Wagner schreit, weil er zu viel zu sagen hat; die Andern schreien, weil sie zu wenig zu sagen wissen. Wer der Gescheidtere ist, braucht nicht bemerkt zu werden. Eines hat Wagner in seiner gut gezeichneten Skizze des Opernlebens gänzlich übersehen oder doch übergangen, daß er nämlich von seinen „Frivolen" auch Einiges gelernt habe. Es wird zwar zugestanden, daß aus dem Gebiete der absoluten Musik, wie sie im Berlioz'schen Orchester hochgradig entwickelt ist, der Oper ein ungeheurer Zuwachs an Mitteln des mannigfachsten Ausdruckes zugeführt worden sei; daß aber die Zukunftsmusik selbst mit Freude diese „ungeheuer complicirte Maschine", dieses „Kaleidoskop, worin er (Berlioz) die bunten Steine nach Belieben rüttelte", in Gebrauch genommen, wird ahnungslos gelassen. — Wenn Wagner klagt, es habe etwas tief Betrübendes, beim Überblicke unserer Operngeschichte nur von den Todten reden zu können, so können wir beklagen, daß er so befangen war, von den Lebenden wenig Gutes sagen zu wollen.

Den Abschluß findet der erste Theil in dem Satze, daß die richtige Stellung der Musik in der Oper durch die volle Hingabe an den Dichter geboten sei. Wagner versteht unter diesem Dichter die gesammte kalleotechnische Conception des Kunstwerkes selbst. In diesem Sinne kann die geforderte Hingabe wirklich eine volle sein. Anders läge die Sache, wenn durch den Dichter ausschlußweise der Verfasser des Textes, des Libretto's bezeichnet würde. In diesem Falle könnte von einer unbedingten Hingabe der Tonkunst an die Dichtkunst nicht die Rede sein, da die erstere immer auf ihre Grenzen sehen muß.

Der zweite Theil beschäftigt sich nun damit, die Natur und Beschaffenheit des nicht musikalischen Opernelementes, der Dichtung als solcher zu untersuchen. Wagner zeigt dabei die Licht- und Schattenseiten des ersten. Die Ausdrucksweise greift wiederum nach jener verfänglichen Bildersprache zurück, welche schon den Schluß des ersten Theiles widerlich macht und die einfachsten, richtigsten Ideen in einer Art von „nasser

Gewandung" vorführt, die jedenfalls mit dem Philosophenmantel zu sehr contrastirt. Dabei entsteht wiederum eine eigenthümliche Verwirrung zwischen Bild und Wirklichkeit. Man sieht nicht mehr klar ein, was der philosophische Meister sagen will. Wird etwa das erotische Moment als das einzige echt poetische ausgespielt? Oder soll in zweideutiger Form die ganz unzweifelhafte Behauptung aufgestellt werden, daß der Dichter seine Dichtung der Musik entsprechen lassen müsse? Das brauchte wahrlich nicht so viel Gerede. Jeder weiß überdieß, daß Wagner nicht zu jenen Tonkünstlern zählt, die aus jedem Adreßbuch ein paar Dutzend Seiten behaglich in Musik setzen können. Indessen ist der ganze zweite Theil eigentlich doch nichts Anderes, als ein großartiger Luftstreich, den der Musikus gegen die Dichter führt, der aber diesen kein Haar krümmt.

Wagner versteht natürlich unter Drama stets nur sein musikalisches Zukunftsdrama und demonstrirt nun frisch darauf los. Daß man unter Drama bislang etwas Anderes sich gedacht habe, scheert ihn „auf der Höhe des abstracten Denkens" wenig. Am schlimmsten kommt dabei Lessing weg, der kurzweg auf den Kopf gestellt wird, damit er mit seinem Laokoon dem Kunstwerk der Zukunft nicht in die Quere laufe. Weil die schwanken Gestalten der Mythen- und Sagenwelt der Musik den dankbarsten Gegenstand liefern, so ist Wagners Princip für das dramatische Kunstobject fix und fertig: „Wollen wir nun das Werk des Dichters nach dessen höchsten denkbaren Vermögen genau bezeichnen, so müssen wir den aus dem klarsten menschlichen Bewußtsein gerechtfertigten, der Anschauung des innern gegenwärtigen Lebens entsprechend neu erfundenen (Parsifal!) und im Drama zur verständlichen Darstellung gebrachten Mythos nennen." Weil es der Musik entsprechend ist, die Hauptmomente durch Erhöhung über das gewöhnliche Maß zu verstärken, so ist das Wunder, „welches aber nicht die Natur der Dinge aufhebt, sondern vielmehr sie dem Gefühle begreiflich macht", die Hochdruckskraft des Wagner'schen Dramas. Was in diese Kategorien nicht paßt, wird als Literaturdrama zum alten Eisen geworfen.

„Die Tonsprache," lautet ein weiteres Axiom Wagners, „ist Anfang und Ende der Wortsprache." Er erklärt sich genügend darüber. „Das ursprünglichste Äußerungsorgan des innern Menschen ist die Tonsprache, als unwillkürlichster Ausdruck des von Außen angeregten innern Gefühles. Eine ähnliche Ausdrucksweise, wie die, welche noch heute einzig den Thieren zu eigen ist, war jedenfalls auch die erste menschliche; und diese können wir uns jeden Augenblick vergegenwärtigen, sobald wir aus

unserer Wortsprache die stummen Mitlauter ausscheiden und nur noch die tönenden Laute übrig lassen[1]. Wir werden noch sehen, daß wir in diesem Satze den Grundstein des Kunstwerkes der Zukunft zu verehren haben. Gebrochen ist er auf dem Boden des Materialismus, behauen von der Philosophie Feuerbachs, und an Ort und Stelle geschafft vom Baumeister des Kunstwerkes der Zukunft selbst. Er stellt zwar die menschliche Tonsprache der thierischen nicht ganz gleich; aber der Unterschied ist doch nur ein Gradunterschied, welcher in Betracht der unendlich größeren Vielseitigkeit des menschlichen Empfindungsvermögens und namentlich wegen der Wechselwirkung zwischen dem innern Ausdrucke der Stimme und dem äußern der Geberde undenklich gesteigert werden kann.

Die volle Tragweite dieser Ideen für das Kunstwerk der Zukunft zeigt sich erst im dritten Theile des Werkes: „Dichtkunst und Tonkunst im Drama der Zukunft". — Während die beiden ersten Theile nur das Material geprüft und geordnet haben, beschäftigt sich der dritte mit der eigentlichen Construction. Herr Glasenapp bemerkt: „Der Reichthum an werthvollen und bedeutenden Gedanken, der uns darin entgegentritt, ist wahrhaftig großartig und spottet jeder verkürzten Darstellung." Darum wohl fährt er fort: „Wir verfolgen daher(!) wiederum nur die Hauptpunkte."

Es ist nun freilich nicht zu bestreiten, daß auch dieser Theil wirklich reich ist an werthvollen, bedeutenden, ja sogar genialen Ausblicken; allein deßungeachtet scheint er uns der schwächste des Werkes zu sein. Logische Deduction, die eigentlich hier doch die erste Violine zu spielen hätte, ist eben nicht die stärkste Seite des Meisters. Derselbe befolgt allerdings in richtiger Schätzung seiner Aufgabe die synthetische Methode. Wir glauben indessen im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir ihm hierin nicht folgen, sondern den fertigen Aufriß seines Baues nehmen, um ihn nach des Meisters eigenen Angaben zu analysiren. Im sechsten Abschnitte stellt dieser „die Bänder des Zusammenhanges für den einigen Ausdruck des Dramas" in folgenden Worten dar: „Der lebengebende Mittelpunkt des dramatischen Ausdruckes ist die Versmelodie des Darstellers: auf sie bezieht sich als Ahnung die vorbereitende absolute Orchestermelodie; aus ihr leitet sich als Erinnerung ‚der Gedanke' des Instrumentalmotivs her." Mit andern Worten: Der Ideengehalt der dramatischen Dichtung findet seinen Ausdruck: 1. durch

[1] Oper und Drama, S. 204.

den Gesang, der sich aus dem doppelten Elemente des Verses und der Melodie zusammensetzt; 2. durch das Orchester, welches mit seinen Mitteln die Ideen auszudrücken sucht. Während aber der Gesang durch das bestimmte Ausdrucksmittel der Sprache eine Idee deutlich und klar darstellt, vermag das Orchester für sich allein wegen der Unbestimmtheit seines Ausdrucksmittels nur eine unklare, allgemeine Vorstellung — eine Ahnung zu erzielen. Diese Unbestimmtheit des Orchesters kann aber theilweise gehoben werden, wenn, ähnlich wie das Wort mit dem Tone, eine bestimmte Idee in eine ständige Verbindung mit einem entsprechenden Instrumental-Tongebilde gebracht wird, um von ihm durch das ganze Drama geleitet zu werden, so daß es dann im Orchester auftritt, wo immer der ihm verbundene Gedanke in der Dichtung zum Ausdrucke kommen soll. So findet der Ideengehalt der Dichtung auch seinen Ausdruck: 3. durch die sogenannten Leitmotive, d. h. durch jene kurzen und prägnanten Instrumentalsätze, womit der Componist gewisse Situationen, Beziehungen, persönliche Charakteräußerungen u. s. w. von vornherein entsprechend ausdrückt und mittelst deren er dann im Hörer die Erinnerung an die fragliche Person, Beziehung, Situation u. s. w. wachzurufen sucht. — Dieses sind die constructiven Elemente des musikalischen Dramas, wie R. Wagner es sich erdacht hat. Wollten wir nun auch die ästhetische Berechtigung der Leitmotive als eines musikalischen Ausdrucksmittels zugeben, so ist dennoch die Gleichstellung dieses Ausdrucksmittels mit den beiden vorhergehenden unstatthaft. Während nämlich diesen ihre Ausdrucksfähigkeit in Kraft ihrer Natur zukommt, indem sie gewissermaßen noch signa naturalia sind, ist das Leitmotiv wesentlich ein signum arbitrarium, da es mit seiner Idee willkürlich verbunden wird. Einfachhin genommen, läßt sich gegen die Einführung dieser Leitmotive zur Hebung des musikalischen Ausdruckes nichts einwenden. Vielmehr muß man zugestehen, daß dieselben einen eigentlichen Fortschritt für die ideelle und formelle Einheit des Kunstwerkes begründen. Daß eine gewisse Vorstellung mit einem kurzen charakteristischen Tongebilde sich verbinden lasse und dann, mit demselben gewissermaßen eines geworden, wirklich durch dasselbe wiederum angedeutet werden könne, läßt sich nicht läugnen, ist vielmehr eine Thatsache, die ihren tiefern Grund in der Fähigkeit des Erkenntnißvermögens hat, unsere Ideen mit frei gewählten Zeichen so zu verbinden, daß sie wirklich durch diese bezeichnet werden. An diese Fähigkeit knüpft unser Ausdrucksvermögen tausendmal an, ohne daß wir es uns nur recht bewußt werden. Auch in der Tonkunst ist die Sache durchaus nicht neu.

Den großen kirchlichen Tonsetzern des 16. Jahrhunderts war sie sogar geläufig. Pierluigi will auf das Fest der Himmelfahrt Mariä 1585 eine neue Messe componiren. Sie soll Sixtus V. beweisen, daß der Meister die Missa Papae Marcelli und die Motetten der Cantica noch nicht vergessen habe[1]. Er weiß sich zu helfen. Die erste Vesper des Festes beginnt mit der Antiphon: „Assumpta est Maria in coelum." Ihre Choralmelodie nimmt nun der fromme Meister auf und bildet daraus schon im Anfange des Kyrie seiner Messe ein Tongewebe von entzückend schöner Zartheit. Die ganze Festidee wird, wie von Engelstimmen ausgesprochen, dem andachtsvollen Hörer vorgestellt: „Maria ist aufgenommen in den Himmel!" Und immer wieder durch die ganze Messe hindurch dringen aus dem großartigen Reichthume der verschiedensten Tongebilde diese schon bekannten Klänge hervor, als wahres Leitmotiv der Festidee. Ähnliches finden wir in andern Messen dieses Meisters und anderer Tonsetzer seiner und späterer Zeit[2]. Selbst die Verwebung mehrerer solcher Motive ist ihnen nicht fremd. In späterer Zeit wird in der profanen Tonkunst und gerade in der Oper beim Aufbau der Ouverture von demselben Principe ausgegangen. Sie wird aus den Hauptmotiven der Oper zusammengesetzt. Wagner hat zwar Recht, wenn er sagt, die Ouverture der modernen Oper müßte eigentlich erst am Ende gespielt werden, um verständlich zu sein. Allein er kann doch nicht läugnen, daß z. B. die Freischütz-Ouverture ein höchst passendes musikalisches Stimmungsbild zu geben vermag, und daß, wenn z. B. das „Himmel, nimm des Dankes Zähren" in der Scene der Agathe eintritt, man sogleich die verwandte Stimmung der Ouverture auffindet. Nicht minder gilt dieß vom eigentlichen Finale der Oper. Ist nun der Gedanke des Leitmotivs in der Musik nicht ganz neu, so bleibt doch die Art und der Umfang seiner Verwerthung eine eigenste That R. Wagners. Allein ganz unbedenklich ist diese doch nicht.

Zum Ersten muß zugestanden werden, daß das Leitmotiv den Ge-

---

[1] Der Papst hatte sich von der Messe „Tu es pastor ovium" unbefriedigt gezeigt. Palestrina nahm sich den herben Tadel, er scheine seine früheren Werke vergessen zu haben, sehr zu Herzen und schuf in äußerst kurzer Zeit die sechsstimmige Missa: Assumpta est. Wir möchten dieselbe fast über die berühmte Marcellus-Messe stellen.

[2] In dem Oratorium „Christus" verwendet auch Liszt zum Beginne des ersten Theiles, der die Erlösungserwartung darstellt, das Choralmotiv des Introitus: „Gaudeamus" (in festo St. Thomae Ap.), zu einer herrlichen Durchführung. Das ganze Tongebilde wird Jedem die erwartete Stimmung bringen; doch wird der, welcher das Choralmotiv und seinen Text kennt, einen gesteigerten Genuß davon haben, und der Ausdruck selbst wird ihm dadurch gesteigert sein.

brauch des musikalischen Kunstmittels für die Erfindung beschränkt. Bei der Vieldeutigkeit der Musik läßt sich eine Idee auch mannigfach einkleiden. Der Erfindung ist also ein weiterer Spielraum genommen, und dieser nur der Technik des Satzes oder zum Höchsten noch der richtigen Auffindung der Klangfarben gelassen. Wenn man dagegen sagt, dafür trete eine größere Klarheit und ein fixeres Verständniß ein, so ist das allerdings theilweise wahr. Allein wir kommen damit auf einen Grundirrthum Wagner'scher Ideen. Das Kunstschöne ist nicht da, um die vorzustellende Wahrheit nur als solche darzustellen, sondern um sie so vorzustellen, daß die Vorstellung an sich gefällt. Der Künstler hat zunächst nicht zu erklären, sondern zu gefallen. Das kann kein unbedingt vollkommenes Kunstmittel sein, welches den Künstler principiell im Vollgebrauche seines Kunstmittels hemmt. Das Leitmotiv im Sinne und der Manier Wagners hemmt aber principiell, weil es den Künstler zwingt, eine Idee, die vermöge der Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit seines Kunstmittels verschieden gegeben werden könnte, stereotyp so, wie er willkürlich einmal gethan, immer wieder zu geben. Die Schönheit ist die Einheit in der Vielheit und nicht die aufgedrungene Einzigkeit. Unitas in varietate. Die Schönheit muß nothwendig mit einem gewissen Glanz umkleidet sein. Splendor veri! Dieser Glanz liegt aber speciell für das musikalisch Schöne nicht bloß in dem wechselnden Reize der Verschiedenheit der Klangfarbe eines Tongebildes, sondern auch in der Neuheit des Tongebildes selbst. Das Wagner'sche Leitmotiv wird, meinen wir, in einer Mozart'schen Oper nicht vermißt. Wer möchte aber dem „Don Juan", der „Zauberflöte" die Einheit bestreiten? Dagegen ist deßhalb, daß Kundry unfehlbar ihr Motiv reitet, ihre dichterische Gestaltung noch nicht zu einer verständlichen Einheit gebracht.

Das zweite Bedenken gegen die Leitmotive Wagners entsteht uns daraus, daß ihre Durchführung doch zu leicht zu einer rein formellen Verkünstelung führen und dadurch gerade die dem künstlerischen Ausdrucke unentbehrliche Einfachheit zerstören muß. Das Kunstwerk muß unser Genügen erzeugen, nicht aber unsere Verwunderung über die Alles bewältigende Technik des Künstlers. Wir urtheilen hier nicht nach den fast peinlichen Eindrücken, welche die thematischen Leitfaden des Herrn Hans von Wolzogen erwecken, sondern nach der einfachen Thatsache. Man nehme nur den Schluß von „Tristan und Isolde", wo es wirklich auch dem Hörer gilt: „Ertrinken, versinken in dem wogenden Schwall, in dem tönenden Schall!" Das Orchester geräth in einen förmlichen

Rumor und aus allen Enden und Ecken heraus ruft es: du, denke an dieß! du, denke an jenes! Ganz verdutzt, wünscht man sich eigentlich gar nichts zu wissen, um wenigstens ohne Erinnerung die herrlichen Klangfarben der zudringlichen Instrumente als „reiner Thor“ genießen zu können. Unbewußt — höchste Lust!

Ein drittes Bedenken gegen die berufenen Leitmotive entspringt uns aus dem Umstande, daß sie leicht gerade das Gegentheil von dem zu erreichen scheinen, was Wagner will. Seine Absicht ist gewiß nicht, das Mittel zum Zwecke zu machen. Muß ja doch das leitmotivirende Orchester in die Unterwelt hinab, um das Auge mit seinem Fiedeln und Pusten und Schlagen nicht zu zerstreuen. Dennoch bei der geradezu raffinirten Wahl der Klangeffecte, womit die Motive gewöhnlich auftreten, gilt neunzigmal unter hundert Fällen i h n e n die erste Aufmerksamkeit. Man freut sich förmlich, daß man schon so gescheidt geworden, die ganze complicirte Erklärung zu verstehen.

Wenn aber diese unsere ästhetischen Bedenken den künstlerischen Werth der Wagner'schen Leitmotive zu beschränken scheinen, so ist diese Beschränkung gewiß nicht weiter auszudehnen, als auf das jedem Kunstwerke unerläßliche „weise Maßhalten“. Vielmehr gestehen wir ja zu, daß das Wagner'sche Zukunftskunstwerk dadurch wirklich um ein wirkungsvolles Mittel des Ausdruckes reicher geworden ist. Nur die Überhebung desselben, wie sie sich bei Wagner theoretisch und praktisch findet, und wie sie von seinen Erklärern bis zur Lächerlichkeit gesteigert wird, weisen wir zurück. Ebenso gestehen wir zu, daß Wagner auch mit diesem Ausdrucksmittel Effecte hervorbringt, die an packender Kraft, an echt dramatischer Wirkung nicht leicht ihresgleichen haben und bislang eben nur ihm eigen sind. Wenn am Ende des zweiten Actes des „Lohengrin“ die Ortrud siegesgewiß den Arm zur tief ergriffenen Elsa emporhebt, die an der Schwelle des Münsters ihrem Retter in die Arme sinkt, so ist das ein hochdramatisches Moment, das einem Shakespeare alle Ehre machte. Wagner hat es aber noch durch sein Orchester und sein Leitmotiv zu höherer Steigerung gebracht. Während das Gros der Instrumente den unvermeidlichen Sextaccord festhält, schmettern Trompeten und Posaunen im fortissimo das bekannte Fragemotiv durch all das Tongewühl hindurch und erklären den Triumph des teuflischen Weibes. Da haben wir auch zugleich einen wirklichen Triumph des Wagner'schen Leitmotivs. Ähnliche Momente sind aber in seinen Werken zahlreich genug, um seine Theorie bei m a ß v o l l e m Gebrauche zu rechtfertigen.

Wenn Wagners „Rittergesipp“ im Schweiße des Angesichts alle Leitmotive sorglich und sauber herausklaubt, sie classificirt und mit wunderlichen Namen benennt, um sie den Mitmenschen allen Ernstes zum Auswendiglernen zu präpariren, so ist ein solches Treiben nicht mit der Sache selbst zu verwechseln. Thatsächlich aber ist es unzweifelhaft dafür verantwortlich, daß diese, wie uns scheint, bedeutendste Errungenschaft Wagners unterschätzt und auch mißachtet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

**Theodor Schmid** S. J.

---

# Recensionen.

1. **Conradin** der Staufe. Episches Gedicht in zwanzig Gesängen von **A. Jüngst.** Paderborn, Schöningh, 1883. Preis: *M.* 3.
2. **Wittekind**, von **W. Weningh.** Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883. Preis: *M.* 2.40.

(Schluß.)

2. Mit „Wittekind“ betreten wir das Land der rothen Erde um die Zeit, da es nach langen, blutigen Kämpfen seine politische Unabhängigkeit gegen das höhere Gut des wahren Glaubens und der christlichen Cultur vertauschen sollte.

Durch die Wahl seines Stoffes trat Weningh in die gefährlichste Concurrenz; denn im Grunde genommen hat Webers „Dreizehnlinden“ denselben Vorwurf und dieselbe Tendenz, wenn auch im „Wittekind“ nebenbei die Absicht deutlich zu Tage tritt, das, was Weber an Karls des Großen Bildniß in allzu tiefen Schatten gestellt hatte, durch eine bessere Beleuchtung in ein helleres Licht zu setzen. An und für sich ist Weninghs Stoff glücklicher als derjenige „Dreizehnlindens“, weil eben der Hauptheld eine geschichtliche Figur ist und dennoch der Phantasie Spielraum genug läßt, die poetisch reiche und neue Ausgestaltung zu ermöglichen. Wittekind und Elmar sollen im Sinne ihrer Dichter beide die Repräsentanten des echten Sachsenthums mit seinen Vorzügen und Fehlern sein — sie sollen zeitlich unterliegen, um durch die geistige Wiedergeburt des Christenthums zu vollendeten Helden, zu idealen Charakteren aufzuerstehen. Fördernde und hemmende Motive sind ebenfalls in beiden Gedichten dieselben: der Sieg und die Ausschreitungen der Franken, die vermittelnden Mönche und eine „Liebe“ finden sich — freilich in verschiedener Reihenfolge und Wirksamkeit — bei „Dreizehnlinden“ wie bei „Wittekind“. Der Ähnlichkeiten ließen sich noch mehrere beibringen, und dennoch

wäre es eine Ungerechtigkeit gegen Weningh, seine Dichtung als eine Nachahmung Webers hinstellen zu wollen. Alle Anklänge sind materieller Art und waren mit dem Thema gegeben; dieses Thema aber forderte selbst nach „Dreizehnlinden" und trotz „Dreizehnlinden" einen Bearbeiter, eben weil es mit geschichtlichen Geschehnissen denselben Zweck zu erreichen im Stande war, welchen Weber mit Phantasiegestalten erstrebt hatte.

Fragen wir uns aber, ob Weningh wirklich dieses Resultat glücklich erzielt hat, so muß freilich vorderhand die Antwort verneinend ausfallen. Als einheitlich angelegte, psychologisch ausgebaute und künstlerisch durchgeführte Schöpfung kann „Wittekind" mit „Dreizehnlinden" sich nicht messen, wenn wir auch gerne zugestehen, daß einzelne Partien der Dichtung in ihrer Art vielleicht sehr nahe an die Schönheit des Weber'schen Epos hinanreichen und im Durchschnitt das ganze Gedicht ein rühmliches Zeugniß für die poetische Befähigung Weninghs ablegt. Aber ebenso unzweifelhaft wie die Begabung spricht aus dem Werke auch die Eile, mit welcher Weningh den Plan gefaßt und den Versuch der Ausführung gemacht hat. Es ist aber jammerschade für unsere so schön aufblühende Literatur, wenn die Besten sich nicht mehr die Zeit gönnen wollen, das glücklich Erfundene zuerst innerlich ausreifen zu lassen und dann auch der äußeren Form jenes feine Gepräge, jene letzte Feile zu geben, welche allen Werken eignet, die für die Dauer geschaffen sind. Das „Nonum prematur in annum" des alten Horaz ist — leider nur in den Büchern! — fast zu trivial geworden, um hier noch besonders hervorgehoben zu werden; dafür möchten wir lieber auf Webers Selbstbekenntniß hinweisen und Allen, die nach gleicher Palme ringen, den Rath geben, gleich dem Einsiedler im Wasserschlosse, trotz der raschlebigen und raschschaffenden Zeit mit ihren „dampfbeschwingten Rossen", langsam und ernst zu arbeiten:

„Und in l a n g e n Winternächten
Fuhr ich fort, getrosten Muthes,
Einsam Reim an Reim zu flechten."

Auch dem Verse schadet's nicht, wenn er durch seine hohe Vollendung in Form und Gedanken gleich den Reden des Demosthenes „nach der Lampe riecht". Dieß im Allgemeinen, nun zum Gang des Gedichtes.

In einem „Prolog" richtet der Dichter einen Willkommgruß an Westphalen:

„Du stilles Land, nimm meinen Gruß,
Wo (?) ich mein Schicksal dir befehle" u. s. w.

Er scheint — wie dieß auch aus dem 15. Gesang hervorgeht — nicht ein Kind der rothen Erde, sondern des Rheines zu sein, und möchte nur durch besondere Fügung auf einem Sassenhof einige Zeit „in Ruhe leben und verborgen":

„An deiner treuen, starken Brust
Laß mich die Zeit, die Gott gemessen,
Der Heimath Qual, der Heimath Lust
Zum Frieden mir und Glück vergessen."

Indeß auch der geborene Sachse könnte nicht wärmer von seinem Stamme reden, als dieser Adoptivsohn; nur die Begeisterung für den fränkischen Kaiser verräth den Nichtsachsen:

„O Karl, so groß und hochgesinnt,
Dich lernen lieben, die dich hassen!
Wer haßte dich, wie Wittekind,
Wer liebt dich so von allen Sassen?

Das ist des Glaubens heil'ge Macht,
Die in Frohlocken wandelt Schmerzen;
Das ist der Sieg nach heil'ger Schlacht,
Die ward geschlagen tief im Herzen.

Durch Ströme Blutes ging's hinan
Zur Gottesstadt, zum Christenglauben;
Für das, was es mit Blut gewann,
Läßt Sachsen auch sein Blut sich rauben."

Nach dieser allgemeinen Ankündigung des Stoffes wird uns derselbe im 1. Gesange (Wernekin) deutlicher dahin erklärt, daß der Dichter Abends beim Feuerherd den Kindern der rothen Erde sagt:

„Von Wittekinden will ich melden,
Vom tapfern Sachsen und Christenhelden;
Wie süße Frucht aus wildem Stamm
Gereift, der Löwe ward ein Lamm,
Das will ich künden und im Gedichte
Euch lösen das Räthsel der Geschichte."

Schalten wir gleich hier ein, daß eben das „Räthsel der Geschichte" nicht gehörig zugespitzt und mit dem nöthigen Reize vorgestellt worden ist, und daher auch die Lösung nicht die ganze Anziehung und Schärfe besitzt, welche wir nach solcher Ankündigung erwarten dürften.

Wir treten nach einigen Vorbemerkungen an das Sterbelager Wernekins, der also

„zu seinem Sohn beginnt
Mit schwacher Stimm': ‚Mein Wittekind!
Vernimm mein Wort, mein Sohn und Erbe;
Es ist mein letztes; denn ich sterbe.'"

Dieses letzte, etwas zu redselige und langathmige Wort für einen sterbenden alten Sachsen geht dahin, daß Wittekind zum Kampf gegen die Franken, zum Festhalten an den sächsischen Göttern, zur Wiederherstellung und Bewahrung der Einheit unter den sächsischen Edlingen, zur Bundesgenossenschaft mit dem dänischen König und zum Haß des Christenthums ermahnt wird. Die Antwort Wittekinds ist für die Lage etwas zu freudig begeistert; denn es klingt fast, als ob nur des Vaters Leben bisher das Hinderniß gewesen, warum „das weiße Pferd nicht emporgestiegen, das scharfe Schwert nicht aus der Scheide geflogen" 2c. Im Übrigen ist das Motiv einer christlichen Ahne Wittekinds sehr glücklich, indem es einen unwillkürlichen, gleichsam instinctiven

Zug zum Glauben an den Gekreuzigten beim Helden für die Folge leichter erklärt und wahrscheinlich macht.

Lange genug hat Wittekind den Todten betrauert — allzu lange nach der Meinung der Freunde, allzu modern nach unserer Auffassung —; und entschließt sich endlich, den Boten vorzulassen, der Kunde bringt vom Fall der Eresburg und zur Erhebung der Sachsen unter Wittekinds Leitung mahnt. Manches in der Rede des Boten ist sehr charakteristisch und glücklich, Anderes zu weit ausgeführt oder zu lyrisch. Die Rettung der Tochter Botho's ist nicht ganz klar; auch ist ihr in der Erzählung eine zu bedeutende Stellung eingeräumt, da das Mädchen ja im Verlauf der Geschichte nicht mehr genannt werden soll. Überhaupt scheint uns ein bedeutender Fehler des Gedichtes darin zu bestehen, daß es uns die Namen vieler Personen nennt, ohne uns deren Träger oft genug vorzuführen, um uns für sie zu erwärmen oder zu interessiren. Wittekind antwortet dem Boten:

„Viel ist hier nicht zu berathen;
Auf ein jähes Unglück müssen
Jäh antworten uns're Thaten.
Laßt uns hoffen! Nicht verzweifeln
Ist Gewinn noch beim Verderben;
Kann das Beste uns doch werden:
Für das Vaterland zu sterben.
Glück und Unglück wechseln immer
Vor der Weisheit fernem Blicke;
Hebend, senkend unaufhaltsam
Kreist das Rad der Weltgeschicke" u. s. w.

Wittekind liebt das Reden und Reflectiren viel zu viel für einen jungen Helden.

Der 3. Gesang: „Die Rache", erzählt uns in markigem Rhapsodenton den Raubzug der Sachsen nach Hessen, die Besiegung der Ostphalen und Engern durch die Franken und eine Überrumpelung des fränkischen Lagers durch Wittekind. Das ist des Stoffes wohl etwas gar zu viel für eine Nummer; sonst aber bietet der Gesang manche Schönheit, besonders in der Charakteristik Wittekinds gegen Schluß.

Schien bisher eine innere Gliederung die einzelnen Gesänge zu verbinden, so fehlt dieselbe in den folgenden nur gar zu oft. Während uns, wie gesagt, der Schluß der „Rache" Wittekind als Sieger vorführt, treffen wir ihn unvermuthet gleich im Folgenden als Flüchtling und unglücklichen Freier — als Träumer hätten wir ebenso gut sagen können — am Hof des Dänenkönigs. Endlich schickt dieser den Traurigen sehr energisch wieder heim, indem er ihm eine tapfere Schaar zur Bekämpfung Karls mitgibt und für die Zukunft ihm die Hand der Tochter verspricht. Wir halten diesen Gesang in der Ökonomie des Gedichtes für vollständig mißglückt, mag er auch als selbständige Ballade nicht ohne Werth sein. Dasselbe gilt von dem folgenden Stücke: „Karl auf dem Reichstag von Paderborn." Wir haben es hier, was Schilderung betrifft, mit einer wahren Prachtleistung zu thun — aber

in all den 23 Seiten glänzt Wittekind durch seine völlige Abwesenheit. Wir begegnen ihm erst wieder „auf der Wanderung“ nach der Schlacht von Verden, wo Abbio ihm durch wiederholte Erzählung der Niedermetzelung der 4500 Edlen den Zorn erweckt, und Beide dann, als Bettler verkleidet, von Hof zu Hof schleichen und zu einem allgemeinen Aufstand der Sachsen ermahnen. Leider bricht der folgende Gesang das mühsam Angeknüpfte wieder ab, indem er uns in ein friesisches Kloster führt und einen langen Monolog des Abtes im elegischen Versmaß bringt. Dann treffen wir die Mönche unter Willehats Vorsitz im Kapitel, wie sie berathschlagen, auf welche Weise man dem gefürchteten Überfall der Sachsen begegnen solle. Dieser „Überfall“ findet im nächsten Kapitel wirklich statt, wobei aber die lange Rede des Abtes an Wittekind die Hauptsache ist; denn schließlich ziehen Sachsen und Mönche jeder seine Wege, und drei ganze Gesänge haben uns eigentlich wieder um keinen Schritt weiter gebracht.

„Niederlage Wittekinds“ betitelt sich der folgende 10. Gesang, welcher uns recht lebhaft die dreitägige Entscheidungsschlacht und Wittekinds Verzweiflung und Flucht zur Drude schildert. Grollend und unentschlossen weist der geschlagene Held die „Gesandten Karls“ (11. Gesang) ab, welche ihm des Siegers Huld und Versöhnung anbieten. Dafür schleicht er bei nächster Gelegenheit in eine christliche Kirche zur „Weihnachtsfeier“ (12. Gesang) und hört hier eine vierzehnseitige (!) Predigt über die Menschwerdung, welche ihn jedoch keineswegs weiter als zu einigen allgemeinen Reflexionen bringt. Treffend charakterisirt der Dichter seinen Helden:

„So zieht vom Morgen bis zur Nacht
Er sinnend, trüb und still;
So hat er manchen Tag verbracht,
Und weiß nicht, was er will.“

Auf solchen planlosen Fahrten kommt er auch in ein Kloster, wo er sich leidlich glücklich fühlt, das er aber plötzlich verläßt, als ihm ein Laienbruder etwas voreilig vom Christwerden spricht. Im Übrigen halten wir diesen Gesang (13.): „Wittekind im Kloster“, für einen der besten des ganzen Buches, wohingegen der folgende: „Wittekind beim Grafen Hagen“, uns leider als der schwächste vorkommt, was um so schlimmer ist, da er der entscheidende sein soll — Wittekind will nämlich bei einem Franken unerkannt als Dienstmann wohnen und die fränkische Kriegskunst erlernen. Bei der nächsten Bärenjagd kommt dann die unvermeidliche Rettung des Ritterfräuleins durch Wittekind, sammt der ebenso unvermeidlichen Folge, daß Beide ihr Herz an einander verlieren. Der Ritter will aber nicht eher sein Amen sagen, als bis der Sachse Christ geworden und vom Banne des Kaisers gelöst ist. Das Erstere bringt natürlich die Liebe leicht zu Stande, das Andere wird ebenso leicht durch eine „Reise nach Attigny“ (15. Gesang) erlangt, und Alles endigt schließlich mit der Taufe und Heirath Wittekinds (16. und 17. Gesang). Offen gestanden — die Bekehrung des trotzigen Sachsen durch die kurze Liebschaft halten wir des Heldengedichtes für unwerth und die innere, langsame Umkehr Elmars für unvergleichlich schöner und ergreifender.

Wenn Weningh nun einmal das Wunder der allbekannten Legende nicht brauchen wollte — und darin stimmen wir ihm theilweise bei —, so hätte er doch wenigstens ein anderes, vernünftigeres Motiv erfinden sollen, als die abgenutzte „Liebe".

Aus der voraufgehenden kurzen Übersicht der Fabel, bei der wir absichtlich manches unnütze Beiwerk, wie die ganze „Reise nach Attigny" ꝛc., fortließen, kann sich der einsichtige Leser ein genügendes Urtheil über den Grundfehler des Gedichtes — d. h. dessen Planlosigkeit — machen. Es fehlt an einer organischen Gliederung, einem bewußten Fortschreiten, einer innerlich nothwendigen Entwicklung, und selbst der geschichtliche Fortgang ist so unsicher angedeutet, so schwankend fixirt, daß kein Grund ist, warum nicht zuweilen ein Gesang an die Stelle des anderen, Späteres früher und umgekehrt stehen könnte. Es wird dem Leser nichts versprochen, und darum erwartet er nichts; gefällt ihm der jedesmal neu angeschlagene Ton eines Gesanges, so lauscht er ihm, wie er einem lyrischen Gedichte lauschen würde, das in einer Sammlung auf ein anderes, ganz heterogenes Lied folgt. Langweilen ihn die häufigen, überlangen Reden, so überschlägt er sie und verliert dabei für das Verständniß des Ganzen wenig.

Ein weiterer Fehler ist die Farblosigkeit des Helden. Wir wollen durchaus nicht sagen, daß Weningh seinen Wittekind nicht originell aufgefaßt habe, sondern bloß, daß diese Auffassung nicht plastisch genug zu Tage tritt. Wer sich die Mühe des Studiums gibt und den leisen Andeutungen des Dichters schaffend nachgeht, wird erstaunen über den Reichthum und die Tiefe dieser leider nicht ausgeführten Charakter-Auffassung. Anfangs freilich überwiegt gar zu sehr das Unentschlossene, Zerfahrene; Weningh hat zu sehr an das Weber'sche:

„Dünkt er manchmal euch ein Träumer —
Nun, er war ja ein Westphale"

gedacht und das Folgende nicht genug beachtet:

„Zäh, doch bildsam — herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen."

Seit aber nach der entscheidenden Niederlage Wittekind sein Vaterland verloren und an seinen Göttern irre geworden, tritt er uns als der interessante Typus eines um Alles gebrachten, an allem Idealen zweifelnden, mit sich und der Welt zerfallenen und doch instinctiv nach einem Ideal ringenden Helden entgegen — eine Art Ahasverus der Freiheit und Wahrheit, der sich bald der Verzweiflung überlassen, bald zu neuem Lebensbeginn zurückkehren möchte. So schildert ihn uns der Eingang des Gesanges: „Wittekind im Kloster":

„Der ist wohl arm, der in die Fern'
Geht durch die trübe Welt!
Denn Niemand als der Arme gern
Zum Armen sich gesellt.

Wohl ist er arm, der große Held,
Der kämpft mit Schnee und Wind,
Und müde wandert über's Feld,
Der treue Wittekind.

Der Väter Haus in Feindeshand,
Sein Herz ist götterlos,
Und, ach! sein freies Vaterland
Traf auch der Todesstoß.

Die Erde hofft in Eis und Schnee
Auf Frühlings Wiederkehr;
Doch, ach! sein Herz in tiefem Weh'
Hat keine Hoffnung mehr."

Man fühlt, welch verlockende Aufgabe es ist, psychologisch den Reinigungsproceß zu verfolgen, der aus einem solchen Verzweifelten den Christen macht, und wie sehr wir es bedauern müssen, daß Weningh diese Aufgabe zu leicht genommen und daher nicht gelöst hat.

Nach all diesen, zum Theil sehr wesentlichen Ausstellungen wird man uns fragen, warum wir dem Gedicht so viel Beachtung und Zeit widmeten. Es geschah dieß aus zwei Gründen. Erstens bietet uns der „Wittekind", auch wie er vorliegt, eine solche Menge von Detailschönheiten, daß er weit das Durchschnittsmaß poetischer Erstlingswerke überragt. Einzelne Gesänge, wie z. B. „Karl auf dem Reichstag", „Wittekind im Kloster", „Wittekind und Karl" und zum Theil auch Bruchstücke aus anderen Gesängen dürfen durchaus als selbständige Gedichte in ihrer Art vollendet genannt werden. Ihretwegen und wegen der durchschnittlichen poetischen Gedankenfülle und Sprachschönheit empfehlen wir auch das Werk recht angelegentlich unseren Lesern.

Zum Zweiten aber wünschen wir, Weningh möge aus dieser Besprechung und den verschiedenen Andeutungen Veranlassung nehmen, sein hohes dichterisches Talent noch einmal dem glücklich gefundenen Stoffe zuwenden, sich dann aber die Zeit nehmen zu wollen, nicht bloß schöne Episoden und Tableaux lose aneinanderzureihen, sondern einheitlich und organisch zu gliedern, den Charakter des Helden mit Liebe und Nachdruck zu zeichnen und energisch durchzuführen, kurz, ein Gedicht und nicht einen Balladen-Cyclus zu liefern.

Aber noch einmal: auch das beste Talent will seine Zeit haben, und nichts kann unserer katholischen Literatur auf die Dauer so sehr schaden, als Treibfrüchte und Parforceleistungen.

**W. Kreiten** S. J.

**Sixtus IV. und die Republik Florenz.** Von Dr. **Erich Frantz.** 8°. XXIV u. 529 S. Regensburg, Manz, 1880. Preis: *M.* 8.

Als die Civiltà cattolica im Jahre 1868 ihre Untersuchungen über Sixtus IV. eröffnete, äußerte der Verfasser des historisch-kritischen Essay's u. A. sich dahin (S. VII. t. 1. p. 153): „Wer es unternähme, an der Hand der wirklichen Geschichtsquellen ein wahrheitsgetreues Charakterbild

von Papst Sixtus IV. zu entwerfen, wie schon mehrere tüchtige Deutsche es mit Gregor VII., Innocenz III., Sylvester II. und andern Päpsten gethan, würde das schönste und lohnendste Feld für seine gelehrte Thätigkeit finden; ja es dürfte ihm nicht schwer fallen, das Urtheil des Cardinals Bessarion bis zur Evidenz zu erhärten, daß Sixtus IV., von einem Bischen Nachsicht gegen seine Verwandten Umgang genommen, einer der größten Päpste der Kirche sei." Es gereicht uns zu großer Genugthuung, hiermit constatiren zu können, Dr. Erich Frantz sei durch vorliegendes Werk unbedenklich den „valorosi alemanni" beizuzählen, von denen die genannte Zeitschrift in so anerkennender Weise spricht. Von der großartigen Thätigkeit Sixtus' IV. zeugt schon der eine Umstand, daß Dr. Frantz in einem stattlichen Bande im Wesentlichen bloß die Beziehungen Sixtus' IV. zur Republik Florenz behandelt und als zweiten Band das Verhältniß dieses Papstes zur Kunst in Aussicht stellt. — In welch düsterem Lichte Papst Sixtus IV. bis auf die neueste Zeit von katholischen und akatholischen Schriftstellern dargestellt wurde, weiß jeder Geschichtsfreund. Wir können uns daher der Mühe überheben, als schwarzen Hintergrund den Katalog der angeblichen sixtinischen Verbrechen vorauszuschicken, wie Infessura, Macchiavelli und deren gedankenlose Nachtreter denselben entworfen haben, um gleich einen gedrängten Überblick über die positiven Ergebnisse der vorliegenden gründlichen Arbeit zu geben.

In der Vorrede (V—XVIII) präludirt Dr. Frantz, indem er ein kurzes Resumé seines Buches gibt. Es mag dieses Verfahren wohl auch seine Vortheile haben. Allein steht nicht zu befürchten, daß der blendende Glanz, der sofort über die so arg mißhandelte Gestalt Sixtus' IV. verbreitet wird, den nicht vorurtheilsfreien Leser kopfscheu mache und Bedenken gegen die Unparteilichkeit des Verfassers wachrufe? Freilich die gründliche Quellenforschung, die uns im Verlaufe der Darstellung auf jeder Seite entgegentritt, ist mehr als hinreichend, um bei jedem wahrheitsliebenden Leser etwaige vorgefaßte Bedenken wieder vollständig zu zerstreuen. Die Anzahl der vom Verfasser benützten Quellen, handschriftlicher und gedruckter, zeitgenössischer, späterer und neuester, dürfte sich auf weit über 100 Nummern belaufen. Ein alphabetisches Verzeichniß derselben wäre eine willkommene Beigabe gewesen.

Im einleitenden Abschnitte (S. 1—94) erhalten wir einen vortrefflichen Einblick in die culturhistorischen Verhältnisse Italiens während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Eine historische Persönlichkeit wie Sixtus IV., welche nach jeder Richtung so entscheidend in die öffentlichen Zeitverhältnisse eingriff, kann selbstverständlich nur im Hinblick auf diese selbst richtig aufgefaßt und beurtheilt werden. Bei der Ausgestaltung und Entwicklung des kirchlichen und politischen Geistes, welcher der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eigenthümlich ist, sind als wichtige Factoren hauptsächlich in Betracht zu ziehen: die unseligen Folgen des abendländischen Schisma's, die Zerrüttung und Anarchie, in welche der Kirchenstaat durch die lange Abwesenheit der Päpste gerathen, die verheerenden Wirkungen des einseitigen Humanismus oder Classicismus, welche sich in weiten Schichten der Gesellschaft bis zur Wiedererweckung eines praktischen Neuheidenthums steigerten;

ferner die politische Umgestaltung Italiens, die sich unter langwierigen und erbitterten Kämpfen zwischen communaler Freiheit und fürstlicher Tyrannis vollzieht. Diese unaufhörlichen Kämpfe streuten den Samen der Zwietracht und aller Laster, welche im Gefolge der letzteren einherzuschreiten pflegen, in reicher Fülle aus. Eine durch und durch selbstsüchtige, heuchlerische, verlogene Afterpolitik beherrschte das öffentliche Leben. Recht und sittliche Grundsätze schienen erstorben: der Vortheil und die Persönlichkeit waren Alles. Und da haben die Kaiser seit Karl IV. (und schon früher) leider vorgearbeitet; denn ihre deutsche Politik war keine andere, als eine Sanction des Gewaltzustandes der damaligen Tyrannis. Von S. 37—50 übt der Verfasser strenges Gericht an den Fürstenhäusern Italiens zu jener Zeit: es ist eine wirre Zeit der „Familientragödien". Es fehlt indessen auch nicht an erfreulichen Lichtseiten. Edle und große Geister erheben sich gegen die herrschende Verderbniß. Sehr eingehend — für den Rahmen dieser Schrift wohl zu eingehend (S. 55—93) — wird Girolamo Savonarola behandelt. Das Gesammturtheil über den berühmten politisch-religiösen Reformator von Florenz lautet maßvoll. Glänzende Begabung und reines Streben sind demselben nicht abzusprechen; allein die weise Maßhaltung war ihm versagt, und so ward er rettungslos in's Verderben gezogen. „Die harte Buße, die sein Leben krönte, war wohl im Stande, die großen Fehler seines Lebens hinwegzuwaschen" (S. 85). Wie sehr viele Neuere, und auch Villari, sich in Savonarola täuschen, wenn sie ihn als Vorläufer der protestantischen Reformation hinstellen, geht schon daraus hervor, daß Fra Girolamo in seiner Philosophie ganz dem hl. Thomas von Aquin folgte, und daß sein Triumphus crucis in den katholischen Seminarien eingeführt wurde.

Nachdem in dieser Weise der richtige Maßstab gewonnen ist, um die italienische Politik Sixtus' IV. nach Recht und Billigkeit beurtheilen zu können, wird uns der Gang der politischen Ereignisse in den acht folgenden Kapiteln vorgeführt. Da Florenz und Sixtus IV. das eigentliche Thema bilden, werden zunächst „die Constitutionen von Florenz und das Problem der Freiheit" (S. 94—130) besprochen. Ein wirres Parteigetriebe tritt uns in der Arnostadt entgegen. Jahrhunderte lang stehen sich bald die Welfen und Ghibellinen, bald die Granden und Popolaren gegenüber; die Zwietracht der Parteien war nicht zu heilen; stets herrschte politische Intoleranz, und die bestgemeinten Verfassungsgesetze blieben todte Buchstaben, weil sie zu künstlich waren. Es fehlte an den hochherzigen Nobili, die Venedig auszeichneten. Weil indeß Florenz ein reich begabtes Volk besaß, bietet es doch drei Jahrhunderte hindurch das Schauspiel einer blühenden Republik und hat es eine glorreiche Geschichte aufzuweisen. Im Verlaufe dieser Parteikämpfe erhob sich das reiche Kaufmannsgeschlecht der Medici durch alle Künste der Tyrannis zur Alleinherrschaft.

Das zweite Kapitel lautet: „Sixtus IV. und die Republik Florenz" (S. 130—174). Über das makellose und glänzende Vorleben des Franzesco della Rovere, O. Min. und Cardinals von S. Pietro dei vincoli, geht der Verfasser raschen Schrittes hinweg. Im Gegensatze zur bislang

herrschenden Ansicht, daß Sixtus IV. von niedriger Familie abstammte, weist er actenmäßig nach, daß die Familie della Rovere zu den ältesten Geschlechtern Italiens gehörte und ihren Stammbaum auf Hermundus, Longobardenfürsten in Turin (um 700), zurückführte. Am 9. August 1471 von den 18 im Conclave anwesenden Cardinälen einstimmig zum Nachfolger Pauls II. gewählt, ward Sixtus am 22. August inthronisirt[1]. Die Beziehungen zu Lorenzo von Medici waren anfänglich die freundschaftlichsten. Zwar lehnte der neue Papst dessen zudringliches Begehren, seinen Sohn Julian, der noch Laie war, zur Cardinalswürde zu erheben, entschieden ab; dafür ernannte er aber Lorenzo selbst zum päpstlichen Schatzmeister. Dieser verfolgte jedoch einzig sein Sonderinteresse, durchkreuzte die hochherzige Absicht des Papstes, die Christenheit zum Kampfe gegen die Türken zu vereinigen, und unterstützte sogar offen die Rebellion im Kirchenstaate. Da Sixtus' Bemühungen um ein ökumenisches Concil am Widerstande des Kaisers Friedrich III. scheiterten und auch seine Legaten die in politische Händel und Entwürfe verwickelten Fürsten Europa's nicht zu einigen und für den heiligen Kampf zu begeistern vermochten, so beschloß Sixtus IV., wenigstens die Kräfte Italiens für die heilige Sache nutzbar zu machen. Wie die Acten seines Pontificates und die unverdächtigsten Zeugen es unwiderleglich beweisen, bildet dieser großartige Plan den Grund- und Eckstein für die gesammte italienische Politik Sixtus' IV. Allein, während der Papst mit unbeugsamer Beharrlichkeit an diesem Ziele festhielt, ließen ihn seine selbstsüchtigen Bundesgenossen der Reihe nach schnöder Weise im Stiche. So mußte Sixtus IV. stets wieder von vorn beginnen und neue Coalitionen gegen die abtrünnigen Freunde eingehen, um dieselben zum Frieden zu nöthigen. Durch diese trostlose Zerfahrenheit innerhalb des italienischen Staatengewimmels erhält das Pontificat Sixtus' IV. für den nur auf die Oberfläche Blickenden ein höchst unerquickliches Aussehen. Es folgen sich in endloser Reihe politische Zänkereien mit großen und kleinen Herren und Staaten. Der Parteiwechsel vollzieht sich so rasch und schroff, daß auf den bedauernswerthen Papst fast unwillkürlich der Schein des Wankelmuthes, der Leidenschaftlichkeit und des Mangels an Friedensliebe fällt. Nichts wäre aber falscher, als eine derartige Annahme. Sixtus IV. bewährt sich vielmehr allein als der unbewegte Felsen im stürmischen Meere; nur das Gesammtwohl der Kirche und die Ehre des römischen Stuhles schwebt ihm bei seinen politischen Bündnissen und Kriegen vor Augen. Nicht ihm ist die Schuld zuzuschreiben, wenn er nachträglich von seinen Bundesgenossen wiederholt hintergangen und betrogen wurde.

Das dritte Kapitel befaßt sich mit der „Verschwörung der Pazzi" (S. 174—260), dieser unheilvollen Tragödie, in welche der Neffe des Papstes, der energische Graf Girolamo Riario, thätig mit eingriff. Das sogen. perikleische oder augusteische Zeitalter der Medici hatte in Florenz ähnliche Zustände hervorgerufen, wie einst in Athen und Altrom. Eine drückende

[1] Fleury (Hist. ecclés. éd. Paris 1858. t. 6. p. 434) verlegt die Krönung auf den 25. August.

Schwüle lagerte sich über dem zauberhaften Feengarten am Arno; es entwickelte sich in antik heidnischer Weise eine förmliche Schwärmerei für den Tyrannenmord. Da Lorenzo dem Papste nur zu viel Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte, konnte diesem ein Regierungswechsel in Florenz nur erwünscht sein. Für einen solchen, der jedoch ohne Blutvergießen vor sich zu gehen habe, gab Sixtus seine Zustimmung. Ein solches Versprechen gaben denn auch die Eingeweihten, und erst nachher änderten sie eigenmächtig ihr Vorhaben. So kam es zu dem schauerlichen Attentate während des Hochamtes, Sonntag 26. April 1478 [1], welchem Julian von Medici erlag, während Lorenzo bloß verwundet wurde. Letzterer und seine Partei nahmen furchtbare Rache. Der miteingeweihte Erzbischof von Pisa ward ohne gerichtliche Procedur am Fenster seines Palastes aufgehängt; mehrere Cleriker, die offenbar unschuldig waren, wurden ermordet. Wegen dieser Frevel stellt der Papst die Florentiner zur Rede und spricht über die Hochfahrenden den Bann aus durch die Bulle „Filius iniquitatis“ (Lorenzo Medici) vom 1. Juni 1478. Bei der blinden Wuth wird in Florenz ein schismatisches Conciliabulum abgehalten; „es spricht aber völlige Kopflosigkeit aus diesem chaotischen Durcheinander von Ausbrüchen der Leidenschaft, Fälschungen des Thatbestandes und Insulten des Papstes“ (S. 255). Wie der Papst selbst über den unvermutheten blutigen Ausgang der Tragödie geurtheilt haben möge, läßt sich aus seiner Äußerung schließen, welche er vor dem Attentat seinem Neffen Girolamo gegenüber gethan. Als dieser den Oheim vorwitzig fragte: „Würden Ew. Heiligkeit dem verzeihen, der den Tod veranlaßte?“ entgegnete der Papst: „Du bist eine Bestie. Ich sage dir, ich will nicht den Tod irgend eines Menschen, sondern nur einen Wechsel der Regierung“ (S. 199). Es wäre indessen zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte, wo möglich, actenmäßig nachgewiesen, in welcher Art Sixtus IV. nachträglich das Verfahren Girolamo's beurtheilte, und das um so mehr, da Fleury (a. a. O. p. 439) mit unverkennbarer Bitterkeit bemerkt, der Papst hätte nicht bloß gegen die Ausschreitungen der Mediceer-Partei, sondern auch gegen die Attentäter selbst mit Strenge vorgehen sollen. Einigermaßen genügt wohl der Hinweis auf die Bannbulle, in welcher es u. A. heißt: die Tyrannei, welche Lorenzo gegen das Florentiner Volk geübt, sei die Ursache des gegen ihn und seine Familie entstandenen Hasses und der Verschwörung; und nach der letzteren seien Rache und Grausamkeit maßlos gewesen.

Die zweite Hälfte des Pontificates ist mit Kriegsunruhen angefüllt, die sich thatsächlich an die Verschwörung der Pazzi anlehnen. Die Folgen dieser letzteren für den Papst und für ganz Italien waren wirklich verhängnißvoll. Die Parteileidenschaft, die ohnedieß schon lichterloh flammte, überstieg jetzt jegliches Maß. Die gebannten und interdicirten Florentiner belästigten alle Höfe Europa's mit ihren Klagen und Verleumdungen gegen Sixtus IV. Das Ausland wurde hiermit in den Streit hereingezogen. Schismatische Umtriebe traten diesseits und jenseits der Alpen zu Tage. Florenz bildete für

[1] Damberger (Fürstenbuch, S. 384) setzt das Attentat auf den 27. April.

Oberitalien den Mittelpunkt einer papstfeindlichen Liga, die ihre Stütze in Ludwig XI. von Frankreich suchte und theilweise auch fand. Die Entwicklung dieser mißlichen Verhältnisse schildern das vierte und das fünfte Kapitel: „Die Intervention Frankreichs zu Gunsten der Medici" (260—320) und der „Krieg zwischen Rom und Florenz" (S. 320—364). Ludwig XI. schickt eine Gesandtschaft an die italienischen Höfe und sucht den Papst zur Nachgiebigkeit gegen Lorenzo zu bereden. Doch weder diplomatische Künste, noch Drohungen verfangen bei Sixtus IV. Klaren Blickes und mit fester Hand führt der Papst das Steuer im Schifflein Petri. Selbst der feindselige französische Gesandte Philipp de Commines mußte gestehen, die Päpste seien weise und wohlberathen, und ohne die Zwistigkeiten der Colonna und Orsini wäre der Kirchenstaat für die Unterthanen der glücklichste Aufenthalt auf Gottes Erdboden. — Auch im offenen Kriege war Sixtus vom Glücke begünstigt. Auf seiner Seite standen König Ferdinand von Neapel und der kriegstüchtige Graf von Urbino, Frederigo von Montefeltre, den Sixtus zum Herzog von Urbino erhoben, da eine Tochter desselben mit Giovanni della Rovere, dem zweiten Bruder des Papstes, vermählt war. In seiner Bedrängniß eilt aber Lorenzo nach Neapel, und es gelingt ihm, dem Papste die Früchte seiner Siege zu entreißen, indem Ferdinand ein Separatabkommen trifft, das der Papst des lieben Friedens wegen ratificirt. Sowohl Venedig, der Bundesgenosse von Florenz, als der Papst, derjenige von Neapel, waren in entehrender Weise hintangesetzt. Wiewohl daher Lorenzo am 3. December 1479 in St. Peter feierlich von den Censuren losgesprochen wurde, barg der unnatürliche Friede doch einen neuen Krieg in seinem Schooße. Der Tod Muhammeds II. gab das Signal zum Wiederausbruch der Fehde. Streitigkeiten zwischen Herkules von Este, dem Herzog von Ferrara, und Venedig gaben den nächsten Anlaß zum Kriege. Auf Seiten des Letzteren standen der Papst, Genua, Siena nebst einigen kleineren Staaten. Ferrara ward unterstützt von Neapel, Florenz, Mailand, Bologna. Die ganze apenninische Halbinsel wurde in Mitleidenschaft gezogen. Diese neue Verwicklung wird im sechsten Kapitel behandelt (S. 364—412). Es geht dieses Mal etwas rasch in den Strudel der Ereignisse hinein, so daß man nicht recht sieht, in welcher Weise die genannte Parteigruppirung zu Stande kam. Sixtus IV. erklärt in einem Schreiben an Kaiser Friedrich III. vom 27. October 1482 für seinen Theil: „Er sei wider seinen Willen zu diesem Krieg geschritten; aber man habe ihn genöthigt, der Gewalt wiederum Gewalt entgegenzusetzen; und nur um der Ehre des Heiligen Stuhles willen sei dieser Kampf geführt worden." Der Gang der Kriegsereignisse war für den Papst abermals ein glücklicher; allein mit väterlicher Milde nahm er die vom gedemüthigten Gegner dargebotene Friedenshand an. Die Siegestrophäen legte er zu den Füßen der Immaculata nieder, zu deren Ehre er die schöne Kirche S. Maria della Pace erbaute.

Es zeigte sich jedoch abermals, in welch heillose Verhältnisse Sixtus IV. hineingestellt war. Hatte im früheren Feldzuge das verbündete Neapel sich als untreu erwiesen, so folgte jetzt Venedig dessen Beispiele. Dieses setzte

eigenmächtig den Krieg gegen den Herzog von Ferrara, den Vasallen des Papstes, fort, in der Absicht, sich des schönen Gebietes zu bemächtigen. Um dem Papste Verlegenheiten zu bereiten, begünstigte die Lagunenstadt das schismatische Conciliabulum, welches der ehrgeizige Erzbischof von Krain, Andreas Zuccalmaglio, 1482 zu Basel in Scene setzte. Für Sixtus IV. treten Neapel, Mailand, Florenz, Mantua und Ferrara in die Schranken. Auch Venedig zieht schließlich den Kürzeren; da ist es wieder Ferdinand von Neapel, welcher durch den einseitig abgeschlossenen Frieden von Bagnolo dem Papste die Früchte seiner Anstrengungen entreißt. Der greise Papst ertrug die bittere Kränkung mit christlicher Ergebenheit und ertheilte dem elenden Machwerke, unter dessen Nachwehen die folgenden Päpste noch viel zu leiden hatten, mit sterbender Hand seinen Segen. Trotz dieser schmerzlichen Enttäuschungen hinterließ Sixtus IV. den Heiligen Stuhl mit neuer Macht und neuem Glanze umgeben, wie die unparteiischen Zeitgenossen laut bekannten. Cardinal Julian della Rovere, der nachmalige Papst Julius II., setzte ausdrücklich auf die Grabschrift: auctoritate Sedis aucta. Die zuletzt genannten Ereignisse bilden großentheils den Inhalt des siebenten und des achten Kapitels (S. 412—457 u. S. 457—529). S. 478—529 beschäftigen sich hauptsächlich damit, Sixtus IV. gegen die falschen Berichte Infessura's in Schutz zu nehmen; von S. 484—505 wird besonders sein Benehmen gegen die Verwandten des Näheren beleuchtet. Dieser heikle Punkt — der einzige minder helle im Leben des großen Papstes — hätte wohl in etwa gründlicher behandelt werden können, indem beim sogenannten Nepotismus der Päpste dessen inneres Wesen von seinem äußeren geschichtlichen Auftreten wohl zu unterscheiden ist [1].

Alles in Allem genommen, wird der aufmerksame Leser des vorliegenden Buches mit dem Urtheile des Verfassers übereinstimmen: „Sixtus IV. ist eine Heldenfigur, zu groß und zu ideal angelegt für die armseligen Feinde, mit denen er gestritten hat; seine Fehler entspringen seinen großen Eigenschaften, die sich weit über die seiner Zeitgenossen erhoben“ (S. 151).

Über Kleinigkeiten wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten [2]. Nur zwei Punkte können wir nicht unerwähnt lassen. Die sachliche Anordnung, die Überschriften einiger Kapitel und die Chronologie (vgl. S. 261 u. 264; S. 382 u. 385) hätten eine erhöhte Sorgsamkeit erheischt. Sodann wirkt das bunte Durcheinander von deutschen, lateinischen und italienischen Texten in der That störend. Die Kunst der geschichtlichen Darstellung kann bei dieser Methode unmöglich zu ihrem vollen Rechte gelangen.

Auch hätte ein zusammenfassender Rückblick dem Buche noch einen be-

---

[1] Vgl. Sfondrati's Abhandlung: Nepotismus theologice expensus, und Civiltà catholica, S. VII. t. 2. p. 395—407.

[2] So wird z. B. der Genitiv „Rainaldi“ häufig als Nominativ citirt (S. 27. 146. 147. 150 2c.); bald findet sich die Schreibart „Querini“ (z. B. S. 4. 17), bald „Quirini“ (S. 15. 16); S. 29 Z. 3 von oben steht „Imperatorem“ statt „Imperator“.

sonderen Werth verliehen. Wir geben uns indeß gern der Hoffnung hin, es werde das in einem späteren Bande nachgeholt werden. Es ist in der That dringend zu wünschen, der verehrte Herr Verfasser möge seine ungewöhnliche Bekanntschaft mit der einschlägigen Literatur dazu benützen, ein nach allen Seiten hin abgerundetes Bild von dem Leben und Wirken des Papstes Sixtus IV. zu entwerfen. Die interessante Parallele zwischen den zwei letzten päpstlichen Sixtus erhielte dadurch neues Licht.

**K. Brischar** S. J.

**Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.** Im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von Dr. **F. Abraham**, Dr. **J. Hermann** und Dr. **Edm. Meyer**. 1.—3. Jahrg. (1878—1880.) Berlin 1880—1883. Preis: 1. Jahrg. *M.* 12; 2. u. 3. Jahrg. je *M.* 16.

Die Vorrede des ersten Jahrganges dieser Berichte beginnt mit den Worten: „Bei der regen Thätigkeit, die gegenwärtig fast auf allen Gebieten unserer Wissenschaft herrscht und durch eine kaum zu übersehende Literatur bezeugt wird, ist unstreitig die Gefahr vorhanden, daß der einzelne Forscher den Ergebnissen der mannigfaltigen Untersuchungen nur zu einem kleinen Theil folgen und der Hauptaufgabe des Historikers, sich ein wahrheitsgetreues und genaues Bild der Vergangenheit zu erwerben, nicht vollkommen gerecht werden kann." Um dieser Gefahr zu begegnen, ertheilte die Historische Gesellschaft in Berlin im Jahre 1877 einer Commission den Auftrag, eine neue bibliographische Publication, die Jahresberichte, in's Leben zu rufen. In dem Januar 1878 versandten Prospect wird als Aufgabe der Jahresberichte hingestellt, „nicht die Schriften an sich zu besprechen, was Sache der einzelnen Literaturblätter sei, sondern aus ihnen alles, was sich im Vergleich zu der bisherigen Forschung in Hinsicht der Thatsachen, der Auffassung oder der Methode als neu ergab, herauszuheben". „Objectivität in der Wiedergabe der zu Tage tretenden Ergebnisse und Bestrebunngen mußte daher," wie das Vorwort weiter bemerkt, „Haupterforderniß sein; alle Polemik sollte ausgeschlossen und die Kritik auf kurze, sachliche Bemerkungen beschränkt sein." Aus dem Gesagten ist klar, daß jeder Geschichtsfreund der Historischen Gesellschaft zu Dank verpflichtet ist, dieses Unternehmen mit diesem Programm veranlaßt zu haben. Eine andere Frage ist, ob die Commission ihrem Programm treu geblieben ist. Dieß zumeist wollen wir hier untersuchen. Im Voraus noch die Bemerkung, daß wir in gerechter Würdigung der sehr großen sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten des Unternehmens weit davon entfernt sind, eine Schuld der Commission allein aufbürden zu wollen. Wenn wir nicht der Überzeugung lebten, daß die Redaction unsere Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigen werde, so verzichteten wir lieber ganz auf die folgenden Bemerkungen.

Was zuerst die äußere Form der Jahresberichte angeht, so wäre vor Allem neben dem Autoren-Verzeichniß ein alphabetisches Sachregister sehr erwünscht. Hierdurch würde auch ein Grund beseitigt, den man für die Wieder-

holungen derselben Schrift in demselben Jahrgange anführen könnte. Übrigens erscheint uns auch so des Guten zu viel zu geschehen, wenn man beispielsweise die Denkwürdigkeiten des Grafen Montgelas aus den „Historisch-politischen Blättern“ an drei verschiedenen Stellen mit zweimaliger Wiederholung eines Theiles der Kapitelüberschriften besprochen hat. Ferner müßten unseres Erachtens einige Referate bedeutend gekürzt werden. Ein Beispiel. Dr. v. Kalckstein (Berlin) verbreitet sich auf acht Seiten über Gädecke's Maria Stuart, indem er nur Zeit findet, dem Werke von Opitz über denselben Gegenstand einige Liebenswürdigkeiten zu widmen. An Gädecke findet er nur „bedauerlich den Mangel eines Registers, dieß ist der einzige Vorzug des Opitz'schen Buches vor dem Gädecke's“. Zur Entschuldigung des Herrn Dr. v. Kalckstein dürfen wir aber anführen, daß ihm wohl sein über denselben Gegenstand in der Königsberger Hartung'schen Zeitung veröffentlichtes Feuilleton hier einen Streich gespielt hat [1].

Sehr ungern haben wir — für den 1. Jahrgang lassen wir die Entschuldigung der Redaction gelten — im 2. und 3. Jahrgang die Literatur über Spanien und Portugal vermißt. Es wäre bei Nachholung derselben eine kritische Übersicht über die bisherige Literatur um so mehr geboten, als sich z. B. selbst ein Mann wie Oncken in seinem „Zeitalter Friedrichs des Großen“ noch immer auf die in manchen Punkten kritiklose und einseitige Geschichte Portugals von Schäfer, auf die Memoirs von Smith und sogar auf das Schmäh-Libell „Das Reich der Jesuiten in Paraguay“ stützt. Obgleich wir ferner die Letzten sind, die durch Aufzählung von ausgelassenen Arbeiten mit der Redaction rechten wollen, so glauben wir doch bemerken zu müssen, daß es eine etwas zu große Nachlässigkeit ist, wenn wir die meisten historischen Aufsätze einer deutschen Zeitschrift aus den Jahren 1878—1880 nicht erwähnt finden, zumal wenn dieselben in jeder Beziehung eine Erwähnung verdienen. Wir nennen hier nur die Aufsätze Grisars über den Galilei'schen Proceß. Daß diese und ähnliche Arbeiten nicht absichtlich übergangen sind, möchten wir schon allein aus der Bemerkung eines der

---

[1] In auffallendem Contraste zu dieser Weitschweifigkeit steht die lakonische Kürze, mit welcher derselbe Referent Foley's Records of the English Province of the Society of Jesus abfertigt. (Von Foley's Werk erschien bei Burns & Oates in London 1878 Bd. III und IV, 1879 der V. und 1880 der VI. Bd. Vom VII. Bd. wurde der erste Theil 1882, der zweite 1883 ausgegeben. Jeder Band zählt im Durchschnitt 700—800 Seiten.) Dr. v. Kalckstein sagt im Jahrgang 1878: „Ein Laienbruder der Jesuiten, Henry Foley, der nur sehr beschränkte Kenntniß des Lateinischen zu besitzen scheint, hat im verflossenen Jahr weitere Serien von Urkunden der englischen Provinz seines Ordens (III.) erscheinen lassen. Eine Masse von Nachrichten werden über dessen Thätigkeit im 16. und 17. Jahrhundert gegeben; wo eine gewisse Verarbeitung versucht ist, gereicht dieß dem Buch nur zum Schaden.“ Bieten der III. und der IV. Band nichts weiter, als Nachrichten über die Thätigkeit der Jesuiten? Im Jahresbericht für 1879 schreibt derselbe Referent noch kürzer: „Der VI. und Schlußband des Foley'schen Quellenwerkes über die englischen Jesuiten gibt namentlich Nachrichten aus dem englischen Collegium in Rom.“

Redacteure, des Herrn Dr. Edm. Meyer (Berlin), schließen, der bei der Hinweisung auf den kleinen Abriß der Papstgeschichte von Cardinal Hergenröther sagt: „Nichts kann die protestantische Auffassung der kirchlichen Entwicklung mehr vor Einseitigkeit bewahren, als die eingehendste Berücksichtigung der katholischen Anschauungen."

Sehen wir nun auf den Inhalt der Referate, so müssen wir anerkennen, daß ein Theil der Mitarbeiter sich oft in lobenswerther Weise an die erste Forderung des Programms, die Objectivität, gehalten hat. Es ist ja, bei manchen anderen traurigen Erfahrungen, der Commission hoch anzurechnen, daß sie diese Forderung der Objectivität so streng betont, daß sie die Hauptaufgabe des Historikers nur darin erblickt, „sich ein wahrheitsgetreues Bild der Vergangenheit zu erwerben". Sie spricht damit nur eine Forderung Leo' XIII. aus, der in seinem bekannten Schreiben sagt: „Mit aller Energie soll man darauf ausgehen, die Lügen und Unwahrheiten mit Zuhilfenahme der Geschichtsquellen zu widerlegen." Als leitender Grundsatz aber soll ganz besonders dem Geiste des Geschichtschreibers immer vorschweben, daß dieß das oberste Gesetz der Geschichte ist, daß sie nichts Falsches zu berichten wagt, sodann daß sie alles Wahre zu sagen wagt." Im Gegensatz zu diesen Principien ist zu unserem lebhaften Bedauern ein anderer Theil der Referenten nicht an einer Klippe vorbeigekommen, an der jedes objective Referat scheitern muß, wir meinen an dem Sichbeherrschenlassen von sogenannten Judicia a priori. Wir dürfen dem einen oder anderen Referenten wohl etwas von dem wünschen, was ein neuerer Kritiker mit den Worten bezeichnet: „horreur des jugements a priori fondés sur des données étrangères à la science historique" (De Smedt, Principes de la critique historique. Liège 1883. p. 46).

Hier einige Beispiele. Gewisse Herren meinen, um ganz und gar vorurtheilsfrei forschen zu können, dürfe man nicht Katholik sein, woraus dann folgt, daß die Arbeiten von Akatholiken als naturgemäß freier und unbefangener hingestellt werden. So schreibt Dr. Hermann (Berlin) nach Anführung einiger abgerissener Sätze aus der Studie Hergenröthers über Maury: „Sapienti sat! Es beweist verhältnißmäßig noch viel Objectivität, uns so hinter die Coulissen blicken zu lassen. Naturgemäß freier, unbefangener und darum erfolgreicher ist des Züricher Privatdocenten Vortrag über ..." Wen Dr. Klatt (Berlin) für vorurtheilsfrei hält, möge man aus seinen eigenen Worten entnehmen. Er schreibt über das Buch des Protestanten Mor. Lüttke, „Der Islam und seine Völker": „Lüttke behandelt den Islam vom christlichen Standpunkte aus, wie folgende Stelle am Anfang zeigt: Fast unerklärlich muß es scheinen, daß von der göttlichen Vorsehung dem Islam eine solche Ausbreitung, eine solche geistige und materielle Macht zugestanden und erlaubt worden ist — ein Standpunkt, der um so auffälliger erscheint, als der Verfasser acht Jahre im Orient gelebt hat. ... Das Beste, weil Vorurtheilsfreieste, ist eine Programm-Arbeit von Siessl. Anknüpfend an ein Dictum von Joseph Müller: ‚Is est religiosissimus, wer seinen Geist am Hellenismus veredelt, sein Herz am Christenthum läutert, seinen Charakter

am Islam stärkt', sucht er die mittelalterlichen Vorstellungen vom Islam zu widerlegen."

Ein anderes Judicium a priori lautet: Bei Hohenzollern ist Alles gut, schön und edel, bei Habsburg ist das Gegentheil der Fall. Wir tadeln es nicht, wenn ein preußischer Historiker für sein angestammtes Herrscherhaus begeistert ist; aber daß er sich dadurch verleiten läßt, hier Alles im rosigsten Lichte anzusehen, dort Alles schwarz in Schwarz zu malen, das ist doch nicht mehr objectiv und vor Allem für den Historiker, der es ernst mit seiner Aufgabe nimmt, unbedingt verwerflich. Und doch finden wir von dem genannten Judicium a priori manches Referat beeinflußt. Wie stößt z. B. Dr. Isaakſohn (Berlin) in die Posaune bei der Besprechung Lehmanns: „Seine Edition ... liefert vom ersten bis zum letzten Stück den Beweis, daß Preußens Fürsten im lichten Gegensatz zu vielen anderen deutschen Herren, vornehmlich den Kaisern aus dem Hause Habsburg, das Princip der Glaubensfreiheit, der Duldung, so viel es in ihrer Hand lag, im ganzen Umkreis ihrer Lande zur Geltung gebracht, daß sie aber auch von Anfang an den Kampf gegen die Curie mannhaft aufgenommen haben, als diese, ihrem innersten Principe gemäß, die katholischen Unterthanen der Hohenzollern unter ihre Herrschaft zu beugen, ihnen den Gehorsam gegen ihre Fürsten nur soweit nachzulassen bemüht war, als es ihr mit ihren Satzungen vereinbar schien, d. h. soweit es ihr beliebte." Das Letztere zugleich eine Probe von Begriffsverwirrung über das Wesen der katholischen Kirche. Was die gehässige Tendenz gegen Habsburg angeht, so können wir uns leicht denken, wie es den ihrem angestammten Herrscherhause ergebenen österreichischen Mitarbeitern der Jahresberichte bei Lesung unberechtigter Ausfälle gegen Habsburg zu Muthe sein muß.

Von anderen Judicia a priori machen wir hier nur noch auf eines aufmerksam: „Die Reformation ist eine geschichtliche Nothwendigkeit, sie setzt Besseres an die Stelle von Veraltetem, sie ist eine tiefere christlich-religiöse Bewegung." Das wäre aber bei den Untersuchungen über die Geschichte der Reformation gerade zu beweisen; darüber sind doch fürwahr durch die Protestanten die Acten noch nicht geschlossen. Trotzdem lassen sich manche Historiker von dieser vorgefaßten Meinung ganz beherrschen; was erst erwiesen werden sollte, setzen sie als schon erwiesen voraus und urtheilen darnach. Deßhalb haben sich auch sonst objective Kritiker zu einer allseitig gerechten Würdigung der Resultate Janssens nicht erschwingen können, sie haben es vorgezogen, ihre Zuflucht zu Ausdrücken wie „ultramontane Tendenz" und „logische Gewaltthätigkeit" zu nehmen. Man hält dann die nothwendigen Folgerungen Janssens aus geschichtlichen Thatsachen „für einigermaßen erzwungen"; man fühlt sich „angespornt, andere Erklärungen zu versuchen", oder man macht mit Voraussetzung des zu Beweisenden einen Salto mortale: „Und selbst angenommen, es sei das bis zu einem gewissen Grade richtig, muß nicht, damit Neues, Besseres entstehe, das Alte in Trümmer gehen?"

Zum Schlusse möchten wir nochmals die Zuversicht aussprechen, daß die Redaction unsere Ausstellungen als berechtigt anerkennen werde; denn wir

verlangen nichts Anderes, als was die Commission selbst in ihr Programm gesetzt hat: Objectivität in der Wiedergabe der Ergebnisse und Ausschließung aller (also jedenfalls gehässiger und verletzender) Polemik. Halten sich die Jahresberichte treu an ihr ursprüngliches Programm, dann werden sie sicherlich beitragen, die Wahrheit zu fördern, die ja allein uns frei machen kann.

B. D.

**Fata Morgana.** Gedichte von **Heinrich Freimuth.** Class.-Octav. 132 S. Aachen, Kaatzer, 1883.

Die Garbe ist nicht groß, aber ihre Ähren sind voll und reif. Die Hälfte der kleinen Sammlung nimmt ein episches Gedicht in Form des ehemals beliebten Romanzen-Cyklus ein. Daß uns die Form besonders zusage oder daß sie dem Wesen des Epos ganz entsprechend erscheine, wollen wir nicht behaupten; läßt man sie einmal nach so vielen, selbst classischen Mustern gelten, so muß zugestanden werden, daß sie hier mit Meisterschaft behandelt ist. „Die Jüdin von Tanger" — so heißt das Gedicht — ist nicht eine Lesung für Mädchenpensionate; denn ihr Stoff ist der Natur der Sache gemäß ganz orientalisch, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß die Behandlung so zart und streng ist, als sie es bei einem solchen Gegenstande nur sein kann. Die Geschichte Mira's, des Judenmädchens, mit seiner ihm selbst unerklärlichen Liebe zu der Jungfrau Maria aus Juda's Stamm hat etwas tief Rührendes und zugleich sehr Wahres. Die Lösung des Knotens oder vielmehr der Entschluß Mira's auf dem Grabe ihrer Mutter ist wahrhaft ergreifend und hochpoetisch. Die Ausführung des Gedichtes im Einzelnen ist reich an Schönheiten der verschiedensten Art, und was besonders wohlthuend auffällt, ist eine große Originalität und Kühnheit in Sprache und Bildern, welche uns in Freimuth eine wirklich poetische Individualität erkennen lassen. Wir wollen zwar nicht läugnen, daß sich auch die Fehler dieses Vorzuges bisweilen bemerkbar machen, daß dem Leser das Neue vielleicht das eine oder das andere Mal gesucht und das Originelle und Besondere nahezu etwas absonderlich, das Geistreiche leicht etwas dunkel vorkommen mag; allein diese Flecken sind selten, und man nimmt sie bei der heutigen Verflachung poetischer Hervorbringungen doppelt nachsichtig in den Kauf. Wir geben als Beispiel der Sprache Anfang und Ende der „Anrufung an Gott":

„An den Sohn des Staubes hast du, Herr, die Erde hingegeben,
Mit zum Lenker ihn erhoben über deiner Schöpfung Leben;
Weihtest ihn mit hoher Gabe, neue Schöpfung zu gestalten;
Aber gabst ihm, ernst zu hüten, auch zerstörende Gewalten! ...

Daß zum blüh'nden Aaronsstabe jedes Fürstenscepter werde,
Weltenlenker, hebe Herzen auf die Throne dieser Erde!
Deine Kronen reich' den Guten, auf die Höhen stell' die Reinen,
Und wir Andern in den Thalen werden wen'ger Thränen weinen.

Erdenmacht! — aus reinen Schalen thauest Segen du den Auen;
Aus verworfenen Gefäßen, ha, wie strömst du Blut und Grauen!

Heil den Händen, die da bauen! Fluch den andern, die da schlagen!
Von dem Fluche aber will ich singen heute euch und sagen.

Von dem Weib, dem keuschen, reinen, will ich sagen euch und singen,
Dem der Himmel Kraft verliehen, mit dem stärksten Feind zu ringen,
Ihres Herzens reine Wiese und das Gärtlein ihrer Ehre
Mannhaft, siegreich zu beschirmen, wär's auch gegen Kriegerheere."

Aus den nachfolgenden zwölf Romanzen, die uns alle ein engbegrenztes, meisterhaft ausgeführtes Gemälde bringen und sich doch streng organisch zu einem wohldurchdachten Ganzen zusammenfügen, heben wir als besonders gelungen „Die Juden", „Die Frage", „Die Flucht" und „Bei den Todten" hervor, die uns wahre Cabinetsstücke edelster Poesie dünken. Auszüge oder Analysen könnten hier kein rechtes Bild des Ganzen geben, und so wiederholen wir noch einmal, daß, von den Schatten abgesehen, die der orientalische Stoff naturgemäß mit sich bringt, die aber der Dichter auf ein Geringstes abzuschwächen verstand, diese „Jüdin von Tanger" nicht bloß ein hochkünstlerisches Stück, sondern auch ein von christlichen Ideen gesättigtes und getragenes Kunstwerk ist, obwohl der Dichter sich nirgends besondere Mühe gibt, gerade das christliche Element hervorzukehren. Der reifere Leser aber — und nur an solche wendet sich der Dichter — wird es mit um so mehr Freude und Genuß als das Grundmotiv der Fabel und sozusagen als die ethische Atmosphäre des Gedichtes herausfinden.

Die kleineren Gedichte heben mit einer Perle an, welche wir vollständig zum Abdruck bringen, da sie mehr als viele Worte das Können und die Art des Dichters zeigt.

## Die beiden Väter.

Es klingt eine Harfe auf Hammerstein;
Zu der Harfe singt ein Jüngferlein.

Möcht' singen mit ihrem Schmeichelmund
Dem alten Burgvogt das Herz gesund.

„Laß sein, laß sein, mein gutes Kind!
Ich lausche nicht dir, ich horch' auf den Wind.

Wohl holden Schall hat dein Mündlein roth;
Doch singt's mir den alten Kummer nicht todt.

Wohl bist du zierlich in Sammet und Seid' —
Ich wollte, du trügst von Eisen ein Kleid!

Ich wollte, du zögest gewappnet zu Roß —
Jetzt muß ich beneiden den Knecht gar im Troß.

Längst bleichten der Bart und die Wangen mir schon,
Und es erbt meine Waffen kein reisiger Sohn." —

Da pocht am Thore um Obdach an
Im Pilgerkleide ein alter Mann.

„Tritt ein, wenn dein Name von guter Art!
Woher des Wegs und wohin die Fahrt?“ —

„Woher ich komme? Von einem Thron;
Dann lag ich gefangen; nun bin ich entfloh'n.

Nie hatte mein Name wohl schlechten Klang;
Denn — Kaiser Heinrich, so hieß ich lang.

Wohin ich geh'? — In die weite Welt,
Ein Grab zu finden, wo's Gott gefällt.“ —

Am Boden kniet der Kastellan:
„Mein Kaiser, wer hat Euch das gethan?“ —

Und der Pilger spricht mit bebendem Ton:
„Daß Gott ihn richte — das that — — mein Sohn!“ —

Es klingt eine Harfe auf Hammerstein;
Zu der Harfe singt ein Jüngferlein.

Zwei Greise sitzen träumend zur Stell',
Und beiden rinnen die Thränen hell.

Und dem Vogte spricht der Kaiser zu:
„Getrost, mein Treuer, was weinest denn du?

Du hast nicht Land und Kaiserkron',
Doch hast du Bess'res; du hast — keinen Sohn!“

Außer dieser Romanze finden wir unter den kleineren Gedichten nur noch vier poetische Erzählungen, von denen die umfangreichste und beste („Die Tarantel“) einer Erzählung Fernan Caballero's nachgedichtet ist.

Die eigentliche Lyrik ist in den besten Proben, vom Humor bis zum Wehmüthigen und Hymnenartigen, vertreten. Trefflich ist gleich das ganz volksthümlich gehaltene „Auf dem verkehrten Zweig“, sehr schön auch „Was die Vögel am See singen“. Minderwerthiges finden wir nur unter dem Politischen und mehr Local-Gelegenheitlichen. Sonst sind auch die Motive durchgehends von überraschender Neuheit. Als Beweis, mit welcher Keckheit und Sicherheit zugleich Freimuth seine Stoffe an den Grenzen des Gewöhnlichen aufsucht, finde hier zum Schluß noch das folgende kleine Stück seinen Platz:

„Ein Paar Kinderschuhe — sie sind alt —
Hüt' ich unter Schätzen mannigfalt.

Einst trug ich dieß Paar ... wo ist die Zeit?
Doch es wuchs der Fuß — der Weg ward weit.

Schuh tauscht' ich um Schuh — das kleine Paar
Überlebte alle wunderbar.

Hier bei Weisen und bei Dichtern steht's,
Selber eine Dichtung in Sedez.

Plaudert, meiner Kindheit Freunde, ihr
Nicht von schönern gold'nen Tagen mir?

Seh' ich euch nach einem harten Gang,
Klingt es mir wie Mutter-Trostgesang.

Haben eure Brüder mich gedrückt,
Blick' ich euch nur an und bin beglückt.

Die das Kind ihr trugt an guten Ort,
Mahnt noch jetzt vom schlimmen oft mich fort.

O wie gerne fänd' ich heut' zurück
Euern Blumenweg in's Kinderglück.

Doch — durch's Fenster glüht der Abendschein —
Meine Füße, wär't ihr wieder klein!"

Aus fast allen Stücken der Sammlung leuchtet ein großer, männlicher Ernst hervor, ja bisweilen dürfte sogar eine zu starke Neigung nach düstern, traurigen Bildern auffallen. Daß eigentliche Liebeslieder fehlen, möchten wir als eine der größten und dankenswerthesten Originalitäten bezeichnen, besonders da für die Gluth der Phantasie, wie sie in einzelnen Bildern zu Tage tritt, anscheinend gerade dieses Thema verlockend schien. Ein Beispiel, wie zwei Dichter fast wörtlich dasselbe schreiben können, ohne im mindesten von einander zu wissen, bietet uns „Geh' zum grünen Walde nicht" der vorliegenden Sammlung, welches sich mit überraschender Ähnlichkeit der Gedanken in den Liedern der Freiin v. Brackel („O geh' nicht in den frischen Mai") findet.

Das Vorstehende möge genügen, die kleine Sammlung empfehlend einzuführen.

W. K.

---

# Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Kirche oder Protestantismus?** Dem deutschen Volke zum vierhundertjährigen Luther-Jubiläum gewidmet von einem deutschen Theologen. Dritte, neu durchgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift: Das Luthermonument im Lichte der Wahrheit. 8°. VIII u. 377 S. Mainz, Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 4.

Zu tadeln haben wir an dieser Schrift nur das Eine, daß sie so spät — erst unmittelbar vor der Lutherfeier, statt zu Anfang dieses Jahres — erschienen ist: so reich und belehrend ist ihr Inhalt, so fesselnd die Darstellung, so durchaus gerade unserer Zeit entsprechend das ganze Buch. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß dasselbe mit der Lutherfeier seine Bedeutung verloren habe. Nein, das Werk ist von hohem, bleibendem Werthe für einen Jeden, welcher einer wahrheitsgetreuen Schilderung des Lebens und Wirkens des Wittenberger Reformators, der Geschichte der Einführung der neuen Lehre in den verschiedenen deutschen Territorien und den nordischen Ländern, sowie der weiteren Entwicklung der protestantischen Theologie bis auf die

Gegenwart Interesse entgegenbringt; denn diese Gegenstände machen den Hauptinhalt des Buches aus. Die geistreichen Betrachtungen über das Luthermonument zu Worms bilden fast nur den einleitenden Theil, weßhalb auch mit Recht für diese sehr erweiterte Auflage der allgemeinere Titel: „Kirche oder Protestantismus?“ gewählt ist. Um von den zahlreichen, außerordentlich gut gelungenen Partien des Buches nur eine hier namhaft zu machen, sei auf das Charakterbild Luthers (S. 224—241) hingewiesen. Gleich allen übrigen objectiven Historikern findet der gelehrte Verfasser hier nur „wenige Licht- und viele Schattenseiten“, und er hebt mit Recht hervor: „Das, was an dem abgefallenen Luther noch einigermaßen anzuerkennen ist — ist im Grunde nichts Anderes, als ein nur auf ein falsches Gebiet hinübergetragener und überdieß vielfach entstellter Nachklang aus jener Zeit, wo er Mönch war.“ Der objective Thatbestand kann in diesem Punkte nicht genug betont werden Angesichts der zahllosen, rein panegyrisch gehaltenen Lutherbiographien von protestantischer Seite, über die sogar der protestantische Historiker Kawerau den Stab bricht mit den Worten: „Die übliche Weise, das Leben Luthers zu zeichnen, gibt uns in mancher Beziehung nur ein abgeblaßtes Bild — und gibt denen, welche unsere Pietät gegen Luther nicht theilen, immer wieder ein gewisses Recht, diese Geschichtschreibung der Parteilichkeit zu bezichtigen“ (Theol. Literaturztg., 5. Mai 1883). Sicher müssen wir es als ein hohes Verdienst Janssens und mancher in diesem Jahre von katholischen Forschern veröffentlichten Lutherschriften betrachten, daß sie zur objectiven Klärung des Lutherbildes wesentlich beigetragen haben. Völlig unfaßbar bleibt uns daher der letzthin von einem sonst achtbaren Blatte gegen die katholischen Lutherschriften erhobene Vorwurf, es sei ihr „gewöhnlicher Fehler“, daß sie die guten Eigenschaften Luthers nicht gebührend hervorhöben.

**Lehrbuch der katholischen Moraltheologie.** Von Dr. Joh. Ev. Pruner. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite, revidirte und theilweise umgearbeitete Auflage. Gr. 8°. XX u. 799 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 10.

Vorliegendes Werk, welches bei seiner ersten Auflage in dieser Zeitschrift (Bd. X. S. 476 ff. und Bd. XIV. S. 197 ff.) eingehender besprochen wurde, verdient unter den moraltheologischen Werken an hervorragender Stelle genannt zu werden. Wir bringen diese zweite Auflage mit um so größerer Freude zur Empfehlung, als sich in nicht unbedeutenden Partien die verbessernde Hand des hochw. Herrn Verfassers zeigt, und auch die meisten hier gemachten Bemerkungen Berücksichtigung gefunden haben.

**S. Bonaventurae Opera omnia** edita studio et cura Patrum Collegii a S. Bonaventura. Tom. I. Distributio II. Ad Claras Aquas (Quaracchi), 1883. Preis: *M.* 13.50.

Wir freuen uns, unseren Lesern das Erscheinen der zweiten Lieferung der herrlichen Bonaventura-Ausgabe anzeigen zu dürfen. Da wir über den Plan und die ganze Einrichtung der Ausgabe, über die Gestaltung des Textes und den Inhalt der Noten und Scholien bereits eingehend berichtet haben (Bd. XXV. S. 15—28), so genüge jetzt die Bemerkung, daß die hohen Vorzüge, welche wir damals an der ersten Lieferung rühmten, auch bei der neuen ihre Verwirklichung gefunden haben. Ob jedoch die theologischen Scholien, zumal in der Ausdehnung, in welcher sie allmählich auftreten, dem Werke zum Vortheile gereichen, dürfte mehr als fraglich sein. Schließ-

lich müssen wir noch unser Bedauern zum Ausdruck bringen, daß sich in die Arbeiten der Scholiasten ein nicht unerheblicher Fehler eingeschlichen hat. Die Darlegungen auf S. 710 beruhen nämlich zum Theile auf einer augenscheinlichen Verwechselung der philosophischen Lehre vom concursus mit der Lehre von der gratia praeveniens. Ein so monumentales Werk sollte ganz frei von Flecken sein.

**Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu.** Für Candidaten des Priesterthums. Von H. Noldin, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Obern. Kl. 8°. 253 S. Innsbruck, Fel. Rauch, 1883. Preis: *M.* 1.30.

Es ist schwer zu sagen, ob die hier verzeichnete Schrift mehr belehrend oder erbauend genannt zu werden verdient. Der Form nach ist sie freilich zunächst eine Unterweisung über die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu; allein der Gegenstand und die Behandlungsweise machen die Lesung des Buches zu einer höchst anregenden, erbaulichen Lectüre. Wiewohl zunächst für Priestercandidaten und Priester bestimmt, hat sie doch nur wenige Seiten, welche nicht für einen jeden Leser paßten, um in reichem Maße solide Tugend und Tugendübung zu fördern. Die Hauptabschnitte sind die beiden über Gegenstand und Übung der Andacht. Hier hat der Verfasser mit Beseitigung bestreitbarer theologischer Meinungen klar und deutlich den doppelten Gegenstand der Andacht und das beiderseitige Verhältniß erörtert und mit gutem Recht das Formalobject der Andacht vom Formalobject der Andachtsübungen getrennt. Beim Eingehen auf einzelne Andachtsübungen hat er vor Allem das hervorzuheben gewußt, was aus sich geeignet ist, den inneren Geist zu nähren. Wenn wir jene beiden Abschnitte als die Hauptabschnitte bezeichnen, so sind doch die übrigen, wie Vorbedingungen, Beweggründe, Verbreitung der Andacht u. s. w., durchaus nicht als ein bloß verzierender Rahmen aufzufassen; sie bilden vielmehr eine nothwendige Ergänzung, um die Andacht selbst in ihrem Wesen und ihrer Frucht zu begreifen und um dieselbe für sich und Andere zur Bethätigung werden zu lassen. Möge diese Schrift dem göttlichen Herzen recht viele Verehrer und Apostel erwecken!

**Die heiligen Schutzengel.** Ein Büchlein für Jedermann. Von Joh. Ev. Schwingshackl, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Obern und Approbation der fürstbischöflichen Ordinariate Brixen und Gurk. 12°. VI u. 324 S. Brixen, Weger, 1883. Preis: *M.* 1.60.

Das vorliegende Werkchen ist zum größten Theile eine Bearbeitung der in italienischer Sprache verfaßten, sehr geschätzten Novene des P. Pascalis de Mattei. Die den Betrachtungen vorausgehende Einleitung setzt kurz und übersichtlich die wichtigsten Lehren unserer heiligen Religion über die Engel im Allgemeinen auseinander. In den ausführlichen Betrachtungen wird der Andacht zu den heiligen Schutzengeln eine reiche und kräftige Nahrung dargeboten; jede Betrachtung enthält eine Fülle erhebender und heilsam anregender Gedanken. Den Betrachtungen schließt sich eine Anzahl ausgewählter Andachtsübungen an. Das Buch wird nicht verfehlen, die segensreiche Andacht zu den heiligen Schutzengeln wirksam zu befördern.

Des ehrw. P. Leonh. Goffine **christkatholische Handpostille** oder Unterrichts- und Erbauungsbuch. Mit Meß-Erklärung und Gebeten &c. Illustrirte Volksausgabe. Siebente Auflage. Mit Genehmigung des

hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Gr. 8°. XVI u. 624 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: brosch. *M.* 2; geb. *M.* 3.

Dieselbe Ausgabe des beim christkatholischen Volke so beliebten Goffine wurde anläßlich einer vorhergehenden Auflage schon früher (Bd. VIII. S. 480) in dieser Zeitschrift besprochen. Die lobende Empfehlung speciell dieser Ausgabe, als der Wiederherstellung des alten, echten Goffine, können wir hier um so mehr wiederholen, als eine gediegene Auswahl der gebräuchlichsten Gebete ihr zugesellt und die gegenwärtige Auflage noch durch einen Anhang von Alban Stolz und eine illustrirte Reise durch Palästina vermehrt ist. Nichtsdestoweniger und trotz der splendiden Ausstattung ist sie eine sehr billige geworden.

**Der christliche Vater in seinem Berufe.** Von Philipp Hammer, Doctor der Theologie. Kl. 8°. 138 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1883. Preis: *M.* 1.

Der hochw. Herr Verfasser sagt zu seinen Lesern: „Es gibt manchmal Bücher, die mehr enthalten, als ihr Titel bekundet." Das paßt auch auf das vorliegende Buch selbst. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß der Leser, zumal der christliche Vater, darin Überflüssiges oder Langweiliges vorfinde. Die Heranbildung des wahren, charakterfesten, christlichen Mannes und die Bethätigung echt christlicher Principien im Wirken des Mannes sowohl in der Familie wie in der Beziehung zu Kirche und Staat, das sind die hauptsächlichen Stücke, welche die Feder des Verfassers treffend gezeichnet hat. In packender, manchmal auch unterhaltender Weise, aber dennoch sachlich tief ernst und belehrend, hält er dem christlichen Manne und Familienvater ein Spiegelbild seiner Pflichten vor; die Untugenden und Fehler weiß er, ohne zu verletzen, manchmal mit Witz und Humor, scharf zu geißeln. Das geflügelte Wort des Domcapitular Dr. Moufang: „Es fehlt uns an Männern", findet hier seinen Commentar und sein Heilmittel. — Einzelne Partien näher zu besprechen, würde uns zu weit führen. Wir begnügen uns damit, zu bemerken, daß unter Anderem die eingehenden Unterweisungen über eine echt katholische Heranbildung und Erziehung der Jugend von Kindheit an und über die Verantwortlichkeit des Vaters betreffs der Erziehung und der Schule sehr beachtenswerthe Abschnitte sind. — Kein christlicher Vater und Mann wird das Büchlein ohne Nutzen aus der Hand legen: für das christliche Volk sowohl wie für gebildetere Kreise ist es eine höchst lesenswerthe Schrift.

**Leben des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alphons M. von Liguori** und Gründung der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Nach dem Französischen des P. Saintrain C. Ss. R. frei bearbeitet von P. Gerhard Schepers, Priester derselben Congregation. 8°. VIII u. 408 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1884.

Es ist nur anerkennenswerth, daß das Leben des großen Bischofs und Kirchenlehrers, der nicht bloß den Theologen durch seine ausgezeichneten Werke bekannt ist, sondern auch durch eine Anzahl der belehrendsten und salbungsreichsten Bücher schon lange beim gläubigen Volke ein Heim gefunden hat, in zweckmäßiger Bearbeitung uns hier geboten wird. Das Buch wird nicht nur mit hohem Interesse, sondern auch mit wahrem geistlichen Nutzen gelesen werden; entrollt es uns ja das Bild eines Heiligen, der als einfacher Priester und Missionär, sodann als Stifter einer allgemein beliebten und apostolisch so segensreich wirkenden Congregation, ferner als Bischof und Schrift-

steller wahrhaft Staunenswerthes geleistet und mit einer allseitigen Thätigkeit die Blüthe und den Glanz der erhabensten Tugenden, einer glühenden Gottesliebe und einer wunderbaren Bußstrenge vereinigt hat. Ebenso willkommen sind die Mittheilungen über die ersten Gründungen und Anfänge, über die innere Einrichtung und den Ausbau des Instituts der Redemptoristen. Die außerordentlichen Gnadenbezeigungen, mit denen Gott den heiligen Stifter und die Gründung der verdienstreichen Congregation bedacht hat, sind ein neuer glänzender Ring in der Kette der Beweise, wie der göttliche Heiland seine Braut, die heilige Kirche, zu allen Zeiten schützt und mit den herrlichsten Edelsteinen schmückt. Die Bearbeitung darf im Allgemeinen als eine gelungene bezeichnet werden. Doch macht sich öfters in Ausdruck, Bild und Vergleich eine gewisse Überschwenglichkeit fühlbar. — Irrthümlich erscheint uns der Satz S. 143: „Der größte Fehler, wegen dessen P. Latessa sich im Greisenalter Vorwürfe machte, bestand darin, daß er in seiner Jugendzeit einmal unter seinen Altersgenossen das Ballspiel mitgemacht habe". Das einfache Mitmachen eines der Jugend angemessenen Spieles darf in dieser Weise nicht verurtheilt werden. Was werden ängstliche Seelen dazu sagen, oder auch Erzieher, z. B. Seminarvorstände, Leiter von Pensionaten?

**P. Angelo Secchi.** Ein Lebens- und Culturbild. Von Dr. J. Pohle. 8°. V u. 156 S. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1883. Köln, J. P. Bachem. Preis: *M.* 2.50.

Gefeiert und groß war der Name Secchi's schon seit Decennien. Erst bei Gelegenheit seines Todes aber, am 26. Februar 1878, wurde es recht offenkundig, welch hohe Verehrung der schlichte Ordensmann bei der ganzen Mitwelt sich erworben hatte. Die Tageblätter aller Farben, die gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereine aller Länder wetteiferten mit einander in Kundgebung aufrichtiger Trauer ob des empfindlichen, allzu frühen Verlustes für die Wissenschaft ebenso, wie in Anerkennung der vielen bedeutenden Verdienste des Dahingeschiedenen um die Fortschritte unserer Kenntnisse. Es war billig und recht, daß auch wir Katholiken, denen P. Secchi am nächsten gestanden, darauf Bedacht nahmen, das Andenken des berühmten Astronomen bleibend in Ehren zu halten, daß speciell durch eine eingehende Schilderung seines bewegten, thatenreichen Lebens gleichzeitig dem Verstorbenen ein dauerhaftes Denkmal gesetzt und den Lebenden ein Beispiel zur Anregung, Ermunterung und Nachahmung aufgestellt werde. Der stets schlagfertige, unermüdliche Abbé Moigno in Paris, mit P. Secchi innig geistesverwandt und durch die freundschaftlichsten Beziehungen seit vielen Jahren ihm fest verbunden, war der Erste, der in einem umfangreichen Buche (Le Révérend Père Secchi, sa vie, son observatoire, ses travaux, ses écrits etc. Paris 1879) ausführliche Mittheilungen über das Leben und Wirken seines Collegen veröffentlichte, ohne indessen eine wirkliche, geschweige denn eine vollständige Biographie zu liefern. Eine solche werden wir wohl erst in dem Werke erhalten, an welchem P. Ferrari, Secchi's langjähriger Assistent im römischen Observatorium, seit geraumer Zeit arbeitet unter Benützung eines werthvollen brieflichen Nachlasses und besonders der Memoiren, welche P. Secchi eigenhändig in den letzten Jahren seines Lebens aufgezeichnet hat. Unterdessen hielt es Dr. Pohle für angezeigt, in obiger Schrift ein Lebens- und Culturbild des großen Astrophysikers in engerem Rahmen fertigzustellen und so seinen vielen Verehrern „einen kleinen Ersatz zu bieten für die unliebsame Verzögerung" der eben erwähnten größeren Biographie. Wir — und mit uns ganz gewiß recht viele Andere — sind dem Verfasser aufrichtig dankbar für das kunstschöne,

wohlgetroffene, mit frischen und kräftigen Farben gemalte Bild, und dieses nicht etwa bloß aus Verehrung für P. Secchi, sondern auch im Hinblick auf den innern Werth des Bildes selbst und auf den Nutzen, den es zu stiften berufen ist. Ist es auch nur ein Miniaturbild, das der hochw. Herr Verfasser uns bietet, so läßt es doch die ganze Größe, Tiefe und Breite des dargestellten Gegenstandes klar erkennen. Auch war es ein glücklicher Gedanke, den Schwerpunkt der Darstellung in die Schilderung Secchi's als katholischen, glaubensinnigen und religiösen Forschers und Gelehrten zu verlegen. Hierdurch kommt in die biographischen Nachrichten und in die zahlreichen, mannigfaltigen Lebensdetails, welche gleichsam nur die matten Grundlinien vorstellen, organische, lebendige Einheit und planvolle Übersichtlichkeit. Indem dann der Verfasser die vielumfassenden wissenschaftlichen Arbeiten und Ideen Secchi's nicht nur registrirt, sondern auch ihrer ganzen Bedeutung nach dem Verständnisse aller Leser möglichst nahezubringen sucht, wird seine Schrift zu einer überaus lehrreichen Lectüre, welche über kosmologische, astronomische, physikalische und meteorologische Fragen von allgemeinstem Interesse Licht verbreitet.

**Gerhard Groot** und seine Stiftungen. Von Karl Grube. 8°. VIII u. 100 S. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1883. Köln, J. P. Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Der durch das schöne Lebensbild des Augustiner-Propstes Johannes Busch (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXIII. S. 534) unseren Lesern bereits vortheilhaft bekannte Verfasser beschenkt uns „zum 500jährigen Todestage des geistigen Ahnherrn unseres Thomas von Kempen" mit einem werthvollen Lebensabriß des gottseligen Gerhard Groot. Diese Biographie erscheint gerade zu guter Stunde. Denn es ist bei der gegenwärtigen maßlosen Vergötterung Luthers ungemein wohlthuend, sich an dem Bilde eines wahren Reformators wie Gerhard Groot erquicken zu können. Zuerst sich selbst bekehren durch Abtödtung und Gebet, dann innerhalb der von der Kirche ertheilten Sendung einen opfervollen, rastlosen Kampf gegen das Laster in allen seinen Formen kämpfen, endlich in heroischem Gehorsam der kirchlichen Behörde Folge leisten, welche die Erlaubniß zu predigen zurücknimmt: das ist in kurzen Zügen das Bild des Stifters der Fraterherren. Neben sehr interessanten culturhistorischen Notizen über die damaligen Klöster, die Weltgeistlichkeit, das Schreiben und Sammeln von Büchern u. s. w. birgt das Büchlein einen wahren Schatz praktischer Vorschriften für das geistliche Leben. Eine gute Auswahl aus den Briefen und Schriften Gerhards würde wirklich eine Bereicherung unserer ascetischen Literatur sein. Auch möchten wir die Hoffnung aussprechen, daß der Verfasser die Ausarbeitung einer „Geschichte der kirchlichen Reform in Deutschland während des 15. Jahrhunderts" trotz aller Schwierigkeiten unverrückt im Auge behalte. Wenn dieselbe — wie die Vorrede richtig bemerkt — nicht so schnell geschrieben werden kann, so könnte uns inzwischen doch durch die ausführlichere Schilderung des einen oder anderen bedeutenden Mannes, wie z. B. des Florentius Radewin, diese Zeit der wahren kirchlichen Reform noch näher gebracht werden, als es durch die trefflichen Arbeiten des Verfassers bereits geschehen ist. In jedem Falle bewahrheitet sich auch an der vorliegenden Arbeit das Wort des Heiligen Vaters Leo XIII.: „Die unverfälschten Denkmale der Geschichte sind, mit ruhigem und vorurtheilsfreiem Blick betrachtet, schon an und für sich eine herrliche Vertheidigung der Kirche."

**Die biblischen Bilder** und ihre Verwerthung beim Religionsunterrichte in der Volksschule. Ein Begleitwort zunächst zu der Herder'schen Bilder-

bibel von Friedr. Wilh. Bürgel, Director des königl. Lehrerseminars zu Cornelimünster und Priester der Erzdiöcese Köln. 12⁰. IV u. 70 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: 60 *Pf.*

Das Büchlein wird hoffentlich viel gelesen und noch mehr verwerthet werden. Mag es auch besonders für den Anfang etwas umständlich erscheinen, den Unterricht an Bilder anzuknüpfen, so wird doch Jeder, der es, vorzüglich bei den Kleinen, einmal mit Erfolg versucht hat, auf ein so wirksames Hilfsmittel nicht leicht mehr verzichten. Der Erfolg ist aber gesichert, wenn man nur der trefflichen Anweisung folgt, die der hochw. Herr Verfasser hier bietet. Das größte Hinderniß gegen die Einführung der Bilder ist der Kostenpunkt; indessen wir glauben, daß sich in jeder Pfarre doch einige opferwillige Hände finden lassen, die gerne helfen, die Anschaffung, Vermehrung und Erneuerung solcher Bilder zu ermöglichen. Die Kirche hat allezeit durch Bildwerke den Glauben des Volkes zu beleben gesucht. Heute ist es mehr als je nöthig, diese alte Methode der Kirche zu verwerthen. Je mehr unsere Zeit zum Materialismus neigt, um so mehr müssen die Thatsachen der Offenbarung durch wirkungsvolle Bilder der Phantasie der Kinder nahegebracht werden, damit sie auf solche Weise für das Gedächtniß fixirt und dem Gemüthe tief eingeprägt werden.

**Bilder vom Baum im Dienste homiletischer Darstellung.** Von Peter Müller, Pfarrer in Eppelborn. Kl. 8⁰. VIII u. 160 S. Trier, Groppe, 1883. Preis: *M.* 1.60.

Es ist ein eigenthümlicher, aber glücklicher Gedanke, die Bilder und Gleichnisse zu sammeln und systematisch zu ordnen, unter welchen die begabtesten Kanzelredner oder Ascetiker die übersinnlichen und übernatürlichen Wahrheiten dem menschlichen Verständniß näher zu bringen versucht haben. Der Verfasser hat dieses bezüglich des einen Vergleichsgegenstandes, des Baumes, gethan, der wie kaum ein anderer Gegenstand so reich ist an Vergleichungspunkten nach den verschiedensten Richtungen hin. Wenn auch nicht gerade überall jedes Gesuchte fern geblieben ist, so sind doch durchgängig die Bilder und Vergleiche treffend durchgeführt und gerade durch das Eingehen in's Einzelne belehrend und anziehend. Auch ist es beim Entlehnen von so vielen verschiedenen Autoren sehr verzeihlich, daß einmal eine Wiederholung sich eingeschlichen hat oder auch ein Vergleich, welcher einem früheren widerspricht; doch geschieht das alles höchst selten. Das auf S. 6 u. 7 zur Erläuterung des Glaubens Beigebrachte kann unsere Billigung nicht finden, insofern daselbst der göttliche Glaube mit Erinnerung und Wissen verwechselt wird. — Übrigens kann das Büchlein mit vielem Nutzen für Predigt, Unterricht u. dgl. zur Verwerthung kommen; nur muß die jedesmalige Benützung nicht zu ausgiebig und gehäuft sein. Von der Reichhaltigkeit kann sich der Leser besser durch eigene Einsichtnahme überzeugen, als das durch eine Inhaltsangabe möglich gemacht würde.

**Die Pflanzenwelt** als Schmuck des Heiligthums und des Frohnleichnamsfestes im Allgemeinen und Besonderen. Für Geistliche und Laien von A. Rütter, Pfarrer. VI u. 152 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1883. Preis: *M.* 1.40.

Das Buch gibt eine mit Liebe und Wärme geschriebene Anweisung, wie man Kirche und Altar während des Jahres und besonders zur Frohnleichnamsprocession mit frischem Grün und mit Blumen auszieren soll. In ansprechender, allgemein verständ-

licher Weise wird erklärt, welche Blumen sich zum Schmucke des Gotteshauses eignen, wie man sie aufziehen, behandeln und verwenden kann. Bei der Begeisterung für die Natur und die „Blumistik" ist es nicht zu verwundern, daß der hochw. Verfasser mit scharfen Waffen gegen das Flitterwerk und die Geschmacklosigkeit zu Felde zieht, welche sich auch heute noch auf so vielen Altären breit macht. So sehr es aber auch berechtigt ist, die gewöhnlichen „gemachten Blumen" zu verwerfen, so sollte man sich doch hüten, gegen sie den Vorwurf zu erheben, daß sie unnatürlich seien; denn nicht nur getrocknete Blumen, die der Verfasser zuläßt, sondern auch die Blumen aus Stein, Metall, Holz, Seide und Goldfäden, welche das Mittelalter so oft und vielfach verwandt hat, würden dann zu verwerfen sein. Es ist leider wahr, daß viele geschmacklose Waare aus Frankreich importirt wird; aber es scheint uns doch zu weit gegangen, wenn der Verfasser meint, es sei Zeit, „jenes Volk nicht allein politisch, sondern auch kirchlich zu isoliren". Wer die französische Literatur der letzten 40 Jahre auch nur oberflächlich kennt, wird mit uns einverstanden sein, daß wir Deutsche von den französischen Kunstschriftstellern noch viel zu lernen haben; auch hätte der geschätzte Verfasser z. B. aus ihnen leicht ersehen können, daß der Gebrauch natürlicher Blumen nicht erst im 13. Jahrhundert aufkam und daß sich über Blumensymbolik sehr Gründliches und auch Tieferes sagen läßt, als er bietet. Wir glauben aber auch so, daß Jeder, der die Zierde des Hauses Gottes liebt und sie zu besorgen hat, aus dem vorliegenden Buche viel Anregung, Freude und Nutzen schöpfen wird. Es ist in kirchlichem Geiste geschrieben und steht im Ganzen und Großen auf dem wahren Stand der kirchlichen Kunst, so daß es als erster Versuch, den vorliegenden Gegenstand praktisch und vollständig zu behandeln, volle Anerkennung und Empfehlung verdient.

**Deutsche Wild- und Waldbilder.** Von B. Tümler, Verfasser der Kriegs- und Friedensbilder. Mit zwölf Holzschnitten von F. Specht. 4°. 142 S. Freiburg, Herder, 1883. Preis: *M.* 6.

Das vorliegende Prachtwerk mit seiner herrlichen Ausstattung, mit seinen meisterhaft gezeichneten und vollendet ausgeführten Bildern des als Thierzeichner berühmten F. Specht ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und viele Freunde zu gewinnen. Nicht nur Jäger, sondern überhaupt alle Freunde der Natur werden das schöne Buch mit Freuden zur Hand nehmen, mit Befriedigung lesen und manchen Nutzen aus demselben schöpfen. Es eignet sich ganz vorzüglich zu Geschenken für heranwachsende Söhne wohlhabender Familien, denen Gelegenheit geboten ist, des edeln Waidwerkes zu pflegen. Der Haselhahn, das Reh, der Auerhahn, der Dachs, die Wildkatze, der Uhu, der Damhirsch, der Fuchs, die Wildsauen, die Edelfasanen, der Baummarder, die Waldschnepfe werden in Wort und Bild geschildert, ihre Lebensweise beschrieben und manche interessante Jagdgeschichte erzählt. Um diese zwölf Hauptbilder gruppirt sich dann noch eine Menge kleinerer Mittheilungen aus dem Wald- und Wildleben und überhaupt aus der Naturgeschichte. Tümler hat eine ganz besondere Begabung für Stimmungsbilder aus der Natur. Manche seiner Waldschilderungen, seiner Dämmerungs-Scenen am Waldsaume, seiner Genrebildchen, z. B. das Brüten des Haselhuhnes, das Anschleichen des Fuchses, die Sorgen der Ricke für ihr Kitzchen, sind geradezu meisterhaft. Überall zeigt sich eine große Liebe für die Wunderwerke Gottes und warmes, poetisches Gefühl. Doch ist es dem Verfasser keineswegs genug, durch seine Schilderungen zu unterhalten; er will belehren; so benützt er die Gelegenheit zu kleineren Fehdezügen gegen die Darwinisten und Materialisten und läßt manches Interessante über den Instinct, die Farbenanpassung und ähnliche Kapitel

aus der Zoologie einfließen. Für jüngere Leser, welche lieber etwas Jägerlatein finden möchten, wird der Verfasser darin des Guten zu viel gethan haben, während andere, namentlich naturwissenschaftlich gebildete Männer gerade diese Partien bevorzugen werden.

**Alräunchens Kräuterbuch.** Erster Theil. Gedruckt und verlegt vom Literarischen Institut von Dr. M. Huttler. München, 1882. Kl. 4°. VII u. 70 S. Preis: *M.* 6.

Eine schöne Gabe für den Weihnachtstisch. Der vorliegende erste Theil des „Kräuterbuches" erzählt uns im naiven Ton und Ausdruck der früheren Zeit, was von den Pflanzen mit dem alltäglichen Leben zu schaffen hat. Auch sind „darinnen enthalten die getreulichen Conterfeiungen verschiedener Kräutlein und Blumen, so in besonderer Beziehung zum Menschengeschlecht stehen". Das erste Kapitel macht uns des Näheren mit Alräunchens Familiengeschichte und seiner Sendung bekannt, dem sich dann elf weitere Kapitel anschließen, in denen wir von Alräunchen über manches Schöne und Gute aus der einheimischen Pflanzenwelt unterrichtet werden. So stellt sich das „Kräuterbuch" mit seinen herrlichen Erzählungen und Fabeln, mit seinen einfachen, aber frischen Abbildungen als ein allerliebstes Geschenk in buntem Gewande dar. — Auf den Druck und die künstlerische Ausstattung ist, dem alterthümlichen Charakter des Buches entsprechend, eine anzuerkennende Sorgfalt verwandt worden. In den lateinischen Pflanzennamen dagegen sind manche Druckfehler übersehen. — Der zweite Theil ist uns noch nicht zugegangen.

**Aus dem Kinderleben.** Erste Sammlung. 24 Bilder von Ludwig Richter, mit Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Zweite Auflage. Lex.-8°. Bremen, Heinsius. Preis: cart. *M.* 2.50.

Die so beliebte Richter-Dieffenbach'sche Sammlung ist wirklich ein Conterfei nach dem Leben: Bild und Text vereinigen sich in glücklichster Weise, um die Freuden und Leiden des Kinderlebens wahrheitsgetreu zum Ausdruck zu bringen. Auch erkennen wir mit Freuden an, daß über dem Ganzen ein ethischer Hauch schwebt. Aber unliebsam berührt uns doch die Wahrnehmung, daß der Religion gar nicht gedacht wird. Zum Mindesten hätte das Gebet des Kindes unter den 24 Bildern auch ein Plätzchen finden sollen.

**Des Siegers Einzug.** Dramatisches Spiel für die heilige Weihnachtszeit. Von Heinrich Gröteken. Musik von Friedrich Koenen. 16°. 70 S. Aachen, Albert Jacobi & Co., 1883. Preis: 80 *Pf.*

Die alte, fromme Sitte, die Bedeutung des heiligen Weihnachtsfestes durch Krippenspiele dem Volke recht eindringlich vorzustellen, gewinnt in neuerer Zeit in erfreulichster Weise wieder mehr Boden, und so muß jede neue Auffassung und gelungene Ausführung des lieblichsten aller Festgeheimnisse uns willkommen sein. Das vorliegende dramatische Spiel von Gröteken zeichnet sich durch einen tiefen Gehalt, durch wirkliche dramatische Anlage, durch eine edle, reine Sprache vortheilhaft aus. Besonders gelungen sind die schönen eingestreuten Lieder und die Schluß-Scene: Die Anbetung der heiligen drei Könige. Die Musik liegt uns zwar nicht vor; aber der Name Koenens bürgt dafür, daß auch sie zum Herzen sprechen wird. Ein kleines Bedenken haben wir: nach der wichtigen dramatischen Rolle, welche Lucifer, Herodes und dem Zweifler Sadoc in dem Stücke zugetheilt wurde, müßte die Niederlage Lucifers

und Herodes' wohl kräftiger zum Ausdrucke kommen, als das am Ende der vierten Scene geschieht. Bei einer neuen Auflage könnte vielleicht nachgeholfen werden. Doch auch so wird das schöne Spiel nicht verfehlen, den besten Eindruck hervorzurufen.

**Die Poesie des Socialismus.** Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte im letzten Jahrzehnt. Von J. Th. Schlecht. Würzburg, Leo Wörl, 1883. Preis: *M.* 1.

Der Verfasser hat sich eine dankenswerthe Aufgabe gestellt und einen guten Schritt zu ihrer Lösung gethan. Wenn die vom Leser gewünschte Vollständigkeit und Übersichtlichkeit nicht immer erreicht wurde, so steht dem Verfasser die im Vorwort angegebene Entschuldigung zur Seite, daß es unter den gegenwärtigen Umständen jedem der (socialistischen) Partei Fernstehenden unmöglich ist, die betreffende Literatur vollständig zu sammeln. Wir sind übrigens dem Verfasser für die wackere Behandlung des Zugänglichen sehr dankbar, zumal dadurch eine neue Seite der socialistischen Bewegung der öffentlichen Aufmerksamkeit nahegebracht wird. Da wir annehmen, daß der Verfasser es bei diesem ersten Versuch nicht bewenden lassen wird, möchten wir ihm den Gedanken nahelegen, ob er nicht aus den Monographien über die älteren Koryphäen der Bewegung das nöthige Material zusammenstellen und dadurch die geschichtliche Entwicklung der socialistischen Literatur skizziren wollte, um im Anschluß daran die Hauptvertreter der jüngsten Epochen ebenfalls mehr geschichtlich-entwickelnd als systematisch-analysirend zu behandeln.

**Briefe und Gedichte von Benedict Waldeck,** weiland Rath am Geheimen Obertribunal und Abgeordneter. Herausgegeben von Dr. Chr. Schlüter, Professor. 12°. 206 S. Paderborn, Schöningh, 1883. Preis: *M.* 2.50.

Ein schätzenswerther Beitrag zur Charakteristik des Volksmannes Waldeck. Der Herr Herausgeber bemerkt mit Recht, daß die vertraulichen Briefe und die Gedichte Waldecks wohl geeignet sind, über dessen religiöse und ästhetische Ansichten Licht zu verbreiten und seine Individualität zum Theil von einer neuen Seite erscheinen zu lassen. Daß Waldeck ein überzeugungstreuer Katholik war, wird durch zahlreiche Stellen der Briefe bestätigt. Freilich Sätze, wie: „Der grandiose Abbé Lamennais, ein Napoleon in der Theologie und dafür allgemein anerkannt, schwingt hier die Fahne des Katholicismus mit der unwiderstehlichen Logik echter Beredsamkeit und der glühenden Wärme des Glaubens", thun dar, daß die Begeisterung Waldecks für den französischen Apostel der Freiheit eine übergroße war. So erklärt es sich, daß die Lesung des „Avenir" Waldecks eigene Richtung unvortheilhaft beeinflussen mußte. Aus den Gedichten redet oft eine tiefe Empfindung; frisch und kräftig sind sie immer.

**Officielle ungedruckte Briefe** von Jesuiten-Generalen und Provinzialen und Mißbrauch derselben. Von Rupert Ebner S. J. 8°. VIII u. 432 S. Innsbruck, Rauch, 1883. Preis: *M.* 4.80.

Lügen haben kurze Beine, sagt das Sprüchwort. Das ist wahr; aber ebenso wahr ist, daß die Lügen trotz ihrer kurzen Beine sich häufig wieder auf den Weg machen, sogar nachdem die Wahrheit sie eingeholt und von der Heerstraße verwiesen hat. Daran erinnerte uns lebhaft die Lectüre der neuen Schrift des P. Ebner. Letzterer hatte kaum die Unwahrheiten der Kelle'schen Schrift: „Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich", dargethan, da nahm alsbald die getreue Mutter aller getreuen Histo-

riker, Sybel'sche Zeitschrift genannt, auf ihrem 18. Lebensgange den Professor Kelle sammt seiner mit einer Stütze von „nicht weniger als 1860 Folianten" versehenen Geschichte unter ihre schützenden Fittiche. Nun konnte ein neuer Gang bezw. Flug gewagt werden; derselbe erfolgte im Jahre 1876 von Athen an der Isar aus. Trotzdem aber, daß die Flügel mit vielen lateinischen Originaltexten reich ausstaffirt waren, wollte es mit dem Flug nicht recht voran, und so mußte denn zwei Jahre später Herr Aug. Kluckhohn in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" versuchen, dem neuen Geflügel etwas voranzuhelfen. Jetzt endlich kommt das Verhängniß. Es erscheint nämlich die Wahrheit in Gestalt obiger Schrift und zupft ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Vogel gar alle Federn aus: eine Feder nach der andern und ein Federchen nach dem andern, wie es die Art des Verfassers ist. Seine Schrift theilt alle großen Vorzüge, aber auch die dieser Methode nun einmal anhaftenden kleineren Mängel mit der früher in dieser Zeitschrift (Bd. IX. S. 229 ff.) besprochenen ersten „Beleuchtung". Für den Gegner ist sie vernichtend. Jeder Freund der Geschichte findet in ihr die werthvollsten Beiträge zu einer actenmäßigen Geschichte der alten Jesuiten-Gymnasien in Österreich. Für eine etwaige zweite Auflage der „Briefe" wünschen wir dringend ein vollständiges Sachregister zu diesem und dem früheren Werke: das kostbare, massenhaft aufgehäufte Material wird so erst recht gewinnreich werden.

**Geschichtsblätter für die mittelrheinischen Bisthümer.** Herausgegeben von Dr. Falk, Pfarrer zu Mombach, Nick, Pfarrer zu Salzig, und Zaun, Pfarrer zu Kiederich. Mainz, 1883. Preis: vier Doppelbogen jährlich *M.* 2.

Diese „Geschichtsblätter" begrüßen wir mit großer Freude als ein neues Zeichen der regen wissenschaftlichen Thätigkeit auf Seite des Seelsorge-Klerus. Es tritt in ihnen eine praktische Methode zu Tage, werthvolles Material und kostbare Notizen, die sonst so häufig in Privat-Repertorien verloren gehen, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Daß die „Geschichtsblätter" wirklich schätzenswerthe Beiträge zur Kunde der Vorzeit enthalten, zeigt schon eine flüchtige Inhaltsangabe der ersten Nummer: Das Fest des hl. Bonifatius, seine Reliquien und Hymnen (Dr. Falk); Das Syntagma monumentorum des Mainzer Domvikars G. Helwich (Roth); Der „Atzmann" in mittelrheinischen Kirchen, Bericht an den Apostolischen Stuhl, betreffend den Zustand des Erzstifts Trier um 1694 (de Lorenzi), u. s. w. Da die neue Publication bereits von den verschiedensten Seiten Anerkennung gefunden hat, so wird die Hoffnung nicht unberechtigt sein, daß die Herausgeber bald in Stand gesetzt werden, eine Vermehrung der Blätter mit Beigabe von Illustrationen eintreten zu lassen.

**Geschichte des ehemaligen päpstlichen Alumnates in Dillingen.** Programm der königlichen Studienanstalten zu Dillingen für 1882/83. Von Dr. Matthias Hausmann, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am königl. Lyceum zu Dillingen. 8⁰. 124 S.

Diese mit viel Sorgfalt abgefaßte Schrift des Verfassers der „Geschichte der päpstlichen Reservatfälle" ist nicht bloß ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Studienanstalten in Dillingen, sondern bietet auch interessante Aufschlüsse über die kirchliche Erziehung und Lehrmethode im 17. und 18. Jahrhundert und über die Wirksamkeit der Jesuiten in Süddeutschland. Gelegentlich fallen auch auf andere bemerkenswerthe Punkte interessante Streiflichter. So heißt es z. B. S. 122: „Die Zahl der aus dem Dillinger Alumnat allein für Süddeutschland hervorgegangenen Geist-

lichen betrug, da [von 1585] bis 1637 schon deren 321 herangebildet und von da an ständig im Durchschnitt 23 jährlich aufgenommen worden waren, gegen 3800. Die Unterhaltungskosten machten in dieser langen Zeit, die jährliche Pension zu 2300 fl. gerechnet, den Betrag von ungefähr einer halben Million aus. Da dieselben aus den Einkünften der päpstlichen Dispensationsbehörde der Datarie bestritten wurden, so mögen jene, welche gegen Erhebung von Gebühren für Dispensen eifern . . ., aus der Unterhaltung des Alumnates in Dillingen entnehmen, zu welchem Zwecke Rom diese Dispensgebühren zu verwenden gewohnt ist. Daher bestätigt sich auch in dieser Beziehung der Ausspruch von Pertz: ‚Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins.'" Und dazu ist noch zu bedenken, daß Gregor XIII. „mit unbegrenzter Municifenz zahlreiche Seminaria seu Collegia Pontificia oder päpstliche Alumnate nach dem Muster des 1552 in Rom gestifteten Collegium Germanicum gründete. Im Laufe seines letzten Regierungsjahres (1584) stiftete er die Seminarien zu Braunsberg, Brügge, Fulda, Ypern, Madrid, Mantua, Mons, Prag, Riga und Wilna" (S. 10).

**Die Hexenrichter von Würzburg.** Historische Novelle von Franz von Seeburg. In neubearbeiteter Ausgabe. 12⁰. IV u. 300 S. Regensburg, Friedrich Pustet, 1883. Preis: *M.* 1.20.

Mit Freuden begegnen wir der Separatausgabe dieser in mehr als einer Beziehung ausgezeichneten Novelle, die seiner Zeit im „Deutschen Hausschatz" erschien und deren Vorzüge bereits in einem früheren Bande dieser Zeitschrift gerühmt wurden. Es ist ein tieftrauriges und schauriges Culturgemälde, welches uns der Erzähler vor Augen führt, und an mehr als einer Stelle möchte man aufschreien ob der entsetzlichen „Gerechtigkeitspflege", welcher edle Jungfrauen, Priester des Herrn, ja unschuldige Kinder zum Opfer fallen. Doch auch an erfreulichen Lichtpunkten fehlt es nicht; namentlich ist der Charakter P. Spee's mit großer Liebe gezeichnet. Nur dürfte in den Trostgründen, welche derselbe den Verurtheilten vorführt und mit welchen sie sich selbst gegenseitig aufrichten, der Hinweis auf den unschuldig verurtheilten und gekreuzigten Heiland stärker betont werden. Ein Stilfehler, welcher an der ersten Ausgabe getadelt wurde, der jambische Tonfall der Dialoge nämlich, ist vielfach verbessert; doch könnte in diesem Punkte mit Nutzen noch ein Mehreres geschehen.

**Der sogenannte Lebensmagnetismus oder Hypnotismus.** Von Dr. E. L. Fischer. 8⁰. VIII u. 119 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1883. Preis: *M.* 3.

In dieser Schrift liefert der hochwürdige Herr Verfasser einen brauchbaren Beitrag zur Bannung und Entlarvung des Gespenstes, das als Lebensmagnetismus so lange unheimlich umgegangen und zumal in den letzten Jahren wieder mit größerer Ostentation in öffentlichen und privaten Cirkeln spukte. Neben den zahlreichen anderen Publicationen über denselben Gegenstand durch katholische und akatholische Auctoren wird diese Arbeit um so eher ihren Platz zu behaupten im Stande sein, als der Verfasser nicht allein auf die Erfahrungen Anderer angewiesen ist, sondern auch eigene, an sich und mit Anderen angestellte Experimente zur Klarstellung des Gegenstandes benützen kann. Er kommt mit anderen Forschern zu dem Resultat, daß der Lebensmagnetismus nichts Anderes als ein hypnotischer Zustand ist, der auf physiologischen und psychologischen Gründen beruht. Speciell hält er denselben für eine eigene Art eines Schlafzustandes, welcher dadurch entsteht, daß eintönige, schwache, oft

wiederholte Reize einerseits die betreffenden Nerven erst lebhaft anregen, dann aber abspannen und erschlaffen lassen, andererseits gleichzeitig das Bewußtsein erst auf einen Punkt hin sammeln und hochgradig steigern, um es dann nachher mehr und mehr sich verflüchtigen zu lassen, bis endlich mehr oder weniger totale und allseitige Bewußtlosigkeit sich einstellt. Diese Bewußtlosigkeit unterscheidet sich aber von derjenigen im normalen Schlafzustande dadurch ganz wesentlich, daß sie Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eingriffe oder Anästhesie zur Folge hat und daneben merkwürdiger Weise doch die Sinnesempfindung nicht unterdrückt, ja oft noch viel feiner macht. Hierdurch wird es dem Hypnotisirten möglich, trotz seines Schlafzustandes mit seiner Umgebung in Wechselverkehr zu treten, und lassen sich umgekehrt dem bewußt- und willenlosen Individuum durch andere Personen die sonderbarsten Bewegungen, Gesticulationen und Handlungen aufnöthigen. „Er wird zum Spielball der auf ihn einwirkenden Reize und darum auch ein Spielball in der Hand des Magnetiseurs." Dazu kommt dann noch die Möglichkeit, am Hypnotisirten beliebig die Erscheinungen des Krampfes oder der Muskelstarre hervorrufen zu können, welche der Verfasser auf Reflexthätigkeit zurückführt. Indem wir für die weiteren Erklärungen auf die Schrift selbst verweisen, möchten wir nur noch hervorheben, daß wir die hypnotischen Experimente nicht für so ungefährlich und unschuldig halten, wie der Herr Verfasser. Wenn auch der Lebensmagnetismus eine rein natürliche Erscheinung ist, so bietet doch seine Hervorrufung manche Unzuträglichkeiten sowohl wegen der Sache selbst als auch wegen der Umstände und Folgen.

---

# Miscellen.

**Calviniana.** Wiederholt haben wir Herrn Prof. Schlottmann aufgefordert, den Beweis aus einem Quellenschriftsteller zu erbringen, daß der „Blutmensch" Peter Arbues einen einzigen Menschen zum Tode verurtheilt habe (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXIII. S. 208 u. 544). Noch immer ist keine Antwort erfolgt. Wir müssen darum annehmen, daß der gelehrte Herr diesen wissenschaftlichen Beweis nicht erbringen kann und seine Schmähungen gegen den Heiligen eitel moabitische Scherben sind. Da er aber seinen Zorn über die Inquisition nicht scheint bemeistern zu können, so wollen wir ihn auf einen anderen Großinquisitor hinweisen, gegen den er seinen Eifer mit Recht auslassen kann: Johannes Calvin in Genf. Wir entnehmen die folgenden Angaben den auf den Acten des calvinischen Consistoriums beruhenden und in den Memoiren der Genfer Akademie (l'institut national) veröffentlichten Untersuchungen des Genfer Protestanten J. B. G. Galiffe (Quelques pages d'Histoire exacte und Nouvelles pages d'Histoire exacte. Genève 1862. 1863. Separatabdruck 1868).

In dem Register des Consistoriums vom 19. November 1545 heißt es (Nouvelles pages, 109): „M. Calvin, Minister in Genf, und Mtre Jacques Bernard, Minister zu Penay, haben auseinandergesetzt, daß man sich Mühe

gegeben habe, einigen Delinquenten des genannten Ortes [Penay] den Proceß zu machen, und daß es deren noch viele andere gebe; sie stellen das Ansuchen, den Beamten des genannten Ortes zu befehlen, eine regelrechte Untersuchung gegen solche Ketzer einzuleiten, um diese Rasse in dem Orte zu vertilgen" (faire légitime inquisition contre tels hérétiques afin d'extirper telle race de la dite terre). Das ist also, was Calvin ausdrücklich verlangte: eine Inquisition zur Ausrottung der ketzerischen Menschenrasse. Durch diese Mahnung bewirkte er, daß wiederum die Scheiterhaufen aufloderten. Natürlich lag ihm die Rechtgläubigkeit der Stadt Genf mehr am Herzen, als die des kleinen Weilers Penay. Das zeigte er besonders bei der Verbrennung Servets: Genf sollte nicht einmal von dem flüchtigen Fuß eines durchreisenden Häretikers berührt werden. Calvin „ließ ihn [Servet] an einem Sonntag festnehmen, entgegen den Genfer Freiheiten [franchises], deren Beobachtung er eidlich gelobt hatte; dann ließ er sich, entgegen denselben [beschworenen] Freiheiten, in der Rolle eines Anklägers durch seinen Diener vertreten, um, ohne die Anklage aufgeben zu müssen, unter den Belastungszeugen und Richtern des Angeklagten erscheinen zu können; diesem ließ sein Rath und Einfluß, immer im Widerspruch mit denselben [beschworenen] Freiheiten, einen Vertheidiger, die Mittheilung der vorzüglichsten Proceßacten, ja sogar die nothwendigsten Kleider verweigern, obwohl das Vermögen des Unglücklichen, das in den Händen der calvinischen Justiz war, sich auf mehrere Tausend Francs belief. Von Anfang an erhob sich Calvin mit Heftigkeit gegen die ehrenwerthesten Genfer, welche zu Gunsten des Opfers und der verletzten Gesetze sich verwenden wollten; ja, noch mehrere Jahre nach dieser schmachvollen Hinrichtung verfolgte er mit äußerster Strenge bis zum Tod die, welche dieselbe zu tadeln gewagt hatten". Nach diesen Worten widerlegt Galiffe das Gerede, daß Calvin die Art der Todesstrafe habe mildern wollen: „Hätte derselbe die Absicht gehabt, diese Milderung herbeizuführen, so würde er ganz natürlich auch das dem Rathe vorgeschlagen haben, der dann solches mit Freuden angenommen hätte; aber man findet durchaus nichts davon in den Registern. Die Vertheidiger Calvins, welche das Gegentheil zu beweisen suchen, gehen von der Voraussetzung aus, daß die Verbrennung Servets nur ein Ausnahmefall unter der Regierung Calvins gewesen sei. Aber gerade die Hinrichtung durch das Feuer war im Gegentheil eine der häufigsten der calvinischen Rechtspflege geworden. Hat es aber auch nur den Schatten der Wahrscheinlichkeit, daß Calvin, der verbrennen ließ oder zustimmte, daß man verbrannte zu Hunderten — nach den schauderhaftesten Folterqualen und Verstümmelungen, meist auf einfachen Verdacht hin — Unglückliche, welche ihm vollständig unbekannt oder gleichgiltig waren (man verbrannte deren sogar während des Processes von Servet den 29. August 1553): hat es, sagen wir, auch nur den Schein von Wahrscheinlichkeit, daß Calvin den Gedanken gehabt hätte, diese Milderung dem Menschen zu gewähren, welchen er seit so langer Zeit zugleich als Gegner und als einen der gefährlichsten Ketzer der Welt haßte, den zu verderben, sobald er in seine Hände gefallen, er schon vorher entschlossen war? Dieser Calvin, welcher

betreffs eines weit weniger gefährlichen Häretikers an Madame von Cany schrieb, indem er ihr das Mitleid für diesen Menschen zum Vorwurf machte: ‚Ich hätte gewünscht, daß er in irgend einer Grube verfault wäre, wenn es nach meinem Wunsch gegangen wäre .... und ich versichere Sie, Madame, wenn er nicht so bald entwischt wäre, hätte es, um meine Pflicht zu erfüllen, nicht an mir gelegen, daß er nicht durch's Feuer gegangen wäre!‘ Dieser Calvin, welcher .... unmittelbar nach der Hinrichtung Servets ein Buch schrieb, um der weltlichen Gewalt zu empfehlen, die Ketzer durch Feuer und Schwert zu vertilgen!“ Doch genug von dieser Justiz des Genfer Großinquisitors, der sich, wie Galiffe bemerkt, den Titel „Seigneur“ und einen Gehalt von circa 9000 Franken jährlich (die reichen Casualia nicht mitgerechnet) geben ließ. Wir haben ja schon früher aus eben demselben Galiffe (vgl. diese Zeitschrift, Bd. X. S. 460 ff., 526 f.) auf diese entsetzliche Justiz hingewiesen und dort auch von zwei Hinrichtungen erzählt: von Jacques Gouet, der auf ein Unterlagepapier zum Probiren der Feder auch einen ketzerischen Satz und in eine Schrift Calvins das Wort nugae geschrieben, und von Berthelet, wider den auch der Anklagepunkt vorgebracht worden, daß er die calvinische Prädestinationslehre falsch genannt hatte. — Galiffe macht gleichfalls auf den Unterschied der früheren katholischen und der calvinischen Inquisition aufmerksam: „Der alte Bischof verzieh oft zur Unzeit, der neue verzieh niemals irgend Jemandem“, und: „Die [katholischen Richter der Inquisition] hatten sich, soviel ihr Amt es gestattete, mit den Gefühlen der Menschlichkeit und des gesunden Sinnes erfüllt, und weit entfernt, die Leiden der Opfer zu vermehren, hatte man die Gewohnheit, den Delinquenten vor Anzündung des Scheiterhaufens zu erdrosseln“ (p. 105). Die calvinische Justiz hingegen hatte dieses Mitleid nicht; ja sie quälte die Unglücklichen noch auf dem Wege zum Scheiterhaufen durch glühende Zangen und durch Abhauen der rechten Hand (p. 109). Ein anderer Unterschied bestand darin, daß die katholische Inquisition die Abweichung von einer objectiv vorliegenden Lehre und Norm richtete, welche ebenso streng sie als die Angeklagten, die Päpste, die Fürsten, die Bischöfe wie die geringsten Gläubigen verpflichtete. In der Justiz Calvins war es, wie Galiffe zeigt, anders: wer auf seine Person und Predigt schimpfte, lästerte Gott; wer seine Schriften bekritelte, erhob sich wider Gottes Wort; wer seine schreckliche, im Widerspruch mit der ganzen Vorzeit gelehrte Prädestinationslehre bekämpfte, galt als Ketzer.



